This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 446183

E. DORSCH, M. D.
Monroe, Mich.

THE DORSCH LIBRARY.

The private Library of Edward Dorsch, M. D., of Monroe, Michigan, presented to the University of Michigan by his widow, May, 1888, in accordance with a wish expressed by him.

DS
601
.R81

X.A.v.E. SINGER LEIPZIG
O. Vaumann

DER

MALAYISCHE ARCHIPEL.

37379

LAND UND LEUTE

IN

SCHILDERUNGEN, GESAMMELT WÄHREND EINES DREISSIG-JÄHRIGEN AUFENTHALTES IN DEN KOLONIEN

VON

H. VON ROSENBERG,

KÖNIGL. NIEDERLÄNDISCH-OSTINDISCHER REGIERUNGSBEAMTER 1. P.
RITTER MEHRERER ORDEN,
MITGLIED VERSCHIEDENER GELEHRTER GESELLSCHAFTEN.

MIT ZAHLREICHEN ILLUSTRATIONEN ZUMEIST NACH DEN ORIGINALEN DES VERFASSERS
UND EINEM VORWORT

VON

PROFESSOR P. J. VETH IN LEIDEN.

LEIPZIG.
VERLAG VON GUSTAV WEIGEL.
1878.

RE

Alle Rechte vorbehalten.

Vorwort.

Herr von Rosenberg, der Verfasser dieser ſich über dreissig Jahre erſtreckenden Reiseberichte, welche hiemit dem deutschen Publikum geboten werden, gehört zu der beträchtlichen Zahl derjenigen Deutschen, die im Dienſte der niederländischen Regierung und öfters in ihrem speziellen Auftrag an der Untersuchung der malaischen Inselwelt lebhaften Antheil genommen. Wenngleich das kleine Königreich der Niederlande ſich nicht ganz unfähig erwiesen hat, ein Gebiet, das sein eignes beschränktes Territorium achtundvierzigmal an Grösse übertrifft und von einem bunten Gemische der verschiedenartigſten Volksſtämme bewohnt wird, mit Umſicht und Klugheit zum eignen Vortheile und zum Wohle der Eingeborenen zu regieren, so iſt es doch ohne fremde Hülfe der unermesslichen Aufgabe nicht gewachsen, diesen so ausgedehnten und in jeder Beziehung merkwürdigen Archipel wissenschaftlich zu durchforschen. Sicherlich wird Niemand der nur einigermassen bekannt iſt mit dem Umfang und Werth desjenigen, was in den letzten fünfzig Jahren für die Kenntniss der Sprachen und Literatur von Niederländisch-Indien von Niederländern geleiſtet iſt, die Gebieter der indischen Inseln der Fahrlässigkeit und Gleichgültigkeit für wissenschaftliche Interessen zeihen; aber es kann nicht geleugnet werden, dass neben den hervorragenden Namen eines Roorda, Cohen-Stuart, van der Tuuk, Matthes, Kern, Pijnappel und Anderer auf dem Gebiete der sprachlichen und literarischen Forschungen, die Niederländer in ihren eignen Kolonien auf dem der Naturwissenschaft etwas den Fremden nachſtehen und nicht viele Namen aufzuweisen haben die mit denen eines Reinwardt, Blume, Salomon Müller, Horner, Kuhl, Hasskarl, Junghuhn, Bernſtein, Miquel, Heinrich Schlegel, Emil Stöhr, (alle geborene Deutsche, wenn auch zum Theil in Holland erzogen), in gleiche Linie geſtellt werden können. Es gereicht der deutschen Nation zur grossen Ehre, dass, obgleich ſie keinen Fuss breit Landes in fremden Welttheilen beſitzt, dennoch die Thatkraft

ihrer Söhne, wo es wissenschaftliche Forschungen gilt, in allen Welttheilen jedem anderen Volke wenigſtens die Waage hält.

Es iſt allgemein anerkannt, dass die deutsche Wissenschaft einen kosmopolitischen und eben daher uneigennützigen Charakter hat. Während andere Völker in ihren Studien meiſtens mehr oder weniger praktischen Zwecken nachſtreben und in der Wissenschaft «die tüchtige Kuh» erblicken, iſt ſie dem deutschen Geiſte in seinen besseren Offenbarungen immer «die hohe Göttin» geblieben, die man wegen ihrer eignen Vorzüge ehrt und liebt.

Mit diesem kosmopolitischen Charakter der deutschen Wissenschaft hängt auch zusammen, dass, während man bei anderen Völkern oft eine Selbſtgenügsamkeit spürt, die ſich im Ganzen nur wenig um das kümmert, was von Fremden geleiſtet wird, ſie faſt nie verschmäht aus den Quellen zu schöpfen, die von anderen Völkern eröffnet ſind, um ſich durch Studium ihrer Sprache und Literatur ihre Gedanken und errungenen Resultate zur Förderung des eignen Wissens anzueignen.

Es iſt aber auffallend, dass in dieser Hinſicht eine etwas sonderbare und nicht ganz erklärliche Ausnahme ſtattfindet. Es giebt kaum eine zweite Sprache, die dem Deutschen so leicht zugänglich iſt, als die seiner Muttersprache so nahe verwandte niederländische; und dennoch giebt es kaum eine zweite Sprache, die im Ganzen genommen so sehr von den Deutschen vernachlässigt wird, und eben daher auch kaum ein zweites Land, worüber in Deutschland so irrthümliche Vorſtellungen gang und gäbe ſind als die Niederlande und ihre Kolonien. Wie wahr dies iſt, haben auch bisweilen deutsche Gelehrten anerkannt. Im dritten Stücke der «Göttinger gelehrten Anzeigen» für 1878 hat Prof. Wappäus, in der Anzeige einer Bibliographie der niederländischen Schriften über Afrika, ſich in Bezug auf ein von Herrn Kiepert über den Antheil der Niederlande an der Erforschung Afrikas gefälltes Urtheil sehr ſtark in diesem Sinne ausgesprochen: «Dass», sagt er, «diese Behandlung von Seiten eines auch auf dem Gebiete der hiſtorischen Geographie so allgemein anerkannten deutschen Geographen die Niederländer verletzt hat, konnte wohl nicht anders sein, da ſie dadurch nur einen neuen schlagenden Beweis der unverdienten Geringschätzung ihrer Sprache und Literatur von Seiten ihrer deutschen Nachbarn erhielten. Wir würden es sogar nicht übel nehmen können, wenn ſie darin auch einen Beweis nationaler Undankbarkeit gegen eine Nation sähen, der Deutschland doch in mancher Beziehung, wie namentlich in der Seefahrt, dem Land- und

Wasserbau viel mehr zu verdanken gehabt, als anderen mächtigen fremden Nationen, und wenn ſie diese Ungerechtigkeit um so empfindlicher fühlten, als die Deutschen doch sonſt so geneigt ſind, die Verdienſte fremder Nationen vollkommen und rückhaltlos anzuerkennen».

Dass die hier gerügte Vernachlässigung und Unkenntniss wirklich ſtattfindet, würde nicht schwer zu erhärten sein. Gute Reiseberichte über Holland, wie ſie Italien in «Olanda» von de Amicis, England in Wood's «through Holland», Frankreich in Havard's «Hollande pittoresque» aus den letzten Jahren beſitzt, wird man in der neueren deutschen Literatur vergebens suchen. Der französischen «Revue des deux Mondes» kann man unter den deutschen Zeitschriften am beſten die «Deutsche Rundschau» zur Seite ſtellen; während aber die erſtgenannte in einer Reihe von vorzüglichen Aufsätzen von der Hand der Herren Esquiros, Laveleye, Montégut, Fromentin, Réville und Anderen über die wichtigſten Erscheinungen im Volksleben, in der Literatur und Kunſt der Niederländer Auskunft giebt, hat letztere, wenn ſie gleich mehrere Hundert Exemplare in den Niederlanden absetzt, ihr im Prospectus abgelegtes Versprechen, auch die in Deutschland faſt unbekannten niederländischen Zuſtände zur Sprache zu bringen, bisher so wenig gelöſt, dass, wenn ich nicht irre, ein paar kurze Notizen über ein vom jetzt verſtorbenen Herrn Groen van Prinſterer in französischer Sprache verfasstes Buch und ein von einer holländischen Dame in deutscher Sprache geschriebenes Trauerspiel, den ganzen bisherigen Schatz ihrer Berichte und Erörterungen über niederländische Angelegenheiten bilden. Eigenthümlich iſt es auch, dass die deutschen Kunſtkritiker darauf zu beharren scheinen den grossen niederländischen zu Dronrijp in Friesland geborenen, jetzt aber in England wohnhaften Maler Alma-Tadema, einen Belgier zu nennen, obgleich schon die Form seines Namens (was aber vielleicht auch nicht allgemein in Deutschland bekannt iſt) seine frieſische Abkunft verräth. *)

Wir müssen aber geſtehen, dass seit der belgischen Revolution in den Niederlanden nicht viel geschehen iſt, das die Aufmerksamkeit auf ſich zieht. Die politische Rolle des kleinen Landes iſt in Europa

*) Die Endung ma, mit patronymischer Bedeutung, ist in den friesischen Familiennamen sehr häufig. So in Adema, Epkema, Halbertsma, Hobbema und unendlich vielen anderen. Die Meinung, dass Tadema ein Belgier ist, hat darin ihren Grund, dass er seine künstlerische Bildung auf der Antwerpener Kunstakademie vollendet und nachher einige Jahre in Brüssel gewohnt hat.

ziemlich unbedeutend geworden; grosse Erschütterungen hat es weder erfahren noch angeregt; die Bevölkerung iſt im Allgemeinen wohlhabend und zufrieden und giebt der Tagesliteratur wenig Veranlassung ſich mit ihr zu beschäftigen. Diese Umſtände könnten vielleicht die Gleichgültigkeit gegen das kleine Nachbarland einigermassen begreiflich machen, wenn nicht dieser kleine Staat zugleich ein ausgedehntes Reich in fremden Welttheilen besässe und die zweite koloniale Macht Europa's wäre. Es iſt aber nicht anzunehmen, dass die deutsche Wissenschaft ſich auch gleichgültig verhalten könne gegen die malaische Inselwelt, die so viele Wunder und Räthsel in ihrem Schoosse birgt, so viele wissenschaftliche Probleme anregt. An ſich iſt es wahrscheinlich, dass die niederländische Literatur noch am beſten Auskunft zur Lösung dieser Probleme ertheilen könnte. Man möchte daher meinen, dass wenigſtens unter den Gelehrten die ſich mit Geographie, Ethnographie, Linguiſtik, Handelsgeschichte und Kolonialpolitik beschäftigen, ein gewisses Interesse für niederländische Literatur rege sein sollte. Es sei mir erlaubt an einigen Beispielen zu zeigen inwieweit dieses auch wirklich der Fall iſt.

Heeren hat den bekannten und oft wiederholten Satz ausgesprochen, dass die zweihundertjährige Herrschaft der Niederländer über Java für die Kenntniss dieser merkwürdigen Insel weniger Früchte getragen hat, als die fünfjährige der Engländer. Dieser Satz wäre bei genauerer Kenntniss einerseits von der wirklichen Beschaffenheit der niederländischen Herrschaft auf Java, während des grössten Theils der zweihundertjährigen Periode, andrerseits von den Quellen woraus Raffles seine Berichte über Java geschöpft hat, von einem so bedachtsamen und gründlichen Gelehrten ſicherlich nicht ausgesprochen worden. Dass etwas Wahres daran iſt, will ich nicht leugnen; die Oſtindische Compagnie war immer mehr geneigt die Interessen ihres Handelsmonopols als die der Wissenschaft zu fördern. Dennoch hat während ihrer Verwaltung Valentijn in seinem grossen, in 1724 bis 1726 erschienenen Werke «Oud en Nieuw Ooſt-Indie» alles was man damals von Java wusste und wissen konnte mit Fleiss zusammengetragen. Bessere Aufschlüsse wurden erſt ermöglicht, als die von 1740 an geführten Kriege, zuletzt durch die Vertheilung des Mataramschen Reiches mittelſt der Verträge von 1755 und 1757 beendet, das Innere Java's dem Einflusse der Compagnie erschlossen. Ungefähr zur nämlichen Zeit als das Interesse für indologische Studien in Britisch-Indien wach wurde, begann ſich auch in Niederländisch-Indien der wissenschaftliche Sinn, z. B. durch die Stiftung

der Bataviaschen Gesellschaft in 1778 zu offenbaren. Die Ungunſt der Zeiten hat aber bald diese Keime erſtickt; immer mehr ſiegte England über seinen geschwächten und zuletzt seiner Nationalität beraubten Nebenbuhler, dem es am Ende durch die Eroberung Java's auch den letzten Reſt seines Kolonialreiches entriss; und jetzt beeilten ſich die Sieger alles zusammenzutragen und herauszugeben was Licht über das neu erworbene, aber bald als unſicher erkannte Beſitzthum verbreiten konnte, ſie scheuten ſich dabei gar nicht von den von ihren Vorgängern zusammengebrachten und in den Archiven aufgespeicherten Schätzen, meiſt jedoch ohne Anerkennung, reichlich Gebrauch zu machen.

Im J. 1856 wurde in Deutschland von dem berühmten Staatsökonomiker Roscher ein treffliches Buch über Kolonien, Kolonialpolitik und Auswanderung herausgegeben. Es hat, wie es mir scheint, nur einen grossen Fehler: die völlige Unbekanntheit des Verfassers mit der neueren niederländischen Kolonialpolitik, dem sogenannten, vom General-Gouverneur van den Bosch seit 1830 eingeführten, jetzt allmählig wieder aufgegebenen Cultursyſtem. Durch Money's Werk «Java, or how to manage a Colony» (London, 1861), iſt dieses Syſtem, das auch in Deutschland in Friedr. von Hellwald einen Bewunderer gefunden hat, mehr allgemein bekannt geworden; aber so lange über dieses Syſtem nur in niederländischen Schriften, deren Zahl gleichwohl ungeheuer gross war, gehandelt und geſtritten wurde, hat selbſt einer der vorzüglichſten Staatsökonomen Deutschlands gar nichts davon gewusst und offenbar im Wahne geſtanden, als hätten die Niederländer gleich nach der Zurückgabe Java's die alte Kolonialpolitik der Compagnie wieder aufgenommen, und als wäre die erſt in 1824 errichtete niederländische Handelsgesellschaft ganz einfach die sogleich wieder hergeſtellte Compagnie selbſt gewesen.

In Oscar Peschel hat Deutschland einen seiner vorzüglichſten Geographen verloren. Er verband grossen Scharfſinn und die verschiedenartigſten Kenntnisse mit einer faſt wunderbaren Belesenheit. Dennoch iſt er in der niederländischen Literatur nicht viel besser bewandert als es gewöhnlich bei deutschen Gelehrten der Fall iſt. Zwar citirt er bisweilen einen niederländischen Schriftſteller, aber auffallend iſt seine geringe Bekanntschaft mit unserer reichen Literatur über den Malaischen Archipel. In seiner Völkerkunde fand er, im Kapitel über den malaischen Stamm, der doch im Ganzen den Niederländern wohl am Beſten bekannt sein möchte, auch nicht ein einziges Mal Gelegenheit ein niederländisches Buch anzuführen. Diese

Vernachlässigung der Literatur die, hier wenigſtens, die reinſten und reichſten Quellen bietet, rächt ſich durch sonderbare Fehler. Man kann seinen Augen kaum trauen, wenn man in einem sonſt so gründlichen Buche lieſt, «dass in Niederländisch-Indien eine Europäerin ſich sehr reiflich bedenkt, ehe ſie in eine Ehe willigt, weil das erſte Kindbett gewöhnlich der Mutter das Leben koſtet», während gerade im Gegentheil die tägliche Erfahrung lehrt, dass die holländischen Mädchen, die in ziemlich bedeutender Zahl eine Stelle als Lehrerin oder Erzieherin auf Java suchen, recht froh ſind, wenn ſie dort eine gute Partie machen können und ſich keineswegs durch die Furcht vor dem im tropischen Klima auch für Europäerinnen sehr leichten Kindbette davon abhalten lassen. Nicht weniger sonderbar iſt, wo er die Dajacker Borneo's berührt, die Behauptung, dass «bei ihnen, ehe der Radja Brooke ihr ein Ende bereitete, die alterthümliche Sitte des Schädelraubes galt.» Der von Radja Brooke geſtiftete Staat erſtreckt ſich über etwa ein Zehntel der ungeheuren, an Umfang dem deutschen Reiche vergleichbaren Insel, wovon drei Viertel unter niederländischer Herrschaft ſtehen. Wirklich scheint es dem Radja und seinem Nachfolger gelungen zu sein in dem kleinen Reiche von Serawak diesem Uebel zu ſteuern; aber schon an ſich iſt es sehr unwahrscheinlich, dass der humaniſirende Einfluss der Engländer ſich über die ganze Insel hätte erſtrecken können. Dieses iſt denn auch keineswegs der Fall. Auch die niederländische Regierung hat ſich, nicht ohne Erfolg, eifrig beſtrebt, durch Beseitigung der Fehden dem Meuchelmord unter den Dajackern ein Ende zu machen; aber dass dennoch im Innern der Insel das Uebel noch immer fortdauert, darüber hätte wenigſtens ein Dutzend holländischer Bücher, zum Beispiel Perelaer's «Ethnologische beschrijving der Dajaks» (Zalt-Bommel, 1870), den Verfasser belehren können.

Die Oeſterreichische Corvette «Erzherzog Friedrich» hat in den Jahren 1874—1876 auf einer Erdumsegelung auch einen Theil des Malaischen Archipels durchkreuzt. In den Berichten über diese Reise wird besonders die Umsegelung der Insel Borneo hervorgehoben. Von einer wirklichen Umschiffung kann eigentlich nicht die Rede sein; es wäre lächerlich, eine Fahrt von Singapore durch die Banka-Strasse nach Batavia und Surabaya und von dort nach der Südspitze von Pulo-Laut als einen Theil einer Umschiffung Borneo's zu betrachten, und dennoch kann nur wenn wir diese Fahrt mitrechnen, hier von Umschiffung gesprochen werden. Uebrigens iſt es keineswegs meine Abſicht das Verdienſt zu schmälern, das ſich die Oeſter-

reicher auf dieser Reise um die Geographie Borneo's erworben haben. Eine genaue Prüfung dieses Verdienſtes iſt schwierig, weil ſie ſich gar keine Mühe gegeben haben das neu Gefundene mit dem schon Bekannten zu vergleichen und in Einklang zu bringen. Herr Lehnert wenigſtens äussert ſich in seinem übrigens sehr lesenswerthen und schön illuſtrirten Buche «Um die Erde» faſt in einer Weise, als wäre Borneo ein von den Oeſterreichern neu entdecktes Land. Der ganze Bericht über diese Umschiffung leidet an einer Uebertreibung, einer Ueberschätzung des Geleiſteten, die rein unmöglich gewesen wäre, wenn der Verfasser auch nur annähernd bekannt gewesen wäre mit dem was von Engländern und Niederländern, und wahrlich nicht in letzter Linie von Deutschen in niederländischem Dienſte, für die Erforschung Borneo's gethan iſt. Die Makassar-Strasse, eine der besuchteſten Handelswege des Archipels, die von der niederländischen Marine mit besonderer Sorgfalt aufgenommen iſt, und woran die bedeutende Handelsſtadt Makassar, mit einem jährlichen Handelsumsatz von etwa dreissig Millionen Mark gelegen iſt, kann doch wahrlich nicht mit Recht als ein «bis zum heutigen Tage völlig unbekanntes Gebiet» beschrieben werden. Aber noch schlimmer iſt es, wenn Herr Lehnert von der ganzen Insel Borneo behauptet, dass ſie «unerforscht und unerschlossen blieb wie etwa das Innere Afrika's.» Ein Blick auf die vier Blätter der Karte des niederländischen Theils von Borneo, die Oberſt-Lieutenant Verſteeg im «Atlas van Nederlandsch-Indie» herausgegeben, wäre an ſich zureichend um zu beweisen, dass diese Vorſtellung unmöglich richtig sein kann. Es möge immerhin diese Karte im Einzelnen noch sehr fehlerhaft sein und mancher Berichtigung bedürfen, aber wenn nicht das ganze Bild, das ſie giebt, lauter Frucht der Phantaſie iſt, kann ſie doch unmöglich als die Karte eines völlig unerforschten Gebietes betrachtet werden. Und dass ſie nicht Frucht der Phantaſie, sondern zum grössten Theil das Ergebniss fleissiger Aufnahmen und Untersuchungen iſt, wäre leicht zu zeigen. Mit gänzlicher Uebergehung dessen was von den Niederländern Halewijn, Tobias, Hartmann, van Capellen, van den Dungen Gronovius, Gallois, Weddik, van Lynden, Groll, van Rees, Perelaer, de Kater, Maks, de Roy van Zuydewijn und vielen Anderen für die Kenntniss dieser «unerschlossenen» Insel geleiſtet iſt, sei es mir erlaubt, hier nur in aller Kürze die Verdienſte einiger Deutschen um die Erforschung Borneo's in Erinnerung zu bringen.

Major George Müller aus Mainz bereiſte von 1818 an alle die der Weſtküſte entlang gelegenen Staaten: Sambas, Mampawah, Pon-

tianak, Simpang und Matan; nahm die Nordweſtküſte auf bis zum Redjang-Fluss; drang zweimal den Kapuas-Fluss hinauf ins Innere bis über den 113. Längegrad öſtlich von Greenwich; reiſte darnach nach Kutai auf der Oſtküſte; fuhr den Mahakkam-Fluss hinauf so weit er schiffbar iſt; überſtieg die Wasserscheide zwischen Mahakkam und Kapuas, und war nur noch etwa 12 Stunden von dem früher erreichten Punkte entfernt, als er, im November 1825, durch einen leider nie gerächten Meuchelmord den Tod fand. In meinem Buche: «Borneo's Weſterafdeeling» (2 Theile, Zalt-Bommel, 1854, 1856) habe ich aus gedruckten und handschriftlichen Quellen ausführlich über alle diese Reisen berichtet.

I. J. 1830 wurde Major Henrici, Deutscher oder deutscher Schweizer, von der Regierung mit der Aufnahme der ganzen weſtlichen Abtheilung Borneo's beauftragt. Er bereiſte dieses Gebiet bis 1832, machte Karten und Sammlungen, litt aber Schiffbruch auf der Rückreise nach Java, wobei zwar der grösste Theil seiner Papiere verloren ging, jedoch seine grosse Karte in 16 Blättern glücklicher Weise gerettet wurde. Ein Jahr später kehrte er als Oberſt-Lieutenant nach Borneo zurück um seine Aufnahme in der südlichen Abtheilung oder dem Gebiete von Bandjer-maſin fortzusetzen. Was er hier gesammelt und aufgezeichnet hat, iſt, wenigſtens zum Theil, in den Berichten seiner Nachfolger verarbeitet und so der Wissenschaft erhalten. Selbſt hat er nichts veröffentlicht, obgleich das seine Abſicht war, da er 1836, kurz nach seiner Rückkehr nach Europa, in voller Manneskraft einer Krankheit erlag.

I. J. 1836 wurde eine Commission, aus dem Zoologen Salomon Müller, dem Geologen L. Horner (beide Deutsche) und dem niederländischen Botaniker Korthals beſtehend, zur Fortsetzung von Henrici's Untersuchungen nach Bandjer-maſin geschickt. Die Untersuchungen wurden vom Juli bis December mit bedeutendem Erfolge bis tief ins Innere fortgesetzt, die Resultate mit Karte und vielen lithographischen Bildern in dem von der Regierung herausgegebenen Prachtwerke: «Verhandelingen over de natuurlijke geschiedenis der Nederlandsche overzeesche bezittingen» (3 Theile in fol. 1839—1844) veröffentlicht, während Dr. Horner im XVII. Theil der Abhandlungen der Bataviaschen Gesellschaft seine geologischen Forschungen noch besonders zur Sprache brachte.

Dr. Schwaner aus Mannheim kam 1843 nach Borneo, beſchäftigte ſich von 1834—1847 mit Untersuchungen über die Steinkohlenlager in Bandjer-maſin und die Schiffbarkeit des Barito-Stroms, den er so weit möglich hinauffuhr, um auf diesem Wege bis zum

Kutaischen Gebiete vorzudringen. Nach Bandjer-masin zurückgekehrt, fuhr er den Kapuas Murung und Katingan hinauf, überstieg die Wasserscheide zwischen diesen Strömen und dem grossen Kapuas-Flusse, gelangte auf dem Melawi-Fluss bis Sintang und liess sich von dort den Kapuas hinuntertreiben; der erste Europäer, der quer durch's Innere Borneo's von der einen Küste zur andern gelangte. Schwaner unterlag dem Fieber zu Batavia im März 1851, als er sich eben zu einer neuen Reise nach Borneo rüstete. Der schriftliche Nachlass Schwaner's wurde grossentheils in 1853 und 1854 von Prof. Pijnappel in zwei Theilen mit Karte und vielen Abbildungen unter dem Titel «Borneo» herausgegeben; einige besondere Abhandlungen sind ausserdem in verschiedenen indischen Zeitschriften veröffentlicht.

I. J. 1856 wurden Lieutenant von Kessel und Sergeantmajor Ullmann, beide Deutsche, mit einer Aufnahme des Gebietes nordwärts vom Kapuas bis an die Grenzen von Serawak und Sadong beauftragt. Diese Aufnahme hat auch die statistischen Notizen veranlasst die von Kessel in der Zeitschrift «Indisch Archief» herausgegeben. Die Karte dieser Aufnahme, im Maassstabe von 1 : 250,000, ist nie besonders herausgegeben, sondern verarbeitet in den schon erwähnten Karten des Oberst-Lieutenant Versteeg, zum Theil auch in einer Karte von Nordwest-Borneo in den Geographischen Mittheilungen von 1861 nach einer sorgfältigen Kopie in meinem Besitze, die ich Herrn Petermann geliehen. Nach dieser Karte zu schliessen umfasste diese Aufnahme die Landschaften Sambas, Mampawa, Pontianak, Landak, Tayan, Meliau und Sangau.

Dem preussischen Mineralogen H. von Gaffron verdanken wir wichtige geognostische Notizen über Borneo, nebst einer Aufnahme der ganzen Südwest-Ecke der Insel zwischen den Flüssen Katingan, Pawan, Pinoh und Melawi und dem Meere. Seine wichtigsten Amtsberichte, die aus dem Jahre 1853 stammen, wurden von Prof. Pijnappel in der Zeitschrift des Instituts für Geographie, Ethnologie und Linguistik des Indischen Archipels nebst einer Karte veröffentlicht.

Die Kenntniss endlich die wir von den Ländern an der Ostküste von Tanah Bumbu und Passir nordwärts bis Tidung und dem ungefähr als Grenze des niederländischen Borneo zu betrachtenden Siboku- (Sibuku-) Flusse besitzen, verdanken wir zum grössten Theil einem andern, auch als Kenner der Malaischen Sprache rühmlichst bekannten Deutschen, H. von Dewall. Berichte über seine Reisen und Aufnahmen in den Jahren 1846—1849, die das ganze genannte Gebiet umfassten, finden wir theils in der Zeitschrift «Indisch Archief», theils im IV.

Theile der Zeitschrift der Bataviaschen Gesellschaft. Die Karten sind nicht veröffentlicht, aber bilden, verbunden mit den Küsten-Aufnahmen der niederländischen Marine, die Grundlage der zwar keineswegs vollständigen und fehlerfreien, aber doch ohne Zweifel in den Hauptpunkten richtigen Vorstellung auf den Versteegschen Blättern.

Die in den indischen Zeitschriften herausgegebenen Abhandlungen der deutschen Missionäre Hupe und Becker sind wichtiger für die Ethnographie als für die Geographie Borneo's, doch auch in letzterer Beziehung nicht zu verschmähen. Hardelands ausgezeichnete linguistische Arbeiten (Grammatik der Dajackschen Sprache, Amst. 1858; Wörterbuch der Dajackschen Sprache, Amst. 1859), sind, wenngleich im Auftrage der niederländischen Bibelgesellschaft abgefasst und auf ihre Kosten herausgegeben, in deutscher Sprache geschrieben, und daher den deutschen Sprachforschern etwas besser bekannt geworden.

Es erhellt aus dieser Uebersicht, dass wir einen bedeutenden Theil der Data, die die Grundlage unserer Karten von Borneo bilden, deutschen Reisenden und Forschern verdanken. Weil aber die darauf bezüglichen Mittheilungen in niederländischen Büchern, Zeitschriften und Atlanten versteckt sind, haben diese in Wahrheit grossartigen Forschungen in deutschen Ländern so wenig Anerkennung gefunden, dass ein Oesterreicher sich nicht scheut die Insel als gänzlich unerforscht zu bezeichnen. Es scheint also, dass selbst Fachmännern und Gelehrten in deutschen Ländern unerschlossen bleibt, was nur durch den Schlüssel der niederländischen Sprache eröffnet werden kann. Dass es Ausnahmen giebt und sogar die «Geographischen Mittheilungen» die niederländische Literatur über Geographie mit besonderer Aufmerksamkeit zu würdigen pflegen, macht die Sache nicht besser, sondern eigentlich noch etwas schlimmer, weil man daraus wissen könnte, wo der Schlüssel zu finden ist, und es dennoch vernachlässigt, ihn zur Oeffnung der Thüre hervorzuholen.

Es würde allem Scheine nach Herrn von Rosenberg ebenso gegangen sein, wenn er nicht selbst durch die Herausgabe des vorliegenden Werkes für eine Bearbeitung seiner Untersuchungen in deutscher Sprache Sorge getragen hätte. Dieses Buch enthält nichts was uns Niederländern nicht seit längerer oder kürzerer Zeit zugänglich war; denn eine lange Reihe von Schriften, deren Herr von Rosenberg selbst in seiner Vorrede kurz erwähnt, hat uns mit seinen verdienstvollen Forschungen bekannt gemacht. Aber der schon bemerkten Ursache wegen haben sie in seinem früheren Vaterlande — der Verfasser ist schon seit Jahren niederländischer Staatsbürger —

nur wenig Aufmerksamkeit erregt. Daher freut es mich, dass er jetzt durch diese verkürzte Gesammt-Ausgabe seiner Werke in seiner Muttersprache zugleich dem Interesse der Wissenschaft in grösserem Kreise dient, sich selbst die Ehrenstelle vindicirt, die ihm unter den Erforschern des Malaischen Archipels gebührt, und der Regierung, deren treuer, eifriger, kenntnissreicher und wahrheitliebender Diener er seit vielen Jahren gewesen, das Lob spendet, das sie beanspruchen kann.

In Holland, wo jeder Gebildete Deutsch versteht, wird die Sprache dieses Buches seiner Verbreitung kein Hinderniss in den Weg setzen. Die Niederländer werden sich freuen hier in übersichtlicher und gefälliger Form zusammenzufinden, was bisher in einer grossen Menge von Zeitschriften und unter den voluminösen Abhandlungen wissenschaftlicher Gesellschaften zerstreut lag. Sie werden sich glücklich preisen, weil sie an der Hand eines alten Bekannten und vertrauten Freundes durch die am wenigsten erforschten Theile dieser wunderbaren Inselwelt, die für Holland so grossen Werth und so hohe Bedeutung hat, herumgeführt werden. Besonders auch werden sie Vergnügen haben an den vielen schönen Holzschnitten, die der deutschen Ausgabe zur Zierde gereichen, nur ausnahmsweise schon früher herausgegebene Bilder wiederholen und in jedem Falle durch künstlerischen Werth weit die lithographischen Abbildungen übertreffen, die den originellen Ausgaben der einzelnen Reiseberichte bisweilen beigegeben wurden.

Dem deutschen Leser wird dieses Buch einen neuen Blick eröffnen in eine Welt von wundervoller Schönheit, die ihm im Ganzen noch ziemlich fremd geblieben ist. Es wird ihm einleuchten, dass die verdienstliche Arbeit Dr. Friedmanns, unter dem Titel «die Ost-Asiatische Inselwelt» (Leipzig, 1868) herausgegeben, den unendlichen Reichthum des Malaischen Archipels eben so wenig erschöpft hat, als die früheren „Schilderungen aus Holländisch Ostindien" von Dr. Epp (Heidelberg, 1852); dass namentlich über Sumatra und die kleineren Inseln in seiner Nähe nach dem schönen Junghuhn'schen Buche über die Battaländer (Berlin, 1842) und Dr. Mohnike's anziehenden Bildern von Palembang und Banka (Münster, 1874) noch viel Neues und Wichtiges zu berichten war; dass das reizende Wallace'sche Buch, das Dr. Meyer in Dresden durch deutsche Uebersetzung mehr allgemein zugänglich gemacht hat, über Selebes und die zahlreichen Inselgruppen in den Molukkischen Gewässern noch nicht das letzte Wort gesprochen hat; dass endlich niederländischerseits

auch über Neu-Guinea noch etwas zu den Berichten hinzuzufügen iſt, die wir in den letzten Jahren Engländern, Italienern, Deutschen und Russen in Menge verdanken. Borneo hat leider von Rosenberg nicht besucht, und es wäre wünschenswerth, dass ein tüchtiger deutscher Geographe ſich der Aufgabe unterzöge aus den englischen, niederländischen und sonſtigen Quellen eine gute Monographie über diese Insel zusammenzuſtellen, damit solch' voreiligen Urtheilen vorgebeugt würde, wie ſie ſich Lehnert hat zu Schulden kommen lassen. Möchte aber Jemand es bedauern, dass von Rosenberg ſich auch über Java nicht weiter verbreitet hat, so tröſte er ſich mit dem Gedanken, dass die überreiche Literatur über die herrliche Insel noch kein schöneres und bedeutenderes wissenschaftliches Werk aufzuweisen hat als Junghuhn's Java, das zugleich in niederländischer und deutscher Sprache erschienen iſt.

Leiden, den 18. December 1878.

P. J. Veth.

Inhalts-Verzeichniss.

I. Theil.

Widmung — Seite

Vorrede VIII

Vorwort des Herrn Professor Veth in Leiden

Niederländisch Ostindien.

Geographischer Abriss. 1

I. Sumātra.

Allgemeine Uebersicht 5

A. Reisen und Aufenthalt in den Batta-Ländern 13

B. Reisen in der Provinz Singkel und in den angrenzenden Ländern 39

C. Pādang und Umgegend; Reisen in den Pādanger Oberländern 62

1. Die Stadt und Umgebung 62

2. Ausflüge nach den Tudju-pulu 63

3. Aufenthalt zu Brakian 67

4. Reisen nach den IX. Kota 70

5. Reise nach Agam und den IV. Kota 75

6. Reise nach den östlichen Distrikten der Pādanger Oberländer 81

7. Besteigung des Vulkans Tālang oder Sulassi 94

Die Säugethiere und Vögel des Landes 99

II. Die Inselkette westlich von Sumātra.

Geographische Uebersicht 111

A. Hog-Insel oder Simālu 112

B. Die Banjak-Inseln 116

C. Die Insel Nias 123

D. Reisen nach den Mentāwej-Inseln 176

E. Die Insel Engano 205

Die Säugethiere und Vögel der Inselkette 218

II. Theil.

III. Selēbes.

Geographische Uebersicht 223

Reisen in der Provinz Gorontālo 224

1. Aufenthalt zu Gorontālo 224

2. Aufenthalt zu Modelido 232

3. Reise im Tomini-Busen 234

4. Aufenthalt am See von Limbotto 242

5. Reise nach Kwandang und Sumalatta 246

6. Aufenthalt zu Bọné 257

7. Reise nach Tulabọllo 259

8. Reise nach den Togĕan-Inseln 261

9. Nach der Minahassa 263

Die Säugethiere und Vögel des Landes 266

IV. Der Molukkische Archipel.

Seite

Allgemeine Uebersicht 280

A. Seram.

Geographische Uebersicht 282
1. Beschreibung der Elpaputi-Bai 283
2. Die Südküste von Seram von der Tuluti-Bai bis zur Ostspitze der Insel. Die Seramlaut-Gruppe 289
3. Reise längs Serams Nordküste vom Kap Musiha bis Wähai . 298
4. Fussreisen quer durch Seram von der Süd- nach der Nordküste 302

Die Säugethiere und Vögel der Insel 321

B. Reise nach den Aru- und Südoster-Inseln.

Geographische Uebersicht 323
1. Die Aru-Inseln 323
2. Die Südoster Inseln 344
Geographische Uebersicht
a. Die Keiinseln 345
b. Die Inseln Koor und Tijoor 352
c. Die Watubella-Inseln 355
d. Die Goram-Gruppe 356

Die Säugethiere und Vögel der Aru- und Südoster-Inseln 360

C. Reise nach Misool, Salawatti, Batanta und Waigeü. . . 374

Geographische Uebersicht 374

Die Säugethiere und Vögel der Inseln 394

D. Ternātĕ, Halmahéra, Tidōrĕ 397

Die Säugethiere und Vögel der Insel Ternāte 405

III. Theil.

V. Neu-Guinea.

Geographische Uebersicht von Neu-Guinea 412

A. Reise nach der Südwest- und Nordostküste 413
a. Reise nach und Aufenthalt an der Südwestküste 414
b. Ueberfahrt nach Dorej und Aufenthalt daselbst 438
c Nach der Humboldt-Bai; Aufenthalt daselbst, Rückreise nach Amboina 463

B. Reisen in dem Geelvink-Busen 480

C. Reise über Batjan nach Andai 518

Die Säugethiere und Vögel von Neu-Guinea 548

VI. Java.

Der Pflanzengarten zu Buitenzorg 567

Anhang.

I. Diagnose neuer und wenig bekannter Vogelarten 583
II. Vergleichendes Wörterverzeichniss 597
Druckfehlerverzeichniss 614

Verzeichniss der Abbildungen.

Seite

Portrait des Verfassers gegenüber dem Titel.

Fort auf Pontjang-ketjil 17

Hängebrücke in Padang-lawas. – Pfarrer S. A. Buddingh zu Batavia gab in seinem Werke „Neerlandsch-Oost-Indie“ eine, nach einer Copie dieser meiner Zeichnung gefertigte Abbildung mit der falschen Unterschrift „Hängebrücke auf dem Weg nach Tondano“, woselbst man aber derartig konstruirte Brücken gar nicht kennt. Suum cuique . 19

Berg Lubu-Rādja 25

Tempelruinen am Burumon 29

Zauberstab der Battas ($^1/_9$ der wirklichen Grösse). Im Museum zu Darmstadt 41

Dorf Lobang-tungkung 49

Batta von Pak-Pak 56

Batta von Pak-Pak zum Streit gerüstet. Schild und Lanze im Museum zu Darmstadt 57

Batta'sches Zauberinstrument ($^1/_4$ d. w. Gr.). Im Museum zu Darmstadt 59

Battagrab 61

Rhede von Padang 65

Malaisches Haus zu Singkara 73

Gipfel des Vulkans Talang 97

Kopf von Buceros rhinoceros juv. Im Museum zu Leiden 105

Niasser Frau aus dem Volk 145

Haus auf Nord-Nias 151

Dorf auf Süd-Nias 153

Leichengestell auf Süd-Nias 157

Frau eines Häuptlings 159

Häuptling von Sendegeassi 161

Niasser zum Streit gerüstet. Schild und Mütze im Museum zu Darmstadt. (Nach einer Photographie) 165

Steinernes Götzenbild 169

Hölzerne Götzenbilder. [Hausgötze = $^1/_{12}$, 1 = $^1/_7$, 2 = $^1/_4$, 3 = $^1/_2$, 4 = $^1/_3$ d. w. Gr.) Alle Bilder im Museum zu Darmstadt 173

Prauen der Mentawej-Insulaner 177

Männer und Frau von Mentawej 185

Mann von Pora. Der Hut im Museum zu Darmstadt 192

Waffen der Mentawej's (Links: a u b = $^1/_{18}$, c = $^1/_{14}$, d = $^1/_{18}$, e = $^1/_1$. — Rechts: a = $^1/_{16}$, b = $^1/_{23}$, c. u. d. = $^1/_{11}$, e = $^1/_{30}$ d. w. Gr.) Alle Gegenstände im Museum zu Darmstadt 193

Zierrathen der Mentawej's [Gruppe links = $^1/_4$, Gruppe rechts = $^1/_8$ d. w. Gr., beide das Unterste zu Oberst gedruckt; — untere Gruppe: a = $^1/_{12}$, b = $^1/_6$, c = $^1/_8$, d u. e = $^1/_4$ d. w. Gr.). Alle Gegenstände im Museum zu Darmstadt 195

Seite

Geräthschaften der Mentawej's (a = 1/16, b = 1/3, c = 1/28, d = 1/24, e = 1/28, f = 1/3 d. w. Gr.). Alle Gegenstände im Museum zu Darmstadt . . 197
Dorf Silabu 200
Gartenhaus bei Sibirribenua 201
Mann und Frau von Engano 208
Kopfzierrath der Frauen von Engano (Links = 1/2, rechts = 1/3 d. w. Gr.). Im Museum zu Darmstadt 209
Rādja von Gorontālo (nach einer Photographie) 225
Mann von Gorontālo (nach einer Photographie) 232
Tänzerin von Gorontālo (nach einer Photographie) 233
Schlammsee von Linu 265
Alfurus von Elpaputi (nach einer Photographie) 288
Bergansichten von Seram's Süd- und Südostküste . . . . . S. 296 297
Berg Subun 301
Ruine eines alten Forts 304
Alfur von Marhunu 313
Kopf des gelbhalsigen Kasuar's; im Darmstädter Naturalienkabinet . 396
Leibwache des Sultans von Ternātě (nach einer Photographie) . . . 401
Todtengrotte bei Kaimani 417
Dorf Timbona 424
Wasserfall in der Etnabai 425
Das Arfakgebirge von Dorej aus gesehen 441
Papua von Dorej 448
Papua mit Kriegsmütze (letztere im Museum zu Batavia). Der Reisende Du Chaillu, welcher es überhaupt mit der Wahrheit gerade nicht sehr genau nahm, gab in seinem Werk „l'Afrique sauvage" eine Copie dieser meiner Zeichnung, als das Bild eines Negers von der Loango-Küste. Also abermals ein: suum cuique 449
Rumslam zu Dorej 456
Grabstätte zu Dorej 457
Papua aus der Humboldtbai. Der Brustzierrath im Museum zu Batavia 465
Papua aus der Humboldtbai. Der Kopfputz im Museum zu Batavia . 473
Papua aus der Humboldtbai im Streit. Alle Zierrathen und Waffen im Museum zu Batavia 477
Obelisk von Buitenzorg : 568
Ardi, Javanischer Arbeiter (nach einer Photographie) 569
Plan des Weges von Gorontalo nach Kwandang 246
Grundriss des Pflanzengartens zu Buitenzorg. Copie des durch Oberst J. C. Rappard Anno 1866 aufgenommenen Plans 567

Alle Abbildungen, die Wenigen ausgenommen, welche nach Photographien gefertigt, sind nach Zeichnungen, welche der Verfasser seiner Zeit an Ort und Stelle gemacht.

VORREDE.

Dreissig Jahre (1840—1871) waren vorüber geeilt als mein Fuss bei der Einschiffung nach Europa zum letzten male den Boden jenes Wunderlandes drückte, dessen beſtrickender Reiz den nordischen Fremdling mit unlösbaren Banden fesselt. Jenes Wunderland ist der malayische Archipel, zum grössten Theil das Colonial-Beſitzthum der Niederlande.

Im Dienſte der dortigen Regierung angeſtellt, beschäftigte ich mich nach den verschiedenſten Richtungen hin mit dem Sammeln naturhiſtorischer und ethnographischer Gegenstände, sowie mit Untersuchungen der von mir bewohnten Länder. Diese Untersuchungen geschahen einen Theils aus eigenem Antrieb in den Mussestunden, welche mein Beruf mir übrig liess, andern- und grössten Theils jedoch wurden ſie auf Befehl der niederländisch-ostindischen Regierung ausgeführt, die, weit entfernt von dem engherzigen Krämergeist, welcher die selig entschlafene ostindische Compagnie beseelte, wissenschaftliche Forschungen jeglicher Art anregt, ausführen lässt und unterstützt. Die Ergebnisse mancher meiner Reisen legte ich in Aufsätzen und Beschreibungen nieder, welche, in holländischer Sprache geschrieben, in verschiedenen indischen und niederländischen Zeitschriften zu finden sind, so z. B. in Tijdschrift v. Neêrlands Indie; Verhandelingen van het Batav. Genootschap; Tijdschrift voor Ind. taal-, land- en volkenkunde v. het Batav. Genootschap; Werken van't K. Institut v. Indische taal-, land- en volkenkunde; Natuurkundig Tijdschrift v. Neêrlands Indië; Jaarboekje van't K. Zoolog. Genootschap te Amsterdam u. s. w. Auszüge daraus in Uebersetzungen brachten mehrere englische und franzöſische Zeitschriften und Fachwerke.

In den nachfolgenden Blättern habe ich die Resultate meiner Untersuchungen zu einem Ganzen verbunden und lege dieselben dem Publikum mit der freundlichen Bitte vor, es möge bei der Beurtheilung in Erwägung ziehen, dass der Verfasser während seines Aufenthalts im indischen Archipel öfter in der Lage war Säbel, Schiessgewehr und Jagdmesser führen zu müssen, als die Feder. Die beigefügten Abbildungen sind zum grössten Theil Copien, nach von mir an Ort und Stelle verfertigten Originalzeichnungen.

Die in der Beschreibung vorkommenden Meilen sind, wenn nichts Anderes bemerkt ist, englische (60 auf 1^0), das Mass ist der Meter und bei den Höhenangaben der rheinische Fuss. Bei den Längebestimmungen ist der Meridian von Greenwich als erster angenommen. Die über den Eigennamen und sonstigen aus den inländischen Sprachen entlehnten Wörtern angebrachten Zeichen deuten an: — dass die Silbe lang, ∪ dass sie kurz, ·· über dem Vocal, dass derselbe gesondert auszusprechen ist, wie z. B. in Batudaă (da-a). Die Zeichen ´ und ` über dem Buchstaben e sind wie im Französischen zu lesen und ein — unter einer Silbe zeigt an, dass der Nachdruck auf dieselbe zu legen ist.

Was schliesslich die Nomenclatur der aufgeführten Säugethiere und Vögel betrifft, so ist zu bemerken, dass ich ganz und gar den Ansichten meines väterlichen Freundes, Dr. H. Schlegel, huldige und deshalb manche von Wallace und Gray aufgestellte Arten nicht anführe.

Zum besseren Verständniss der Erlebnisse u. s. w., welche in den nachfolgenden Blättern geschildert werden, möge eine kurze Autobiographie vorausgehen, wodurch der Leser in den Stand gesetzt wird, mit einem Blick die chronologische Reihenfolge zu übersehen, in welcher meine Reisen und Untersuchungen stattfanden; ich werde mich dabei so kurz wie möglich fassen.

Durch einen kürzlich verstorbenen Oheim wurde schon in früher Jugend ein lebhaftes Interesse für fremde Länder und deren Naturschätze in mir geweckt, und waren Reisebeschreibungen und naturgeschichtliche Werke meine Lieblingslektüre. Von meinem verstorbenen Freund, Dr. J. J. Kaup in Darmstadt, meinem Geburtsort, in das Studium der Zoologie eingeführt, konnte ich Umstände halber meiner Neigung nicht folgen und trat deshalb, dem Wunsche meines Vaters gemäss, in Grossherzoglich Hessische Militärdienste. Da mir aber der Militärstand unter den damaligen Verhältnissen — Anfang der

30er Jahre — wenig zusagte, so entschloss ich mich kurzweg, als Volontair in niederländisch-ostindische Kriegsdienste überzutreten, liess mich im Mai 1839 zu Harderwijk anwerben und trat im November desselben Jahres in einem Lebensalter von 22 Jahren die Reise nach Batavia an. Nach einem mehrwöchigen Aufenthalt zu St. George d'Elmina auf der Westküste von Afrika, setzte ich am 2. Mai 1840 zum ersten male meinen Fuss auf Jāva, jenes heiss ersehnte Ziel meiner Wünsche. Im Juni desselben Jahres wurde ich nach der Westküste von Sŭmātră versetzt, die ich erst 16 Jahre später (Mai 1856) wieder verlassen sollte. Hier lernte ich durch persönliche Anschauung ein grosses Gebiet dieses herrliches Landes mit der davor liegenden Inselkette kennen, und zwar von 1840 bis 1845 einen Theil der Batta-Länder (theilweise als Assistent des berühmten Geologen Dr. F. Junghuhn). In den Jahren 1845, 1849, 1850, 1852 bis 1856 bereiste ich die Pādanger Gebirgs- oder sogenannten Oberländer, 1847, 1849 und 1852 die Mentāwej-Inseln, Eugāno und Benkulen; 1853 die Abtheilung Singkel, einen Theil des zum selbständigen Reiche von Atji gehörigen Innern und die Gruppe der Bănjăk-Inseln; 1854 endlich die Insel Nias.

Im Jahre 1856 wurde ich in meiner Militärcharge dem topographischen Bureau in Batāvia zugetheilt, machte 1858 als Assistent der Regierungs-Commission meine erste Reise nach den Molukken und Neu-Guinéa und ging im darauffolgenden Jahre unter Niederlegung meines militärischen Ranges als Beamter für geodesische und naturwissenschaftliche Untersuchungen in den Civildienst der Regierung über. Ich verweilte als solcher bis zum Jahre 1866 in den Molukken, einen Aufenthalt von drei Monaten im Jahre 1862 im östlichen Java abgerechnet, wohin ich mich zur Wiederherstellung meiner zerrütteten Gesundheit begeben musste. Während dieses meines ersten Aufenthaltes in den Molukken bereiste ich Amboina mit den umliegenden Inseln, Seram, Misool, Battanta, Salawattie, Waigeii, die sogenannte Südost-Inselgruppe, die Aru-Inseln, das nördliche Selēbes und auf der Durchreise die Insel Timor, die Banda-Gruppe, Buru und Ternātĕ.

Durch alle diese Reisen hatte mein Körper schwer gelitten und war ich deshalb im Jahre 1866 genöthigt, einen zweijährigen Urlaub nach Europa zu nehmen.

Zu Anfang 1868 wieder nach Indien zurückgekehrt, und aufs Neue mit wissenschaftlichen Untersuchungen beauftragt, reiste ich abermals nach den Molukken ab, durchforschte die Insel Ternātĕ, einige Theile von Halmahera und in den Jahren 1869 und 1870 den nord-

östlichen Theil von Neu-Guinea mit den im Geelvink-Busen liegenden Inseln. Da ich wegen körperlichen Gebrechen meine Dienſtgeschäfte nicht mehr nach Pflicht und Gewissen verrichten zu können glaubte, so erbat und erhielt ich 1871 meine Penſionirung und kehrte noch in demselben Jahre über Aegypten nach Europa zurück. Schwer fiel mir der Abschied von dem Lande der Sonne und des Lichtes; ob ich es wohl jemals wiedersehen werde? Wie ein Traum kommt mir oftmals mein vielbewegtes Leben vor, wenn ich der entschwundenen schönen Jahre gedenke und der lieben Freunde, in deren Kreise ich so manche gute Stunde verlebt. Wo ſind ſie geblieben? Und indem ich meine Erlebnisse niederschreibe, werden mir die Worte unseres grossen Dichterfürſten zur vollen Wahrheit:

»Ihr naht euch wieder, schwankende Geſtalten,
Die früh ſich einſt dem trüben Blick gezeigt.
Versuch' ich wohl euch diesmal feſtzuhalten?
Fühl' ich mein Herz noch jenem Wahn geneigt?
Ihr drängt euch zu! Nun gut, so mögt ihr walten,
Wie ihr aus Dunſt und Nebel um mich ſteigt;
Mein Busen fühlt ſich jugendlich erschüttert
Vom Zauberhauch, der euren Zug umwittert.«

NIEDERLÄNDISCH-OST-INDIEN.

Geographischer Abriss.

Die niederländischen Besitzungen in Asien, bekannt unter dem Namen von Niederländisch-Ost-Indien, liegen im indischen Archipel zwischen 5° N. B. und 11° S. B. und zwischen 95° 40′ und 141° O. L. von Greenwich. Die Oberfläche beträgt 27,855 Quadratmeilen. Die Zahl der Bewohner kann auf 21,000,000 geschätzt werden, worunter 36,500 Europäer, 256,000 Chinesen, 11,300 Araber und 107,000 Individuen aus den südasiatischen Ländern sich befinden. Die mittlere Temperatur beträgt an den Küsten 80,5° Fahrenheit; auf 3000 Fuss Höhe 70° und auf 9000 Fuss Höhe 49°. Der mittlere Barometerstand an der Meeresoberfläche ist 0,757 Meter. Man findet ohngefähr hundert thätige Vulkane; so auf Sumātra 16, auf Java 50, auf den Inseln östlich von Java und auf den Molukken 23 und auf Selēbes 11. Von den Bergspitzen ragen 88 höher als 2000, und 26 höher wie 3000 Ellen über der Oberfläche des Meeres empor. Die höchsten Berge findet man auf der Südwest-Küste von Neu-Guinea; sie sind 15000 Fuss hoch und mit Schnee bedeckt.

I. ABTHEILUNG.

SUMĀTRA.

Allgemeine Uebersicht.

Die niederländischen Beſitzungen auf Sumātra betragen 5688 geogr. □ Meilen mit 2,418,600 Einwohnern, wovon 2280 Europäer ſind. Davon kommen auf das Gouvernement Weſtküſte von Sumātra, worin die von mir bereiſten Länder liegen, 2200 geogr. □ Meilen mit 1,700,000 Einwohnern, worunter 1848 Europäer ſich befinden. Dasselbe zerfällt in die Reſidentschaften, Pādanger-Unterländer, Hauptplatz Pādang, Pādanger-Oberländer, Hauptplatz Fort de Kock; Tăpănōli, Hauptplatz Sibōga. Sitz des Gouverneurs und der oberſten Regierungs-Behörden iſt Pādang.

Geographische Lage und Meereshöhe einiger Punkte.

Pādang	0° 57′ 0″ S. B.	100° 20′ 0″ O. L.
Singallang (Berg) . . .	0° 18′ 0″ „	100° 27′ 50″ „
Sibōga	1° 44′ 24″ N. B.	98° 45′ 50″ „
Singkel	2° 16′ 47″ „	97° 44′ 48″ „
Lubu-Rādja (Berg) . .	1° 24′ 50″ „	99° 13′ 50″ „
Bandar-Nahor	2° 5′ 0″ „	98° 56′ 0″ „
Dŏlŏk-Mertimbang (Berg)	2° 5′ 0″ „	98° 56′ 0″ „

Buapandjang = 828′ (rheinländ.).
Fort v. d. Capellen = 1354′.
Silindong = 2200′.
Hŭtatinggi = 3200′.
Kajutanam = 397′.
Fort de Kock = 295′.
Lumut = 175′.
Manindju = 1440′.
Matua = 3279′.
Padangpandjang = 2484′.
Pajacombo = 1584′.
Pertibie = 227′.

Sidjundjung = 444'.
Sipirok = 2835'.
Solok = 1197'.
Tandjongalam = 3210'.
Tandjongampalo = 604'.
Tobing = 1870'.
Buitenzorg = 862'.
Luburadja = 6353'.
Marapalm = 3755'.
Merapi = 9309'.
Affenberg = 361'.
Sago = 5030'.
See von Singkara = 1034'.
Singgalang = 9300'.
Tendikej = 7000'.
Talang = 6000'.

A.

Reisen und Aufenthalt in den Batta-Ländern.

2. Oktober 1840 bis 4. Januar 1845.

Am 2. Oktober 1840 kam ich mit der indischen Bark Juſtina in Begleitung Dr. Junghuhn's, welchem ich während einer im Auftrag der Regierung durch die Batta-Länder auszuführenden Reise als Assiſtent beigegeben war, auf der Rhede von Tăpănōli an. Noch am nämlichen Tage gingen wir ans Land und begannen unverweilt, uns zur bevorſtehenden Expedition zu rüſten. Eine Beschreibung des Etablissements, sowie des grossen malerisch schönen Busens, worin dasselbe liegt, halte ich nach der Schilderung, welche Junghuhn in seinem Werke »Die Batta-Länder auf Sumātra« davon entworfen hat, für überflüssig. Für diejenigen meiner Leser, welche dieses Werk nicht beſitzen, bemerke ich nur, dass das Etablissement auf dem Inselchen Pontjang-kitjil lag und zu jener Zeit Hauptplatz der nördlichſten Provinz war. Einige Zeit später wurde das Etablissement nach der gegenüberliegenden Küſte verlegt. Dasselbe trägt jetzt den Namen Siboga nach dem in der Nähe liegenden gleichnamigen Batta-Dorfe und iſt der Sitz der oberſten Civil- und Militärbehörde der Reſidenz, welcher auch die Batta-Länder unterſtehen. Die Niederlassung auf Pontjang-kitjil iſt inzwischen aufgegeben, und beſteht gegenwärtig auch keine Spur mehr von den Wohnungen, welche auf dem engen Raum gedrängt zusammenſtanden. Von dem unbedeutenden, auf einem Felsen am Nordende des Inselchens gelegenen Fort, welches einer kleinen, von einem Officier befehligten Garnison zum Aufenthalt diente, giebt unsere erſte Abbildung (Seite 17) eine getreue Vorſtellung — im Gegensatz zu der in Junghuhn's »Ueberlandreise« befindlichen, welche höchſt oberflächlich iſt.

Nachdem am Abend des 4. October unsere Vorbereitungen beendet waren, trat ich am 5. die Reise an, während Herr Junghuhn ein paar Tage später nachkommen wollte. Am frühen Morgen in einem grösseren Kanoe abgereiſt, kam ich nach einer langweiligen Fahrt von mehreren Stunden gegen Mittag über den Busen in südlicher Richtung auf Dgaga-Dgaga an, einem aus einem Packhaus mit Aufseherwohnung beſtehenden Poſten an sumpfigem Ufer, in unmittelbarer Nähe der Mündung des Flusses von Lūmut. Ich brachte die Nacht daselbst zu und setzte die Reise am folgenden Morgen bis zur Station Lūmut fort, wo ich Junghuhn's Ankunft abwarten sollte. Unseren mehrtägigen Aufenthalt an diesem mitten im Walde auf einer Anhöhe gelegenen Platze benutzte ich zu Jagdſtreifereien in der Umgegend, in welcher ſich ausser vielen Vogelarten Königstiger, Elephanten, Nashörner, Tapiere, Hirsche, Schweine und Affen herumtrieben. Eine dieser Streifereien iſt mit unauslöschlichen Zügen meiner Erinnerung eingeprägt, weil ſie leicht ein trauriges Ende für mich hätte nehmen können.

Am Nachmittage des 14. October hatte ich mich nämlich, die Doppelflinte auf dem Rücken, waldwärts begeben, von meinem malaischen Bedienten Hassan begleitet, welcher Munition und Jagdsack trug. Ich mochte ungefähr eine Stunde weit einem Fusspfad gefolgt sein, der in weſtlicher Richtung waldeinwärts lief, als ich zu meiner Linken eine eigenthümliche Vogelſtimme hörte. Mit kurzen Worten befahl ich Hassan, ſich nicht von der Stelle zu rühren und meine Rückkunft abzuwarten, während ich selbſt zur Verfolgung des Vogels waldeinwärts dringen würde. Dies geschah und schon nach wenigen Schritten bekam ich den Vogel (einen Phoenicophaeus) zu sehen, konnte aber nicht schussgerecht ankommen, indem der Vogel immer wieder aufflog, wenn ich meinte, ihn auf dem Korn zu haben. So wurde ich immer weiter von meinem Ausgangspunkt abgelenkt, und als ſich endlich nach fruchtloser Verfolgung kein Vogel mehr hören und sehen liess, blieb mir nichts übrig, als unverrichteter Sache den Rückweg zu der Stelle anzutreten, auf der mich mein Diener erwartete. Da ich bei meinem Vorwärtsgehen einigermassen den Stand der Sonne beobachtet hatte, so glückte mir dies auch nach halbſtündigem Umhersuchen. Wen ich aber nicht mehr vorfand, war mein Freund Hassan. Wie ſich späterhin erwiesen, war er, von meinem Ausbleiben gelangweilt, vielleicht aber auch aus Furcht vor wilden Thieren, nach Lūmut zurückgekehrt, meinen Schiessbedarf mitnehmend. Beide Läufe meiner Flinte waren indess noch geladen, wesshalb ich zunächſt keinen

Grund zur Beunruhigung fand. Da jedoch die Sonne ſich schon zum Untergang neigte, trat auch ich den Rückweg an, welchen ich meiner Meinung nach nicht verfehlen konnte. Doch hierin sollte ich mich irren. Denn kaum hatte ich einige hundert Schritte zurückgelegt, als ich auf eine Waldblösse gelangte, die passirt zu haben ich mich nicht erinnerte, und von welcher drei Fussspuren ausliefen. Ich war demnach nicht auf dem richtigen Wege, kehrte darum zu der Stelle zurück, an der ich wieder auf den Pfad gekommen war, und untersuchte dort das Terrain aufs Neue, fand auch einen zweiten Pfad, den ich in der Hoffnung einschlug, mindeſtens die eine oder andere Wohnſtätte zu erreichen. Doch auch dieser Pfad führte mich nicht zum Ziele, denn schon nach wenigen Minuten Gehens endete derselbe an einem ſteilen Abhang. Eine dritte Fussspur, der ich nun folgte, wahrscheinlich wie die vorige nur eine Wildspur, brachte mich auf eine dick mit Farrenkräutern und Dornſträuchern beſtandene Waldblösse. Während ich nun am Rande dieses Dickichts ſtand und mit mir selbſt zu Rathe ging, was weiter zu thun sei, hörte ich mit einem Male von einem in nicht allzu grosser Entfernung gerade vor mir liegenden Hügel aus die Stundenschläge der Glocke von Lümut deutlich zu mir herübertönen. Mit einer wahren Wuth warf ich mich nun in das Dickicht, um in gerader Linie, dem Glockenschalle nachgehend, vorzudringen. Doch meine Anſtrengungen waren vergeblich und durch ſie und die grosse Aufregung, in welche ich gerathen war, erschöpft, liess ich mich auf den Boden niederfallen. Inzwischen war es Nacht geworden und die schmale, am wolkenlosen Himmel ſtehende Mondſichel erleuchtete mit zweifelhaftem Dämmerlicht die kleine gegen den dunklen Wald scharf abgegrenzte Blösse. Aus der Tiefe des Waldes drangen verworrene Laute zu meinem Ohre, unter welchen ſich deutlich das trompetenartige Geschrei des Elephanten erkennen liess. Dass ich auf dem Flecke, wo ich war, nicht bleiben konnte, leuchtete mir ein. Ich raffte mich daher wieder mit dem Entschlusse auf, irgend einen Baum zu erklimmen und darauf die Nacht zuzubringen. Im Glauben, man würde mich im Fort hören, war ich unvorſichtig genug, erſt noch beide Läufe meiner Doppelflinte rasch hintereinander abzufeuern. Hierdurch nun jeden Vertheidigungsmittels baar, begab ich mich wieder waldeinwärts. Doch lange Zeit sah ich mich vergebens nach einem geeigneten Baume um, und als ich endlich einen solchen gefunden hatte, war ich durch die heftige Gemüthsbewegung so erschüttert, dass ich im Schweiss gebadet machtlos am Fusse des Baumes niedersank. So mochte ich vielleicht eine Stunde in höchſter

Abspannung gelegen haben, als ich auf einmal Schüsse fallen hörte, im Anfang aus einiger Entfernung, doch späterhin näher und näher, bis ich auch endlich Junghuhn's Stimme erkannte, der mich wiederholt beim Namen rief. Nun wurde aber auch ich laut und brachte durch anhaltendes Rufen auch bald die mit brennenden Fackeln versehenen Retter in meine Nähe. So wurde ich denn gegen 11 Uhr wieder aufgefunden und durch unsere Jäger und einen Theil der Besatzung nach Lūmut zurückgebracht, welche Junghuhn, den mein langes Ausbleiben beunruhigte, zu diesem Zwecke aufgeboten hatte. Neuling in den Tropen und wahrscheinlich in Folge dieses Ereignisses bekam ich einen ſtarken Fieberanfall, der bald zum Wechselfieber wurde und mich so schwächte, dass ich die Begleitung Junghuhn's aufgeben und im November meine Entlassung nehmen musste. Ich wurde alsdann als Unterofficier der 7. Compagnie von der 7. Depot-Abtheilung zugetheilt, welche zu Pertibie, 5 Tagereisen weiter im Innern, garnisonirte. Dort verblieb ich bis zur Aufhebung des Postens im April des Jahres 1843.

Ein merkwürdiges Land ist jener zur Provinz Pādang-lawas gehörende Landstrich, worin vordem die kleine Feste lag. Von der centralen Gebirgskette, welche Sumātra von Nord-Weſt nach Süd-Oſt laufend, durchschneidet, und wovon der nordwestlich vom Fort auf 2Tagereisen gelegene Berg Lubu-Rādja als die höchste Spitze dorten zu betrachten ist, (eine Anſicht des Berges von der Weſtseite gibt unsere Abbildung Seite 25) allmählig abfallend, breitet ſich das Land mehr und mehr in nordöſtlicher uud öſtlicher Richtung zu einer grossen Fläche aus, die ſich ununterbrochen bis zur Malacca-Strasse hinzieht. Versetzen wir uns im Geiste auf den Gipfel des Berges Sipalpal, worüber der von Tăpănōli kommende Etappenweg führt, so erblicken wir zu unseren Füssen eine einförmige Ebene — unsern Diſtrikt —, die ſich in bald hellerem, bald dunklerem Kolorit ihrer Grasdecke unabsehbar bis zum Horizont ausstreckt und nirgends eine Spur von lebenden Wesen zeigt. Nur spärlich mit Bäumen bewachsen, welche hin und wieder in grossen Zwischenräumen kleine Wäldchen oder schmale Streifen bilden, iſt die Fläche in der trockenen Jahreszeit der Wirkung eines heftigen, Alles versengenden Windes öfters Wochen lang preisgegeben, wodurch Alles verbrannt wird und die Natur in einem Todesschlaf versenkt erscheint.

Der nackte Boden zeigt als einzige Abwechslung auf seiner Oberfläche mehr oder weniger tiefe Einschnitte, die ein Flussbett, oder auch Sümpfe darſtellen, und deren Saum mit einer kräftigen Vege-

Fort auf Pontjang-kitjil.

tation überzogen ist. Die obere, äusserſt magere und unfruchtbare Erdkruſte von höchſtens $^1/_2$ Fuss Mächtigkeit ruht auf Lagen von Mergel, Kalk und Sandſtein. Das Klima iſt, wenn auch gerade nicht ungesund, doch ziemlich rauh. Bei einer Wärme von 28° R. am Mittag fällt das Thermometer in der Nacht nicht selten auf 14°. Mit der Hitze ist dann grosse Dürre gepaart, wodurch die Erde Risse bekommt und das helle Grün des Grasteppichs eine fahlgraue Färbung annimmt und solchermassen trocken wird, dass der kleinſte Funke genügend iſt, eine Fläche von mehreren Stunden Ausdehnung in Flammen zu setzen. Grossartig ist ein solcher Anblick, wie er ſich am 27. Juni 1842 unseren Augen darbot. Beinahe die ganze Gegend rund um unser Fort ſtand in hellſter Lohe, so dass die Gebäude nur

Hängebrücke in Pādang-lawas. (Seite 20).

mit Aufbietung aller unserer Kräfte der Zerſtörung entrissen werden konnten, was um so schwieriger war, da das Feuer bis zum Fusse des Glacis vorgedrungen, und ein grosser Theil der Mannschaft damit beschäftigt war, Dach und Wände des Pulvermagazins mit nassen Tüchern zu bedecken.

Der bedeutendſte den Diſtrikt durchſtrömende Fluss iſt der Paneh, an dessen Ufer, eine kleine halbe Stunde vom Fort entfernt, das

Dorf Pertibie liegt. Er fliesst in südöſtlicher Richtung, nimmt 2 Meilen unterhalb des Dorfes den Bürümon in ſich auf und ſtrömt nun in nördlicher und später in nordöſtlicher Richtung der Oſtküſte zu. Eine Tagereise unterhalb Pertibie fängt er an schiffbar zu werden. In seinem oberen Laufe iſt derselbe an einigen Stellen durch Hängebrücken von ſtarkem Rottan überdeckt, in deren Herſtellung die Battas viel Geschick zeigen. Diese Brücken beſtehen aus vier ſtarken Rottans, wovon die beiden oberen die Lehnen, die beiden unteren die Träger des Bodens der Brücke bilden. In kleinen Zwischenräumen sind V-förmig gewachsene Hölzer daran gebunden, in deren Winkel die beiden unteren Rottans ruhen. Am Ufer ſind diese vier Rottanſtränge entweder um Bäume, oder in deren Ermangelung an ſtarke Brückenköpfe solid befeſtigt. Da diese übrigens sehr dauerhaften Brücken bei dem Uebergang ſich biegen und ins Schaukeln gerathen, so erfordert das Ueberschreiten derselben eine gewisse Uebung.

Vorſtehende kurze Schilderung des landschaftlichen Charakters möge genügen, da Junghuhn im erſten Theile seines Werkes über die Batta-Länder eine naturgetreue und erschöpfende Beschreibung dieses Theiles von Sumātra gegeben hat, worauf ich hiermit verweise.

In die Zeit meines Aufenthalts zu Pertibie fallen mehrere Ereignisse, von denen zwei einen charakteriſtischen Beitrag zur näheren Kenntniss des Volkes liefern, während das dritte archäologischen Werth hat.

Der erſte Fall betraf einen durch Bewohner eines weiter im Gebirg liegenden Dorfes ausgeführten Leichenraub. Die Geschichte ist folgende.

C. de Koning, einer unserer Officiere, war nach kurzer Krankheit an einem Lebergeschwür geſtorben und wurde am Fusse des Glacis der Festung beerdigt, weil man schon einmal die Erfahrung gemacht, dass unsere mehr abgelegenen frischen Gräber geschändet worden waren. Zur grösseren Sicherung wurde für die nächſtfolgende Zeit auf den Theil des Bankets, von dem aus das Grab übersehen werden konnte, nächtlicher Weile eine Schildwache geſtellt. Am Morgen des zweiten Tages nach dem Begräbniss machte ich nach meiner Gewohnheit einen Gang um das Fort, als mein Auge zufällig auf das Grab fiel und ich daran einige Veränderungen wahrzunehmen glaubte. Mit mehreren meiner Kameraden, denen ich dies mittheilte, hinauseilend, fanden wir das Grab geöffnet, den aus Bambusstäben und Latten beſtehenden Sarg erbrochen und die Leiche mit Ausnahme

des Magens und der Eingeweide, welche am Rande des Grabes lagen, geſtohlen. Neben diesen ekelhaften, schon in Fäulniss übergegangenen Reſten lag ein Körbchen, wie solches die Battas zum Aufbewahren von gekochtem Reis gebrauchen. Zahlreiche Fussspuren in der frisch aufgeworfenen Erde liessen auf die Gegenwart mehrerer Personen bei Ausübung des Bubenſtücks schliessen. Wer jedoch die Thäter gewesen und wohin die Leiche, die höchſt wahrscheinlich verspeiſt werden sollte, gebracht wurde, iſt niemals ans Licht gekommen. Unzweifelhaft schlief die Schildwache während der Ausübung des Raubes den Schlaf des Gerechten.

Das zweite Ereigniss beſtand in dem feſtlichen Begräbniss eines Batta-Fürſten, das in nachfolgender Weise ſtattfand.

Rādja-Bāgindă, der Vater des regierenden Rādja-Kali-Alam war schon vor mehreren Monaten geſtorben, und da nun endlich die langwierigen und koſtbaren Vorbereitungen zur Feier eines opulenten Todtenfeſtes zum Abschluss gekommen waren, konnte dasselbe vor sich gehen. Zur Beiwohnung wurden unsere Civil- und Militärautoritäten eingeladen; ich selbſt war nur als Zuschauer zugegen. Da mir nun als solchem Vieles entging, so werde ich meine Beschreibung nach der Schilderung ergänzen, welche der damalige höchſte Civilbeamte von Pertibie, F. G. Willer in seiner Schrift: »Verzameling der Battasche Wetten en Inſtellingen« als Augenzeuge von dem Feste gegeben.

Ein solches Todtenfeſt bietet dem Batta die schönſte Gelegenheit dar, um seinem Hange nach Amusement oder seiner Vergnügungssucht gründlich zu fröhnen. Jung und Alt, Reich und Arm ſtrömt dabei zusammen und bewegt ſich mit solchem Lärm und Gebrüll um das Trauerhaus, dass man glauben möchte, die Menge wäre vom Bēgu (bösen Geiſt) besessen. Der Ehrenplatz der europäischen Gäſte befand ſich in der Sōpō, dem Gemeindehause des Dorfes, das mit buntfarbigen Draperien verziert und mit Tischen und Stühlen von Bambusrohr, mit Matten und Kissen so comfortabel wie möglich hergerichtet war. Eine ungeheure, bunt zusammengewürfelte Menschenmenge umlagerte den Raum vor dem Hause, auf dem drei Reihen mit Blumen und Guirlanden verzierter Pfähle ſtanden. Nach jedem dieser Pfähle wurde ein Büffel geführt, dessen Augen verbunden waren, daran feſtgebunden und auf die linke Seite niedergeworfen, worauf man ihm die Füsse zusammenschnürte und die armen Thiere nun Stunden lang in der glühenden Sonne liegen liess. Ihre Anzahl belief ſich diesmal auf vierzig, doch kommt es auch vor, dass bei

Begräbnissen grösserer Fürsten bis 200 solcher Thiere geschlachtet werden. Den grösseren Theil dieser Thiere liefert der Hausherr; das fehlende wird von verwandten Häuptlingen zum Geschenk gegeben. Nachdem alle Büffel gebunden waren, entfernte sich ein grosser Theil der Volksmenge. — Diese um Schlachtmesser zu schleifen, Jene um eiserne Pfannen zu reinigen und zu holen, während Andere Brennholz, Wasser und was weiter nöthig war, herbeischleppten. Eine andere Schaar umringte den Sibasso (Zauberer und Heilkünstler) des Dorfes, den man gerufen hatte, um günstige Witterung zu bewirken und den etwaigen Einfluss der bösen Geister auf das Fest unwirksam zu machen. Inzwischen war es 10 Uhr geworden, als mit einem Male das cadenzirte und halb singende Weinen, welches in Zwischenräumen aus dem Sterbehause gehört wurde, mit neuer Kraft sich erhob, ein Zeichen des Anfangs der Hauptfeierlichkeit. Grösstentheils sind es Sclavinnen oder besonders dazu gedungene Frauen, die jene Klagetöne anheben, und zuweilen fallen die weiblichen Familienglieder des Verstorbenen mit ein, um die Tugenden des Letzteren zu rühmen.

Der grosse Haufen hatte sich nun wieder auf dem Alāman, dem Platze vor der Sōpō, versammelt, diesmal ein feierliches Stillschweigen beobachtend. Das Erste, was nun aus dem Hause trat, war eine Art von Hanswurst, in Leibjacke und Hose gekleidet, die aus dreieckigen rothen, weissen und blauen Lappen zusammengeflickt war. Mit ernsthaftem Gesichte vorschreitend, führte er mit einem verrosteten Säbel unablässig Schwerthiebe nach allen Richtungen durch die Luft, die gegen die bösen Geister gerichtet waren. Ihm folgte eine Schaar von Hulubatangs (Vorfechter) in scharlachrother Kleidung und weissem Turban. Darauf kam ein Trupp halbnackter Sclavinnen, das Antlitz mit einem lose über den Kopf geworfenen schwarzen Tuche verhüllt. Nun folgten die gemietheten, ebenfalls in bunte Stoffe gewickelten Klageweiber. Die Trommeln und Becken, welche unaufhörlich geschlagen wurden, liessen ihr stets fortdauerndes Weinen kaum durchdringen. Jetzt erst erschienen die weiblichen Familienglieder, ein jedes von einem Sclaven, der den Sonnenschirm trug, begleitet. Alle trugen seidene Gewänder und Gold- oder Silberschmuck. Musik beschloss den Zug. Sie bestand aus einem flötenähnlichen Instrument, Serūnie, von eigenthümlichem, die übrigen Instrumente dominirendem Ton, das zugleich die Melodie angibt, sowie aus ein paar Trommeln und ohngefähr 15 Becken zum Accompagnement. Es war eine ohrenzerreissende Musik. Diese Procession bewegte sich langsam vorwärts, zog bei der Sōpō vorüber und verschwand wieder hinter dem Sterbe-

hause. Die Frauen mussten ſich jetzt baden. Nach einer viertelſtündigen Pause liess ſich die Muſik aufs Neue hören und erschien die Procession zum zweiten Male auf dem Alāman. Nach kurzem Halt bei dem Büffel, welcher an dem vorderſten Pfahle der mittleren Reihe angebunden lag, für welche Stelle immer das schönſte Thier gewählt wird, nahm die vorderſte der Frauen eine Hand voll gelb gefärbten Reis und beſtreute damit des Büffels Kopf, worauf der Zug ſich der Pfahlreihe entlang wieder in Bewegung setzte und dieselbe Frau im Vorbeigehen über jeden Büffel etwas gelben Reis warf.

Nachdem dieser Umzug ſiebenmal ſtattgefunden hatte, machte die Procession Halt. Die älteſte Frau des Verblichenen trat aus der Reihe, ſtellte ſich neben den zuerſt geweihten Büffel und hielt nun eine durch öfteres Weinen unterbrochene Rede, worin sie die guten Eigenschaften des Verblichenen pries und gelobte, ſich niemals mit einer anderen Familie zu verbinden. Zur Bekräftigung dieses Versprechens schlug ſie einen irdenen mit gelbem Reis gefüllten Topf auf dem Kopfe des Büffels entzwei. Hierauf zerriss ſie ihre Kleidung und wurde von einigen ihrer nächſten Verwandten nach Hause geleitet. Nunmehr entfernten ſich auch die übrigen weiblichen Familienglieder und vornehmeren Frauen nach den für ſie bereiteten Wohnungen, wo ſie reichlich mit Früchten und verschiedenem Backwerk versehen wurden, während dem die Klageweiber und Sclavinnen in das Sterbehaus zurückkehrten und daselbst Thür und Fenster schlossen, denn das Blutbad sollte nun beginnen. Verschwunden war nun in einem Augenblick die Ordnung und Stille, welche seit dem Auftreten der Procession geherrscht hatte.

Tanzend kamen jezt die Hulubalangs wieder vor und gaben eine Gewehrsalve ab, wobei die meiſten vor dem Feuern das Geſicht rückwärts kehrten. Wüſtes Geschrei ertönte von allen Seiten und Blutdurſt ſtrahlte aus jedem Blick. Diejenigen, welchen das Abschlachten der Büffel oblag, hielten sich dazu bereit, nachdem sie die armen Thiere durch Lanzenſtiche in den Leib und Säbelhiebe zuvor jämmerlich gemartert und entkräftet hatten. Endlich wurde dem zuerſt geweihten Büffel die Kehle abgeschnitten und dies war das Zeichen für die Abschlachtung der übrigen. Das Blut floss nun in Strömen, und dieser Anblick ſteigerte die fieberhafte Erregung der Menge in einem Masse, dass mein Standpunkt gefährlich zu werden drohte und ich mich etwas mehr in den Hintergrund zurückziehen zu müssen glaubte. Man schritt jetzt zur Vertheilung. An Enthäutung und Reinigung der Cadaver wurde nicht gedacht, und selbſt die nur ganz

oberflächlich gesäuberten Eingeweide galten für Leckerbissen — mit einem Worte, das ganze Thier musste mit Haut und Haaren verschlungen werden. Wie ausgehungerte Wölfe fielen Gaſtherr und Gäſte über die bluttriefenden Stücke her, und nach Verlauf von kaum 5 Minuten war auch kein Stückchen mehr von allen Büffeln zu finden.

Während nun Rādja und Adel sich in den Häusern am Mahl erluſtigten, bereiteten sich die Geringeren, rund um die Sōpō in Gruppen vertheilt, im Freien zum Mahle, wobei jeder der Gäſte einen Napf vor sich hatte, worin etwas Salz, spanischer Pfeffer, Zwiebeln und Citronensaft mit Fleischſtücken zu einer dicken Brühe eingekocht sich befand. Rund um einen grossen, ohngefähr 3 Fuss im Durchmesser und an Höhe haltenden Haufen gekochten Reises ſtanden zehn Männer, welche die verschiedenen Portionen auf Stücke Pisangblätter legten und herum reichten. Inzwischen besuchten Verwandte des Gaſtgebers die verschiedenen Gruppen, um ſich zu überzeugen, ob auch ein jeder der Gäſte das ihm Zukommende erhalte. Nachdem Alle gesättigt waren, wurden Früchte und Cigarretten gebracht und machten mit Palmwein gefüllte Bambusköcher die Runde; es wurde deren eine unglaubliche Menge geleert. Da mit einem Male machte ein von den Klagefrauen gegebenes Zeichen der Schlemmerei ein Ende. Die Gäſte wurden damit zur Arbeit gerufen. Alle sprangen auf. Ein Theil verfügte ſich in das Sterbehaus, um den Sarg zu tragen, während ein anderer den Leichenwagen (Rotto) herbeiholte. Dieser Rotto ist ein ganz absonderliches Fuhrwerk. Man ſtelle ſich einen grossen aus Holz gezimmerten flachen Trog vor, der aufrecht geſtellt auf acht plumpen Rollen ruht, welche als Räder dienen. Ein roth, blau und weisses Zelt überdeckt diesen Trog, der ausserdem noch mit einer Menge kleiner Fahnen und bunter Lappen verziert ist. Die ganze Maschine könnte für denselben Zweck viel leichter und kleiner gemacht sein, wenn dies nicht gegen das Vorurtheil ſtritte, dass, je beschwerlicher der Rotto zu bewegen, deſto grösser die Feierlichkeit sei, weil dann um soviel mehr Menschen zum Fortziehen desselben benöthigt seien.

Kurz nachdem der Wagen vor dem Sterbehaus angekommen, wurde die doppelt eingesargte Leiche herausgetragen und mit vieler Mühe und Geschrei aufgeladen. Beide Särge ſind von dauerhaftem Holz, der innere einfach ohne jegliche Ausschmückung, der äussere dagegen bunt bemalt und mit unzüchtigem Schnitzwerk verziert. Auch Klagefrauen und Sclavinnen nahmen hierauf Platz auf dem Wagen unter dem Zelt, sowie einige Sibassos und Datus (niedere Häupt-

Der Berg Lubu-Rādja vom Flussthal des Batang-torro gesehen. (Seite 16.)

linge), welche ſich mit entblösstem Säbel in der Hand am Vorder- und Hintertheile des Wagens aufſtellten, um mit Zaubersprüchen und Schwerthieben die in der Luft herumschwebenden Begus zurückzutreiben. Einige hundert Gäſte legten jetzt Hand ans Werk und brachten unter ununterbrochenem Geschrei das plumpe Fuhrwerk in Bewegung. Sie schlugen damit den Weg über den Markt an unserer Redoute vorbei nach dem Begräbnissplatze ein, der etwa $^1/_2$ Stunde weiter östlich entfernt in der Ebene lag; bis dorthin durfte jedoch kein Europäer folgen. Bei dem Grabe angekommen, wird der Sarg vom Wagen heruntergenommen und geöffnet, um den Todten zum letzten Mal dem Tageslicht zu zeigen. Hierauf wird der innere, die Leiche enthaltende Sarg wieder geschlossen und in die Erde gesenkt, während der äussere auf dem Grabe ſtehen bleibt. Dies leztere iſt umgeben mit Holzfiguren, welche zum Theil in unzüchtiger Weise auf den Coitus anspielen, theilweise auch mehr oder weniger fabelhafte Thiere vorstellen.

Man wage es nicht, am folgenden Tage den Feſtplatz zu betreten. Das geräuschvolle Wühlen und Treiben von geſtern iſt einer unheimlichen Stille gewichen und von all der Pracht blieb nichts übrig als ein blutiger Schlamm, welcher auf weithin die Luft verpeſtete.

Das lange über der Erde Halten der Leiche hat seinen Grund in dem Zeitverluſt, welchen die Vorbereitungen zum Feſte erfordern, und in der Schwierigkeit, eine grosse Zahl von Schlachtvieh zusammenzubringen.

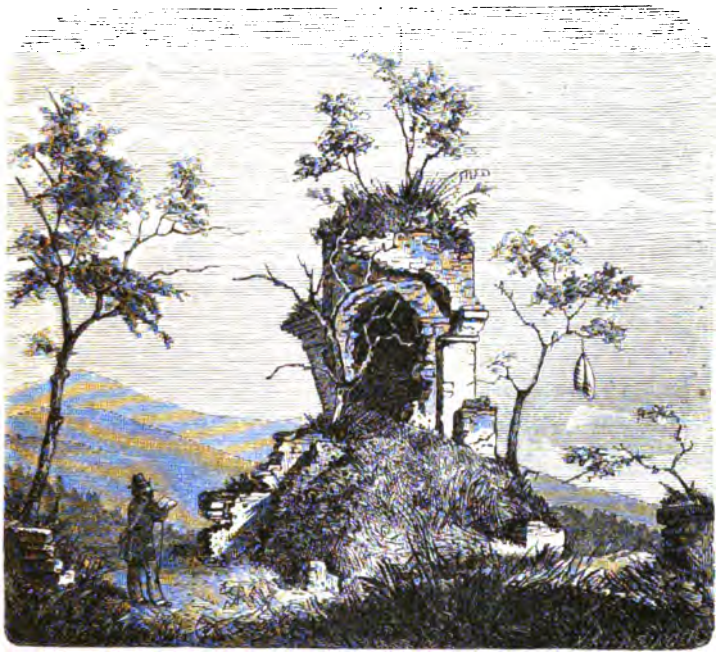
Eine Zeichnung des Rotto, welche ich damals entwarf, ist mir leider abhanden gekommen.

Das dritte Ereigniss, welches ich oben andeutete, war der Besuch einiger Ruinen, welche ich am 16. November 1841 zum erſten und ein Jahr ſpäter am 10. desselben Monats zum zweiten Male beſichtigte, und die in den nachfolgenden Zeilen beschrieben werden sollen.

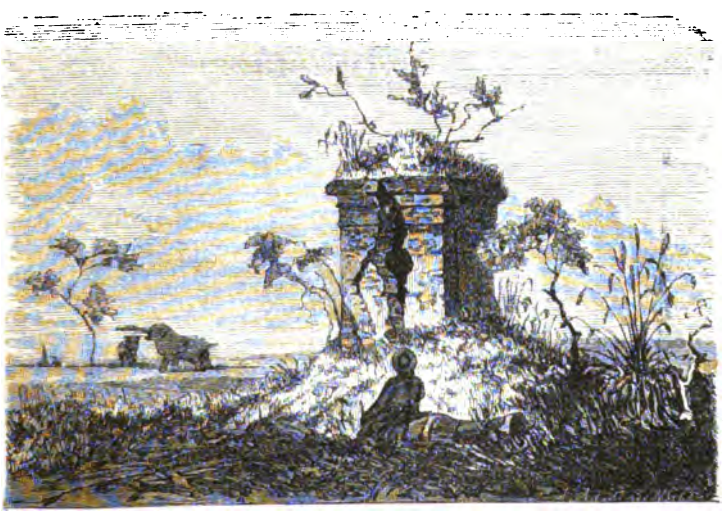
Auf der linken Seite des Weges, welcher nach Dalu-Dalu, unserm Grenzpoſten am Sassak (einem Nebenfluss des Rakan), südöstlich von Pertibie ungefähr 2 Wegſtunden von letzterem Orte entfernt, fällt der Blick des Wanderers auf drei Gruppen von Ruinen, die in der Nähe des Weges auf jener einsamen Grasfläche, dem Tummelplatz zahlreicher Elephanten, emporragen. Der Bauſtyl dieser Ruinen, sowie die zerſtreut umherliegenden Reſte von Bildhauerarbeit weisen auf hindu'schen Ursprung derselben hin. Sind schon ſie an und für ſich von grossem wissenschaftlichem Interesse, so wird dies noch vergrössert durch das seltene Vorkommen von Hindu-Ruinen auf Sumätra, woran

doch Mittel- und Oſt-Java so reich ſind. Sie liegen an den Flüssen Paneh und Burūmon nicht weit von dem Punkte, wo beide ſich vereinigen und den Biela-Fluss bilden. In grader Linie mögen ſie eine Stunde Gehens von einander entfernt sein. Die Pertibie am nächſten liegende Ruine erhebt ſich am linken Ufer des Burūmon. Hierauf folgt die mittlere, grösste, welche auf der Landzunge zwischen den beiden Flüssen liegt, während die dritte, von mir nicht untersuchte am rechten Ufer des Paneh gefunden wird. Letztere soll nach Aussage der Eingeborenen mit den andern ganz übereinſtimmen.

Nach ihrer Form und ihren Bildwerken zu urtheilen, waren die Gebäude Tempel, worin der Budha-Kultus gefeiert wurde. Sie ruhen auf künſtlich hergeſtellten, ohngefähr 14 Fuss hohen Hügeln und sind aus harten feinkörnigen Backſteinen von schön braunrother Farbe aufgemauert. Im Lauf der Zeit iſt der zwischen den Steinen als Verbindungsmittel in dünnen Lagen aufgetragene Kalk in solcher Weise verhärtet, dass es unmöglich iſt, die Steine gewaltsam zu trennen, ohne ſie zu zerbrechen. Dieser Güte und Dauerhaftigkeit des gebrauchten Materials lässt es sich denn auch zuschreiben, dass an allen Stellen, welche vor vorsätzlicher oder zufälliger Beschädigung bewahrt geblieben ſind, die Leisten und Ecken noch eben so scharf vorſpringen, als wären sie erſt kürzlich verfertigt. Die Form der Tempel iſt die eines Vierecks, bei dem kleinen Tempel von 12′ Breite auf 18′ Höhe, während am grossen die gnannten Dimenſionen 15 und 25′ erreichen. Das gleichfalls gemauerte Dach läuft pyramidalisch zu in der Weise, dass an der Innenseite jeder Stein über den darunterliegenden um 1 Zoll hervorſteht. Mit Ausnahme des nach Oſten zu gekehrten Eingangs ſieht man weiter keine Oeffnung. Die 1½′ dicken Wände ſind an der Innenseite vollkommen glatt, ohne alle Verzierung; nur bei dem grösseren Tempel findet ſich in der Mauer gegenüber dem Eingang in halber Manneshöhe über dem Boden eine Art von Nische. Einige einfache, jedoch keineswegs geschmacklose Leiſten laufen um die Aussenseite am Fuss und am obern Theile hin und geben dem Ganzen ein gefälliges Ansehen. Zu beiden Seiten der Eingangsöffnungen befinden ſich Vorsprünge, von denen jedoch nur noch Reſte ſichtbar ſind. Um zu dem grösseren der Tempel zu gelangen, musste man eine Art Rampe erſteigen, welche zwischen viereckigen Blöcken eingeschlossen war. Zur rechten Seite dieses Tempels, einige Ellen davon entfernt, ragt ein spitz zulaufender Steinhaufen aus dem Grase empor, während ſich zur Linken das ziemlich erhaltene Fussstück eines anderen Gebäudes zeigt, von dessen oberem Theile



Tempelruine am Burumon.



Tempelruine am Burumon.

aber keine Spur vorhanden iſt. Das Ganze war auf ohngefähr 100 Schritte Entfernung durch eine niedrige Backſteinmauer umfasst, deren Ueberreſte man noch ſieht. Bei dem kleinen Tempel iſt von einer solchen Ringmauer nichts zu bemerken; einsam ſteht er in der Wildniss da. Rund um den Fuss der Gebäude liegen mancherlei Steinbilder und Bruchſtücke von Steinbildern im Grase zerſtreut. Theilweise von guter Bearbeitung, aus weichem trachytischen Sandstein gehauen, ſind sie dessen ungeachtet theilweise noch gut erhalten. Als die bemerkenswerthesten darunter nenne ich Fussſtücke von Altären, verziert mit Arabesken und menschlichen Figuren, welche letzteren in der Geſichtsform den Hindu-Typus gut ausgeprägt tragen. Weiter verdienen einige kurze mit durch Blumenguirlanden verbundenen Elephantenköpfen geschmückte Pfeiler, und verschiedene, leider ſtark beschädigte Budha-Bilder genannt zu werden. Endlich führe ich noch einen achtseitigen Opferſtein an, der alle Kennzeichen einer vorzüglichen Bearbeitung an ſich trägt. Das Alterthum dieser Reſte einer zu Grunde gegangenen Kultur festzuſtellen, iſt bei dem Mangel aller Anhaltspunkte eine immerhin schwierige Aufgabe. Wenn wir jedoch erwägen, dass der Budha-Kultus schon seit mehreren Jahrhunderten von Sumātra verschwunden iſt, und dass ſich an vielen Stellen eine ſtarke Vegetation durch und in das Mauerwerk Bahn gebrochen hat, so glaube ich keineswegs zu weit zu gehen, wenn ich diesen Ruinen mindestens ein Alter von 600 Jahren zuerkenne. Die heutigen Bewohner kennen weder deren Entſtehung noch Beſtimmung. Nach meinem Urtheil darf man mit Recht erwarten, bei einer eingehenden Untersuchung Sumātras im Allgemeinen und des öſtlichen Theils insbesondere noch mehr solcher Reſte zu finden.

Die in der Strasse von Mālacca einmündenden grossen Flüsse Kwantan, Siak, Kampar, Indragirie, Rākan und Biela, welche ohne Ausnahme Tagereisen weit ſtromaufwärts befahren werden können, boten hindu'schen Einwanderern einen bequemen Weg, um in das Innere des Landes einzudringen und ſich in solchen Gegenden niederzulassen, wo die geringe urſprüngliche Bevölkerung zu schwach war, um erheblichen Widerſtand zu leiſten. Da blieben ſie wohnen, bis ſie, einem gleichen Schicksal anheimfallend, durch ein mächtig gewordenes Nachbarvolk gezwungen wurden, ihren usurpirten Wohnſitz nach vielleicht heftigen Kämpfen zu verlassen, wobei natürlich die Tempel geplündert und zerſtört wurden.

Am 14. April 1843 wurde auf Befehl der Regierung Pertibie geräumt und den Truppen das Dorf Tobing zum Garnisonsplatz angewiesen, wo wir am 17. anlangten und ein offenes Feldlager mit permanenten Wohnungen bezogen. Die Lage und Oertlichkeit Tobings beschreibt Junghuhn zur Genüge. Ich füge nur bei, dass dieselbe eine äusserſt günſtige für einen Sammler naturhiſtorischer Gegenſtände iſt. Elephanten, Rhinoceros, Tiger und Affen ſind nicht selten und schön gefärbte Vögel beleben die Ränder des Waldes, der Pflanzungen und der Ufer der Bäche und Flüsschen. Mit einigen dieser Vögel werde ich meine Leser am Schluss der Abtheilung bekannt machen. In diesem Jäger-Eldorado blieb ich bis zu meiner Versetzung nach Sibōgah am 19. Oktober 1844.

Zwei militärische Expeditionen bezeichnen meinen nicht ganz zweijährigen Aufenthalt in der neuen Garnison. Die eine davon, ein Kriegszug gegen die rebellischen Batta-Dörfer Rapat und Parik-di-Batta, dauerte vom 29. Januar bis zum 16. Februar 1844. Sie lieferte nichts Meldenswerthes und endete mit der Verbrennung von Rapat und der Erstürmung Parik-di-Batta.

Die zweite Expedition war friedlicherer Art, galt dem Innern der Batta-Länder und währte vom 15. Juli bis 6. Auguſt mehrgenannten Jahres. Eine ausführliche Schilderung des Weges, welchen die Kolonne nahm, findet man in Junghuhn's mehrerwähntem Werke, auf dessen Karten derselbe auch verzeichnet iſt. Indem ich also darauf verweise, sei hier nur von einigen für die Kunde von Land und Leuten wichtigen Details Meldung gemacht.

Unter dem Befehle des Majors und Präſidenten von Tăpănōli, A. van der Hart, verliess unsere 75 Bajonette zählende, von 2 Officieren geführte Kolonne, gefolgt durch die nöthige Anzahl Kulis (Laſtträger) am Morgen des 15. Juli Tobing, der grossen Etappenſtrasse und weiterhin einem Seitenpfade bis zum Kampong Pagarutan, folgend, woselbſt das erſte Nachtquartier genommen wurde. Am 16. marschirten wir weiter durch das schöne Thal von Sipirok bis zum Kampong Punjaponter, wo ein Rasttag gehalten wurde; wir setzten am 18. unsern Marsch fort bis Simang-ampat und am 19. bis Silantom. In der Nähe des letztgenannten Dorfes hatten wir einen herrlichen Anblick, als wir auf dem Kamm einer wellenförmigen Bodenerhöhung angelangt, mit einem Male eine Herde von Pferden vor uns erblickten, welche unter Leitung eines Hengstes auf einer unabsehbaren Fläche in unserer Nähe ruhig weideten. Kaum hatte der Leithengst die Spitze der Kolonne erblickt, als er nach derselben

hinäugte, durch ein helles Wiehern ein Zeichen gab und plötzlich mit gehobenem Schweif von der ganzen Herde gefolgt, in entgegengesetzter Richtung davon eilte. Zu bemerken iſt, dass die Pferde, wenn auch scheinbar in unbegränzter Freiheit lebend, keineswegs verwildert ſind, vielmehr den Bewohnern der verschiedenen Dorfschaften gehörten, welche in der Umgegend liegen. Man gebraucht dieselben im Land zu keinerlei Dienſten, sondern ſie ſind nur Handelsartikel und Schlachtvieh.

Am 20. marschirten wir weiter bis Bandar-nahor, wo übernachtet wurde. Wir befanden uns nun in der Landschaft Tobā, dem Hauptſitz des Kannibalismus, wo der Einfluss der niederländischen Regierung ſich erſt seit kurzer Zeit geltend gemacht hat. Bei unserm Einrücken in das von einer an vielen Stellen schadhaft gewordenen Verschanzung umringte Dorf bemerkten wir vor der Sōpo ein kleines Schutzdach, unter welchem mehrere Menschenschädel aufgehangen waren, — wie wir später vernahmen die blutigen Ueberreſte einiger Unglücklichen, die noch vor ganz kurzer Zeit aufgegessen worden waren. Den Abscheu bemerkend, welchen dieselben bei uns hervorriefen, nahm man jedoch bald darauf die Schädel weg und schaffte ſie bei Seite. Da den Bewohnern kein unbedingtes Vertrauen zu schenken war, so wurde der Befehl gegeben, in freier Luft auf dem Platze vor der Sōpo zu übernachten, zu welchem Zwecke mit einbrechender Nacht grosse Feuer angezündet wurden, neben die wir uns mit geladenem Gewehre im Arm zum Schlafen niederlegten. Dass diese Nacht keine angenehme und die Ruhe für uns keine erquickende war, wird man mir aufs Wort glauben, wenn ich bemerke, dass wir uns an einer 3700 Fuss über dem Meere gelegenen, von allem Baumwuchs entblössten Oertlichkeit befanden. Wir waren hierdurch jeglichen Schutzes gegen den heftig wehenden Oſtwind beraubt, der heulend über die kahle Fläche blies, worauf das Dorf liegt. Ausserdem fiel ein ſtarker Thau, welcher unsere dünne Marschkleidung bis auf den letzten Faden durchnässte und, ungeachtet der hochauflodernden Wachtfeuer, im Verein mit dem Winde das Mark in den Gebeinen erſtarren machte. Inzwischen geschah während der Nacht nichts, und konnte am folgenden Tage der Marsch nach Sossor ungeſtört fortgesetzt werden, dessen schwache Bevölkerung eine gleiche Vorſichtsmassregel für die Nacht unnöthig machte.

Als wir in der Frühe des 21. Juli aufgebrochen waren und schon ein gutes Stück Weg zurückgelegt hatten, machten die Batta'schen Führer uns die Mittheilung, es befänden sich in Sossor zwei Gefangene,

welche beſtimmt wären, nächſtens aufgefressen zu werden. So sehr unser Commandant es bedauerte, diese Nachricht nicht eine Stunde früher erfahren zu haben, hielt er es für gewagt, nun noch zu Gunsten der beiden Schlachtopfer einzuschreiten und blieben also die armen Teufel ihrem traurigen Schicksale überlassen.

Es iſt hier der Ort, um dem Kannibalismus einige Zeilen zu widmen, wobei ich mich auf das Wenige beschränken werde, was mir hier und späterhin während meines Aufenthaltes in den Oberländern der Provinz Singkel an der Gränze von Pak-Pak zu Ohren kam.

Der Kannibalismus bildet einen Theil der Gesetzgebung des Volkes und war von den älteſten Zeiten an hier im Gebrauch. Keineswegs iſt der Grund dieses verabscheuungswürdigen Brauches in Wohlgefallen am Genuss von Menschenfleisch zu suchen, das übrigens von Geschmack ganz vorzüglich sein soll. Es liesse ſich das auch nicht zusammenreimen mit dem gutmüthigen Charakter des Volkes, das Mord und Blutvergiessen verabscheut, so lange nicht Aberglaube dabei ins Spiel kommt, ja dem selbſt in den Zeiten grösster Hungersnoth das menschliche Leben heilig war. Niemals wurde und wird hier Menschenfleisch gegessen, ausser öffentlich und nach reifer Ueberlegung in gesetzlich vorgeschriebenen Fällen. Freilich kommen auch Ausnahmen vor, wie z. B. mit jenem Rādja Bantanhombu, von welchem Junghuhn spricht. Doch dies ſind eben nur Ausnahmen. Die Anthropophagie iſt demnach in den meiſten Fällen hier nichts weiter, als eine gesetzliche Formalität und ſind es nur erschlagene Feinde, Kriegsgefangene, die nicht mehr zu verwerthen ſind, und zum Tode verurtheilte Verbrecher, welche dem alten Gesetze zum Opfer fallen. In mehreren älteren und neueren Fachwerken lieſt man noch, dass die Battas auch ihre alt und schwach gewordenen Eltern schlachten und auffressen. Dies iſt unwahr und muss als eine Fabel betrachtet werden, welche man leichtgläubigen Reisenden aufgebunden hat. In den unter direkter Aufſicht der Regierung ſtehenden Provinzen iſt die Menschenfresserei zwar faktisch abgeschafft, doch kamen zur Zeit meines Aufenthaltes in jenen Gegenden noch immer einzelne Fälle vor.

Nehmen wir den Faden unserer Erzählung wieder auf.

Wir waren, sagte ich, am Morgen des 2. Juli von Sossor aufgebrochen und, durch keine Terrainschwierigkeiten am raschen Fortmarschiren gehindert, erreichten wir schon gegen 10 Uhr den Rand der Tobā'schen Hochebene, von wo aus ſich dieselbe mit einem Male zum Thal von Silindong ungefähr 1000' tief ziemlich steil ab-

stürzt. Ein bezauberndes Bild, noch reizender durch den Kontrast mit dem vegetationsarmen und verbrannten Hochplateau, das wir in den letzten drei Tagen durchzogen hatten, bot ſich unserm Auge dar. Im lieblichen Schmelz seiner hellgrünen Reisfelder, durchschlängelt von drei grösseren und mehreren kleineren Armen des ruhig dahinfliessenden Batang-Torro lag das reizende Thal zu unsern Füssen. Viele kleinere Dörfer, von dunkelgrünen Bambusgehegen umsäumt, bildeten mit ihren schwarzen Giebeldächern eben so viele dunkle Flecke auf dem glänzenden Teppich. Gegen Süden erhält das reizende Landschaftsbild seinen Abschluss durch den ungefähr 3000′ ſich erhebenden Dolok-Mertimbang, dessen kuppelförmiger Gipfel mit dunklem Wald bedeckt iſt, während der dem Thale zugekehrte Theil seines Abhanges, von höherem Baumwuchs entblösst, im falben Schimmer einer ärmlichen Pflanzendecke erglänzt. Ein grosser, durch seine blendend weisse Farbe weithin ſichtbarer Flecken zu unserer Rechten am Fusse des Abſturzes der Hochebene, worauf wir ſtanden, erwies ſich als harter, kalkartiger Niederschlag mehrerer ſtark mit alkalinischen Beſtandtheilen gesättigter Quellen, die hier dem Boden entspringen.

Die kühlere Temperatur und der gänzliche Mangel an Palmen entkleidete die Landschaft ihres tropischen Charakters und erinnerte uns an so manche nördlichen, weniger von der Sonne begünſtigten Gegenden.

Nach einem beschwerlichen Heruntersteigen rückte die Kolonne in das Thal und wurde zu Saidni-Huta, einem der grössten Dörfer, einquartirt. Wir hatten somit den entlegenſten Punkt und das Objekt unserer Expedition erreicht. Es sollte nämlich ein neuer Curia-Häuptling (Diſtriktchef) gewählt werden, und es lag im Interesse der Regierung zu verhindern, dass ein ihr unliebsamer Unterhäuptling gewählt würde; dieser Möglichkeit konnte nur durch die Anwesenheit des Reſidenden am Platze selbſt vorgebeugt werden. Dass wir, wie überall, so auch hier wieder mit Ansprachen, Muſik und Tanz feſtlich eingeholt wurden, was aber freilich wenigſtens von Seiten Vieler vermuthlich nur mit Widerwillen und verbissenem Grimme geschah, bedarf keiner Erwähnung. Nicht allein die zum Gefolge der versammelten Fürſten Gehörigen, sondern auch viele durch die Kunde unserer Ankunft angelockte Neugierige hatten ſich eingefunden: gewiss der vierte Theil der etwas über 20,000 Köpfe ſtarken Bevölkerung Silindong's war in Saidni-Huta gegenwärtig. Obgleich übrigens diese Masse zum grössten Theil aus streitbaren und gewaffneten Männern bestand, so reichte doch unsere kleine Kolonne hin, diese vollkommen im

Schach zu halten. Am folgenden Tage fand in Gegenwart des Präſidenten unter ungeheurem Zudrang die Wahl ſtatt, wobei der Regierungscandidat die meiſten Stimmen erhielt, welches Resultat freilich mit dadurch erzeugt wurde, das den widerspenstigen Häuptlingen als ein argumentum ad hominem wiederholt Gewehrkolbenſtösse applicirt wurden. Während des Aktes selbſt, der in der Sopo vor ſich ging, standen die Truppen mit geladenem Gewehr schlachtfertig vor dem Gebäude, und waren alle Zugänge zu demselben gesperrt. Somit war denn dem segenbringenden Einfluss der Regierung die Thüre geöffnet und um denselben dauerhafter zu befeſtigen, hielt es der Reſident für erspriesslich, den Aufenthalt im Thale um einige Tage zu verlängern, so dass wir erſt am 18. Juli den Rückmarsch und zwar längs dem kürzeſten Wege direkt nach dem am Nordende des gleichnamigen Busens liegenden Dorfe Tăpănōli antraten; wir langten hier am 30. an. Zu Huta-tinggie zweigt der Weg in nördlicher Richtung von dem auf Junghuhn's Karte angezeigten Pfad ab; er führt nach Sibǫga. Denkt man ſich ein vielfach zerrissenes, mit hohem Urwald bedecktes Gebirgsterrain, dessen ewig feuchter Boden da, wo die Laubkronen keinen Sonnenſtrahl durchdringen lassen, in unheimliches Dämmerlicht gehüllt iſt; denkt man ſich zuweilen eine kaum zu bemerkende Fussspur, die hier ſteil bergan, dort am Rande eines Abgrunds entlang führt, während dieselbe an anderen Stellen ziemliche Strecken weit am ſteingefüllten Bett tosender Waldbäche hinläuft: so kann man ſich eine annähernde Vorſtellung von den Mühseligkeiten dieser drei letzten Marschtage machen. Die Bevölkerung der Dörfer, die wir passirten, oder wo wir übernachteten, war geflüchtet, und mussten die Truppen nun selbſt für ein Unterkommen sorgen. Der erſte Marschtag erſtreckte ſich bis zu dem am Gebirgshange liegenden Dorfe Paṇo-adji, woselbſt ich einen jener schön geschnitzten Zauberſtöcke (Tunggal-panaloan) erbeutete, die Junghuhn, von seiner glühenden Phantaſie hingerissen, ganz unrichtig Kriegspaniere nennt. Eine Abbildung davon befindet ſich auf Seite 41; derselbe befindet ſich gegenwärtig in dem ethnographischen Museum zu Darmſtadt. Mit dem Tunggal-panaloan hat es folgende Bewandniss:

An dem grossen Meere von Tobā, dessen Ufer (das Stammland der Battas) dicht bevölkert sein sollen, reſidirt zu Bangkāra Singa-Maha-Rādja, der sogenannte heilige König des Landes. Zu den Attributen seiner Macht gehört seit undenklichen Zeiten dieser Stock, von welchem nur dieses einzige ächte Exemplar vorhanden iſt. Die Stöcke nun, welche man gegenwärtig in jedem grösseren Dorfe vor-

findet, und welche demnach nicht so selten ſind, wie Junghuhn behauptet, ſind nichts weiter, als öfters sehr von einander abweichende Nachbildungen jenes einzigen heiligen Stockes. Dem Haarbusch, der sich immer am obern Theile befindet, und der von einer Person herrühren muss, die aufgegessen worden iſt, werden gewöhnlich noch Büschel von Hahnenfedern angefügt. Er wird in den Dörfern durch die Zauberer geführt und iſt mit Wunderkräften ausgeſtattet. Mit demselben heilt der Zauberer Krankheiten, macht Veränderung der Witterung u. s. w.. Dies geschieht auf folgende Weise: Hat man z. B. nach lange andauerndem Regen trockenes Wetter nöthig, so wird der mit nassem Kalk beſtrichene Stock neben ein hellbrennendes Feuer geſtellt. Hat man dagegen Regen nöthig, so wird er wiederholt mit Wasser begossen und beim Feuer getrocknet. Jede damit stattfindende Manipulation wird von Zauberformeln begleitet, welche der Sibasso in singendem Tone vorträgt.

Am zweiten Marschtage seit unserm Aufbruch von Silindong passirten wir das Dorf Huta-tinggie, wo im Jahre 1834 zwei englische Missionäre verspeisst wurden, von denen man mit vollem Rechte sagen konnte, dass ſie in ihrem Eifer zu weit gegangen waren, nämlich ins Land hinein. Uebernachtet wurde im Kampong Pagaranpisang. Am letzten Marschtage, dem ermüdetſten von allen, entging ich einer grossen Lebensgefahr. Wir zogen, in einer langeſtreckten Linie marschirend, auf dem schmalen Vorsprung einer Bergwand hin, die, zu unserer Linken anſteigend, zur Rechten unter einem Winkel von vielleicht 60° zu beträchtlicher Tiefe abſtürzte. Indem ich, für einen Augenblick Halt machend, mich umdrehen wollte, um nach meinen Leuten zu sehen (ich war Commandant des dritten Zuges), wich, während das Gewicht des Körpers auf dem rechten Fuss ruhte, die Erde und fiel ich dadurch, hinten überschlagend, in die Tiefe, wo ich im Strauchwerk, womit der Hang bewachsen war, verschwand. Nur im erſten Augenblick die Beſinnung verlierend, fühlte ich wie ich kopfunter hinabrutschte, erſt langsam, dann schneller, bis ich in einer Tiefe von ohngefähr 80′ den von einem unbedeutenden Bergwasser überſtrömten Boden der Schlucht erreichte. Das kalte Wasser, welches meinen Kopf umspülte, gab mir mein volles Bewusstsein wieder zurück. Ich richtete mich rasch auf, kletterte den Abhang wieder in die Höhe, — was freilich langsamer ging, wie das Herunterrutschen, — und kam, einige Contuſionen und Schmarren abgerechnet, glücklich oben an. Die Kolonne hatte inzwischen nach meinem Verschwinden Halt gemacht und man hatte Massregeln genommen,

um mich, den man für schwer verwundet, wo nicht für todt hielt, aus der unbekannten Tiefe herauszuholen.

Nach zweitägiger Ruhe zu Siboga kehrten wir wieder längs dem neu eröffneten Landwege über die Etappenpoſten Aik-bedieri und Sipultak nach Tōbing zurück.

Im Oktober wurde ich der auf Sibōga garnisonirenden Compagnie zugetheilt, machte im November an Bord der Kriegsbrigg Haai als Begleiter des Majors van der Hart eine Reise nach Baros-Singkel und Trumon und erhielt im Januar 1845 meine Versetzung zum Generalſtab nach Pādang, der Hauptſtadt des Gouvernements auf Sumātra's Westküſte, wohin ich am 4. desselben Monats an Bord des Kriegsschooners Argo abreiſte. Somit schliesst mein erſter Aufenthalt in den Batta-Ländern, die ich erſt 7 Jahre später nochmals betreten sollte.

B.

Reisen in der Provinz Singkel und den angrenzenden Ländern.

Von der Regierung mit einer geodätischen Aufnahme der Provinz Singkel und den dazu gehörigen Banjak-Inseln beauftragt, trat ich am 29. Januar 1853 die Reise dahin an Bord des Schooners Effie an. Am 4. Februar traf ich über Ajer-Bangis zu Sibōga ein, welches ſich, seitdem ich es vor 8 Jahren verlassen, sehr zu seinem Vortheil verändert, beziehungsweise vergrössert hatte. Meinen Aufenthalt bis zum 26. benutzte ich zu mehreren Ausflügen, ging am 27. wieder an Bord des Ladbootes Nr. 5 und kam über Baros am 6. März in unserer Niederlassung Singkel an. Ich traf daselbſt einen alten Bekannten als commandirenden Officier der ziemlich ſtarken Besatzung für die Redoute und ein Blockhaus, während mit der Regierung der Provinz ein kenntnissreicher Civilbeamter betraut war, mit dem ich im folgenden Jahre die Insel Nias bereisen sollte. Schon am 9. März machte ich den Anfang mit Aufnahme der näheren Umgebung des Postens, musste aber am 27. April wegen Erkrankung an einem heftigen typhösen Fieber, welches mich 20 Tage lang ans Zimmer fesselte, meine Thätigkeit abbrechen. Erſt am 18. Mai ward es mir möglich, meine Arbeit wieder aufzunehmen; am 12. Juni beendete ich sie. Am folgenden Tage traf ich Vorkehrungen zu einer Reise flussaufwärts ins Innere. Doch ehe ich dieselbe mit meinen geneigten Lesern antrete, mögen einige Worte über die Provinz und deren Bewohner hier Platz finden.

Die Provinz Singkel, zu welcher auch die Gruppe der Banjak-Inseln gehört, liegt zwischen 2^0 5′ und 2′ 22′ N. B. und 97^0 32′ und 98^0 10′ O. L. von Greenwich und grenzt im Norden an die unabhängige Landschaft Bula-sāma, im Oſten an das gleichfalls unabhängige Land Simpang-kirie und Simpang-kanan und an das von Batta's bewohnte Land von Deiri, im Süden an den Regierungsbezirk Baros, während der indische Ocean die Weſtgrenze bildet. Der Flächeninhalt kann auf 480 engl. Quadrat-Meilen geschätzt werden. Der Boden beſteht aus einer Aluvialebene, welche diluviale Lagen durchschneiden. Er liegt zum Theil unter dem Niveau der See, iſt bei-

nahe überall sumpfig und mit undurchdringlichem Wald bedeckt. Allein dem Flussufer entlang, in der Nähe des Dorfes Tandsong-baru und etwas weiter ſtromaufwärts, gegenüber dem Dorfe Paja-bungbun, sowie an einigen Stellen der Küſte (wie bei Gossong-telāga, Sragian, Silăbŭan, Udjung-Mangir u. s. w.) iſt der Boden auf kleine Strecken höher und trocken. Hügel oder gar Berge ſind nicht einmal von der See aus zu bemerken; nur ein einförmiger dunkler Streifen zeigt ſich, soweit das Auge reicht, als Grenze zwischen Himmel und Wasser — ein troſtloser Anblick! Auch auf dem Delta des Flusses findet man einige trockene Sandſtellen und mehrere hundert Ellen nördlich von Gossong-telāga eine 3 Fuss hohe Felsklippe, die einzige an der ganzen Küſte. —

Die Jahreszeiten ſind hier etwas regelmässiger, als in dem direkt unter der Linie liegenden Theile von Sumātra. Der sogenannte trockene Mousong herscht von Mai bis October, und während seiner Dauer iſt die Windrichtung eine sehr wechselnde, meiſt öſtlich und dann nach Süd und Süd-Weſt springend. Regen fällt nur in geringer Menge. Während des nassen Moussongs von November bis April regnet es dagegen viel und heftig und ſind Nord-, Nordweſt- und Weſt-Winde vorherrschend. Unter diesen ſind die orkanartigen Nordweſtwinde längs der Küſte berüchtigt und von den Schiffsleuten gefürchtet. Gewitter finden am häufigſten in den Uebergangsmonaten von einer Jahreszeit in die andere ſtatt; also in den Monaten April und October; ſie treten oft mit grosser Heftigkeit auf. Ausserdem wehen regelmässige Land- und Seewinde; Landwinde von Mitternacht bis 9 Uhr Vormittags, Seewinde von Mittag bis Sonnenuntergang. In der trockenen Jahreszeit iſt der höchſte Thermometerstand 94°, der niedrigſte 80° F., in der nassen der höchſte 92°, der niedrigſte 75° F. —

Vulkanische Wirkungen und Erdbeben lassen ſich ziemlich häufig fühlen und zwar öfters in ſtarkem Masse, wie z. B. bei dem Erdbeben von 1843, wobei der Boden in der Nähe von Telock-Ambon so erhitzt wurde, dass der Waldwuchs, welcher die Stelle überdeckte, erſtarb. Während meines Aufenthalts liessen ſich Erdſtösse verspüren:

Am 16. Mai Morgens 4 Uhr,
„ 18. „ „ 3 „
„ 5. September Abends 11 „
„ 7. „ V. M. 10 „
„ 8. „ Nachts 1½ „
„ 9. „ Morgens 3 „

Kriegspanier der Battas, Sumatra, **Batta**land. (S. 36.)

Der Singkel-Fluss iſt von den Gewässern, welche die Provinz durchfliessen, der einzige Strom von Bedeutung. Die Eingebornen nennen ihn kurzweg Ayls-Besaar (grosser Fluss). Er entſteht aus der Vereinigung des Simpang-kanan (wörtlich: rechter Seitenarm, wobei anzumerken ist, dass die Eingebornen dasjenige Ufer, welches dem Europäer das linke iſt, rechtes und das rechte linkes Ufer nennen), mit dem Simpang-kirie (linker Seitenarm). Gleich nach derselben betritt der Fluss die Provinz. Die drei durch den Zusammenfluss entſtehenden Landzungen führen die Namen: Udjung (Kap) Pamuka (der Winkel zwischen dem grossen Fluss und dem Simpang-kirie); Udjung Pūlu (der Winkel zwischen den beiden Simpang) und Udjung Rādja (der Winkel zwischen dem Simpang-kanan und dem grossen Fluss. Von dem Vereinigungspunkte an nimmt er mit geringen Biegungen und eine ziemlich breite Wasserfläche bildend einen südweſtlichen Lauf und mündet oberhalb des Forts, eine Wendung nach Süd-Oſt machend, in die See. Durch Ansetzung der Schlammmassen, welche er mit ſich führt, bildete ſich an der Mündung ein grosses Delta, das freilich fortwährend Veränderungen unterworfen iſt, je nachdem mehr oder weniger Erde angespült oder bei hohem Wasserſtande losgerissen wird. Gegenwärtig (1853) sind es zwei Hauptarme, welche

das Delta durchschneiden. Die Kwalla-atje nördlich und die Kwalla-bāru südlich vom Etablissement ſind durch einen 20 Ellen breiten künstlichen Kanal mit einander verbunden. Eine Menge schmaler Kanäle zweigt von diesen beiden Hauptarmen ab, wodurch kleine Inseln und mit hohem Rohr bewachsene Sumpfſtellen gebildet werden, welche so lange an Grösse zunehmen, bis einmal anhaltende Süd- und Südostwinde den Fluss zwingen, an der Mündung eine andere Richtung zu nehmen und den schmalen Sandſtreifen zu durchbrechen, welcher die Kwalla-bāru und die Kwalla-atje vom Meere scheidet: ein Ereigniss, das schon in früheren Zeiten ſtattgefunden hat, und in Folge dessen das ganze Delta eine ande Form erhalten muss.

Am Bifurcationspunkt hat der Fluss eine Breite von 400, an der Mündung eine solche von 500 Ellen, während die Tiefe zwischen 15 und 20′ schwankt. Vor der Mündung liegt in der See eine Bank, auf der fortwährend Brandung ſteht und welche das Ein- oder Auslaufen für Fahrzeuge öfters mühsam und gefährlich macht. Der Fluss iſt ausserordentlich fischreich, beherbergt aber auch Krokodile in grosser Zahl. Man ſieht ſie öfters tagsüber in den ſtillen Kanälen des Deltas an der Oberfläche des Wassers ſich spielend herumtreiben. Oftmals genug werden Menschen und Hausthiere die Beute dieser gefrässigen Reptilien, von denen nur ab und zu ein einzelnes gefangen wird. Dies geschieht vermittelſt eines ſtarken an einer Kette befindlichen eisernen Hakens, der mit einem Köder versehen wird. Thiere von 16—18′ Länge ſind nicht selten, doch mass ich auch einſt ein solches Ungethüm, das beinahe die Länge von 24′ erreichte.

Von den übrigen kaum nennenswerthen Flüsschen sei nur desjenigen von Gossong-Telāga als Ausfluss eines Sees erwähnt; er führt den Namen Anak-laut (Kindersee). Höchſt wahrscheinlich war dieser See in früherer Zeit ein kleiner Meerbusen, der dann später durch die Anschwemmung erdiger Theile vom Meere getrennt wurde. Er iſt rundum von Wald eingeschlossen, enthält salziges Wasser, hat eine Länge von 2200, eine Breite von 1300 Ellen und eine Tiefe von 12—16 Fuss. Zahllose Krokodile haben auch diesen See zum Aufenthalt gewählt.

Die längs der Küſte liegenden Inselchen heissen in ihrer Reihenfolge von Nord nach Süd:

Pūlu-Tuanku, gegenüber Gossong-Telāga, unbewohnt;
Pūlu-Sikandang, gegenüber Sragian, unbewohnt;
Pūlu-Pabirāhan, gegenüber Silabŭăn, bewohnt;

Pulu-Mangkir-gadăng und
Pūlu-Mangkir-kitjil unbewohnt,
Pūlu-Limpan-gadăng und
Pulu-Limpan-kitjil, bewohnt.

In einem Lande, welches wie dieses beinahe ganz aus Sumpfboden beſteht, wo die ohnehin schon schwache Bevölkerung an der Küſte oder an den Ufern des Flusses wohnt, der durch seine Schiffbarkeit eine vortreffliche Verkehrsſtrasse bietet — in einem solchen Lande kann man nicht erwarten, Wege anzutreffen. Solche gibt es auch nicht, wohl aber mehrere Fusspfade, von denen jedoch nur wenig Gebrauch gemacht wird. Namentlich für den Europäer iſt das Betreten derselben mit grossen Schwierigkeiten verbunden und unter Umständen lebensgefährlich wegen der perniciösen Miasmen, deren Einfluss der durch Ermüdung und übermässige Transpiration erschöpfte Körper blosgeſtellt iſt. Dazu kommen noch als eine wahre Landplage die Schwärme von Muskiten (Tipula), welche überall angetroffen werden und nach Sonnenuntergang nicht nur den Aufenthalt im Freien, sondern oft auch ein geselliges Zusammensein in den Häusern unmöglich machen. Das Auftreten dieser Quälgeiſter zeigt manches Eigenthümliche. Bei ſtarkem Seeſturm blieb man in der Niederlassung zuweilen von ihrem Besuche gänzlich verschont; kam aber der Wind von der Landseite, so gab es für uns meiſtens keine andere Rettung, als das mit einem gut schliessenden Muskitennetz überdeckte Nachtlager aufzusuchen. Dabei kam es aber öfter vor, dass das eine oder das andere Haus gänzlich von dem Besuch der Muskiten befreit blieb. In den längs dem Flusse liegenden Dörfern werden sie zu einer wirklichen Calamität, und müssen selbſt die kleinen Heerden von Kühen, welche man dort hält, durch allnächtliches Anlegen von Feuern, welche ſtarken Rauch geben, in den Hürden vor den quälenden Stichen dieser niederträchtigen Thiere einigermassen geschützt werden. Bei dem Betreten eines solchen Pfades geschah es denn auch, dass ich mir ein typhöses Fieber zuzog, welches mich an den Rand des Grabes brachte.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die Vegetation.

In der Nähe des Meeresufers, da, wo das Land bei Fluth überschwemmt und zur Ebbezeit wieder trocken wird, besteht die Pflanzendecke einzig und allein aus Rhyzophoren und Bruguierien, zu welchen sich mehr landeinwärts, da, wo die See nicht hereintritt, Avicennien und Sonneratien gesellen. Das einförmige Grün dieser Bäumchen wird hin und wieder in angenehmer Weise durch die helle Farbe der

Wedel, einer kleinen ſtammlosen Palme (Nipa fruticans) unterbrochen, welche, dicht zusammengedrängt wachsend, kleine undurchdringliche Dickichte bildet. Weiter landeinwärts ſind es Goodenien, Plumierien, Fagraeen, Ardisien, Tournefortien, Antidesmen, Paritien, Pandaneën, Cicadeën, Calophyllien und eine Masse von Bäumen und Sträuchern, welche chaotisch zusammengewürfelt den Wald bilden. Palmen (Areca Cocos), Bananen (Musa), Bambusrohr und die gewöhnlich vorkommenden indischen Obſtbäume trifft man nur in der Nähe menschlicher Wohnungen an. Kleine Gras-, Schilf- und Rohrflächen ſieht man nur auf den Inseln des Deltas und auf den wenigen sandigen Stellen, welche vereinzelt am Ufer der Flüsschen vorkommen.

Die Bewohner der Provinz gehören einer Mischlingsrace an, welche aus atjineſischen, malay'schen, batta'schen und Niasser Elementen zusammengesetzt iſt. Sie ſind ohne Ausnahme Bekenner des Islam, folgen in Bauart der Häuser den atjinesischen und, was die Lebensweise betrifft, malay'schen Gewohnheiten. —

Nur an dem Ufer des grossen Flusses und an einzelnen Stellen der Küſte ſieht man Häuser zu kleinen Dörfern gruppirt, oder auch vereinzelt ſtehend, von einem kleinen Stück bebauten Bodens umgeben (Lādang). Die grösseren Häuser ſtehen 10—15′ hoch über der Erde auf Pfählen, ſind an der rechten Seite mit einer weit vorspringenden Gallerie versehen und im Innern in einen grösseren Raum zum allgemeinen Gebrauch und in ein kleineres ausschliesslich für die Frauen beſtimmtes Gemach eingetheilt. Sie ſind aus Brettern und Balken zusammengeſtellt und zuweilen mit Schnitzwerk und Farben verziert, jedoch meist sehr baufällig, da die indolenten Bewohner ſich nur schwer dazu entschliessen können, eine durchgreifende Reparatur zu rechter Zeit vorzunehmen. Die kleinen, aus Bambusſtäben und ineinandergeflochtenen Cocosblättern verfertigten Hütten verdienen nicht den Namen von Häusern.

Die Dörfer ſtehen unter der Aufſicht von Häuptlingen, welche den Titel Kādji oder Dātu führen; die Gewalt, die dieselben über die Dorfbewohner (Anak-Bua) ausüben, iſt eine sehr beschränkte. Ihre Einkünfte beſtehen hauptsächlich in einer Steuer auf alle Waaren von fremdem Ursprung, welche in die Dörfer gebracht werden. Zur Aufrechterhaltung ihres Ansehens unterhalten die wohlhabenderen Ortsvorsteher eine gewaffneteTruppe (Dubelang), die freilich nur gering

besoldet ist, dagegen in Kriegszeiten einen bestimmten Beuteantheil zu beanspruchen hat.

Die wenig zahlreichen Priester (Malim und Chatib) sind gewöhnlich die jüngeren Brüder der Dorfhäupter und gleichzeitig auch deren Geheimschreiber. Sie stehen in grossem Ansehen, empfangen jährlich einen gewissen Theil der Reisernte und treiben meist das eine oder das andere Handwerk. In Glaubenssachen sind sie weit fanatischer wie ihre malayschen Religionsbrüder in den Padanger Oberländern. Die Bethäuser (Messigit) sind ohne Ausnahme höchst baufällig.

Wenn auch hier wie in den malayschen Ländern der Koran die Richtschnur für die herrschenden Gesetze abgiebt, so haben sich doch so viele batta'sche und lokale Gebräuche eingeschlichen, dass dadurch mancherlei Abweichungen entstanden sind. So fällt z. B. beim Ableben vermögender Eltern der Nachlass nicht an die Neffen und Nichten, sondern an die Kinder zufolge eines Gesetzes, welches Hädat-hukum-kitab heisst. Weiter werden verheirathete Frauen nicht in gänzlicher Absonderung gehalten; auch wird keine Rücksicht darauf genommen, dass der Kopf einer zu begrabenden Leiche gerade gegen Osten gekehrt werde. Ein eigenthümlicher Gebrauch ist fernerhin der, dass der Mann wohl zu jeder Stunde von seiner Frau sich scheiden, die Geschiedene dann wieder zur Frau annehmen und sich hierauf nochmals trennen kann. Alsdann aber kann er sich mit derselben nur wieder vereinigen, wenn sie vorher eine eheliche Verbindung und Scheidung mit, beziehungsweise von einem Dritten einging, was dann unter solchen Umständen nur pro forma zu geschehen pflegt. Von dem Rechte, vier echte Frauen und eine unbestimmte Anzahl Nebenweiber nehmen zu dürfen, machen nur die vermögendsten Leute Gebrauch.

Streitfragen von geringer Bedeutung entscheidet der Ortsvorsteher mit Zuziehung einiger erfahrenen Personen aus der Gemeinde; wichtigere Angelegenheiten dagegen entscheidet der Landrath (Rappat), der seinen Sitz in der Regierungsniederlassung hat und vom holländischen Civilbeamten geleitet wird, wobei die landesüblichen Gesetze zur Richtschnur dienen. Alle Verbrechen können mit Geld vergütet werden, selbst Mord. Ist der Schuldige aber insolvent, so muss er Sclave werden und erleidet, wenn er einen Mord begangen hat, von dem Rappat die Todesstrafe durch die Hand des nächsten Blutsverwandten des Ermordeten. Bei Diebstahl muss der doppelte Werth des gestohlenen Gegenstandes vergütet werden.

Die Behandlung der Sclaven, meist Battas und Niasser, ist eine sehr humane; man betrachtet sie als zur Familie gehörig. Jeder

Sclave, welcher soviel erübrigt hat, wie die Kaufsumme betrug, welche sein Herr für ihn bezahlte, darf sich freikaufen, ohne das Letzterer dagegen Einsprache erheben kann.

Die Waffen, deren man sich bedient, bestehen in Säbel, Dolchen und schlechten Schiessgewehren mit Steinschloss. Als Musikinstrumente sind im Gebrauch: die arabische dreiseitige Cither (Rābab), Pauken, Tambourins, Flöten und Becken (Gong).

Im Allgemeinen ist die Bevölkerung indolent, höchst unwissend und arm. Man findet nur wenige Personen, welche fliessend schreiben und den Koran lesen können. Mehrere treiben Handel in Benzoin (das bekannte wohlriechende und kostbare Harz des Styrax benzoë), in Kampher, Elfenbein, Rotang (spanisches Rohr) und Zimmerholz; doch bei Weitem der grösste Theil der Einwohner beschäftigt sich mit Landbau und Fischfang.

Kulturpflanzen sind: Klappa (Cocos nucifera), Pinang (Areca alba), Limo (Tetranthera citrata) und andere Citrus-Arten, Jambu (Psidium guajava), Dalima (Punica granatum), Pisang (Musa paradisiaca), Zuckerrohr (Sacharum officinale), Bira (Caladium ovatum), Kalādie (Collocasia antiquorum), Ubi (Dioscoroea alata), Pfeffer (Piper nigrum), Katjang (Arachis hypogaea), Mais (Zea mais) und Reis (Oryza sativa), welcher letztere auf trockenen Feldern gebaut wird.

Unter den Handwerken wird das des Zimmermanns und des Schiffbauers am meisten betrieben, auch versteht man die Kunst zu drechseln und zu weben, Letzteres eine ausschliessliche Wissenschaft für Frauen. Webstuhl und Drechselbank sind beide noch Werkzeuge von sehr primitiver Art.

Dass der Aufenthalt in einem Lande, welches überwiegend aus Sumpfboden besteht, unmöglich ein für die Gesundheit günstiger sein kann, ist zu begreifen. Namentlich für den Europäer wird ein längeres Verbleiben geradezu gefährlich. Es sind zumeist nervöse und gastrische Fieber, sowie andre Bauchkrankheiten, welche häufig auftreten und namentlich unter den Eingeborenen viele Personen hinwegraffen. Ich selbst kann mich nur weniger Tage erinnern, an denen ich mich eines vollkommenen Wohlseins erfreute.

Die hauptsächlichsten Einfuhrartikel sind baumwollene Zeuge, Opium, spanische Realen, Tabak, Gambir (der eingedickte Saft der Nauclea gambir, Ingredienz zum Betelkauen), Schiessgewehre und Pulver und endlich Reis. Mit Ausnahme von Kampher und Benzoin ist der Export nicht nennenswerth.

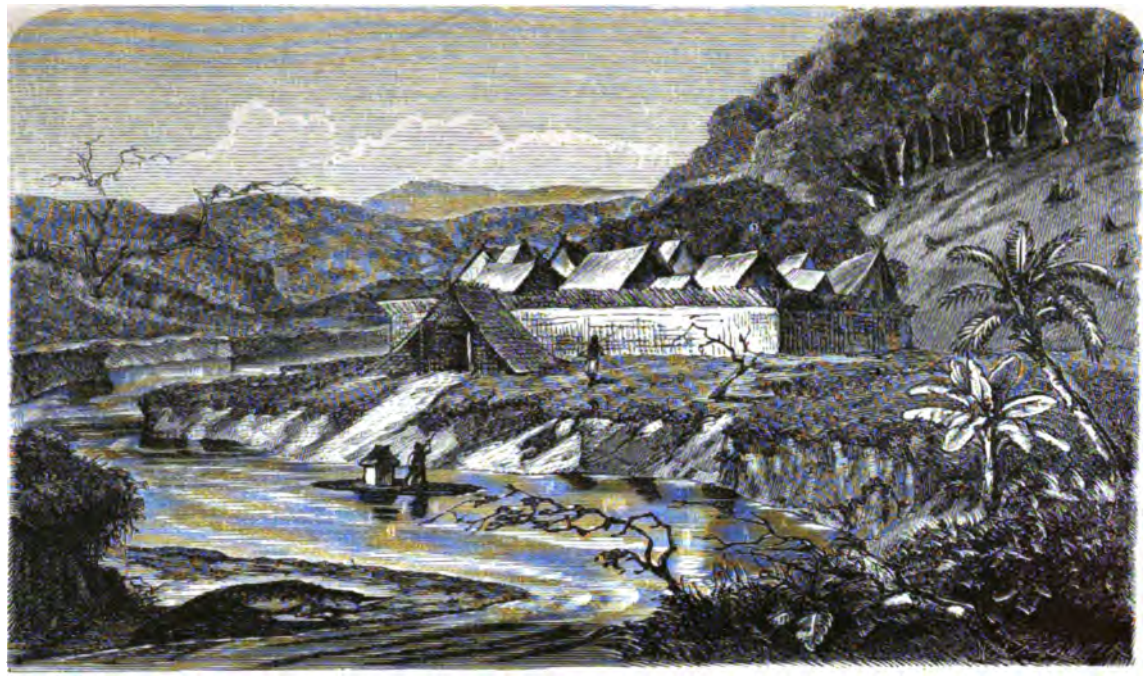
Das Idiom, welches in der Provinz gesprochen wird, ist wie die Bevölkerung selbst aus einer Mischung von atjinesischen, batta'schen, malayischen und Niaser Wörtern entstanden, welche jedoch im Verlauf der Zeit manche Veränderungen erlitten haben. Das am Schluss beigegebene Wörterverzeichniss diene zur Vergleichung, wobei zu bemerken ist, dass der Vokal u wie uei, der Doppelvokal ao beinahe wie ein langes o mit kaum hörbarem a, der Vokal e am Ende eines Wortes kaum hörbar und der Consonant r endlich stark schnarrend ausgesprochen wird.

Der Sitz der niederländischen Regierung, Singkel genannt, lag zu meiner Zeit auf dem Delta am rechten Ufer des Flusses etwa $^1/_2$ Stunde von dessen Mündung entfernt, wurde jedoch auf höheren Befehl vor ohngefähr 10 Jahren auf das linke Ufer verlegt. Die Niederlassung besteht gegenwärtig aus einem Fort, mehreren Wohnungen für Beamte und Officiere, einem Packhaus, einigen chinesischen Händlern gehörigen Häusern und einem kleinen Dorfe der Eingeborenen. Für den Europäer ist der Aufenthalt daselbst keineswegs beneidenswerth, und nicht mit Unrecht bezeichnete man Singkel zu meiner Zeit mit dem Namen. »Indisch Sibirien«. Im Jahr 1853 betrug die Einwohnerzahl der ganzen Provinz 2117 Köpfe; davon wohnten im Regierungsetablissement 670, im Dorfe Pükat 12, Tejling 292, Hulugorab 5, Kaju-mĕnang 150, Telok-ambon 150, Kōta-Simbuling 160, Rantan-gādung 102, Tandjong-bāru 330, Paja-Bungbun 180, Kōta-Pinang, 120 Köpfe, während an der Seeküste noch 80 bis 100 Eingeborene sich niedergelassen hatten.

Während ich Anstalten zur Reise stromaufwärts machte, hatte der Regierungsbeamte zu Singkel die unabhängigen, am Ufer des zu erst zu untersuchenden rechten Seitenarms (Simpang-kanan) sesshaften Fürsten von meiner Reise benachrichtigt sie, die erst vor Kurzem Freundschaftsbündnisse mit der Regierung geschlossen, ersucht, mir, wenn nöthig, Hülfe und Beistand zu gewähren. Es wurde mir dabei der Rath ertheilt, bei meinen Aufnahmen und sonstigen Untersuchungen so wenig oftensibel wie möglich zu Werke zu gehen, um nicht den Argwohn der fanatischen Häuptlinge zu wecken; mit einem Wort, ich möge auf meiner Hut sein.

In der Frühe des 13. Juni trat ich in einem mit sechs Ruderern bemannten Regierungsboot, ausser von einem Bedienten von zwei mit Säbeln bewaffneten Polizeisoldaten (Alles Eingeborne) begleitet, die

Reise an, übernachtete zu Tandjong-bāru, erreichte am folgenden Tage bei der Lădang Pāja-utan, die Gouvernementsgrenze und nahm das zweite Nachtquartier, mein erſtes auf nicht unterworfenem Gebiet, in dem am rechten Ufer des Flusses liegenden, zur Landschaft Simpang-kanan gehörigen Dorfe Soping. Die dritte Tagfahrt führte mich bis zu dem auf dem linken Flussufer gelegenen Kampong Kōta-Pinang. Bis hierher hatte ich über keinerlei Störung zu klagen, war höflich und zuvorkommend von den Häuptlingen aufgenommen worden. Am folgenden Tage sollte ich jedoch das Gegentheil erfahren. Am 17. weiter rudernd, kam ich gegen Mittag vor das Dorf Galagala und beschloss, da meine Ruderer durch anhaltendes Rudern gegen den schon bedeutend heftig ſtrömenden Fluss sehr ermüdet waren, daselbſt zu übernachten. Ich begab mich in das Dorf, und zwar wie seither graden Weges in die Wohnung des Dorfvorſtehers Panghulu si-Djuang, eines fanatischen, jeden Europäer als Ungläubigen (Kaffir) verabscheuenden Menschen. Ich fand ihn in der Veranda ſitzend, von seinem zum Theil bewaffneten Gefolge umringt. Wie seither hatte ich meine Polizeisoldaten und Matrosen einſtweilen beim Boote zurückgelassen und ging, nur von meinem Diener begleitet, und ohne irgend eine Waffe auf den Panghulu zu, der ſich nicht im Geringſten rührte. Als ich, vor ihn gekommen, keinen für mich bereiteten Sitz bemerkte und einen Augenblick vergebens auf einen Händedruck, beides Zeichen eines freundschaftlichen Empfangs gewartet, trat ich einige Schritte zurück und setzte mich auf eine an der Lehne der Veranda ſtehende hölzerne Kiſte und forderte nun für mich und meine Leute Nachtquartier. »Ich gebe kein Nachtquartier und habe nichts mit der Kompagnie zu schaffen (so nennen in Erinnerung an die alte holländisch-oſtindische Kompagnie die Eingeborenen im Allgemeinen noch immer die Regierung) und rathe euch, wenn ihr euer Leben liebt, unverzüglich zurückzukehren,« war die grobe Antwort, die mir zu Theil wurde. Da ich dringenden Befehl hatte, jeden Konflict zu vermeiden, so beschloss ich, das Dorf zu verlassen, aber unbeirrt um die Drohung, die Reise weiter ſtromaufwärts fortzusetzen, denn als Committirter konnte und durfte ich selbſt bei drohender Lebensgefahr dem Anſinnen des Panghulu keine Folge leiſten, weil dadurch das Preſtige der Regierung in den Augen der Eingeborenen geschädigt worden wäre. Ungehindert verliess ich ohne weitere Replik Haus und Dorf, schiffte mich sogleich wieder ein und setzte die Reise fort bis zum Kampong Tandjong-mas, woselbſt ich am Abend spät anlangte und wieder freundlich aufgenommen wurde. Am 19.,



Dorf Lobangtungkung in der Landschaft Simpang-Sinundang. (S. 51.)

dem sechſten Reisetag, fuhr ich an dem Punkt vorbei, wo durch Vereinigung des Simpang-Sinundang mit dem Simpang-Sulambie der Simpang-kanan entſteht, und folgte nun dem Laufe des Simpang-Sinundang, welcher die Landschaft gleichen Namens in weſtlicher Richtung durchfliesst. Weiterfahrend hatte ich schon glücklich mehrere Stromschnellen passirt, als ich gegen 11 Uhr zwischen den Dörfern Lobang-tungkung und Lei-nippe eine Stelle erreichte, wo der Strom so heftig war, dass an ein Vorwärtsbewegen des Bootes nicht mehr zu denken war und ich mich genöthigt sah, das weitere Vordringen aufzugeben. Ich war nur $8^1/_2$ geographische Meile Himmelsbreite vom Etablissement entfernt, die wirkliche Diſtanz aber, welche ich, den Krümmungen des Flusses folgend, während der vier Reisetage zurückgelegt hatte, betrug nicht ganz 13 geogr. Meilen. Ich kehrte deshalb bis zum Bifurkationspunkt zurück, um zu versuchen, ob es möglich wäre, den Simpang-Sulambie hinauf zu fahren, fand aber die Strömung in demselben noch weit heftiger, so dass ich schon nach kurzer Zeit mein Projekt aufgeben musste. Ich beschloss nun in Lobang-tungkung zu übernachten und zu trachten, in den Beſitz einiger kleiner und leichter Kanoes zu gelangen, mit welchen ich die Reise weiter fortsetzen könnte. In dieser Hoffnung ward ich leider betrogen, denn nicht allein dass kein Fahrzeug zu bekommen war, wovon ich mich selbſt überzeugen konnte, sondern ich erhielt auch im Dorfe die einſtimmige Verſicherung, dass weder der Simpang-Sinundang, noch Simpang-Sulambie weiter aufwärts zu befahren wären. Da nun mein Auftrag lautete, nur bis zu der Stelle vorzudringen, bis zu welcher es möglich sei, mit Kanoes zu gelangen, und ich nicht ausgerüſtet war, um die Reise zu Land fortsetzen zu können, so beschloss ich, schon am folgenden Tage die Rückreise nach Singkel wieder anzutreten. Diesen Plan zur Ausführung bringend, legte ich nun von der vollen Stromkraft des Flusses Gebrauch machend, die ganze Strecke bis zum Etablissement in 2 Tagen zurück, wobei ich zu Tanahmera übernachtete, und kam am Abend des 21. Juni wieder nach Singkel zurück. —

Sehen wir uns das Land etwas näher an, das vor mir noch niemals der Fuss eines Europäers betrat. Wir werden dabei die beiden Landschaften Simpang-kanan und Simpang-Sinundang als ein Ganzes betrachten.

Dieselben liegen an den beiden Ufern der oft genannten gleichnamigen Flüsse und haben als Grenze gegen Norden die Landschaften Simpang-kirie und Simpang-Sinundang, gegen Oſten das Batta-Land

Pak-Pak, gegen Süden das ebenfalls von Battas bewohnte Deiri und gegen Weſten die Regierungsprovinz Singkel.

Der Boden iſt eine Fortsetzung der grossen Alluvialniederung von Singkel; erſt in der Nähe des Dorfes Gala-gala fängt er an, ſich zu erheben. Die Ufer des Flusses haben eine Höhe von 8—12′ und bei dem Dorfe Tandjong-mas selbſt von 16′; ſie beſtehen aus Lagen von Sand, Mergel und Thon und bilden einen trockenen mehr oder weniger breiten Streifen, der ſich mit flacher Böschung im sumpfigen Marschlande verliert. Je weiter man ſtromaufwärts kommt, um so breiter wird dieser trockene Streifen und in Simpang-Sinundang nimmt er schon bei weitem den grössten Flächenraum ein. Die erſte Höhe, welche man beim Aufwärtsbefahren des Flusses ſieht, iſt ein kleiner, am linken Ufer $^1/_4$ Stunde unterhalb Kōta-Pinang liegender, kaum merkbarer Hügel. Eine' halbe Stunde oberhalb dieses Dorfes bemerkt man weiter aufwärts auf dem rechten Ufer in der Nähe von Pūlu-(Insel)-Lanzat, einen Höhenzug und etwas weiter aufwärts einen zweiten. Hinter Gala-gala erhebt ſich ein ohngefähr 300′ hoher Berg, der höchſte der ganzen Gegend, von den Bewohnern Gūnung-(Berg)-Rādja-Lello genannt. Er ſteigt nicht weit vom Ufer auf, hat eine lange von Nord nach Süd laufende Firſte und schliesst ſich einem niedrigen, nördlich weiterziehenden Bergrücken an. Den Simpāng-Sinundang aufwärtsfahrend, trifft man gegenüber dem Dorfe Simarie den Gūnung-Batu-udjung, etwas weiter aufwärts am rechten Ufer den Gūnung-Leibaku, den Gūnung-Mambang bei Lobang-Tungkung und endlich einen Hügel auf dem rechten Ufer, in der Nähe des Punktes, wo ich die Reise aufgeben musste.

Die beiden Ufer ſind an den meiſten Stellen ziemlich ſteil, 15—20′ hoch und ähnlich zusammengeſtellt wie die des Simpang-kanan.

Der Simpang-Sinundang, oder wie der Fluss weiter aufwärts auch heissen möge, hat, soweit ich ihn befuhr, durchschnittlich eine Breite von 45 Ellen, fliesst mit wenigen unbedeutenden Krümmungen in so ziemlich weſtlicher Richtung und hat sehr helles Wasser. Das Flussbett iſt mit Rollſteinen bedeckt, welche durch die selbſt bei niedrigem Wasserſtand noch sehr ſtarke Strömung bis weit in den Simpang-kanan geführt werden. Oberhalb des Dorfes Kūbu findet der Zusammenfluss mit dem aus Nord-Weſt kommenden Simpang-sulambie ſtatt; beide bilden vereinigt den Simpang-kanan. Die ziemlich scharf dazwischen züngelnde Landspitze führt den Namen Udjung-Limus.

In grossen und mannigfachen Krümmungen ſtrömt nun der Fluss weiter, bis Pūlu-Lanzat in südlicher, und von da bis zum Vereinigungspunkt in südweſtlicher Richtung. Am oberen Zusammenfluss beträgt die Breite des Wasserspiegels 120, bei Gala-gala 140 und bei der unteren Bifurkation 200 Ellen. Bis in die Nähe von Gala-gala wechselt die Tiefe zwischen 8 und 10', nimmt aber von da an plötzlich so sehr ab, dass die Kähne nur vermittelſt Stangen fortgeſtossen werden können. Er nimmt auf der ganzen Strecke, die er durchfliesst, keinen Seitenarm auf, dagegen bildeten ſich, wahrscheinlich bei einem Durchbruch des Ufers unterhalb des Dorfes Tjinkam und in der Nähe von Kōta-Pinang zwei Seitenarme, Suak-Lembętjik und Suak-Trusan genannt. Letztgenannter zeigt die Figur zweier durch einen schmalen Kanal verbundener kleiner Seen, die eine Breite von ohngefähr 600 und eine Länge von 1300 und 1800 Ellen haben. Unterhalb Suak-Lembętjik bilden zwei schmale Seitenkanäle am rechten Ufer die Inseln Ajer-Matie und Lanzat, während der unterhalb des Dorfes Soping auf demselben Ufer liegende Weiher Pāja-Utan nur bei hohem Wasserſtande mit dem Flusse in Verbindung tritt. Bis Gala-gala werden noch immer Rollſteine im Bette angetroffen, von da an bis zur Mündung jedoch nur schwarzer Schlamm, welcher dem Wasser eine schmutzig braune Farbe mittheilt. Bei solcher durch schwere Regengüsse vom Gebirge verursachte Schwellung werden die Ufer theilweise überschwemmt, und ſtürzt die Wassermasse dann mit unwiderſtehlicher Gewalt meerwärts, grosse Bäume entwurzelnd und mit ſich führend. Alle Communication hört dann auf, und die Bewohner ſind genöthigt, das Hausvieh oben in die hoch auf Pfählen ſtehenden Häuser zu ſich zu nehmen. Eine solche Ueberschwemmung kommt gewöhnlich jedes Jahr einmal vor, tritt urplötzlich auf, iſt aber ebenso rasch wieder abgelaufen.

Bei niedrigem Wasserſtand zeigen ſich zum grossen Hemmniss für die Schifffahrt viele Sandbänke und Baumſtümpfe. Mit Kolleks (grössere hierländische Fahrzeuge) kann man bei gewöhnlichem Wasserſtand von Singkel bis Tandjong-Mas in 4 Tagen auf- und von da in einem Tag herunterfahren.

Was Klima und Witterung betrifft, so iſt hier kein anderer Unterschied von dem der Provinz Singkel zu bemerken, als der, dass in Simpang-Sinundang die Temperatur vielleicht etwas niedriger iſt. Von Simarie, Tandjong-mas und Suak-Truson aus führen Fusspfade, welche in ihrem oberen Theile zwar ziemlich gut zu begehen ſind, aber doch nur selten gebraucht werden.

Auch die Pflanzenwelt iſt im unteren Theile identisch mit derjenigen der Küſtenregion; höher aufwärts treten niedere Waldbäume auf, die ein sehr brauchbares Zimmerholz geben. Einer darunter, der Sapé, eine Myristicace, iſt besonders häufig, und ihn zeichnet ein weisser, schlank und grade in die Höhe schiessender Stamm aus. Bei Kōta-Pinang kommen die erſten Kampherbäume (Driobalanops camphora) vor. Sie ſtehen gruppenweise und gewähren mit ihrer dunklen reichen Blätterkrone, die von einem glatten, einer colossalen Säule gleichenden braunrothen Stamm getragen wird, einen majeſtätischen Anblick. Der Benzoe (Styrax benzoë), ein kaum weniger schöner Baum, erscheint dagegen erſt in Simpang-Sinundang in einzelnen Exemplaren. Von Tandjong-mas an vermindern ſich die Muskitenschwärme in auffallender Weise; dafür wird man aber tagsüber von einer grossen Stechfliege (Stomoxis) geplagt, deren Stich weiter nicht bedeutend, jedoch im erſten Moment sehr schmerzhaft iſt. Krokodille kommen noch oberhalb Tandjong-Mas vor, werden aber wenig gefürchtet. Zur Mittagszeit ſieht man ſie nicht selten mit aufgesperrtem Rachen auf den Sand- und Schlammbänken liegen, um ſich im Sonnenschein zu wärmen. Sie ſind dann mit einer Spitzkugel, welche den Panzer überall durchdringt, nicht gar schwer zu erlegen.

Die Bevölkerung, welche in jeder Hinſicht mit der von Singkel übereinſtimmt, ſtand bis vor der Occupation von Singkel unter der Oberhoheit des Sultans von Atje, betrachtet ſich aber gegenwärtig als unabhängig. Dem Namen nach führen zwei zu Tandjong-mas wohnende Rādjas die Herrschaft über beide Landschaften; der That nach regiert aber jeder Ortsvorſteher sein Dorf ohne irgend welche fremde Einmischung. Der angesehenſte dieser kleinen Autokraten war zur Zeit meines Aufenthalts Rādja Inda-Mulieja ein gutherziger, aber schwacher und ganz und gar unter dem Einflusse eines jüngeren Bruders ſtehender Mann, welch letzterer als fanatischer Muhamedaner die Europäer mit glühendem Hass verfolgte.

In Simpang-Sinundang ſind alle Dörfer zur Abwehr eines Anfalls benachbarter Battas verpallisadirt. Die Pallisadirung beſteht in einer ſtarken, 10—12′ hohen hölzernen Einfassung, welche in scharfe Spitzen zuläuft und nach Aussen überhängt. Ein überdeckter Gang, an dessen Aussenseite Zweige von Dorn-Bambus (Schyzoſtachium durie), befeſtigt ſind, führt zu der dem Fluss zugekehrten Thür, welche bei Sonnenuntergang vermittelſt schwerer Balken geschlossen wird. Aehnliche

Dornzweige liegen rund um den Fuss der Pallisadirung, um das Herankommen zu erschweren.

Da die Ortsvorſteher keine nennenswerthe Kontrole über ihre Untergebenen führen, so iſt es nicht gut möglich, die Ziffer der Bevölkerung mit einiger Genauigkeit anzugeben. Die Zahl der Häuser zur Baſis nehmend und für jedes Haus 5 Köpfe als Durchschnittsziffer der Bevölkerung ansetzend, glaube ich, mich nicht allzuweit von der Wirklichkeit zu entfernen, wenn ich die Bevölkerung der Landschaft Simpang-kanan auf 1300 und die von Simpang-Sinundang auf 500 Köpfe setze. Ein grosser Bruchtheil davon wohnt in den am Flussufer ſich hinziehenden Ladangs, die Uebrigen in den nachfolgenden Dörfern, an der Grenze des Regierungsbezirks beginnend:

Landschaft Simpang-kanan:

Kampong	Sōping	Kampong	Gala-gala.
„	Tana-mera	„	Panjaihitan
„	Kōta-Pinang	„	Tandjong-mas
„	Trusan	„	Surau
„	Tjinkam	„	Kūbu.

Landschaft Simpang-Sulambie:

Kampong Medumbang.

Landschaft Simpang-Sinundang:

Kampong	Simārie	Kampong	Selatan
„	„	„	Lobang-Tungkung.

Um dem von der Regierung erhaltenen Auftrag zu genügen, traf ich bald nach meiner Rückkunft in der Niederlassung die nöthigen Vorbereitungen zur Explorirung des Simpang-kirie. Während ich mich aber damit beschäftigte, erhielt der Civilbeamte geheimen Bericht, die am Flusse ansässigen Häuptlinge hätten beschlossen, ſich meinem Vordringen mit allen ihnen zu Gebote ſtehenden Mitteln zu widersetzen, weil ſie die Untersuchung des Flusses für eine vorläufige Regierungsmassregel hielten, um ihr Land späterhin umso leichter in Beſitz nehmen zu können. Auf Grund dieses Berichtes und nach reifer Ueberlegung gab ich die Reise dahin auf, in der Hoffnung, dieselbe vielleicht ſpäter ausführen zu können. Ich machte mich deshalb fertig, um Singkel zu verlassen. Es mögen daher an dieser Stelle

noch einige Nachrichten über die Landschaften Simpang-kirie, Simpang-Sulambie und das Batta-Land Pak-Pak, Platz finden: alles Länder, die man in Europa kaum dem Namen nach kennt.

Simpang-kirie.

Bis zum Dorfe Pantie, 12 Stunden Ruderns von der Bifurkation entfernt, iſt die Beſchaffenheit des Bodens dieſelbe wie diejenige des Nebenlandes, welche wir kennen gelernt haben. Erſt von da an be-

Batta von Pak-pak, Benzoë zu Markte bringend.

ginnt der Boden ſich zu erheben und ſteigt etwas weiter weſt-nordweſtlich zu einem Hügel an, Bukit-Tumakal genannt.

Der Fluss entspringt im Lande Allas, fliesst erſt in ſüdweſtlicher und dann in ſüdlicher Hauptrichtung und nimmt 2 grössere Seitenflüsse Balégan-kumbie und Sāmadua in ſich auf. Man soll ihn 10 Tagereisen aufwärts befahren können.

Die Bewohner ſind auch hier im Innern Battas, nach der Küſte hin atjineſiſche Mischlinge.

Die am Ufer des Flusses liegenden Dörfer heissen: Simtajar und Nama-sondol, wovon das letztere in einer Entfernung von 6 Tagereisen Allas liegen soll.

Simpang-Sulambie.

Der Boden dieses Ländchens ist trocken und theilweise von Hügeln durchzogen, von denen einer Gunung Tandjong-käwin heisst, er liegt am rechten Ufer des Flusses.

Batta von Pak-pak, mit Lanze und Schild bewaffnet.
Letzterer befindet sich im Darmstädter Museum.

Die Bevölkerung besteht auch hier im unteren Theile der Landschaft aus Atjinesen, weiter aufwärts aus Battas. Erstere wohnen in dem Dorfe Medumbang am linken Ufer. Die Bevölkerung soll die Zahl von 400 Köpfen nicht übersteigen.

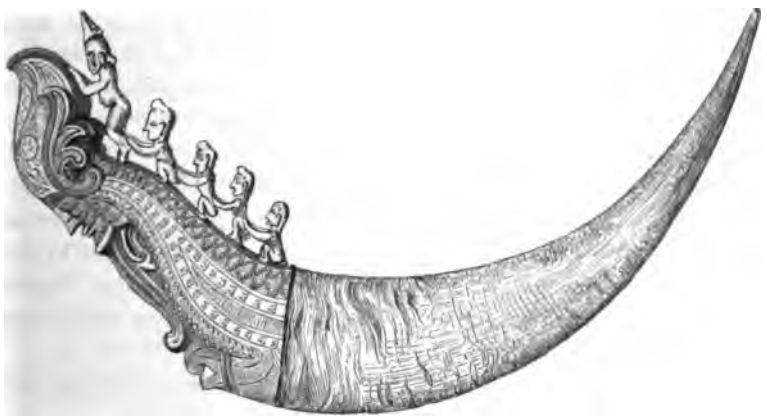
Pak-Pak.

Dieses Land, das einen Theil der Batta-Provinz Deiri ausmacht, ist trocken und hügelig. Die beiden kleinen Simpang durchströmen

es in weſtlicher Richtung. Zwischen hohen Ufer eingeschlossen, bei einer durchschnittlichen Breite von 15 Ellen, wechselt deren Tiefe zwischen 2 und 5 Fuss. Die Strömung iſt so gewaltig, dass es nur mit ganz leichten Kanoes mit flachem Boden möglich iſt, den Fluss zu befahren, wobei noch die Darinſitzenden an vielen Stellen genöthigt ſind, ins Wasser zu springen, um das leere Kanoe ſtromaufwärts zu ziehen. Eine Meile öſtlich vom Dorfe Sigossor tritt der Simpang-Sinundang aus dem Gebirge, nachdem er einen hohen Kalkfelsen durchbrochen, welcher Punkt 10 Tagemärsche von der Quelle entfernt sein soll, an der Oſtgrenze des Batta-Diſtriktes Naipospos. Der Ursprung des Simpang-Sulambie muss dagegen viel weiter nördlich gesucht werden, und man kann als ſicher annehmen, dass der Simpangkanan kein Ausfluss des grossen Meeres von Tobā (Aik-Silălāhé) iſt, welches letztere Junghuhn und andere englische Reisende fälschlich Aik-dao oder dau nennen. Dies iſt ein Pleonasmus, weil beide Worte Wasser bezeichnen und zwar Aik fliessendes und dao ſtehendes.

Von Sigossor aus führt ein Landweg durch Deiri nach Bāros; zur Reise dahin sollen 15 Tage erforderlich sein. Die Bewohner unterscheiden ſich in mancher Hinſicht von den Battas von Tobā. Sie schneiden z. B. die Kopfhaare nicht kurz ab, üben die Beschneidung, rauchen Opium, haben Zierate und Geräthe von gegossenem Kupfer nur in geringer Menge und kleiden ſich hauptsächlich in Wollen- und Baumwollenzeuge fremder Production. Von Hautfarbe ſind ſie etwas heller braun als die Tobā, auch zeichnen ſie ſich durch einen feineren Bau aus und sprechen einen vom Tobā'schen mannigfach abweichenden Dialekt. Die Männer tragen gewöhnlich ein dunkelblaues Tuch in der Weise um den Kopf gebunden, dass ein Theil davon über dem rechten Ohre ſteif emporragt, oder auch mit zwei Zipfeln herunterhängt. Manche tragen auch kleine magassarische Rottonmützchen (Kopja). Der Oberkörper bleibt entblösst; nur bei feſtlichen Gelegenheiten tragen die Häuptlinge und Vornehmeren ein kurzes seidenes oder baumwollenes Jäckchen. Ueber die Schulter wird ein blaues oder weisses Umschlagtuch gehängt, welches öfters am unteren Rande mit kleinen Bleiſtückchen verziert iſt. Die Beine ſind mit einer kürzeren oder längeren Hose bekleidet, worüber zuweilen das Umschlagetuch getragen wird, welches vermittelſt einer Binde um die Hüften befeſtigt iſt. Die ärmere Klasse trägt nur Hosen und Kopftuch von grobem Zeug. Die Frauen tragen mit dem Umschlagetuch einen langen Rock von meiſt dunkler Farbe und mehr oder weniger ordinären Stoffen.

Waffen, Zieraten, Häuserbau, Sitten und Gebräuche betreffend, findet kaum ein Unterschied ſtatt zwischen hier und Tobā; doch bedient man ſich hier hölzerner mit Pferdehaar verzierter Schilder, die ich früher niemals gesehen. Neu war für mich weiterhin ein Inſtrument zum Zaubern, zugleich aber auch Talisman, aus einem Büffelhorn beſtehend, dessen unterer Theil vermittelſt eines langen mit geschnitzten Figuren verzierten Holzpfropfens verschlossen iſt. Zauberſtöcke ſieht man selten. Auf den Gräbern der Vornehmen werden öfters Holzbilder in Lebensgrösse aufgeſtellt, meiſtens menschliche



Batta'sches Zauberinstrument aus Büffelhorn.

(Im Darmstädter Museum.)

Figuren auf Pferden, Elephanten u. s. w. reitend. Die Häuser ſind ähnlich gebaut, wie diejenigen in Tobā.

Obschon auch in Pak-Pak der Kannibalismus ſtark im Schwange iſt und Niemand Anſtand nimmt, das Essen von Menschenfleisch einzugeſtehen, trifft man doch Personen an, die einen Widerwillen vor dessen Genuss haben.

Eine eigenthümliche hier und in Deiri herrschende Gewohnheit iſt der Gebrauch der Panghulu-balangs, roh geschnitzter hölzerner Bilder, welche vor dem Ausbruch eines Krieges die beiden feindlichen Parteien einander zuschicken. Ein solcher Panghulu-balang wird auf nachfolgende Weise verfertigt. Die Sibassos bemächtigen ſich eines

elternlosen Buben von 8—10 Jahren, graben ihn bis zum Hals in die Erde ein und ſtopfen ihm als Speise einen Brei in den Mund, der aus geschnittenem Djahe (die Wurzel von Zingiber officinale), spanischem Pfeffer und Salz beſteht. Da dem Kinde dabei kein Tropfen Wasser verabreicht wird, so geräth dasselbe in einen solch überreizten Zuſtand, dass es, wenn man ihm augenblickliche Erlösung aus seinem qualvollen Zuſtand verheisst, nicht viel Mühe koſtet, ihm das Versprechen zu entlocken, nach seinem Tode den Dorfbewohnern als Vorfechter dienen zu wollen. Kaum iſt das Versprechen gegeben, so wird der Junge dadurch getödtet, dass man ihm geschmolzenes Blei in die Kehle giesst, den Kopf abschlägt und diesen letzteren in einen grossen irdenen Topf verschliesst, der hierauf vor dem Dorfe unter einen Waringin (Ficus benjaminea) begraben wird. Vor Anfang eines Krieges wird nun eine menschliche Figur aus Holz geschnitzt mit einem viereckigen Loch an der Stelle des Nabels. Der Topf wird ausgegraben, geöffnet, etwas von dem inzwischen in Fäulniss übergegangenen weichen Theilen des Kopfes herausgenommen, damit die viereckige Nabelöffnung gefüllt und diese nun mit einem Bleiplättchen geschlossen. Der Panghulu-balang hat hierdurch seine Seele bekommen und iſt nun zum Gebrauche fertig. Der Topf mit seinem Inhalt wird hierauf wieder für spätere Fälle aufbewahrt. Welch' eine jämmerliche Verirrung des menschlichen Geiſtes!

Singa-Maha-Rādja, der zu Bankāra am Meere von Tobā reſidirende heilige König der Battas ſteht hier in grossem Ansehen und wird mit vielen Huldigungsbeweisen empfangen, wenn er von Tobā zum Besuche herüberkommt, was aber nur höchſt selten geschieht.

Ueber den Unterschied des Dialektes von Pak-Pak mit den von Tobā sehe man die Wörterliſte A. nach.

Nachfolgende Namen von Batta-Dörfern wurden mir genannt: Sigossor am rechten Ufer des Simpang-Sinundang, Simatjas und Nama-sondol am linken Ufer des Simpang-Sulambie.

Nachdem ich, nach Singkel zurückgekommen, meine Aufzeichnungen ausgearbeitet hatte, konnte ich zu meiner grossen Freude den ungesunden Ort verlassen, da ich gesonnen war, die topographische Aufnahme des südlichen Theils von dem näher gelegenen Etablissement Bāros aus zu bewerkstelligen.

Am 17. September schiffte ich mich im Ladeboot Nr. 12 ein, welches über Nias nach Bāros fahren sollte, erkrankte jedoch bei meiner Ankunft zu Nias und musste desshalb bis zum 4. Oktober dort zurückbleiben, an welchem Tage ich mit dem Regierungskreuzboot Nr. 48 wieder zur See ging. Nach einer höchst langweiligen Fahrt kamen wir am 12. zu Bāros an, und konnte ich am 15. meine Arbeit beginnen, womit ich gegen Ende des Monats fertig wurde. Somit

Battagrab in der Nähe von Lobang-tungkung. (S. 59.)

hatte ich den von der Regierung erhaltenen Auftrag Genüge geleistet und konnte nun am 7. December die Rückreise nach meinem Standplatz Pādang an Bord des Kauffartheischiffs Christina über Sibōga und Natal antreten. Am 11. Januar 1854 kam ich dort wieder an.

C.

Padang und Umgegend.

Reisen in den Padanger Oberländern.

1. Die Stadt und Umgebung.

Nach einer mehr denn vierjährigen Abwesenheit kam ich am 11. Januar 1845 wieder nach Pādang zurück und blieb daselbſt, mehrere später zu erwähnende Unterbrechungen abgerechnet, bis zum 29. Mai 1856. — Was die Lage und Umgebung der Stadt betrifft, so kann ich auch hier wieder auf die Bescheibungen verweisen, welche Junghuhn im erſten Theile des genannten Werkes über die Batta-Länder davon gibt.

Was die Stadt selbſt anbelangt, so iſt seine Beschreibung jedoch nicht mehr zutreffend, da ſich dieselbe seit jener Zeit (1840) ausserordentlich vergrössert und verschönert hat. Eine hübsche katholische Kirche, ein neues Regierungsgebäude, ein grosses Kaſino an einem freien mit einem eisernen Denkmal in gothischem Styl verzierten Platz, eine Kaserne, Militärspital und eine Menge schön gebauter Privathäuser, sowie ausgezeichnete, theilweise mit Baumreihen bepflanzte Strassen zieren gegenwärtig die Stadt, deren Handelsbewegung in den letzten Jahren sehr zugenommen hat. Auf meinen vielfachen Streifereien lernte ich manche Punkte kennen, welche für den Landschaftsmaler und Naturforscher vom höchſten Interesse ſind. In überwiegender Zahl findet man ſie auf der unmittelbar am linken Ufer des Flusses anſteigenden Bergkette, welche mit dem 330′ hohen Affenberg (Gunung-Monjet) ſteil ins Meer abſtürzend endet. Der schönſte liegt auf dem niedrigen Rücken, der den Affenberg mit der Hauptmasse des Gebirges verbindet. Nach Norden gewährt er eine reizende Aussicht über Stadt und Land, nach Süden über die Rhede mit den Inseln Pisang-besaar und Pisang-kitjil. Man erblickt darauf die felsige Küſte, welche südlich vom Affenberg ſich hinzieht, über einen Theil der Bungus-Bay, und die Inseln Njamok, Kwej und Marra im Hintergrund.

2. Ausflüge nach den Tudju Pulu *(Sieben Inseln).*

Im Juni 1846 und im November und December 1849 wurde ich vom damaligen Gouverneur von Sumātra's Weſtküſte mit einer Unterſuchung der kleinen nördlich von der Rhede liegenden Inseln betraut. Sie heissen: Pulu-Satu oder Sibontar, Pulu-Dua oder Bindallang, Pulu-Tiga oder Thoren, Pulu-Ampat oder Pandan, Pulu-Lima oder Ajer, Pulu-Anam oder Pië, Pulu-Tudju oder Bando, Pulu-Sau und Pulu-Senaro, welche letztere südlich von der Rhede liegt.

Pulu Thoren, die grösste, hat 1200 Ellen im Durchmesser, Pulu-Sau, die kleinſte, dagegen kaum 100. Alle diese Inselchen, ebenso wie diejenigen, welche sich weiter nordwärts in der unmittelbaren Nähe der Küſte parallel mit dieser hinziehen, ſind Korallengebilde, die noch täglich an Grösse zunehmen. Obschon man auch hier die Beobachtung machen kann, dass die Korallenthiere nach der Windseite, das will sagen nach der Seite hin, wo der Wellenschlag am heftigſten iſt, ſich am meiſten ausbreiten, so hat doch keine der Inseln die in der Südsee so häufig vorkommende Hufeisenform mit einer Lagune in den Mitte. Alle ſind flach und mit Ausnahme des Strandes und mehrerer Stellen, wo die abgestorbenen glasharten Korallen blosliegen, mit einer dünnen Schichte von Pflanzenerde bedeckt. Der Strand selbſt beſteht aus einem blendend weissen Streifen von mehr oder weniger groben Korallenſtücken, die durch den heftigen Wellenschlag losgerissen, zerkleinert und von der Sonne gebleicht worden. Obschon mehrere dieser Inselchen ſich so ſteil aus dem Meere erheben, dass man nur wenige Ellen vom Ufer entfernt auf 120 Faden Tiefe keinen Grund findet, so trifft man doch daselbſt in einer Tiefe von 5 bis 6 Fuss gutes Trinkwasser an. Diese Inseln sind Pulu Thoren, Bindallang, Sibontar, Ajer und Pië. Die Vegetation beſteht bei einigen aus niederem Wald, bei anderen aus Kokospalmen mit Gras und Geſträuchen als Unterholz. Reizend iſt der Anblick der Inselchen bei heiterem Wetter und ſtiller See. Mit ihrem glänzend grünen Blätterschmuck, umrahmt von ſilberweissen Uferſtreifen, die gegen die dunkle Farbe des Laubes und das tiefe Blau des Meeres gleich scharf abſtechen, gleichen ſie grossen auf dem Wasser schwimmenden Blumenkörben.

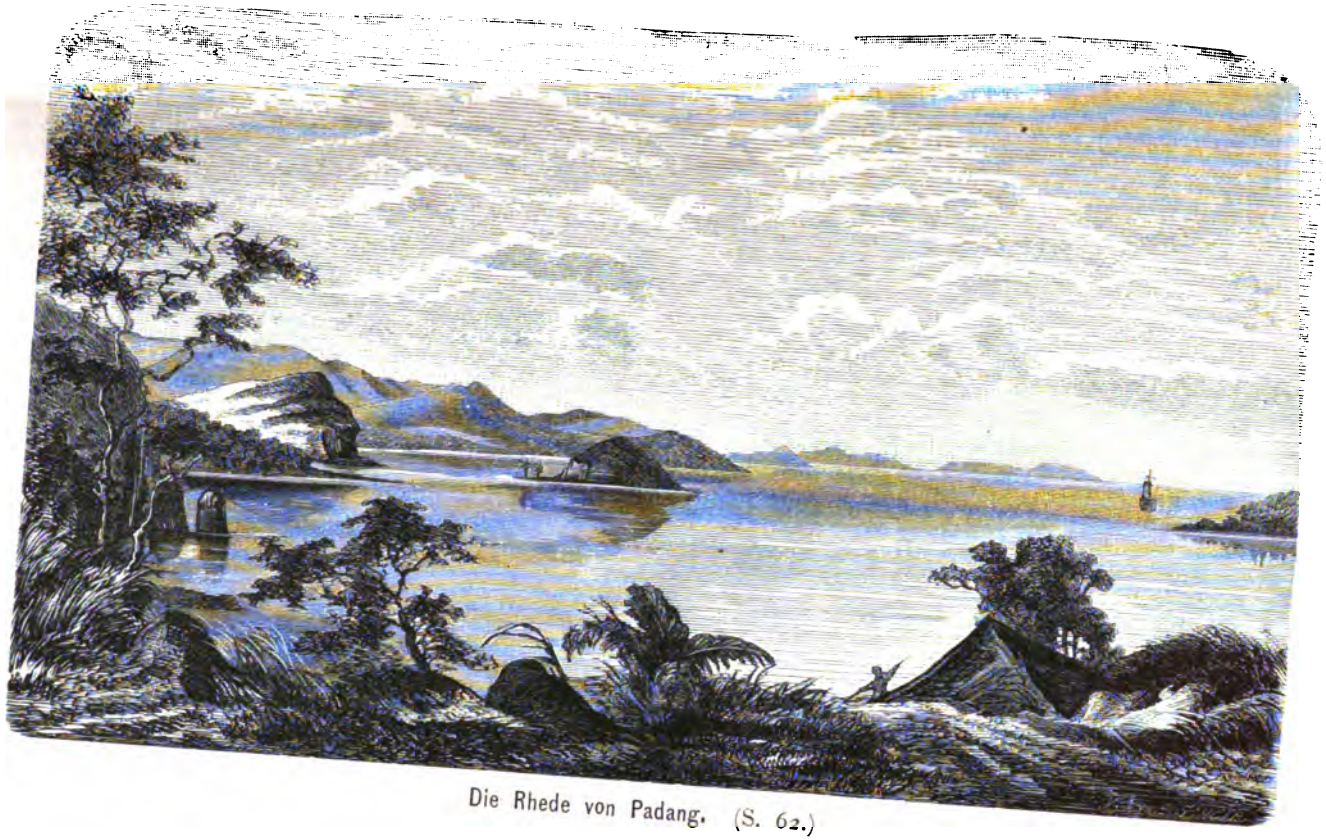
Unter den wenigen Landthieren, welche man antrifft, bemerkte ich kein einziges Säugethier; Vögel (Haliastur indus, Corvus validus, Nectarinia lepida, Treron viridis, Ardea jugularis und intermedia und

eine Sterna) in geringer Zahl; von Amphibien (Monitor bivittatus), einige wenige Lepidopteren, aber umso mehr Muskiten (Tipula) und Cruſtaceën (Gelapsus portunus, Pagurus), worunter namentlich Pagurus deformis ausserordentlich häufig vorkommt. Dem Strande entlang, am Saume der Gebüsche ſtehend, ſtört man diese Thiere hauptsächlich an solchen Stellen auf, wo auf den bewohnten Inseln menschliche Faeces liegen, welche oft ganz von ihnen bedeckt ſind. Indem ſie nach allen Seiten hin vor dem Fusse des Wanderers flüchten, vernimmt man deutlich das Geräusch, welches durch das Schleifen ihres Gehäuses entsteht, über den harten aus unzähligen Korallenſtücken beſtehenden Boden.

Gegen die Armuth an Landthieren bietet der Reichthum an Seethieren einen ungeheuren Contraſt. Von den vielen auf und zwischen den die Inseln umringenden Korallenriffen lebenden Fischen will ich nur nennen: Squalus carcharodon (?), Trygon javanica, Rhinobatus laevis, Tetrodon rivulatus, Oſtracion quadricornis, Saurus coromandelicus und carinatus, Priſtigaſtur tartoor, Hemirhamphus comersoni, Plotosus lineatus, Trichiurus lepturus (einer der gemeinſten Fische) Chailurus fasciatus, Sillago acuta, Cybium guttatum, Caranx Rottleri (sehr gemein), Platax vespertilio, Drepane punctata und Scatophagus ornatus.

Die mit dem prächtigſten Farbenschmelz geschmückten Riffe ſind durch Seethiere, namentlich Ophiurae belebt, welche ihre langen Fangarme aus kleinen Oeffnungen des harten Steinbodens ſtrecken, doch dieselben bei der geringſten Berührung sogleich wieder zurückziehen. Echini ſind gleichfalls häufig, ebenso eine Menge von Molusken, worunter die gewöhnlich vorkommenden Conchilien: Harpa, Turbo, Cypraea, Voluta, Conus, Oliva u. s. w. Entzückend iſt der Blick in die Tiefe bei dunkler Nacht, wenn alle diese Seebewohner aussehen, als wären ſie von hellem Lichtglanz umgeben, während überall leuchtende Punkte, Sternen gleich, im dunkelblauen Meere erscheinen und verschwinden.

Eine Beobachtung welche ich hier und später auch in den Molukken zu machen Gelegenheit hatte, iſt die, dass das Wasser auf den Riffen zur Nachtzeit ein eigenthümliches Geräusch verursacht. Je nach der Beschaffenheit des Bodens, hört man über einem Riff mit 20 und weniger Fuss Wasser ein Knattern oder Kniſtern, wie wenn Salzkörner auf glühenden Kohlen verbrennen. Bei 50′ Tiefe ähnelt das Geräusch dem Ticken einer Uhr; es ertönt schneller oder langsamer, je nachdem der Boden allein aus Korallengebilden oder abwechselnd aus Korallen und Schlamm oder Korallen und Sand be-



Die Rhede von Padang. (S. 62.)

ſteht. Sandboden allein verursacht ein helles, Schlammboden ein dumpfes Geräusch, das ich mit dem Summen der Bienen vergleichen möchte. Die Fischer machen von diesem Umſtande Gebrauch, um bei dunkler Nacht die verschiedenen Fangplätze zu finden und halten, um das Geräusch deutlicher hören zu können, ihre im Wasser hängenden Ruder mit dem oberen Ende ans Ohr und irren dann selten oder niemals.

Einige der Inselchen ſind von wenigen Fischerfamilien bewohnt, und zwar Thoren, Bindallang, Sibontar. Ausser kleinen Wurfnetzen (Jallo) bedient man ſich zum Fischfang eines grossen Schleppnetzes (Pukat), das aus den Fasern von Palmwedeln verfertigt iſt und öfters eine Länge 200 und eine Breite 35—40 Ellen misst. Um mit einem derartigen Netze zu fischen, ſind mindeſtens ſieben Personen erforderlich, von welchen eine in einem Kanoe ſitzt, um das Netz und namentlich dessen sackähnliches Ende gut im Auge zu behalten, damit es nicht in Unordnung geräth, oder irgendwo hängen bleibt, während die andern dasselbe langsam ſtrandwärts ziehen.

---

3. Aufenthalt zu Brakian.

Kurz vor meiner Abreise von Sumātra hielt ich mich vom 28. Februar bis 25. März 1856 aus Gesundheitsrückſichten zu Brakian auf, in einer Gegend, welche mit Recht den Namen eines Eldorado, wenigſtens für Ornithologen und Entomologen verdient.

Brakian, ein kleiner Etappenpoſten vom sogenannten neuen, von Pādang aus nach den Oberländern führenden Weg, liegt ohngefähr 23 Meilen nordöſtlich von Pādang, ungefähr 2000′ hoch in einem kleinen Gebirgsthale an der weſtlichen Abdachung des Barissan-Gebirges. Ein tosender Bach, die Hauptader des Flüsschens, welches drei Meilen nördlich von Pādang bei Udjung-kārang in den See fällt, durchſtrömt es in weſtlicher Richtung. In der Thalsohle liegen einige von wenigen Familien bewohnte Hütten, und etwa 200′ höher am linken Ufer ſteht das von mir bezogene Passantenhaus, ein dunkles hölzernes Gebäude mit einer die ganze Fronte einnehmenden Veranda und zwei kleinen Zimmerchen. An dem Fluss erhebt ſich der Boden wieder und ſteigt in kurzer Zeit bis zu dem Punkt, von wo aus der Weg bergabwärts nach der XIII. Kota führt. Von Pādang aus führt der Weg mehrere Meilen weit über die mit Reisfeldern bedeckte, zum Diſtrikt Pau gehörende Ebene bis zu dem genannten kleinen Fluss, dessen Lauf er nun so ziemlich folgt. Er iſt nur für Reitthiere,

nicht aber für Fuhrwerk geschickt. Das Gebirge, dessen vulkanischer Ursprung nicht zu verleugnen ist, schliesst das Thal auf allen Seiten ein; es besteht aus zersetztem bläulich-grauem Trachyt, der hie und da von halbverwitterten Feldspathkrystallen, auch von Mika-Blättchen durchdrungen und stellenweise von darüber liegenden eisenhaltigem Boden braunroth gefärbt ist. An einzelnen Plätzen wechselt dieser porphyrartige Trachyt mit verschiedenen Conglomeraten; die Hauptmasse des Gebirges jedoch, welches mit der Centralkette eng verbunden ist, besteht weiter aufwärts aus Granit, der an manchen Orten, namentlich in den höheren Regionen unter einer Lage von Uebergangskalk verborgen liegt. Grössere und kleinere Stücke Obsidian, woran man — oftmals an ein und demselben Stück — den stufenweisen Uebergang in Bimsstein beobachten kann, liegen überall zerstreut. Von welchem Feuerberge mögen diese eruptiven Produkte wohl herstammen? Der zunächst liegende Tālang oder Sulassie ist immerhin noch zu weit entfernt, um annehmen zu können, dieselben seien von ihm bis hierher geschleudert worden.

Das Klima ist kühl und höchst erquickend für den durch einen langen Aufenthalt in der heissen Ebene erschöpften Körper des Europäers. Das Thermometer schwankt zwischen 16 und 22° R. als durchschnittliche Nacht- und Tagestemperatur. Den ganzen Morgen ist meist heiteres Wetter, und bemerkt man nur einzelne Wölkchen. Gegen Mittag ballen dieselben sich mehr und mehr zu Cumuli zusammen, bilden, sich tiefer und tiefer senkend, Cumulostratus, bis sie endlich in Stratus übergehen, um sich am Nachmittag in einen Regenguss aufzulösen. Gegen Mitternacht wird dann die Luft wieder rein, und beginnt dasselbe Spiel alsdann von Neuem. Aus dem Walde steigen dann leichte Wölkchen und Schwaden auf, welche der uneingeweihte mit Rauchwölkchen verwechseln könnte.

Hoher Wald überzieht mit dunklem Grün das zum Thale neigende Gehänge. Arten von Myristicaceën, Elaeocaspen, Sapotaceën, Anonaceën, Rubiaceën, Apocyneën, Feigen (Ficus), Dilleniaceën, Terebinthaceën, Dipterocarpen und Meliaceën bilden ihn, hier zu kleinen Gruppen vereinigt, dort bunt durcheinander stehend. Scitaminaeën, Elettarien, Polygalaceën, Urticeën, Leguminosen und andere Familien mehr bilden das Unterholz, worüber sich da und dort Bambusbüsche und kleine Palmen (Pinanga) erheben, während an dunklen Stellen Alsophillen ihren reizenden Blätterschirm über dem niederen Gebüsch ausbreiten und wilder Pisang mit seinen grossen, glänzend hellgrünen Blättern aus dem Waldesdunkel hervorschaut.

Wenn auch Cissus- und Calamus-Arten häufig vorkommen und die einzelnen Stämme bis in die höchſten Laubkronen mit einem undurchdringlichen Flechtwerk umspinnen und verbinden, der Boden ſtellenweise dicht mit Geſtrüpp bewachsen iſt, worunter namentlich gesellig wachsende Filiaceën ſich befinden, so koſtet es doch im Allgemeinen keine allzugrossen Schwierigkeiten, waldeinwärts zu dringen, Kleine Gramineën wachsen vereinzelt am Rande des Weges, Culturpflanzen ſieht man nirgends.

Die wenigen Wochen, welche ich in dieser Waldeinsamkeit zubrachte, gehören zu den angenehmſten Erinnerungen meines vielbewegten Lebens. Durch keinen läſtigen Besuch geſtört (der Weg wird nur selten von europäischen Reisenden benutzt), konnte ich ungehindert im Genusse schwelgen, den mir das Habhaftwerden einer Masse höchſt interessanter Thiere gewährte. Vögel und Insekten beschäftigten mich darunter vorzugsweise, und beide Ordnungen finden ſich hier auch am reichhaltigſten vertreten. Säugethiere waren im Ganzen in geringer Zahl vorhanden, und zwar nur Affen (Hylobates sindactylus uud Semnopithecus melalophus), Fledermäuse und Eichhörnchen (Sciurus modeſtus und melanotis). Der Aussage der Inländer nach kommen auch Wildschweine und die sumatra'sche Ziegenantilope (Antilope sumatrensis, Kambing-utan) vor. Reich war die Ausbeute an Vögeln, auch befanden ſich darunter hübsche und seltene, wie z. B. Calyptomena viridis, Philocarpus sanguinolentus, Pitta venuſta, Eurylaimus dalhousiae und Corydon, Psilopogon pyrolophus, Cryptonix coronatus, Perdix occellatus, Argus giganteus und andere mehr, welche am Schlusse dieses Kapitels erwähnt werden sollen. Schmetterlinge waren besonders häufig an feuchten Stellen, am Rande des Weges und auf den nassen aus dem Wasser des Flüsschens hervorragenden Steinen, sowie an den Blüthen einer im reichſten Blumenschmuck prangenden Caesalpinia. Ich nenne davon: Papilio palinurus, pompejus, antiphus, theseus, priapus, memnon, Pieris chrysorhoea, Rhinopalpa polynice, Cinthia arsinöe, Ergolis ariadne, Euploea phoebus und minerva, Danais juventa, Elymnias panthera, Delias belisama, Amplipodia atosia, Cupido haraldus, Pseudodipsas sumatrae, Nymphalis hebe, Parthenos gambrisius, Sphinx occellata, Noctua geometra und andere mehr. Wohl zufrieden mit den Resultaten meines Aufenthalts zu Brakian kehrte ich gekräftigt an Körper und Geiſt am 26. März nach Pādang zurück.

4. Reise nach der IX. Kota.

(29. April bis 2. Juli 1845.)

Zum Hauptquartier der expeditonären Truppenabtheilung commandirt, welche gegen die rebellischen Häuptlinge von Sungei-Pāgu agiren sollte, reiſte ich auf dem eben beschriebenen Etappenweg am 29. April 1845 von Pādang ab und übernachtete zu Brakian, nicht ahnend, welche angenehmen Tage ich 11 Jahre später an diesem ſtillen Orte so recht mitten im Schosse einer grossartigen Natur leben würde. Der zweite Marschtag führte mich über den Kamm des Barissan-Gebirges hinab zum Flachland der XIII. Kota bis Sōlok, deren Hauptſtation Sitz eines Civilbeamten und einer Garnison. Es iſt ein wundervolles Gemälde, welches ſich dem Auge des vom Gebirge niederſteigenden Reisenden darbietet: im Vordergrunde das mit Wald beſtandene Gehänge des Gebirges, an dessen Fuss die mit hellgrünen Reisfeldern bedeckte Ebene ſich ausbreitet, woraus die weissen Häuser von Sōlok als glänzende Punkte hervorleuchten; zur Linken ein Theil des Sees von Singkāra ein glänzender Spiegel in der grünen Landschaft; zur Rechten der in ſteter Thätigkeit begriffene Schwefelvulkan Tālang oder Sulassie; im Hintergrunde endlich ein ſteriler in seiner deutlichen Bildung scharf markirter Höhenzug.

Um die Mittagsſtunde des folgenden Tages langte ich im Hauptquartier zu Supājang an, blieb daselbſt bis zu dessen Auflösung am 18. Mai und trat den 19. die Rückreise an, wozu ich aber nun von Sōlok aus den weiter durch den schönſten Theil der Padanger Oberländer führenden Weg erkor. Den 20. von Sōlok aufbrechend, begab ich mich daher nach dem Dorfe Singkāra, wo ich bis zum 24. blieb. Es iſt der Sitz eines Beamten, liegt am südlichſten Ende des gleichnamigen Sees und hat ausser seiner schönen Lage nichts Interessantes aufzuweisen als einige rund um den Marktplatz ſtehende, mit Schnitzwerk und bunter Malerei reich verzierte hölzerne Häuser (eine Abbildung davon befindet sich auf Seite 73), von denen einige in Form eines Schiffsrumpfes gebaut ſind. Die Beamtenwohnung ſteht am Ufer des Sees, welchen man von hier aus in seiner ganzen Grösse überblickt. Derselbe hat eine Länge von 14, eine Breite von nicht ganz 6 engl. Meilen, iſt an den meiſten Stellen 7—800′, ja an einer beinahe 1200 Fuss tief und hat reines farbloses Wasser. Er füllt die tiefſte Stelle eines Längenthals an, das in südöſtlicher Richtung vom Vulkan Merāpi nach dem Tālang hinzieht,

von welchen beiden Bergen er so ziemlich gleichweit entfernt iſt. Die Ufer ſind mit Ausnahme des öſtlichen, welches ein paar hundert Fuss hoch ſteil aufwärts ſteigt, ziemlich flach, am weſtlichen Ufer selbſt sumpfig. Unter den an der Nordoſtseite liegenden kleineren Bergen verdient der Bukit-Bessi (Eisenberg) genannt zu werden, dessen öſtliche Abdachung mit einer hundert Fuss mächtigen Erzlage von Magneteisenſtein überdeckt iſt, während der Gipfel des Berges aus Kalk beſteht. In der Nähe des Dorfes Singkāra mündet der kleine, auf dem Tālang entspringende Sōlok-Fluss, während in der Nähe des nordweſtlichen Endes, unterhalb des Dorfes Samāwang, ein bedeutender Ausfluss ſtattfindet, bekannt unter dem Namen Ombiling. Dieser ſtrömt südöſtlich, vereinigt ſich mit dem Flusse Sināmang und bildet so den Kwandang-Strom, welcher letztere an seinem unteren Laufe den Namen Indragirie trägt. Am Nordende des Sees ſieht man eine kleine Felsgruppe (Trachyt oder Basalt), welche, wenn man mit einem metallenen Inſtrument auf gewisse Stellen schlägt, einen hellen, glockenähnlichen Ton gibt und daher den Namen Batu-beragong führt. (Stein wie ein Becken, Gong, klingend). Ein in der Nähe liegendes kleines Dorf führt den gleichen Namen.

Die Vegetation des öſtlichen Ufers zeigt eine magere, mit niederen Geſträuchen bewachsene Grasdecke, während die des weſtlichen Ufers grossentheils aus Röhrich und auf den Gebirgshängen aus Hochwald beſteht. Dessen ungeachtet geniesst man einen wundervollen Anblick, wenn, selbſtverſtändlich an einem hellen Tage, das öſtliche hohe Ufer von der zum Untergang ſich neigenden Sonne beleuchtet iſt. Von der mageren Pflanzendecke unbehindert, prägen ſich dann alle Rippen und Vorsprünge scharf aus, während der breitgipfelige, imposante Merāpi von Zeit zu Zeit eine dunkle Rauchwolke in den heitern Abendhimmel emporschleudert.

Von den acht am Ufer liegenden Kampongs: Singkara, Katjang-di-bawa, Samawang, Bātu-bera-gong, Sungkŭăn, Gugu, Peninggăhăn und Sungej-bakar iſt das schon erwähnte Samawang das bedeutendſte.

Nachdem ich am 25. im letztgenannten Dorfe eine Wasserjagd veranſtaltet hatte, wobei aber nur einige Scharben (Carbo melanognathus) erlegt wurden, kehrte ich über Bātuberagong und Pādang-pand-jang nach Pādang zurück, durch den sogenannten Kloof, einer der schönſten Parthien in den herrlichen Oberländern.

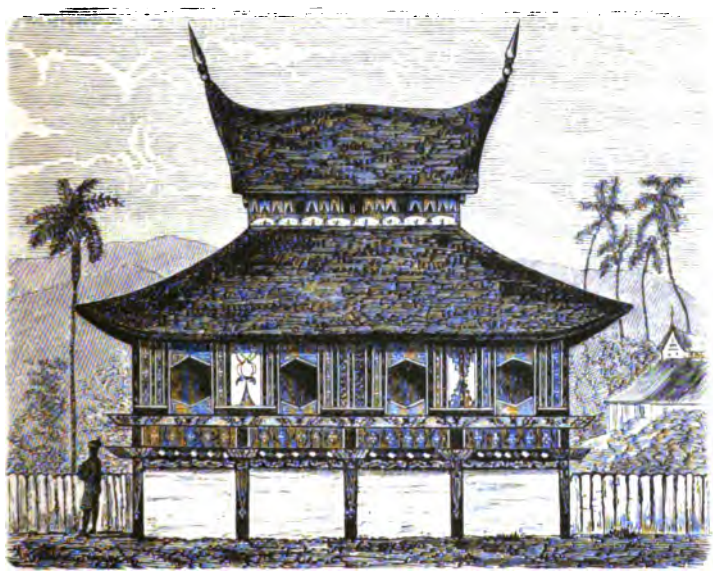
Ehe ich den Leser in diese wundervolle Gegend einführe, will ich jedoch noch einen Augenblick bei Bātu-beragong verweilen.

In der Nähe des klingenden Felsens findet ſich eine Steinplatte

aus früheren Jahrhunderten, worauf eine noch gut ſichtbare Inschrift in Sanskrit eingemeiselt iſt.

Mit dem Namen Kloof — ein holländisches Wort, das Schlucht bedeutet, — bezeichnet man auf Sumātra das Flussthal des Batang-Aneh und den nach dem Innern hindurchführenden Etappenweg. Mit Ueberwindung ungeheurer Schwierigkeiten wurde derselbe in den 30er Jahren angelegt, in den 40er Jahren vollendet und in neuerer Zeit in der Art verbessert, dass man ihn gegenwärtig per Axe passiren kann. Eine halbe Stunde weſtlich von Pādang-pandjang tritt die Strasse in die Schlucht ein, welche durch das Zusammenſtossen der Vorberge des Singgallang und Tendikej mit dem Fuss des Ambatjang gebildet wird. Sie windet ſich unter mehr oder minder ſtarker Senkung ungefähr $2^1/_2$ Meilen weit bis zum Ufer des Aneh und führt dann zu einer kleinen Mulde, wo der aus Nordweſt kommende Bach Batang-Singgallang sein wildes, über Steinblöcke ſtrömendes Wasser mit dem des Aneh vereinigt. An dieser malerischen, nach dem Seitenfluss Batang-Singgallang genannten Stelle wohnt ein Aufseher des Weges, zu meiner Zeit der alte biedere Tjotruno, ein Javane, welcher lange Jahre diesen Poſten versah und bei allen Beamten und Officieren aus der damaligen Zeit eine bekannte und geschätzte Persönlichkeit war. Neben der Aufseherwohnung liegen eine Anzahl kleiner Hütten (Labbu), worin durchreisende Laſtträger (Kulies) ſich mit Speise und Trank erquicken und übernachten können. Von hier an folgt die Strasse, welche ganz den Charakter eines Alpenpasses trägt, den Windungen des Aneh längs dem rechten Ufer, erhebt ſich über dessen Oberfläche langsam anſteigend bis zu einigen hundert Fuss, läuft dann eine Strecke in ziemlich horizontaler Richtung hin, überschreitet den Gebirgsbach und mündet bald darauf mit geringer Senkung in das weite Plateau von Kajutanam aus. Theilweise in den Felsen ausgehauen, schwebt der Weg an manchen Stellen beinahe lothrecht über dem in der Tiefe dahinbrausenden Bach, den man jedoch wegen der üppigen, den Abſturz überziehenden Pflanzendecke nur an einzelnen Stellen zu sehen bekommt. Die niemals verſiegende Feuchtigkeit von Luft und Boden hat hier eine Vegetation ins Leben gerufen, welche durch ihre Grossartigkeit einen überwältigenden Eindruck auf das Gemüth des Beschauers macht. Arm und nichtig erschienen damit verglichen unsere europäischen Vegetationsbilder. Hoher Urwald breitet seinen dunklen Mantel über Berg und Thal aus; nur die lothrecht zur Seite des Weges emporſteigenden Felswände ſind von Vegetation entblösst. Der Abſturz vom Weg zum

Fluss iſt mit niederem Baumwuchs, Geſträuchen und anderen Pflanzen bedeckt, worunter ſich die nachſtehend genannten besonders bemerkbar machen. Hier ragt eine Gruppe wilder Pisang (Musa) mit breiten, glänzenden, hellgrünen Blättern, dort einzelne kleine Palmen (Areca und Pinanga) mit rothen oder braungelben Fruchtbündeln, an anderen Stellen kleine Ricinus-ähnliche Bäumchen (Horsfieldia aculeata) mit handgrossen, von oben grasgrünen, an der Unterseite dunkelrothen Blättern, oder eine Caesalpinia mit langen, aufrecht ſtehenden Blumenbüscheln. Doch wie reizend auch diese und mehrere andere Pflanzen dem Auge erscheinen, so werden ſie alle verdunkelt durch die reizenden Baumfarren (Chnoophora und Alsophila), wohl der zierlichſten aller Pflanzenformen. Denkt man ſich nun zu all dieser Pracht ein



Hölzernes Haus auf dem Markte zu Singkara. (S. 70.)

mit jeder Biegung des Weges wechselndes Panorama, gebadet in dem glänzenden Licht der Tropensonne, deren Wärme in dieser Höhe aufhört, beläſtigend zu sein; denkt man ſich herrlich gefiederte Vögel hier und dort über den Weg fliegend und eine Menge grosser, im herrlichſten Farbenschmucke prangenden Schmetterlinge von Blume

zu Blume oder über den ſilberschäumenden Bach schwebend, so bekommt man ein annäherndes Bild der wundervollen Landschaft. Einen der schönſten Punkte findet man nicht weit entfernt vom weſtlichen Ausgang der Schlucht. Ein Wasserfall (Ajer-mantji) ſtürzt hier, zur Seite des Weges, aus dem Walde, ungefähr 50′ tief, über eine graue Trachytwand senkrecht in ein rundes flaches Becken herab, welches die Kraft des fallenden Wassers im harten Felsboden aushöhlte. Dasselbe hat einen Durchmesser von beiläufig 20′, iſt rundum mit herabgeſtürzten Felsſtücken umgeben und mit einem kryſtallhellen, durch die Umgebung schön grün scheinenden Wasser gefüllt. Es fliesst in den Batang-Aneh ab.

Von der Aufseherwohnung bis zum Ausgang hat der Weg eine Länge von 4, also im Ganzen von 7 engl. Meilen. Um Unglücksfällen vorzubeugen, iſt er an der Flussseite mit einem ſteinernen Parapet eingefasst. Da er die Hauptſtrasse von Pādang nach dem Innern iſt, so wird er ſtark fraquentirt, und begegnet man häufig bald einzeln, bald truppweise gehenden Kulies oder marschirenden Soldaten, Personen zu Pferd und in Reisewagen, sowie langen Reihen von Packpferden, die mit Säcken Kaffee für die Regierung beladen ſind. Neugierige Schaaren von Affen sehen diesen Treiben im Bewusstsein ihrer Sicherheit gleichgültig zu. Namentlich iſt es der Amang, dessen laut schallendes Geheul, durch das Echo vielfach wiederholt, in den Morgen- und Abendſtunden gehört wird.

Nach meteorologischen Wahrnehmungen fällt bei der Aufseherwohnung das Thermometer nicht unter 60 und ſteigt nicht über 80° F.

Zum Schluss noch einge Worte über die geologische Formation der Schlucht, so weit ſie an den entblössten Felswänden und den Rollſteinen im Fluss zu erkennen iſt.

An den ſteilen Wänden des öſtlichen Eingangs von Pādang-pandjang aus, macht ſich vielfach ein Conglomerat von durch gelben Thon lose zusammengefügten Trachytfragmenten bemerklich, während Trachyt in grösserer Masse nur selten vorkommt. In der Nähe der Aufseherwohnung zeigen ſich dünne Lagen von weichem, braunrothem Mergel, worin Pflanzenreſte enthalten ſind. Der Strasse folgend sehen wir nun porösen schwarzgrauen Trachyt massenhaft auftreten; etwas weiter iſt grüner, ſtark verwitterter Schiefer, worauf wieder Trachyt folgt, in dessen gleichmässig rauchgraue Masse kleine Kryſtalle von glasartigem Feldspath eingesprengt ſind. Weiterhin bis zum Ausgang wechselt Trachyt mit Granit ab, in welch letzterem hin und wieder in Grünſteinschiefer übergehender Glimmerschiefer angetroffen wird. Am Ausgang

iſt der Granit sehr feinkörnig, viel Albit und Hornblende enthaltend. Die Felsblöcke und Steintrümmer in den Flussbetten beſtehen aus Trachyt, Hornblendeschiefer und grauweiss geflecktem grobkörnigem Kalk, worin viel Eisen- und Schwefelkies, seltener Hornblende und Glimmerblättchen eingesprengt ſind.

Am 3. Juli kam ich nach Pādang zurück.

---

5. Reise nach Agam und der IV. Kota.

(24. Juni bis 28. Oktober 1849.)

Im Specialauftrag meines Gönners, des damaligen interimiſtischen Gouverneurs der Weſtküſte, Oberſt van der Hart, noch Fort de Kock gerufen, verliess ich am 24. Juni 1849 Pādang und kam nach zweitägigem Aufenthalt zu Kājutanam in Pādang-pandjang an, woselbſt ich mich bis zum 11. September aufhielt. Es iſt das der Hauptplatz der IV. Kota, Sitz eines höheren Civilbeamten und eine der grössten Militärſtationen in den Oberländern. Das Etablissement liegt in einer von Nordweſt nach Südoſt laufenden Hochebene, welche langsam nach dem See von Singkāra abfällt. Im Norden wird ſie durch die gewaltige Masse des hier als spitzer Kegelberg erscheinenden Vulkans Merāpi begrenzt, der nicht minder mächtige Singgallang schliesst ſie im Weſten ab, und der Ambatjang bildet die Grenze im Süden. Nur gegen Südoſten bleibt ſie offen und erſtreckt ſich in Vereinigung mit der Landschaft Batipu bis zum See von Singkāra. Ein kleiner Fluss mit vielen Nebenflüssen durchſtrömt das Plateau und mündet bei Bātu-beragong in genannten See. Der ganze Boden iſt in nasse Reisfelder umgeschaffen und nur die Gehänge der Berge prangen im üppigen Grün des tropischen Urwalds, dessen Dunkel noch viele unerforschte Schätze für den Zoologen und Botaniker birgt. Alle sumatraischen Affenarten, den Orang-Utan ausgenommen, ſind darin zu finden, sowie auch beinahe alle auf der Insel lebende Säugethiere und herrlich gefärbte Vögel. Noch reicher iſt die Vegetation, die hauptsächlich aus Quercus- und Ficus-Arten, Laurineën, Rubiaceën, Urticeën, Ardesiaceën, Filiaceën, Orchideën u. s. w. gebildet wird. Die Cocospalme kommt wohl noch vor, bringt aber keine Früchte mehr; dagegen tritt die Areng-Palme (Arenga sacharifera) deſto häufiger auf und zeigt durch ihren kräftigen Wuchs, dass ſie in dieser Höhe (24°)

so recht eigentlich zu Hause ist. Jede europäische Wohnung ist mit einem prächtigen Blumenflor umgeben, worunter namentlich die schönsten Dahlien und Rosen ins Auge fallen. Letztere bilden sogar ganze Hecken, womit die Strassen weithin eingefasst sind.

Das Klima ist kühl und angenehm, nur ziemlich feucht; Nebel sind nicht selten. Die Temperatur steigt nur ausnahmsweise Mittags über 70° F. Das Land ist trefflich bebaut und gut bevölkert. Ein grosser Markt, worauf Tausende zusammenströmen, wird wöchentlich einmal auf dem Hauptplatz abgehalten.

Die Truppen liegen theils in einer kleinen Redoute, theils in dem unmittelbar in der Nähe des Platzes liegenden befestigten Lager Gugur-malintang. Dies letztere war im Jahre 1841 der Schauplatz einer Heldenthat, deren Erzählung ich hier mit den Worten, womit sie Oberst Lange in seinem Werke: Het Nederlandsch-Oost-Indisch Leger ter Westkust van Sumātra (1819 — 1845), schildert, einführen will.

Im Monat Februar des Jahres 1841 kam in den Pādanger Oberländern ein Aufstand zum Ausbruch, welcher die niederländische Oberherrschaft auf Sumātras Westküste in gefährlicher Weise bedrohte. Der Regent von Batipu, jahrelang ein getreuer Bundesgenosse der Regierung, hatte unerwarteter Weise die Fahne der Empörung entrollt. Noch vor Sonnenaufgang erschienen am Morgen des 24. Februar einige seiner Vorfechter in den zu Pāndang-pandjang befindlichen Wohnungen der eingeborenen Kaufleute und ermordeten deren Bewohner. Mit Anbruch des Tages folgte ein grösserer Schwarm, der sich schnell des ganzen Platzes bemeisterte und die Häuser in Brand steckte. Hierauf folgte ein Anfall auf das schwach verschanzte Lager zu Gugur-malintang. Die geringe Besatzung, vom Feinde überrascht, zog sich, jeden Fuss breit Grundes auf das Hartnäckigste vertheidigend, in das Reduit zurück, worin sich das Pulvermagazin befand. Sie bestand in diesem kritischen Moment aus dem Lieutenant Banzer, Commandant, dem Quartiermeister Keppel, 10 europäischen, 35 javanischen Unterofficieren und Soldaten und 44 Frauen und Kindern. Auf dem Reduit standen einige Sechs- und Dreipfünder-Kanonen in Batterie. —

Nachdem alle im Lager befindlichen Gebäude geplündert und den Flammen preisgegeben worden waren, machten die Aufrührer von der das Lager umgebenden Brustwehr Gebrauch, um sich gedeckt dem Reduit zu nähern, und nur ein anhaltendes Feuern von unserer Seite konnte dieses Vordringen einigermassen verzögern. Trotzdem jedoch

Geschütz- und Gewehrfeuer ſtets anhielt, bemerkte man am 26., dass der Feind immer näher heranrückte. Verschiedene Soldaten und auch einige Frauen waren inzwischen verwundet worden, Lebensmittel keine mehr vorhanden und ein heftiger, am Mittag einfallender Regen durchnässte Gewehre und Mannschaften, welche letzteren nirgends Schutz fanden, da das Reduit kein anderes Gebäude enthielt, wie das Pulvermagazin. Dazu kam, dass die ſtreitfertigen Mannschaften im höhſten Grade entkräftet und kaum noch im Stande waren, die Waffen zu führen. Mit allem Grunde versuchten deshalb die Truppen den Commandanten zu überreden, das Fort während der Nacht zu verlassen und ſich durch einen heimlichen Abzug zu retten. Doch der brave Banzer wies dieses Ansuchen von der Hand und es gelang ihm selbſt, die Truppen zu überreden, nur noch einen Tag auszuharren. Glücklich lief die folgende Nacht zu Ende, ohne dass die Besatzung beunruhigt wurde.

Inmittelſt hatten ſich die Meuterer mehr und mehr genähert; die Zahl der ausser Gefecht gesetzten Leute vergrösserte ſich zusehends und viele Gewehre waren unbrauchbar geworden. Die Unmöglichkeit einsehend, noch länger Widerſtand zu leiſten, entschloss ſich nun Banzer selbſt zum heimlichen Abzug in der kommenden Nacht. Dieser Entschluss wurde dem Unterofficier Schelling (Deutscher) und den Fuſilieren Marion (Belgier) und Sosmito (Javane) mitgetheilt, welche alle drei so schwer verwundet niederlagen, dass ſie unmöglich auf dem Rückzug mitgeführt werden konnten. Die drei Helden sahen das Hülflose ihrer Lage ein und, ſich ihrem Geschicke unterwerfend, fassten ſie den Plan, das Pulvermagazin in dem Augenblicke in die Luft zu sprengen, wo ihre Kameraden abgezogen und der Feind in das Reduit eingedrungen wäre. Nachdem die Geschütze vernagelt und jeder Mann mit 30 Patronen versehen worden war, verliess die Besatzung in der Nacht vom 27. auf 28. Februar mit Zurücklassung der drei genannten Braven des Fort. Die Flüchtlinge mochten ungefähr $1^1/_2$ Stunden marschirt sein, als ſie plötzlich in der Richtung von Gugur-malintang einen gewaltigen Knall hörten, woraus ſie schlossen, dass die Zurückgelassenen ihren Plan ausgeführt hatten. Wie man später von Augenzeugen vernahm, waren die Malayen, als mit Tagesanbruch nirgends mehr Truppen zu sehen waren, haufenweise in das Reduit eingedrungen. Doch im Augenblick, wo die erſten blutlechzend das Magazin betraten, warfen unsere Helden die brennenden Lunten in das Pulver und sprengten ſich mit sammt ihren wuthschnaubenden Feinden in die Luft. Mehrere Hunderte von Malayen kamen durch

die Explosion ums Leben, oder wurden tödtlich verwundet und verstümmelt.

Von Gefahren umringt, erreichten die schon an Rettung verzweifelnden Füchtlinge am 2. März die Vorhut der Kolonne, welche gleich nach dem Bekanntwerden des Aufstandes von Pādang aus nach den Oberländern dirigirt worden war, und sah sich somit gerettet. Quartiermeister Keppel (Deutscher), welcher kaum von einer schweren Krankheit erstanden war und schon nach wenigen Stunden nicht mehr weiter konnte, bat selbst, man möge ihn liegen lassen, und mit blutendem Herzen waren seine Streitgenossen gezwungen, dieser Bitte zu willfahren. Niemals hat man wieder etwas von ihm gehört, noch wurde seine Leiche aufgefunden.

Auf der Stelle, wo das Reduit stand, erhebt sich gegenwärtig ein Obelisk, welcher auf Marmorplatten die Namen der drei Helden trägt. Eine der ruhmreichsten Thaten in der indischen Kriegsgeschichte verherrlichend, zeigt sich das einfache, schöne Monument schon aus der Ferne dem Auge des Ankommenden und trägt nicht wenig zum Schmuck der grossartigen Landschaft bei.

Setzen wir die Reise nun weiter fort.

Am 13. September begab ich mich nach Fort de Kock, blieb daselbst bis zum 14. Oktober und besuchte während meines dortigen Aufenthaltes den See (Dano) von Manindju. Unstreitig ist diese Gegend eine der interessantesten auf der Insel und verdient desshalb mit Fug und Recht eine detaillirte Beschreibung.

Fort de Kock (Bukit-tinggie der Malayen) liegt 10 Meilen nördlich von Pādang-pandjang, ohnegefähr 3000′ überm Meere in einer hügeligen Gegend, die nach Süden hin im Doppelberge Singgallang und Tendikej, sowie im Vulkan Merāpi ihren Abschluss findet. Das Etablissement ist der Hauptplatz der Residentschaft Pādanger Oberländer (Pādangsche-bovenlanden) und zugleich nach Pādang der bedeutendste Garnisonsort des Gouvernements. Die Truppen liegen theilweise in dem leicht befestigten Lager, theilweise in dem kleinen, auf einem Hügel liegenden Fort. Das Klima ist ziemlich gemässigt und gesund; mit einem Worte ein paradiesisches. Die Gegend, worin das Etablissement liegt, bildet den Distrikt Agam, ist gut bebaut und zählt mehrere grosse und schöne Dörfer. Die Bewohner, deren Hautfarbe im Ganzen ein dunklere ist, wie diejenige der Küstenmalayen, sind gute Zimmerleute, geschickte Weber und namentlich ausgezeichnete Gold- und Silberarbeiter. Die feine Filigranarbeit, welche Letztere mit wenigen rohen Instrumenten zu fabelhaft billigen Preisen

verfertigen, wird schwerlich durch den beſten europäischen Meiſter erreicht, noch weniger übertroffen werden können.

Wenn man den Weg über Matüă nach Manindju einschlägt, so ſteht man plötzlich in geringer Entfernung vom Etablissement am Rande einer schwindelnd tiefen Spalte, deren Vorhandensein ſich wenige Schritte vorher nicht ahnen lässt. Sie iſt weit und breit bekannt unter dem trivialen Namen Karbauen-gat (Büffelloch) und erfreut ſich im ganzen Archipel einer gleichen Berühmtheit, wie der oben erwähnte Kloof. Dass diese Spalte, welche ſich in nordweſtlicher Richtung meilenweit fortsetzt, durch die ausserordentliche Wirkung vulkanischer Kräfte entſtanden iſt, unterliegt nicht dem geringſten Zweifel. Sie wird durch ſteile, öfters senkrecht abgeſtürzte Wände von durchschnittlich 500' Höhe gebildet und durchschneidet nicht selten in scharfkantigem Zickzack den Boden in der Weise, dass da, wo die eine Seite einen ausspringenden, die gegenüberliegende einen einspringenden Winkel zeigt. Verschiedene kleinere Risse zweigen ſich von der Hauptspalte ab. Die gelblich grauen, tuffartigen Wände beſtehen hauptsächlich aus vulkanischer Asche und Sand, reichlich gemengt mit mehr oder weniger verwitterten Stückchen Bimſtein von zum Theil ſtrahliger, zum Theil glasartiger Struktur. Ausserdem findet man darin häufig kleine Quarzkörner, Lava und gelbe, ſtark metallisch glänzende Glimmerblättchen.

In den Nebenspalten fliessen Bäche, welche ſich in der Hauptspalte, die 5—700 Ellen breit iſt, vereinigen und die Käli- (Fluss) Massang bilden. Die niedrigen, kahlen Hügelrücken, welche ſich von Fort de Kock bis Matua (die Zwischenſtation auf dem Wege nach Manindju) hinziehen, beſtehen aus Uebergangskalk, den man auch an einzelnen Stellen in Stücken zerſtreut auf dem Boden liegend antrifft. Die obere Erdkruſte beſteht übrigens aus fettem, bleiartigem Boden, der hin und wieder ſtark mit Ockertheilen geschwängert iſt.

Der Poſten Matüă, den ich am 27. September, ohne mich daselbſt aufzuhalten, passirte, liegt in einer kleinen, durch eine Hügelreihe und mehrere Erdrisse begrenzten Fläche am Anfang eines Thales, wodurch der Weg nach Manindju führt, 3280' überm Meer. Hat man dieses ohngefähr $1\frac{1}{2}$ Stunden lange Thal durchschritten, so ſieht man ſich plötzlich am Rande eines ſteil abſtürzenden Gehänges, an dessen Fuss man tief unten eine ziemlich grosse, dunkelblaue Wasserfläche erblickt, die rundum von Waldgebirge eingeschlossen iſt. Es iſt dies der See von Manindju, auch kurzweg Dăno genannt. Er bietet einen überraschend herrlichen weit imposanteren und doch auch

wieder lieblicheren Anblick, wie der See von Sinkāra dem Auge dar. Während die Ufer dort eine spärliche Pflanzendecke tragen, zieht ſich hier von der Kammhöhe der Bergkette bis zum See ein ununterbrochenes Schattendach hin, das durch die Laubkronen der edelſten Waldbäume gebildet wird. An vielen Stellen bespült der Wellenschlag Zweige und Blätter von Geſträuchen, welche ſich in der hellen Wasserfläche abspiegeln. Aus diesem Waldkleide sehen hin und wieder, hauptsächlich an der Süd- und Südweſtseite nackte, schwarze Felswände hervor, als ebensoviele dunkle Flecke auf dem grünen Mantel.

Nach einer ziemlich genauen trigonometrischen Messung hat der See in seiner grössten Ausdehnung von Nord nach Süd eine Länge von 37,600, und in der Mitte von Weſten nach Oſten gemessen von 20,800 rheinländischen Fussen. Die im Ganzen eiförmige Geſtalt des Sees wird durch eine vom nordweſtlichen Ufer aus im unteren Theile des Beckens bis beinahe zur Mitte der Wasserfläche vorspringende Landzunge beeinträchtigt. Am nördlichen und weſtlichen Ufer liegen mehrere grösstentheils bewachsene Felsinselchen. Die Tiefe des Sees iſt eine sehr beträchtliche. Am nördlichen Theile ſind die Ufer flach und mit Sand bedeckt, der hauptsächlich aus Quarz und verwitterter Wacke beſteht. Auch Stückchen Bimſtein und Lapilli findet man hin und wieder in grosser Menge. Ohngefähr 1000 Schritte nordöſtlich vom Dorfe Manindju entspringt dem Boden dicht am Rande des Sees eine heisse Quelle, deren Wasser übrigens keine Alkalien zu enthalten scheint. Bringt man das Vorhandensein dieser Quelle in Verbindung mit der Form des Dāno und dem ſteilen, theilweise aus Trachytmassen beſtehenden Ringwall, welcher ihn einschliesst, so drängt ſich dem Beschauer von selbſt der Gedanke auf, dass das Becken, wenn nicht der Krater eines Vulkans, doch nur durch Wirkung heftiger eruptiver Kräfte entſtanden sein kann.

Nach einer Barometermessung liegt derselbe auf 1484 rhein. Fuss Meereshöhe, während der Ringwall den Spiegel noch um 2000 Fuss überragt.

Hundert kleine Bäche ſtürzen von diesem Wall in den See, dessen Abfluss jedoch nur an einem einzigen Punkte, und zwar an der Weſtseite ſtattfindet, wo ins Gebirge eine bis an die Oberfläche des Sees reichende Spalte gerissen iſt, durch welche hin das Wasser gewaltig brausend abfliesst. Dieser Abfluss bildet einen weſtwärts eilenden Strom, Antōkan genannt, der etwas südlicher wie der Kāli Massang ins Meer fällt.

Rund um die Nordhälfte des Dano liegen an seinem Ufer die Dörfer Manindju, Bātur, Kota-Tandjong, Sungej-djāwie und Malintang. Zwei kleine Forts, die ehedem hier geſtanden, ſind schon seit Jahren verlassen und ihre Ueberreſte kaum noch ſichtbar. Das Land selbſt gehört im nördlichen und nordweſtlichen Theile zu der VI., übrigens zu der IV. Kota. Von Manindju, dem Sitze eines Controleurs aus, läuft ein Weg von ungefähr einer Tagereise dem nördlichen Ufer entlang bis zum Antökän und von da über Mengoppo bis nach dem Küſtenplatze Tiku, den man in höchſtens vier Tagemärschen erreichen kann. Die Ufer werden wegen ihres kühlen und gesunden Klimas sehr gepriesen, für Reconvalescenten iſt der Aufenthalt daselbſt besonders heilsam.

Nachdem ich noch bis zum 5. Oktober in dieser paradieſischen Gegend mich aufgehalten, kehrte ich am folgenden Tage nach Fort de Kock und am 15. nach Pādang-pandjang zurück, von wo aus ich am 25. die Rückreise nach Pādang antrat, um am 28. Oktober auf diesem meinem Standplatz wieder einzutreffen.

---

6. Reise nach den östlichen Distrikten der Padanger Oberländer.

(29. Mai bis 8. August 1852.)

Nach einem 12jährigen Aufenthalt in den Tropen hatte, ohne dass gerade eine beſtimmte Krankheitsform zum Durchbruch gekommen war, meine Gesundheit in einer Weise gelitten, dass mein Arzt eine Reise nach den kühlen Pādanger Oberländern für unumgänglich nöthig erachtete, und trat ich, nachdem ich vom Gouverneur der Weſtküſte von Sumātra, Generalmajor van Swieten, Erlaubnis dazu erhalten, den 29. Mai 1852 die Reise zu Pferd an. Die Reise führte über Kajutanam durch den Kloof nach Pādang-pandjang und von da aus weiter nach Fort van der Capellen, woselbſt ich am 3. Juni anlangte. So heisst nämlich unsere Hauptniederlassung im Diſtrikt Tana-dātar. Das grosse wohlhabende Dorf in der unmittelbaren Nähe der kleinen Feſte trägt den Namen Batu-sangkar (ſteinerner Vogelkäfig), nach einigen öſtlich vom Orte liegenden durchbrochenen Felsen, welche für den Inländer Aehnlichkeit mit einem Vogelkäfig haben, so genannt. Das Fort liegt auf einem sanft anſteigenden etwa 50′ hohen Hügel, nicht weit entfernt vom Bergflüsschen Sello, und beherrscht das ganze umliegende Land. Am weſtlichen Fuss des Hügels ſtehen, um einen freien Platz gruppirt, die Wohnungen der Beamten und Officiere. Der Hügel setzt ſich in einer Verlängerung bis zum Sello fort, über

welchen hier eine Brücke führt. Er beſteht, wie die aus der kurzen Grasdecke hervorragenden Steine beweisen, aus blaſiger, mit glänzenden Feldspathſtückchen gemischter Lava. Die grosse Fläche iſt rundum von Gebirgszügen eingeschlossen, die Weſtseite ausgenommen, wo der gewaltige Merapi allein den Abschluss bildet. Imposant iſt von hier aus der Anblick des tafelförmigen Gipfels, den man in seiner vollen Ausdehnung überſieht. Im Oſten des Forts, auf dem jenseitigen Ufer des Sello, erhebt ſich jener Batu-sangkar genannte Felsen, dessen zackig ausgeschnittener Gipfel ungefähr 400′ Höhe erreicht. Wald iſt keiner in der Nähe; üppige Reisfelder und einige unbebaute, mit kurzem Gras und Geſtrüpp bewachsene Striche bedecken die Fläche.

In der Frühe des folgenden Tages ritt ich über Lantej-Batu nach dem in weſtlicher Richtung eine kleine Stunde vom Fort entfernt liegenden Dorfe Lima-kaun, einestheils um einige alte Gräber zu beſichtigem, anderntheils weil gerade dort Markttag war. Die Gräber liegen in der Nähe des Dorfes in einem mit einer rohen Mauer umschlossenen Viereck und tragen den Namen Kubur-Rādja (Fürſtengräber). Es ſind ihrer fünf, drei grosse und dazwischen zwei kleine. Unzweifelhaft ſtammen ſie aus der vormuhamedanischen Zeit des früher so mächtigen Reiches von Menang-kăbău. Alle ſind mit Grabſteinen versehen, welche Spuren von Sculptur aufweisen. Der jetzt lebenden Generation iſt keine Ueberlieferung oder Legende bezüglich dieser Gräber bekannt.

Von hier aus begab ich mich nach dem Markte, welcher in der Nähe einiger uralten Waringin-Bäume (Ficus benjaminea) von colossalem Umfang gehalten wurde. Nach meiner Schätzung hatten ſich gewiss 2000 Personen beiderlei Geschlechts aus der Umgegend hier eingefunden, theils Käufer, theils Verkäufer, worunter auch mehrere langzöpfige Söhne des Reiches der Mitte, Chinesen. Neu war mir der Anblick der durcheinander wühlenden Menge in der kleidsamen Tracht der Oberländer. Namentlich hübsch iſt die dunkle, mit breiten hellfarbigen Rändern gezierte Kleidung der Frauen, die an der linken Seite einen Schlitz von der Hüfte an bis zum Knöchel hat, wodurch beim Gehen das ganze, bei jungen Frauen wohlgeformte linke Bein ſichtbar wird. Ich bemerkte viele schöne Frauen von ziemlich heller, ins Bräunlichgelbe spielender Farbe mit prächtig schwarzem Haar, das in einer langen glatten Strähne lose über den Rücken hängt. Die Frauen aus den höheren Ständen hatten ein weisses Tuch über den Kopf geworfen und trugen darüber einen sehr

breitrandigen, in der Mitte spitz nach oben zulaufenden Hut aus Pandanus-Blättern, der sehr leicht iſt und gegen Sonne und Regen schützt. Früchte, Salz, Kaffee, Tabak, Reis, Kupferdraht, eiserne Geräthschaften, Zierraten von Gold und Silber, europäische und inländische Baumwollenzeuge und Garn, chineſische Seide, seidene mit Goldſtickerei verzierte Kopftücher und Unterkleider, Sonnenschirme von Papier, Kühe, Pferde und Ziegen waren die hauptsächlichſten Gegenſtände, welche feilgeboten wurden. Eine grosse Menge, worunter ſich mehrere, an den mit goldenen Franzen verzierten Kopftüchern erkennbare Häuptlinge befanden, hatte ſich seitwärts um einen freien Platz geschaart, wo man mit scharf geschliffenen Messern bewaffnete Hähne kämpfen liess, ein Volksspiel, dem der Malaye leidenschaftlich fröhnt und wobei öfters grössere Smmen, ja das Glück ganzer Familien aufs Spiel gesetzt wird.

Am meiſten interessirten mich die Eisenschmiede, welche ihre Waaren theilweise auf dem Markte selbſt und zwar in sehr primitiver Weise fabricirten. Der Herd ſteht offen auf dem Boden; der Blasebalg beſteht aus zwei mit Saugſtangen versehenen Bambusröhren, an deren unterem Ende zwei dünne in eine Form von Letten auslaufende Röhren eingefügt ſind, die bis zum Herd reichen. Vermittelſt eines Hebebaums, oder auch mit den Händen bewegt nun ein Mann die Saugſtangen in der Weise, dass im Augenblick, wo die eine Stange gehoben, die andere niedergedrückt wird, wodurch ein anhaltender Luftzug entſteht. Als Wassergefäss dient eine Kokosschale oder ein Stück Pisangſtumpf, als Ambos ein Trachytblock. Der Hammer hat eine concentrische Fläche und seinen Schwerpunkt an der Seite der kurzen Handhabe.

Nachdem ich eine gute Stunde in dem Volksgewühl zugebracht hatte, setzte ich mich wieder zu Pferd und ritt noch eine Viertelſtunde weiter bis zu einer Stelle, wo unter Bäumen dicht am Wege ein viereckiger, mit Steinen eingefriedigter ohngefähr 14′ langer und ebenso breiter Platz gefunden wird, in dessen Mitte ein 4′ hoher Steinhaufen ſich befindet. Auf diesem liegt ein länglich viereckiger Trachytblock mit einer langen, schmalen, beinahe den ganzen Block durchbohrenden Oeffnung in der Mitte. Die Inländer nennen diesen Stein Batubertikam (Stein, der durchbohrt iſt) und erzählen von ihm, dass Perpati-Sebatang, ein Halbbruder von Kjai-Tumanggongan, zweitem regierendem Fürſten von Priangan, (im Diſtrikt Batipu) einſt auf der Flucht vor den Kriegsbanden seines Bruders in Verzweifelung seinen Kris (Dolch mit meiſt geschlängelter Klinge) aus der Scheide zog und da-

mit in den Steinblock ſtach, wobei er ausrief: «Wäre mein Verfolger nicht mein Bruder, ich würde ihn durchbohren, wie ich diesen Stein durchbohre.» Die Eingeborenen verehren den Stein als einen heiligen Ueberreſt früherer Jahrhunderte.

Vor dem Ritt nach Hause warf ich noch einen Blick auf die Gegend. Besonders imposant zeigt ſich der breite Gipfel des Merapi, an dem ſich die Ueberreſte der alten Kratermauer mit bewaffnetem Auge deutlich unterscheiden lassen. Im Nordoſten iſt nun auch über der Bergkette, zu welcher der Batu-sangkar gehört, der Gipfel des Sāgo zu sehen, eines anderen Vulkans, von welchem späterhin die Rede sein wird.

Den 6. Juni setzte ich die Reise zu Pferd fort. Der Weg ging über Ata und Tandjong-ampālo nach Sidjundjung. Tandjong-ampālo, der Wohnplatz eines europäischen Aufsehers über den Weg, liegt am linken Ufer des hier ohngefähr 100′ breiten, schnellfliessenden Ombiling, nicht weit vom Fusse des Bukit-Pakandjāman. Eine auf Flössen ruhende Schiffbrücke führt über den Fluss. Der Boden rundum beſteht an der Oberfläche aus einer mächtigen Lage rother Erde, worauf rother Mergel und loser grauer Sand folgt. Darunter liegt eine Schichte von Rollſteinen, meiſt Grünſtein und Quarzporphyr; zwischen diesen Lagen kommt gediegenes Gold vor. Dass früher viel nach diesem Letzteren gegraben wurde, beweisen die häufigen alten, wieder halb eingeſtürzten Schächte. Gegenwärtig wird nur noch wenig gearbeitet.

Von Tandjong-ampālo aus führt ein Landweg von 6 Tagen nach Pulu-Pundjung am Batang-Hāri und von da zu Schiff weiter nach Djambi.

Am Ufer des Ombiling, ungefähr $^1/_2$ Stunde von der Aufseherwohnung entfernt, kommt brauner, nicht sehr feſter Sandſtein zu Tage, welcher Petrefakten von Conchilien enthält, worunter ich Arten von Buccinum, Venus, Ostrea, Conus, Pecten, Arca, Donax, Cardium und Anomia erkannte; letztere zeigt zuweilen noch Perlmutterglanz.

Krankheits halber musste ich zu Sidjundjung bis zum 12. verweilen. Der ſtille Platz iſt der Hauptort des Diſtrikts VII. Kōta und liegt hart an der Oſtgrenze des Gouvernements. In der Umgegend treten wieder Elephanten auf, welche in den nördlichen Diſtrikten der Oberländer nicht angetroffen werden. Da ſich das Etabliſſement bezüglich der Gesundheit gerade keines besonderen Rufes zu erfreuen hat, beschloss ich, einige Zeit zu Alāban und Pajacombo zuzubringen, beides Oerter, welche in gesundheitlicher Hinſicht nichts zu wünschen übrig lassen. Desshalb verliess ich, meine Schritte zurücklenkend,

den Platz am 15., verblieb ein paar Tage zu Tandjong-ampalo und kam, den kürzeſten Weg durch das Thal von Bua und Lintau wählend, den 19. zu Alabān an. Von hier aus besuchte ich Pajacombo und hielt mich abwechselnd an beiden Orten bis zum 10. Juli auf.

Sehen wir dieselben etwas genauer an.

Alāban, der Hauptplatz des Diſtricts Kotā-ampat und der Sitz eines Civilbeamten, liegt auf dem rechten Ufer des Sināmang auf dem Punkte, wo das breite Hochthal der Limapulu-kotā in das schmale Längenthal von Bua verläuft. Der Boden iſt hin und wieder hügelig und fällt allmählig südwärts ab. Die Bergketten, welche das Thal öſtlich und weſtlich umschliessen, haben durchgehends eine Höhe von 2—3000 Fuss überm Meere; sie werden noch um 2600 Fuss von dem Sāgo, einem seit langer Zeit erloschenen Vulkan, überragt.

Es iſt dies ein herrlicher Berg, der im Weſten der Niederlassung aufſteigt, von wo aus der bei der letzten Eruption tief gespaltene Gipfel ſich am Schönſten zeigt.

Von ihm aus zweigt das Thal ab, dessen Boden aus Kalk und Sandſtein beſteht, und ſtrichweise mit aus der Spalte hervorgequollenem Sand bedeckt iſt. Die weſtliche Kette in süd-süd-öſtlicher Richtung beſteht zum grossen Theil aus Trachyt, verschiedenen Conglomeraten und Urkalk. In der Nähe des Dorfes Bua-pandjang wird schöner, röthlich-weisser Marmor gebrochen, aus dem man in der ganzen Umgegend durch Verbrennung Kalk gewinnt.

Die öſtliche Kette, deren Kamm vielfältig ausgezackt und zerklüftet iſt, beſteht beinahe gänzlich aus Uebergangskalk. In der Nähe des Dorfes Gadui liegen klippige Kalkhügel, worin Grotten angetroffen werden, in welchen man Salpeter zur Bereitung von Schiesspulver sammelt. Sie werden von Segelschwalben (Cypselus) bewohnt. Nach der Aussage der Bewohner soll eine dieser Grotten, die Bergkette durchschneidend, in Tana-dātar ausmünden.

Die Beamtenwohnung liegt 2000 Fuss überm Meere. Die Tages- und Nachttemperatur schwankt zwischen 65 und 80° F.

Die Sohle des schönen Thales iſt mit Reis- und Grasfeldern bedeckt; Waldwuchs gewahrt man nur am Gebirge.

Der Diſtrikt wird durch die vier Dörfer: Alāban, Ampālo, Gādui und Tabĕāntinggi gebildet. In früheren Jahren gehörte er zu der L. Kota und bildete mit Lintau und Bua den Hauptplatz der Padrie-Herrschaft. Der inländische Regent wohnt gegenwärtig in Alāban.

Die kleine, nach dem tapfern Oberſten Raaff benannte Redoute, wurde von unsern Truppen Ende der 20er Jahre zur Bezwingung der Einwohner unweit Alāban aufgeworfen; seitdem ruhigere Zeiten eingetreten ſind, iſt ſie verlassen. Gegenwärtig iſt davon nichts weiter zu sehen, als Spuren der Bruſtwehr und des Grabens. Ein gleiches Loos traf all die vielen kleinen, in den Oberländern unter gleichen Umſtänden entſtandenen Forts, die meiſtens den glorreichen Namen des einen oder anderen Officiers jener kleinen Armee trugen, welche 1/4 Jahrhundert lang mit einem hartnäckigen, erbarmungslosen Feind in ſtetem Kampf verwickelt war. Fort Vermeulen-Krieger und Veltmann, Fort Schenk und van den Bosch, Koririe, Suruasso und Tandjong-alam — das ſind einige jener Namen, welche in der indischen Kriegsgeschichte mit unverwelklichen Lorbeeren verzeichnet ſtehen.

Die Bewohner ſind noch heute ſtrenggläubige Mohamedaner, und manche ältere Männer folgen noch heute rückſichtlich der Kleidung den Padrie'schen Vorschriften. Die Einwohnerzahl beläuft ſich auf ungefähr 9000 Köpfe.

Betrachten wir uns nun auch die L. Kota.

Der Diſtrikt, meiſt kurzweg die Limapulu genannt, verdient par excellence das Paradies der Oberländer genannt zu werden, sowohl um seiner reizenden Lage willen, als wegen seiner gesunden und angenehmen Temperatur. Es bildet derselbe die nordöſtliche Ecke der Oberländer, eine ziemlich breite, etwas in die Länge gezogene Thalfläche von beinahe 4 geographischen Meilen, welche 1600 Fuss überm Meere liegt. Der ziemlich ebene Boden beſteht hauptsächlich aus rothem Todtliegenden, das mit grauem Sandſtein abwechselt. Das Hochthal iſt beinahe rundum von Bergen eingeschlossen, von denen der Sāgo im Süden und Bongṣu im Norden die höchſten ſind. Beide, sowie faſt auch alle übrigen, ſind ſtark bewaldet.

Ausser dem Sināmang, welcher, zwischen hohen Ufern eingeschlossen, das Thal in südöſtlicher Richtung durchſtrömt, fliessen noch viele andere Gewässer durch dasselbe, die alle in den Sināmang ausmünden. Die bemerkenswertheſten darunter ſind der Batang-(Fluss)-Lampasej, der Palūpu und der Batang-Agam. Der Sināmang selbſt durchſtrömt das Thal von Alāban und Bua in seiner ganzen Länge und vereinigt ſich, wie schon oben erwähnt wurde, in der Nähe von Tandjong-ampālo mit dem Ombiling. Die Ufer der Nebenflüsse ſind niedrig, und häufig bemerkt man längs derselben grosse Schöpfräder von Bambus (Kintjir), welche dazu dienen, das Wasser aus dem Fluss zu heben und über die umliegenden Reisfelder auszugiessen.

Unſtreitig bildet die Limapulu den fruchtbarſten Theil von Sumātras Weſtküſte. Beinahe alle dort überhaupt gedeihenden Früchte werden hier im Ueberfluss angetroffen. Das liebliche Grün der weit und breit ſich ausſtreckenden Reisfelder wird hin und wieder durch dunkelgrüne grössere Kokosanpflanzungen unterbrochen, unter deren erquickendem Schatten die Dörfer verborgen liegen. Die meiſten dieser letzteren ſind sehr ansehnlich und ſtark bevölkert. Die grösste Bewohnerzahl zählt Pajacombo, das so ziemlich in der Mitte der Landschaft liegt. Am öſtlichen Ende des Dorfes ſteht das Fort; nicht sehr weit davon entfernt die Wohnung des Chefs der Regierung, eines höheren Beamten (Assiſtent-Reſident), sowie das Spital, welches als Sanitarium für das Gouvernement betrachtet wird. Unter mehreren auf Koſten der Regierung errichteten Hallen wird wöchentlich Markt gehalten, wohl einer der meiſtbesuchten in den Oberländern.

In runder Summe beträgt die Einwohnerzahl 50,000 Köpfe.

Am 11. Juli kehrte ich von Alāban über Bua-pandjang nach Fort van der Capellen zurück und zwar auf dem kürzeſten, direkt nach Tana-dātan führenden Weg über den Bergpass Marapalm. Zu Bua-pandjāng hielt ich mich einige Augenblicke auf, um mehrere nahe beim Dorfe liegende Teiche zu besichtigen. Eine Menge Reiher (Ardea intermedia) und Enten (Anas arcuata und guttata) hielten ſich dort auf, von welch letzteren ich einige mit einem Doppelschuss glücklich erlegte.

Von Bua führt der sanft aufſteigende Weg in nord-nordweſtlicher Richtung thalaufwärts nach Lintau, an den Dörfern Lubu-djantan und Batu-buleh vorbei bis zur Stelle, wo früher Fort Schenk lag, von dem kaum noch eine Spur übrig geblieben iſt. In der Nähe erheben ſich mehrere Hügel von weisslichgelbem mit Feldspathadern durchsetztem Kalk. Ueber den mit Gras bewachsenen Fluss des Sāgo zieht ſich der Weg langsam bergauf über einen mit Trachytblöcken besäeten Boden, die der Sāgo in früheren Zeiten ausgeworfen. Es ſind grauschwarze, wenig poröse, mit etwas Feldspath und Hornblende durchzogene Steine. Nach einer halben Stunde Gehens passirt man das Dorf Kawe und erreicht 1½ Stunden weiter den höchſten Punkt des Passes, an welchem früher das Fort Marapalm lag. Von hier aus hat man eine unbeschreiblich schöne Ausſicht auf das Flachland von Tana-dātar und den gewaltigen Merapi, der, als wollte er mir seinen Gruss zuschicken, plötzlich unter dumpfem Krachen eine dicke Rauchwolke mehrere tausend Fuss hoch in die Höhe warf. Die dunkelgraue Wolke nahm allmählig die bekannte Pinienform an,

löſte ſich vom Berge los und trieb nun nordweſtwärts weg. Im Norden erblickt man den Sāgo mit seinem tief gefurchten Gehänge.

Der Weg läuft nun so jäh bergab, dass ich für gerathen hielt, mein Pferd am Zügel hinunter zu geleiten. Beim Hinabſteigen ſieht man rothen und gelben Sandſtein, letzteren von Augitkryſtallen durchsetzt. Mehr nach unten wird derselbe weicher, nimmt eine grüne und hin und wieder durch Eisenoxyd rothe Färbung an und wird von einem Streifen Brauneisenſtein durchzogen, worin Mergelſtücke eingebacken ſind. Am Fuss der Bergkette tritt wieder Trachyt auf.

Unten angekommen setzte ich mich wieder zu Pferd, und nun gings im scharfen Ritt nach Fort van der Capellen, wo ich spät am Nachmittag anlangte.

Im Jahre 1823 war der Pass der Schauplatz eines blutigen Kampfes, worin ſich ein Häuflein braver Truppen unter ihrem tapferen Führer unvergängliche Lorbeeren erwarb. Und, war auch der Ausgang des Kampfes ein ungünſtiger, so ſteht der Name Marapalm dessen ungeachtet in unauswischbaren Zügen in den Geschichtsrollen der Heldenthaten der braven niederländisch-indischen Armee verzeichnet. Ich will diese Episode nach der Schilderung des vorerwähnten Oberſten Lange hier einflechten.

Kurz nach der Uebernahme der Weſtküſte Sumātra's von England im Jahre 1818, nachdem es ſich 1811 der holländisch-oſtindischen Kolonien bemächtig hatte, entbrannte zwischen der indischen Regierung einer- und der Sekte der Padries (Wechabiten) andererseits, ein Vernichtungskampf, der erſt im Jahre 1839 mit der gänzlichen Niederwerfung der Letzteren seinen Abschluss fand. Im Jahre 1823, worin ſich der zu beschreibende Kampf zutrug, waren die Padries im Beſitz des grössten Theils der Pādänger Oberländer und hatten ihre Hauptmacht in den Diſtrikten Bua und Lintau concentrirt. Oberſt Raaff beschloss, den Stier bei den Hörnern zu fassen, indem er ſie gerade dort angreifen wollte. Raaff war der damalige Chef der Regierung und Truppencommandant auf der Weſtküſte, ein junger Mann von 26 Jahren, ein tapferer Soldat, ein edler Mensch und von allgemeiner Beliebtheit. Mit 26 Officieren und 621 Mannschaften, welche zwei Sechspfünder, vier Dreipfünder und zwei Haubitzen mit ſich führten, und begleitet waren von 12000 malayschen Hülfstruppen, rückte Raaff am 13. April nach dem Marapalm auf, um den Zugang nach Lintau zu forciren. Vor den Pass gekommen, nahmen die Truppen Stellung und eröffneten sogleich die Feindseligkeiten, welche

aber bis zum 17. keinen nennenswerthen Erfolg hatten. Der Zugang zum Pass war gut befeſtigt und wurde durch einen übermächtigen Feind hartnäckig vertheidigt. Dazu kam, dass auf eine kräftige Mitwirkung der malayschen Hülfstruppen wenig gerechnet werden konnte. Ausserdem hatte der Regen, welcher seit zwei Tagen gefallen war, den Boden dermassen durchweicht, dass die in ihrem temporären Bivouac allen Unbilden der Witterung blosgeſtellten Truppen die Operationen nur mit der grössten Schwierigkeit ausführen konnten. Alle diese Umſtände in Erwägung nehmend, beschloss Raaff, am folgenden Tage den Rückzug anzutreten. Demzufolge erhielt Lieutenant van Geen am Morgen des 17. April den Befehl, einen der auf einem vorgeschobenen Punkt in Batterie ſtehenden Dreipfünder zurückzubringen, wozu ihm ausser der 25 Mann ſtarken Wache des Geschützes ein Detachement von 39 Marinesoldaten und 100 Mann malaysche Hülfstruppen zur Verfügung geſtellt wurden. Der Tag war noch nicht angebrochen, als schon mit der Ausführung des Befehls begonnen ward. Doch kaum waren die Räder gehemmt — das Geschütz ſtand auf einem Hügel, Bonio genannt — und die Prolonge ausgelegt, so kamen auch schon die Padries unter wildem Geschrei hervorgeſtürzt, um das Wegbringen zu verhindern. Das Feuer unserer Tirailleure, sowie einige gutgeworfene Granaten reichten jedoch hin, um ſie zurückzutreiben und die Kanone wurde nun glücklich herunter auf den Weg gebracht. Kaum war dies jedoch geschehen, so ſtürmten die Padries aufs Neue und diesmal in übermächtiger Zahl auf das Detachement los und nöthigten es zum Rückzug, welcher übrigens in voller Ordnung bewerkſtelligt wurde. Unmittelbar darauf wurden die beiden Haubitzen, die ebenfalls auf einem nahe liegenden Hügel in Batterie ſtanden, zurückgebracht. Dasselbe Mannöver sollte auch mit den auf dem rechten Flügel der Kolonne aufgeſtellten Geschützen ſtattfinden; aber kaum hatte man den Anfang gemacht, als der Feind einen heftigen Ausfall auch nach dieser Seite unternahm. Durch unser Feuer wurde er mit Nachdruck zurückgewiesen. Doch die Prolongen waren eben ausgelegt, als er den Ausfall mit verdoppelter Wuth wiederholte. Auch zum zweiten und dritten Male glückte es den Unsrigen, den Feind zurückzutreiben; als aber die Padries zum vierten Male mit immer wachsendem Ungeſtüm auf unsere Truppen, die ihre Patronen grösstentheils verschosssen hatten, losſtürmten, kam es zum Handgemenge, wobei die Unsrigen schliesslich der Uebermacht weichen und die Geschütze in feindlichen Händen lassen mussten. Durch diesen Erfolg angefeuert, warfen ſich nun die Padries von allen Seiten

auf die Kolonne, welche auch im erſten Augenblick mit Zurücklassung beider Haubitzen und Dreipfünder vor dem übermächtigen Angriff zurückwich. Die Geſchütze wären ohne Zweifel verloren gewesen, hätte ſich nicht der heldenmüthige Raaff selbſt, den Säbel in der Fauſt, mit Todesverachtung auf den Feind geworfen. Entflammt durch das Beispiel ihres tapferen Führers ſtürzte nun eine handvoll Officiere nach, bahnten ſich unter dem Rufe: «Es lebe der König!» einen Weg durch den Feind und degagirten die Geſchütze. Auch die übrigen Truppen sammelten ſich nun wieder, eroberten das verlorene Terrain und gaben so den Artilleriſten Zeit zum Ausführen der rückgängigen Bewegung. Gleich darauf trat die ganze Colonne den Rückzug über Andālas nach Paggar-rujung an, wo ſie am 18. eintraf, ohne weiter vom Feinde behelligt worden zu sein. Unser Verluſt betrug an Todten 21 Mann, an Verwundeten 137, worunter 10 Officiere; derjenige des Feindes soll ein sehr beträchtlicher gewesen sein.

Zwölf Monate später, am 17. April 1824, dem Jahrestage dieses ruhmwürdigen Kampfes, ſtarb der edle Raaff zu Pādang in Folge eines heftigen Fieberanfalls. Als Zeichen von Achtung und Verehrung errichteten die Bewohner der Stadt auf seinem Grabe am Seeſtrand ein Denkmal, das weithin von der See aus ſichtbar iſt. Dasselbe iſt hohl und birgt in seinem Innern Raaff's Hut, Uniformsrock und Säbel. Dort schläft der jugendliche Held jenen Schlaf, den selbſt die unaufhörlich gegen die Küſte tobende Brandung nicht zu ſtören vermag.

Den 14. Juli machte ich einen Ausflug nach dem grossen, ein Stündchen vom Fort van der Capellen entfernten Kampong Paggar-rujung. Derselbe liegt auf dem linken Ufer des Sello an der Südoſtseite des Batu-sangkar und war vordem die Reſidenz der mächtigen Beherrscher des Reiches von Menang-kăbău. In den 30er Jahren wurde der letzte Fürſt aus diesem alten Geschlecht wegen Hochverraths gefangen genommen und als Staatsgefangener nach Batavia gebracht, wo er vor mehreren Jahren geſtorben iſt. Die Gefangennahme fand unter nachfolgenden Umſtänden ſtatt:

Der Jang-di-Pertuan, — so iſt des Fürſten Titel —, hatte ſich schon während der letzten Hälfte des Jahres 1832 in eine Verschwörung gegen die Regierung eingelassen. Nun war am 3. Januar 1833 in den Oberländern ein vielverzweigter Aufſtand ausgebrochen, und es war zu erwarten, dass der Fürſt mit jedem Augenblick die Maske abwerfen werde. Er musste desshalb so schnell als möglich unschädlich gemacht werden. Der Jang-di-Pertuan hatte dem damaligen Regierungschef auf der Weſtküſte von Sumātra, Oberſt Elout,

welcher ſich gerade zu Fort van der Capellen befand, für den 2. Mai seinen Besuch angesagt, und es wurde beschlossen, von dieser Gelegenheit Gebrauch zu machen, um ſich seiner Person zu verſichern. Dazu wurden folgende Massregeln getroffen.

Es war bei dergleichen Besuchen üblich, dass der Jang-di-Pertuan ausser einem zahlreichen Gefolge von Unterhäuptlingen in Begleitung einer bewaffneten Eskorte erschien und also über kräftige Vertheidigungsmittel verfügen konnte, welche in Rechnung gebracht werden mussten. Desshalb wurde die Reſidenzwache dadurch verdoppelt, dass man zur Ablösungszeit, Morgens früh 7 Uhr, die alte Wache mit der neuen im Wachtlokal conſignirte. Auch die übrigen Truppen erhielten Befehl, für alle Eventualitäten in der Kaserne bereit zu sein, und, da täglich auf dem Glacis des Forts Exercitien ſtattfanden, machte man von diesem Umſtand Gebrauch, um, ohne dass solches Aufsehen erregte, ein bewaffnetes Detachement zur Hand zu haben. Kapitän de Stürler erhielt den Befehl, mit seiner Compagnie Europäer, wie gewöhnlich, aber diesmal mit scharf geladenen Gewehren zu exercieren, wobei ein Signal verabredet wurde, auf das hin die Compagnie vor dem Hause, worin die Zusammenkunft ſtattfand, Aufſtellung nehmen musste. Um die Audienz feierlicher zu machen und zugleich auch im gegebenen Augenblick über mehr Kräfte verfügen zu können, wurden mehrere Officiere beordert, dabei gegenwärtig zu sein, und zwar, wie gewöhnlich, mit ihren Seitengewehren versehen. Zwei bewaffnete Polizeidiener befanden ſich in einem der hinteren Gemächer des Hauses.

Am 2. Mai Morgens gegen 9 Uhr erschien der Jang-di-Pertuan mit seinem Gefolge vor des Oberſten Wohnung, wurde durch denselben, welcher, als in seiner eigenen Wohnung befindlich, keine Waffen trug, empfangen und in einen Saal geführt, dessen Thüren und Fenſter auf den Exercierplatz gingen und offen ſtanden. Oberſt Elout setzte ſich an das von der Thür am weiteſten entfernte Ende eines langen Tisches und liess den Fürſten rechts neben ſich Platz nehmen. Die Häuptlinge sassen an den beiden langen Seiten des Tisches, während sich der Reſt des Gefolges, sowie die eingeladenen Officiere in der Veranda aufhielten. Die mit Feuergewehren bewaffnete 50 Mann ſtarke Eskorte ſtellte ſich vor dem Hause auf.

Nachdem die gebräuchlichen Höflichkeitsformen ausgetauscht und einige Zeit über gleichgültige Sachen gesprochen worden war, überreichte Elout einem zur Rechten des Jang-di-Pertuan ſitzenden Unterhäuptling eine Schrift zum Vorlesen, welche einen Aufruf des Jang-

di-Pertuan an seine Unterthanen enthielt, das Joch der Holländer abzuwerfen. Der hierdurch im höchſten Grade erschreckte Fürſt gab ſich alle Mühe, seine Unschuld zu betheuern, doch vergebens. Mit dürren Worten bedeutete ihn der Oberſt, er sei sein Gefangener und müsse seinen Kris (malayschen Dolch) ablegen; im Augenblick, wo Elout diese Worte äusserte, hörte man auch Stürler's Compagnie die Gewehre anschlagen und vor der Wohnung Halt machen; zugleich zogen alle anwesenden Officiere den Säbel. Nachdem noch einige wenige Worte gefallen, ersuchte Elout dem Fürſten, ſich in ein abgesondertes Zimmer zu begeben, wobei er einen Diamantring vom Finger zog, den er ihm als Bürgschaft, dass sein Leben ungefährdet bleiben solle, überreichte. Die Eskorte wurde hierauf nach Hause geschickt, und auch die meiſten Unterhäuptlinge entfernten ſich ſtillschweigend. Dem Jang-di-Pertuan wurde zugleich angesagt, er möge ſich zur Abreise nach Pädang vorbereiten, die noch am nämlichen Tage ſtattfinden müsse. Und diess geschah denn auch. Nachmittags 2 Uhr verliess er Fort van der Capellen unter dem Geleite einer von einem Officier befehligten Eskorte, welcher ſtrengen Befehl bekommen hatte, ihn eher auf dem Platze todt zu schiessen, als wie entfliehen zu lassen: eine Massregel, die unter den gegebenen Umſtänden wohl nöthig war. Nach seiner Ankunft zu Pädang wurde der Fürſt ins Gefängniss geworfen und schliesslich als Staatsgefangener nach Batavia übergeführt. Das Haus, worin die fürſtliche Familie früher wohnte, ſteht noch und wird von den Bewohnern als ein Heiligthum betrachtet. Es liegt links vom Wege auf einem viereckigen, mit einer niedrigen Steinmauer umgebenen freien Raum, ſteht auf Pfählen und hat wie die meiſten malayschen Häuser, einen in eine Spitze auslaufenden Giebel, welcher mit Zinn bekleidet und verziert iſt. Das ganze Gebäude iſt weiss, roth und schwarz gefärbt und mit Schnitzerei verziert. Vor demselben ſtehen zwei nach oben breit, nach unten schmäler auslaufende Häuschen, Reisscheunen, welche ganz in ähnlicher Weise bemalt und verziert ſind. Gegenüber der Wohnung bemerkt man im Schatten eines rieſigen Katappan-Baumes (Terminalia catappa) zwei aufrecht ſtehende Sandſteinplatten, deren die eine ungefähr 6′ hoch und 4′ breit iſt. Dieselbe trägt eine Inschrift in alten Sanskrit-Buchſtaben, währenddem die andere nur noch Spuren von Schrift aufweiſt. Am Fusse der erſtgenannten Tafel liegen die Hälften von zwei anderen Platten mit gleichfalls gut erhaltener Schrift. Endlich ſtehen an beiden Seiten der ins Haus führenden Treppe zwei hohe, schmale Steine, die ebenfalls Spuren einer Aufschrift tragen, und nicht weit davon entfernt

liegt ein anderer Stein von 7′ Länge und 2½′ Breite, worin vier Doppelreihen runder Gruben in der Ordnung des bekannten Tjonka-Spiels gehauen ſind. Eine Bildsäule, welche früher hinter der Fürſtenwohnung stand und durch die fanatischen Padries in den 20er Jahren arg beschädigt wurde, befindet ſich gegenwärtig im Garten der Assiſtent-Reſidentenwohnung zu Fort van der Capellen, Kopf und Arme fehlen leider der Figur, welche wahrscheinlich einen auf einer Lotosblume ſitzenden Budha vorſtellt; ſie iſt wenig unter Lebensgrösse.

Der 16. Juli wurde zu einem Ausflug nach der Stelle benutzt, wo einſt das Fort Tandjong-alam ſich befand. Dasselbe lag ein paar Stunden in nordweſtlicher Richtung von Fort van der Capellen, zur rechten Seite des nach Fort de Kock führenden Weges, auf einer Erhöhung, am Rande des Plateaus von Tana-dātar, welches hier mehrere hundert Fuss tief ziemlich jäh zur Thalfläche der Limapulu abſtürzt. Man geniesst von hier aus einen wunderherrlichen Anblick über diese reizende Landschaft, worüber das Auge aus der Vogelperspective hinschweift.

In Dienſtangelegenheiten begab ich mich den 20. auf demselben Wege über Basso nach Fort de Kock und kehrte den 4. Auguſt wieder nach Fort van der Capellen zurück, um am folgenden Tage von da aus über Pādang-pandjang die Reise nach Padang anzutreten, wo ich am 9. wieder eintraf.

Im April 1854 wurde ich von der Regierung mit der Untersuchung des Terrains zwischen Padang und der XIII. Kota betraut, wobei man die Herſtellung einer bequemeren Verbindung im Auge hatte, als diejenige längs dem oben beschriebenen Weg über Brakian war. Zu dem Zwecke reiſte ich den 19. April von Padang aus über Padang-pandjang und Singkara nach Solok, dem Anfangspunkt meiner Untersuchungen, welche mich während 8 Tagen an die Schluchten des Barissan-Gebirges gefesselt hielten. Den 10. war ich wieder in Pādang zurück.

Da während der Excurſion nichts Besonderes vorfiel und dieselbe eine für meine Leser weniger interessante technische Richtung hatte, so möge eine blose Erwähnung hier genügen.

---

7. Besteigung des Vulkans Talang oder Sulassie.

(27. Mai bis 8. Juni 1854.)

Gemäss einer Verabredung mit zwei zu Sōlok ſtationirten Freunden, die mit mir den Vulkan Tālang zu beſteigen beabſichtigten, reiſte ich am 27. von Pādang ab und kam am folgenden Tage auf erſt genanntem Platze an. Nachdem wir die nöthigen Vorkehrungen getroffen, verliessen wir am 2. Juni zu Pferd Sōlok, dem in süd-südöſtlicher Richtung laufenden Etappenweg folgend, und passirten gegen 9 Uhr den Kampong Muara-pannas über ein langsam ansteigendes Terrain, das theilweise wüſt lag, theilweise in nasse Reisfelder umgeschaffen war. Gegen $^1/_2$ 10 kamen wir nach Kōta-Arau, einem der blühendſten Dörfer des Diſtriktes, welches ohngefähr 400′ höher liegt wie Sōlok. Das Thermometer zeigte 72° F. Eine Viertelſtunde weiter gelangten wir an eine tiefe Schlucht, wo wir genöthigt waren, den Sattel zu verlassen und das Pferd am Zügel hinabzuführen. Ueber eine lose Bambusbrücke passirten wir hierauf den auf dem Boden einer Schlucht ſtrömenden Bach, klommen den jenseitigen, ziemlich ſteilen Abhang hinan und folgten wieder dem Wege, der ſich dicht am Rande eines ſteilen Abhangs hinzieht. Gerölle von Trachyt und Kalk überdeckt denselben.

Gegen 1 Uhr Nachmittags kamen wir auf dem Etappenpoſten Bukit-silie an und bezogen daselbſt das Passantenhaus, um darin zu übernachten und von dort aus in der Frühe des folgenden Morgens die Beſteigung des Berges auszuführen. Es war erſt kürzlich errichtet worden, liegt eine Viertelſtunde vom Dorfe Bātu-bedjandjang, ohngefähr 400′ höher wie Sōlok, unmittelbar am Fusse des im Weſten liegenden Feuerbergs. Eine halbe Stunde nordweſtlich von genanntem Dorfe entspringen dem Boden mehrere warme, alkalinische Beſtandtheile enthaltende Quellen, von denen die Eingeborenen bei vielerlei Krankheiten, namentlich bei Hautausschlägen Gebrauch machen.

Gefolgt von mehreren Kulies, welche Proviant, Holz und Wasser trugen, brachen wir am folgenden Morgen lange vor Sonnenaufgang zu Pferd auf, mussten jedoch bald wegen allzu schroffer Steigung des Bodens die Thiere zurücklassen. Nachdem wir einige hundert Fuss geſtiegen waren, durchschritten wir eine Waldparcelle, worin namentlich Sapotaceën, Rubiaceën, Anoraceën, Cōmpoſiten und verschiedene

immergrüne Quercus-Arten in üppiger Fülle wuchsen. Am oberen Waldrand angekommen, überschritten wir ein Bächlein; das letzte, das uns am Berghang trinkbares Wasser spendete. Hier liess ich die zu diesem Zweck mitgebrachten Bambusröhren füllen. Nachdem wir längs einem ziemlich steilen Bergrücken ungefähr 200′ hoch geklommen waren, wobei wir uns öfter mit Hülfe der Gesträuche und Gräser über den Boden aufwärts ziehen mussten, erreichten wir ein kleines Plateau, an dessen westlichem Rand sich eine Oeffnung befand, aus der stark nach Schwefelwasserstoff riechende Dämpfe aufstiegen. Der Boden selbst war mehrere Fuss weit im Umkreis erhitzt und mit einer dicken gelblichweissen Kalkkruste überzogen. Uebrigens war derselbe mit kurzem Gras und krüppelhaften Bäumen und Gesträuchen bewachsen, worunter ich Scrophularineën, Buddleia, Cornus und mehrere Myrsineën bemerkte. Wir befanden uns hier ohngefähr 4300′ überm Meere und 3100′ höher wie Sōlok und hatten bis zum Gipfel ungefähr noch 2800′ zu steigen.

Nach kurzer Rast, während welcher wir uns gehörig mit Trank und Speise erfrischt und gestärkt hatten, brachen wir gegen 10 Uhr wieder auf, um den bei weitem schwierigsten Theil unseres Unternehmens auszuführen.

An der Rückseite des Plateaus, an dessen Rand eine Spalte hinf läuft, steigt die Bergwand ziemlich steil in die Höhe. Nachdem wir die Spalte vermittelst zweier darüber hingeworfener Baümstämme passirt, fing das Klettern erst recht an und waren wir bald, trotz der kühlen Luft, wie in Schweiss gebadet, der Pfad, welchem wir folgten und von dem die Eingeborenen Gebrauch machen, um auf demselben Schwefel aus dem Krater zu holen, schlängelt sich über einen schmalen, mit kurzem Gras und Gesträuchen bewachsenen Boden. Sie bestanden hauptsächlich aus Ericeën, Asparagineën und Filiaceën und wurden je höher wir gelangten um so niedriger. Endlich gegen 12 Uhr 45 Min. näherten wir uns dem Gipfel. Zwei von aller Vegetation entblösste gelblichgraue Wände stiegen zu unserer Rechten und Linken steil in die Höhe, bei ihrem Vereinigungspunkt eine Schlucht bildend, durch welche unser Pfad aufwärts lief. Die südlich zu unserer Linken ansteigende Wand erreicht eine Höhe von 343′, die nördliche dagegen kaum die von 150′. An das Ende der Schlucht gekommen, standen wir am Rande eines ungefähr 90′ im Durchmesser fassenden Kraterfeldes von elliptischer Form, das mit grösseren und kleineren Lapilli bedeckt war, welche sich als grobcrystallinische, durch Schwefeldampfzersetzte und graulichgelb gefärbte Lavastücke erwiesen. Gerade an

dem uns entgegengesetzten Ende des Feldes erblickten wir die Oeffnung eines alten Kraters von ungefähr 80′ Durchmesser, dessen Wände zu einer Tiefe von vielleicht 300′ lothrecht, theilweise auch überhängend abstürzen. Wegen der losen Beschaffenheit dieser Wände, die abwechselnd aus Lagen zersetzter Lava, vulkanischem Sand und Asche bestehen, wäre es Tollkühnheit gewesen, sich vom Kraterfeld aus dem Rande zu nähern, um einen freien Einblick in den Krater zu gewinnen. Dies gelang uns erst, nachdem wir, nicht ohne Gefahr, die linke, am Rande der Oeffnung liegende Bergwand bis zu deren halber Höhe erstiegen hatten, von welcher aus das Auge den Grauen erweckenden Abgrund in seiner ganzen Ausdehnung übersah. Unheimlich, eine Stätte des Todes lag er zu unseren Füssen, keine Spur von noch thätigen vulkanischen Kräften mehr zeigend. Der Hang, auf dem wir Fuss fassten, und der, durch eine Augentäuschung sich uns als senkrecht über dem Abgrund schwebend darstellte, ist von gleicher Beschaffenheit wie die Kraterwände.

Nachdem wir unsere Wissbegierde befriedigt, beeilten wir uns, den gefährlichen Standort zu verlassen und richteten unsere Schritte nach einer länglichen, am jenseitigen Rande der Krateröffnung sich ausdehnenden, etwa 100′ tiefer liegenden Fläche, worin sich der thätige Krater befindet. Gegen Süden wird sie begrenzt durch einen ziemlich steilen, zu unabsehbarer Tiefe abstürzenden Hang, welcher an seinem oberen Theile Spalten zeigt, woraus Dämpfe aufsteigen. Nach Westen bildet eine nicht sehr hohe steile Wand die Einfassung, an deren Fuss ein kleiner, schwefliges Wasser enthaltender See liegt. Auch hier ist der Boden mit Lapilli bedeckt. Ein ziemlich starker Wind, welcher die weisse, schwefligsaure Dampfwolke, die aus dem Krater stieg, in der uns entgegengesetzten Richtung wegtrieb, erlaubte eine Annäherung zu demselben. Soweit wir wahrzunehmen im Stande waren, gab es damals ihrer fünf, von denen der grösste einige Fuss im Durchmesser halten mochte. Unter heftigem, zuweilen von dumpfen Rollen begleitetem Zischen wirbelten die mit Kraft ausgestossenen Dämpfe empor, sich in geringer Höhe zu einer compakten Wolke zusammenballend. Dass einige frühere Beobachter ausser dem Qualm von Lavawolken (sic!) auch Flammen haben hervorsteigen sehen wollen (siehe T. v. N. Indie, 7. Jahrgang, Theil I. pag. 103), halte ich geradezu für unwahr. Die Oeffnungen selbst sind mit Brocken von reinstem Schwefel eingefasst, und auch der warme, an den Krateröffnungen selbst, heisse Boden zeigt einen Ueberzug von sublimirtem Schwefel. Ein starker Schwefelgeruch afficirte die Nase und erzeugte

einen ſtechenden Schmerz in den Athmungsorganen. Während wir so aus geringer Entfernung diese Werkſtätte geheimnissvoller Naturkräfte anschauten, schwebten wir einen Augenblick lang in äusserſter Lebensgefahr. Ein von der uns gegenüberliegenden Seite kommender Windſtoss jagte nämlich die Dampfwolke plötzlich nach unserer Seite hin, so dass wir in wenigen Sekunden gänzlich davon eingehüllt waren. Unsere Augen waren geblendet, Athmungsbeschwerden, ſtarker Huſten und heftiger Schmerz in der Lunge trat ein, und ſicher wären

Gipfel des Vulcans Tálang im Jahre 1854.

wir dem Tode durch Erſtickung erlegen, wenn nicht noch zur rechten Zeit der herrschende Wind wieder die Oberhand bekommen, und die Dampfwolke ebenso rasch, wie ſie gekommen, von uns weggeblassen hätte. Dass wir nun in der grössten Eile die gefährliche Nachbarſchaft verliessen, bedarf keiner weiteren Erwähnung.

Wir begaben uns hierauf nach dem kleinen Kratersee. Er liegt etwas tiefer als die Krateröffnungen, am Fusse eines etwa 400′ hohen Kammes, 20′ unter der oberen Kante der ſteilen Wände, die ihn umringen, und füllt ein ovales Becken von 460′ im Umkreis. Sein Wasser iſt in kochendem Zuſtand, an den ruhigeren Stellen graulich weiss, da, wo es in ſtarker Evolution iſt, hochgelb von Farbe. Wenig bemerkbare, ſtark schwefelwasserſtoffhaltige Dämpfe ſteigen daraus

hervor. Aus mehreren Oeffnungen der felsigen Umfassungsmauer werden Dämpfe ausgestossen, die denjenigen, welche den Krateröffnungen entsteigen, ganz ähnlich sind.

Wir hatten nun alles dasjenige besichtigt, was der Gipfel merkwürdiges darbietet, und konnten nun unsere Blicke nach aussen richten. Doch leider war da nur wenig zu sehen. Noch ehe wir den Eingang der zum Kraterfelde führenden Schlucht erreichten, hatte der Gipfel eine Nebelkappe aufgesetzt, welche sich mehr und mehr senkte und jede Fernsicht vereitelte. Nur zuweilen erblickte man auf Augenblicke durch einen Riss in der Wolkenhülle bald hier, bald da ein Stück grünes Land, den glänzenden Spiegel eines Sees, oder eine Bergspitze. Erstarrt von dem kalten Nordwestwind, das Fahrenheit'sche Thermometer zeigte 49° —, machten wir uns gegen 2 Uhr Nachmittags auf den Rückweg, wobei es viel rascher ging, wie bei der Besteigung, da wir mehrere male Hänge von 100, und 200′ in halbliegender Stellung pfeilschnell hinabrutschten. Am Fuss des Berges erwarteten uns die Pferde und so ritten wir im Schritt nach Bukit-Sili zurück, woselbst wir, in hohem Grade ermüdet, gegen $^1/_2$6 Uhr anlangten.

Ausgenommen einige Dipteren, welche die Ericeën an der oberen Vegetationsgrenze umschwirrten, machte sich kein thierisches Leben auf dem Gipfel des Berges bemerkbar. In dem Waldgürtel am unteren Theile hörte ich einen Anggang (Buceros) streichen, sowie das dumpfe Ruksen von Rau-raus (Carpophaga Capellei).

Die auf Seite 97 befindliche Abbildung stellt den Gipfel des Berges vom Ausgang der Schlucht, mit dem Kraterfeld und dem alten Krater vor, hinter welchem die aus den wirkenden Krateröffnungen aufsteigende Dampfsäule erblickt wird. Am 4. Juni kehrten wir nach Sōlok zurück, woselbst ich bis zum 7. blieb, um am folgenden Tage die Rückreise nach Pādang längs dem neuen Weg über Brakian anzutreten.

Ehe wir Sumātra verlassen, um uns auf der längs seiner Westküste liegenden Inselkette umzusehen, mögen am Schluss dieser Abtheilung noch einige Worte folgen über die Namen, unter denen die Insel bekannt war und ist.

Dass man die Namen Taprobāne und Ophir fälschlich auf Sumātra bezogen, kann als bekannt vorausgesetzt werden. Unter Taprobāne verstanden die alten Geographen Ceylon, unter Ophir die

Halbinseln Malakka. Beide Namen müssen darum bei Seite gelegt werden, ebenso wie die arabischen Namen Ramni und Kelat, deren Zulässigkeit wenn nicht unmöglich, doch zum Mindeſten zweifelhaft erscheint. Kaum weniger zweifelhaft ſind die Namen Sumah, Sobarma und Tansur, welch letzteren man bei Marco-Polo findet. Der Name Sumātra oder Samātra kommt zuerſt bei dem arabischen Reisenden Iben-Bathuta (1335), jedoch nur als Name einer Stadt vor. Die Insel selbſt nennt er Djāwa, eine Benennung, die damals noch verschiedenen Inseln gegeben wurde. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts wurde der Name Sumātra in Europa bekannt; man schrieb jedoch Sumoltra, Sjamātra, Somōtra, Samandra, Samotra und Samatra.

In den Schriften der Malayen, worin kein einziger der vorſtehenden Namen für die Insel gefunden wird, heisst ſie Indālas oder Andālas und Pertja. Die Chinesen endlich, deren Handelsverbindungen mit Sumātra vom Anfang des 15. Jahrhunderts datiren, nannten die Insel bald San-fu-tsi, bald San-fu-tjai, bald wieder Sām-bo-tjai; später nahmen ſie die europäische Benennung an, die ſie aber, da die Chinesen bekanntlich den Buchſtaben «r» nicht aussprechen können, in Suma-tala verſtümmelten, während die Japaner Somodāra sagen.

Die Säugethiere und Vögel des Landes.

Säugethiere.

Mit Ausnahme der Grasflächen von Pādang-Lawas, der Hochplateaus von Silantom und Tobā, sowie der Urwälder, welche die schroffen Gebirgshänge umdämmern, ſtösst man überall auf ein reiches Thierleben, sowol was die Zahl der Arten, als auch die Menge der Individuen dieser letzteren betrifft. Keinen geringen Bruchtheil dieses animalischen Reichthums liefern die Säugethiere, von welchen wir jedoch hier, sowie auch bei Beschreibung der später von mir bereiſten Oertlichkeiten nur die hauptsächlichſten Formen erwähnen werden.

Zu bemerken iſt, dass die beigefügten inländischen Namen diejenigen ſind, womit die Malayen das Thier bezeichnen.

Unter den Affen nennen wir zuerſt den Orang-Utan (nicht Orang-Utang, wie man noch immer in verschiedenen Werken fälschlich geschrieben findet). Er wird nur in den flachen, sumpfigen Küſtenwäl-

dern angetroffen, welche nördlich von Tăpănōli das Land bis Singkel überziehen und ihrer Unzugänglichkeit wegen nur selten von einem menschlichen Fusse betreten werden. Die beiden einzigen Exemplare, die mir zu Geſicht kamen, waren noch nicht vollkommen ausgewachsen; durch ihre ſtarke, ins Fuchsrothe spielende Färbung wichen ſie auffallend von ihrem Vetter auf Bornéo ab. Die Küſtenbewohner nennen das Thier Mawas.

Unter den Langarm-Affen (Hylobates) ſind es H. syndactylus (Amang, gewöhnlich Siamang geschrieben; die erſte Sylbe iſt aber nur der Artikel) und H. agilis (Ungko), welche die Gebirgswälder bis zu 3000' Höhe bewohnen, wo ſie ſich an den Berghängen hoch in den Baumkronen aufhalten, nur selten auf den Boden herabkommen. Bei dem geringſten Zeichen von Gefahr eilen ſie in vogelschneller Flucht bergabwärts, um in wenigen Augenblicken im Dunkel der Thäler zu verschwinden. In den Wäldern, welche Tōbing zum Theil einschliessen, ebenso wie am Barissan-Gebirge iſt namentlich der Amang nicht selten.

Von Schlank-Affen (Semnopithecus) ſind es die Arten S. cristatus und melalophus (Simpej), die vorzugsweise angetroffen werden, erſtgenannter mehr Bewohner des Waldes als der Ebene, letzterer zieht die Gebirgswaldungen vor.

Nennen wir nun noch den Kărău (Cercopithecus cynomolgus) und Bru (Inuus nemestrinus), so haben wir alle beobachteten Affenarten, von denen der Kărău am häufigſten vorkommt, sowohl an der Küſte, wie hoch im Gebirge.

Von Halb-Affen beobachtete ich nur Stenops tardigradus (Pucan) zu Pertibi und Tōbing und Galeopithecus variegatus (Kubin). Der Pucan bewohnt die Wälder, schläft über Tag in Baumhöhlen verſteckt, wacht mit Sonnenuntergang auf und durchkriecht nun die ganze Nacht hindurch geräuschlos und langsam die Baumäſte nach Nahrung, die in Blättern und Früchten beſteht, wobei aber auch Vogeleier und Junge nicht verschmäht werden. Stört man das sehr bissige Thier in seinem Schlaf und ſtellt es an ſtarkes Licht, so werden die Augen wässerig, die Augenlider bewegen ſich krampfartig, und die Pupille, welche bei Nacht beinahe die ganze Breite des Auges einnimmt, zieht ſich zu einer schmalen Ritze zusammen. Das Thier hat ein ausserordentlich zähes Leben und spielt in den abergläubischen Legenden der Battas eine grosse Rolle.

So häufig der Pucan iſt, deſto seltener scheint der Kubin zu sein, den ich nur ein einziges mal zu beobachten Gelegenheit hatte,

wie er in der Dämmerung einem papierenen Drachen gleich zwischen den Stämmen in der Luft herumschwebte. Sein schauerliches, dem ängstlichen Stöhnen und Wimmern eines Kindes nicht unähnliches Geschrei schallt in unangenehmer Weise durch die Wildniss.

Ob Tarsius spectrum im Lande vorkommt, ist mir unbekannt; ich wenigstens habe kein Exemplar gesehen.

Fledermäuse werden zwar überall angetroffen, doch sind die fruchtfressenden Arten in den Waldregionen am zahlreichsten zu finden. Als hervorragendes Mitglied der Familie erwähnen wir das Kalong (Pteropus), eins der gemeinsten Thiere, sowohl an der Küste, wie auch im Innern. Er lebt gesellschaftlich, oft in grossen Trupps, und zieht mit Sonnenuntergang von seinem Ruheplatz oft weit waldeinwärts seinem Futterort zu. So zog während meines Aufenthaltes zu Lümut (September 1840) allabendlich eine Schaar dieser Thiere in ziemlicher Höhe über die kleine Feste hin, von Nordwest nach Südost streichend und vor Sonnenaufgang in entgegengesetzter Richtung nach der Insel Masallar zurückkehrend; dort war ihr Ruheplatz. Als ich auf ein ausnahmsweise ziemlich niedrig fliegendes Weibchen einen Schuss löste, fiel ein an dessen Zitzen hängendes Junge aus der Luft herunter; doch ehe dasselbe noch den Boden erreichte, hatte es die Mutter, welche ihm blitzschnell nachgestürzt war, mit den Zähnen gepackt, erhob sich in die Luft und eilte mit dem geretteten Kleinen davon.

Unter den Raubthieren (Carnivores), welche wir antrafen, spielt der Königstiger (Harimau) wohl die grösste Rolle, namentlich in den schwächer bewohnten Gegenden von Pādang-Lawas und den Pādanger Oberländern, wo niedriges Strauchwerk und dicht zusammengewachsenes Gestrüpp oder Waldland mit grossen Grasfeldern abwechselt. Die nächste Umgebung der Redoute zu Pertibi wurde namentlich durch diesen gefährlichen Nachbar so unsicher gemacht, dass Niemand es mehr wagte, von Sonnenuntergang an bis zum Anbruch des Tages die schützende Wohnung zu verlassen, wesshalb denn auch regelmässig wenige Minuten nach 6 Uhr der Eingang zum Fort geschlossen wurde. Einmal trug es sich während meines dortigen Aufenthaltes am hellen Tage zu, dass ein auf dem vom Fort über den Markt nach dem Dorfe Pertibi führenden Weg arglos dahinwandelnder Eingeborener von einer solchen Bestie angesprungen und ins Dickicht geschleppt wurde. Der Ueberfall geschah so gänzlich unerwartet, dass es für die in der Nähe befindlichen Personen nicht möglich war, dem Unglücklichen zu Hülfe zu eilen, dessen erbärmlicher Schmerzensruf

noch einige Zeit lang aus der Ferne gehört wurde. Ein Schauder überfiel mich jedesmal, wenn ich zur Nachtzeit auf meinem einsamen Lager — das mir angewiesene Zimmer war am Ende der Kaserne gegenüber der Nordweſt-Baſtion des Forts, von aussen her das dumpfe Brüllen des furchtbaren nach Beute suchenden Königs der Wildniss vernahm. Zu Singkel traf ich eines Tages eine ziemlich frische Fährte in der unmittelbaren Nähe der Weſtredoute. In der Nähe von Pādang iſt die Gegend von Limun-manies und Duku, 6 und 10 Meilen von der Stadt entfernt, der nächſte Punkt, wo Tiger angetroffen werden.

Meine erſte Begegnung mit einem solchen verlief in folgender Weise:

Mit einer gewöhnlichen Doppelflinte bewaffnet, die, weil ich nur Tauben zu schiessen beabſichtigte, blos mit feinem Schrot geladen war, suchte ich eines Nachmittags einen Theil des Terrains in der Nähe des Forts zu Pertibi ab, in der Hoffnung, einige Beute mit nach Hause zu bringen. Nachdem ich mehrere der im hohen Grase wachsenden Gebüsche durchsucht und ein gerade in meinem Wege liegendes Dickicht umgehen wollte, bemerkte ich mit einem Male Bewegung darin und sah einen Augenblick später daraus einen grossen Königstiger hervorspringen. In seiner Sieſta geſtört, ſtarrte er mich einen Augenblick verdriesslich an und entfernte ſich darauf langsamen Schrittes in der Richtung des Flusses. Ich will gerne geſtehen, dass der Anblick des Thieres, welches urplötzlich frei und in voller Kraft nur wenige Schritte entfernt vor mir ſtand, mich ausser Fassung brachte. Stets die Stelle im Auge behaltend, wo der Tiger meinen Augen entschwunden war, trat ich langsam den Rückzug an und fühlte mich erſt wieder wohl, als ich den Eingang zum Fort betrat. Was hätte ich auch mit meiner Flinte und der Munition, die ich bei mir trug, gegen solch einen Gegner ausrichten können?

Während meiner Anwesenheit zu Sibōga im Jahre 1844 wurden mehrere Male Hunde vor den Häusern der europäischen Bewohner von Tigern weggeholt.

In mancher Hinsicht weicht unser Thier von der bengalischen Rasse ab. Seine Grundfarbe fällt im Allgemeinen weniger ins Roſtrothe, und die schwarzen Streifen laufen nicht so schief und zeigen selten auf dem Rücken jene scharfen, nach vorn gerichteten Winkel, wodurch bei dem feſtländischen Tiger ein schwarzer Rückenſtreifen entſteht. Auch iſt der Schwanz bei der sundanesischen Rasse kürzer und dünner.

Von den übrigen Katzenarten, welche Sumātra bewohnen, kann ich nur noch das Vorkommen von Felis undata in unserem Gebiete verbürgen; ich erhielt eine solche lebendig in Pādang.

Auch der malaische Bär (Ursus malajanus), der Biruang der Eingeborenen, iſt in den Wäldern keine seltene Erscheinung. Gewöhnlich bringt er den Tag in Baum- und Felshöhlen zu, macht ſich aber auch zuweilen auf niedrigeren Bäumen ein plattes Neſt aus kreuzweise übereinandergeschichteten Reiſig. Man kennt Beispiele, dass er Menschen, freilich nur in höchſter Noth, angefallen und getödtet hat.

Aus der Ordnung der hier reich vertretenen Nager (Glires) ſind als Bewohner unseres Gebietes mehrere Eichörnchen anzuführen. So (Sciurus hypurus, vittatus und exilis), alle unter den collectiven Namen Batjing bekannt. In manchen Gegenden, wie z. B. in der von Tobing, traf ich weiterhin häufig Pteromys nitidus; auch brachte man mir öfters Exemplare des kurzschwänzigen Stachelschweins (Hystrix macroura), und des Babi-Landa, welches nicht selten lebend zum Verkauf angeboten wird. Das sundaneſische Schuppenthier (Manis javanica), dessen Fleisch von den Eingebornen gegessen wird, kommt ziemlich häufig vor; zum Aufenthalt wählt es am liebſten gebirgige Waldgegenden, woselbſt es, nach Nahrung suchend, die Bäume beſteigt. An ſteinfreien Stellen wühlt das Thier gerne und gräbt Löcher in Termiten- und andere Ameisenneſter, von deren Larven es ſich hauptsächlich nährt.

Alle auf Sumātra einheimischen Dickhäuter (Pachidermata) werden in den von mir bereiſten Gegenden gefunden. — Der sumatrenſiſche Elephant (Elephas sumatranus) kommt in der Provinz Singkel, deren sumpfiger Boden ihm wenig zusagt, nur in der Gegend von Silābūān vor, von wo aus einzelne ſich zuweilen bis zur Küſte verirren. In Ankōla, Tōbing und Pādang-Lawas iſt er häufig und zieht daselbſt in Truppen von 5—8 Stück herum. In den Pādanger Oberländern trifft man ihn nur in der VII. Kota und weiter südlich an, wo das Land dünner bewohnt und weniger urbar gemacht iſt. Zuweilen trifft man ihn auch in kleinen Herden an. So erinnere ich mich, eines Tags in der Nähe von Pertibi auf dem Militäretablissement Siungam eine 30 bis 40 Stück zählende Elephantenherde gesehen zu haben, welche auf etwa 500 Schritt Entfernung bedächtig an mir vorüberzog, ohne die geringſte Notiz von meiner Person zu nehmen. Solche Herden ſind, wenn man ſie unbehelligt lässt, dem Reisenden niemals gefährlich; wohl aber iſt dies der Fall mit den zur Brunftzeit einzeln herum-

schweifenden männlichen Thieren, welche nach heftigen Kämpfen mit ihresgleichen um der Minne Glück betrogen, von der Herde weggejagt wurden. In zügelloser Wuth umherrennend, fallen sie jedes lebende Wesen an, das ihnen in den Weg tritt, und wehe dem Reisenden, der einem solchen Elephanten begegnet. Unter den Bewohnern des Landes trifft man viele eifrige Elephantenjäger an, die aber immer zu Zweien dieser Jagd obliegen. Sind sie unbemerkt in die Nähe eines Trupps oder einer Herde gekommen, so werfen sie sich zu Boden und kriechen nun, auf dem Bauche liegend, das oft ziemlich defekte Schiessgewehr (Feuersteinschloss) in der Hand, geräuschlos wie Schlangen von hinten auf das Thier zu. Bei demselben angekommen, richtet sich der Eine in dessen unmittelbarer Nähe geräuschlos auf und schiesst das Thier nieder, indem er die Mündung des Gewehres auf dessen Schulter gerichtet hält. Die Battas essen das Fleisch und machen von Stosszähnen Armringe, die sehr gesucht sind.

Die Elephanten halten sich übrigens selten lange in ein und derselben Gegend auf und besuchen gleich selten ein und denselben Weideplatz mehrere Male hintereinander. Zuweilen verlassen sie selbst eine Gegend für geraume Zeit, so dass sie in einem Jahre in diesem, im andern Jahre wieder in jenem Theile des Landes angetroffen werden. So trieb sich früher in der Nähe der erwähnten Hindu-Tempelruinen, ungefähr ein Jahr vor meinem Besuch eine kleine Herde herum, die später daselbst nicht wieder erblickt wurde. Man hatte übrigens auf die Thiere Jagd gemacht, mehrere davon getödtet, und als ein Memento mori lagen noch zur Zeit meines Besuches zwei colossale Schädel unfern der Ruinen, wo sie im hohen Grase bleichten.

Die Eingeborenen haben sich niemals die Mühe gegeben, das Thier zu zähmen. Dass übrigens die Art mit der auf Ceylon lebenden identisch ist, haben neuere Untersuchungen zur Genüge bewiesen.

Das Rhinoceros (R. sumatranus, Bahdak) ist in den Gebirgswäldern ziemlich häufig, wird aber wegen seiner verborgenen Lebensweise nur selten gesehen. Mir ist das Thier in freiem Zustand nie zu Gesicht gekommen, desto öfter aber bemerkte ich seine Fährte. Man trifft es noch in einer Höhe von 6000 Fuss an.

Der indische Tapir (Tapirus indicus; Tennu) kommt in den Küstenwäldern ziemlich häufig vor. Wildschweine (Sus vittatus; Babi-utan) findet man mit Ausnahme der steileren und felsigen Berggelände überall vom Seestrand an bis zum Gebirge, im Wald wie auf den Gras-

ebenen. In der Umgegend der Redoute zu Pertibi zeigten ſie ſich besonders häufig.

Die in unserem Gebiete lebenden Wiederkäuer endlich (Ruminantia) ſind Hirsche (Cervus equinus, Mindjangan und C. muntjac; Kidang), Moschusthiere (M. napu; Kantjil) und die Ziegenantilope (Antilope sumatrensis; Kambing-utan), welch letztere ſich in den einſamſten Gebirgswäldern in dunklen Felsschluchten oder an ſteilen unzugänglichen Berghängen aufhält.

Musste ich bei Aufzählung der Säugethiere in beschränkter Weise zu Werke zu gehen, so iſt mir das bei einer Betrachtung der im erwähnten Gebiete wohnenden Vögel, deren Artenzahl ja so unendlich viel grösser

Kopf des Buceros rhinoceros.

Junger Vogel nach dem Leben. (S. 108.)

iſt, noch dringender geboten. Wir werden uns desshalb in der nach folgenden Skizze nur mit denjenigen beschäftigen, die in irgend einer Art ihren Aufenthaltsort charakteriſiren, oder durch Farbenpracht oder irgend eine andere Eigenschaft die Aufmerksamkeit des Laien fesseln. Dass in den waldbedekten Provinzen das Vogelleben ſich reicher entwickelt hat, wie dies in den holzarmen und kahlen Strichen der Fall iſt, verſteht ſich von selbſt. Mit zu den am reichſten bedachten Stellen gehört die ganze Umgebung von Tōbing, die Wälder, welche den Busen von Tăpănōli umsäumen, manche Gegenden der Pādanger Oberländer, das Waldgebirge ōſtlich und die mit Busch- und Grasflächen bedeckte Ebene nördlich von Pādang. Die meiſten der angeführten Arten sah und beobachtete ich in lebendem Zuſtande; von den übrigen sah ich die Bälge.

Spizaëtus cirratus (Ruak) Pad. Tpl. Circaëtus bacha (Alang) Pad. Tpl. Pandion haliaëtus und Haliaëtus ichthyaëtus (Rādja-wali) Pad. Tpl. Skl.

Letzteren Vogel besass ich geraume Zeit hindurch lebend.

Haliaetus indus (Alanglaut) Pad. Tpl. Skl., häufig an der Seeküſte.

Falco coerulescens (Ering) Pad. P. Obl. Tbg. Nisus virgatus Tpl. Nisus soloënsis. Astur trivirgatus (Alap-alap) Pad. P. Obl. Tbg. Milous migrans Pad. Bubo orientalis (Djampuk) Pad. P. Obl. Tbg. Bubo javaensis Tbg. Scops lempeji (Pongan) Pad. P. Obl. Tbg. Scops mantis Tbg. Noctua castanops Tbg. Caprimulgus affinis (Babérek), sehr gemein in der Umgegend von Pertibi; sein Geschrei iſt demjenigen der europäischen Art zum Verwechseln ähnlich. Dendrochelidon Klecho (Laijang-laijang) Tpl. Collocalia nidifica. Tpl., Pad. Eine Kolonie dieser die essbaren Neſter producirenden Schwalben hatte die Höhle zum Niſtplatz gewählt, welche ſich am Felsenkap Batuburo, dem nördlichen Grenzpunkt der Tăpănōli-Bai, befindet. Hirundo rustica. Tpl. Eurystomus orientalis. Pad. P. Obl. Eurylaimus nasutus. Pert. Im Leben iſt die Iris des Vogels dunkel saftgrün, der Schnabel schön spahngrün mit orangegelbem Rand am Oberkiefer. Dieses Grün verändert ſich nach dem Tode in Himmel-, später in Dunkelblau und zuletzt in Graulichschwarz. Eurylaimus corydon P. Obl. Tbg. Calyptomena viridis Pad. Trogon Kondea. Pad. Tbg. Trogon reinwardti. Pad. Tbg. Trogon flagrans. Tbg. Alcedo pileata (Radja-udang) Pad. P. Obl. Tbg. Alcedo coromandeliana. Tpl. Alcedo chloris (Kèkè). Pad. Tpl. Pert. Skl. Alcedo concreta. Tpl. Alcedo euryzona. Tpl. Ceyx tridactyla. Tpl. Merops amictus. Pad. Tpl. Merops badius. Pad. Nectarinia mystacalis Pad. P. Obl. Nectarinia temminki (Sepa putri). P. Obl. Nectarinia hasselti (Djangtong). Tpl. Pad. Nectarinia hypogrammica. Pad. Nectarinia pectoralis. Pad. Tpl. Nectarinia lepida. Skl. Tpl. Pad., häufig auf den Kokospalmen, selbſt in unmittelbarer Nähe der Städte und Dörfer. Arachnothera longirostris. Tbg. Pad. P. Obl. Dicaeum cruentatum. Pad. P. Obl. Dicaeum cantillans. Tbg. Dicaeum sanguinolentum. Pad. Zosterops javanicus. Tbg. Sitta velata. Tbg. Orthotomus cucullatus. Tbg. Prinia familiaris. Pad. Tpl. Tbg. Sylvia trivirgata. Pad. Tpl. Tbg. Turdus fumidus. Tbg. Turdus interpres. Tbg. Turdus mindanensis. P. Obl. Turdus tristis. P. Obl. Turdus ochrocephalus. Pert. Turdus dispar. Pad. Tbg. Turdus melanocephalus. P. Obl. Turdus cyaniventris. Pad. Criniger gutturalis. Tbg. Phyllornis cyanopogon. Pad. Phyllornis icterocephala. Pad. Dicru-

rus picinus (Sawei). P. Obl. Irena malayensis (Brissi). Pad. Tbg. Artamus sanguinolentus. Pad. P. Obl. Oriolus hippocrepis. Pad. Pitta elegans. Tpl. Pitta venusta. P. Obl. Timalia maculata. P. Obl. Timalia thoracica. P. Obl. Timalia larvata. Tbg. Muscicapa solidaris. Tbg. Muscicapa hirundinacea. Pert. Muscicapa azurea. Tbg. Muscicapa cantatrix. Tbg. Muscicapa flammea. Pad. P. Obl. Tgb. Rhipidura longicauda. Tpl. Campephaga bicolor. Tpl. Lanius superciliosus. Tbg. Pachycephala philomela. Tbg. Garrulus histrionicus. Tbg. Dentrocita occipitalis. Tbg. Corvus validus (Gagak). Skl. Pad. P. Obl. Eulabes javanicus (Tijong). Pad. Tbg. Tpl., ist in manchen Strichen sehr gemein und einer derjenigen Vögel, welche die menschliche Stimme am täuschendsten nachahmen, also sprechen lernen. Die Früchte der Carica papaija sind sein Lieblingsfutter. Sturnopastor contra. Pert. Lamprotornis cantor. Pad. Tpl. Tbg. sehr allgemein verbreitet, lebt meistens in Flügen in den Gipfeln der Areng-Palme (Arenga sacharifera). Das Auge zeigt eine scharlachrothe Iris; Ploceus hypoxantus. Pert., einer der gemeinsten Vögel in den Graswildnissen von Padang-lawas, woselbst man sein grosses, beutelförmiges Nest häufig von den Aesten der Bäume herabhängen sieht. Amadina maja. Pad. Pert. Amadina malacca. Pad. Pert. Beide Arten in grosser Menge. Amadina oryzivora (Glādik). Dieser Vogel ist nicht ursprünglich hier zu Hause. Die Flüge, welche man gegenwärtig in der Nähe von Pādang im Freien sieht, stammen von verschiedenen, von Jāva übergebrachten Paaren ab, denen man zu Padang die Freiheit gegeben. Noch in den neuesten Schriften, z. B. in Brehm's «Thierleben» liest man, der Vogel heisse in seinem Vaterland Padda, weil er den Aufenthalt in Reisfeldern bevorzuge und der Reis in der Landessprache Padda heisse. Dass man ihn hauptsächlich in Reisfeldern antrifft ist wohl wahr, dagegen heisst aber der Reiss nicht Padda, sondern Pahdi und der Vogel ganz und gar nicht Padda, sondern Glādik. Seine eigentliche Heimat ist ausschliesslich Jāva. Amadina prasina (Tarahan.) Pad. Buceros rhinoceros (Anggangdandu), ist keineswegs selten, lebt in grossen Waldungen. Buceros bicornis (Anggang-pappan) Pad. P. Obl. Tbg. Buceros monoceros (Anggang-kiki). Tbg., ist mir nur ein einziges Mal vorgekommen. Buceros malabaricus (Anggang-Kiki). Pad. P. Obl. Pert. Buceros galeatus (Anggang gading), ziemlich selten und sehr scheu. Während meines Aufenthaltes zu Pertibi hielt ich einige Zeit lang einen jungen Vogel des B. rhinoceros in Gefangenschaft. Der in jeder Hinsicht von dem des alten Vogels abweichende Schnabel ist zellig, blass

grünlichgelb, nach der Spitze zu mit einem schwarzen Flecken, an welchen ſich auf dem oberen Schnabel rückwärts ein blass-röthlichbrauner anschliesst. Iris blass-grünlichgelb; nackte Augen und Halshaut ſteinroth; an den Seiten des Kopfes ein braunrother Flecken. Der Vogel war sehr zahm und frass beinahe Alles, was nur geniessbar war, wobei er das Futter mit der Schnabelspitze ergriff, in die Höhe warf und mit geöffnetem Schnabel wieder auffing. Buceros malayanus. Tbg. Tpl. Buceros galeritus. (Anggang-kikirimbu) Tbg. Tpl. Buceros corrugatus. (Anggang-kunjit). Pad. P. Obl. Buceros plicatus (Anggang-djulang). Pad. P. Obl., letzterer auch von mir zuerst als Bewohner von Sumatra conſtatirt. Psittacula incerta. Tbg., nicht selten in kleinen Flügen in der Nähe von Tobing, wo ſie in den Maispflanzungen viel Schaden anrichteten. Loriculus galgulus (Serindit). Pad. P. Obl. Tpl., ein niedliches Vögelchen, welches oft im Käfig gehalten wird. Zum Schlafen hängt es ſich mit den Füssen auf, den Kopf nach unten gekehrt. Bucco versicolor. Tpl. Bucco chrysopogon. Pad. Tpl. Tbg. Bucco mystacophanes. Tbg. Bucco oorti. Tbg. Bucco gularis. Pad. Die indischen Bartvögel zeichnen ſich durch ihre eigenthümliche Stimme aus, welche ſie, im Gipfel der höchſten Bäume, auf einem wo möglich dürren Zweige ſitzend, in ein und demselben Ton oft Minuten lang hintereinander hören lassen. Sie lautet wie tuk-tuk-tuk. Picus rubiginosus (Balātik). Tbg. Picus validus. Tbg. Picus miniatus. Tbg. Picus leucogaster. Tbg. Picus rafflessi. Tpl. Tbg. Picus badius. Tpl. Tbg. Centropus philippensis (Bubut). Pert. Pad. Skl. Eudynamys orientalis. Pad. Tbg. Treron capellei (Rau). Pert. Treron oxyura. Pad. Oberld. Treron olax. (Pompak). Pd. Oberld. Treron griseicauda (Pergam). Pert. Treron nasica. Benkulen. Treron vernans. (Djodjie). Tbg. Pert. Carpophaga aenea. Pad. Tbg. Carpophaga badia. Tbg. Carpophaga littoralis (Dara-laut). Tpl. Carapophaga grisea. Tpl. Macrophygia ruficeps (Marapati). Pad. Pert. Turtur bitorquatus (Kukur). Tbg. Turtur tigrinus (Balam). Skl. Pert. Chalcophaps indica (Punej-tanah). Pert. Caloenas nicobarica (Dunej). Tpl. Euplocamus ignitus. P. Obl. Gallus bankiva (Ajam utan). P. Obl. Perdix ocelatus. Pad. Coturnix excalfactorica, sehr häufig auf den Grasflächen in der Umgegend von Pertibi. Cryptonix coronatus (Rulul). Pert. Diesen Vogel besass ich mehrere Male lebend. Turnix pugnax. Pert. Argus giganteus (Kuau). Pad. P. Obl. Der herrliche Vogel wurde mir während meines Aufenthaltes zu Padang von den Eingeborenen öfters lebend gebracht; ich kaufte das Stück zum Preis von 1 Fl. Am lebenden Thier ſind

die nackten Halsſtellen aschblau, die Beine scharlachroth. Glareola orientalis. (Tpl. Skl.) Ardea typhon (Bango-besaar), iſt mir nur ein einziges Mal im Innern des Tapanoli-Busens zu Geſicht gekommen. Ardea garzetta. Tpl. Auch dieser Vogel iſt in unserm Gebiet selten. Ardea javanica, häufig in den Rhicophoren des südlichen Theils vom Tapanoli-Busen. Ardea purpurea (Kundur). Pad. Ciconia capillata (Bango Kambing), erhielt ich öfters lebend. Limosa cinerea, Tpl. Skl. Totanus calidris. Tpl. Pad. Skl. Totanus glottis. Tpl Pad. Skl. Tringa pusilla. Tpl. Pad. Skl. Tringa subarquata Tpl. Pad. Skl. Tringa calidris. Pad. Skl. Rhynchaea orientalis. (Kandidi). Pad. Tpl. Skl. Ballina fasciata (Tjeruling.) Pad. Tpl. Skl. Gallinula phoenicura (Ajam-an). Pad. Dendrocygna arcuata. (Beliebis) Tpl. Skl. Sterna media. Pad. Tpl. Skl. Sterna javanica. Pad. Tpl. Skl.

II. ABTHEILUNG.

DIE INSELKETTE

WESTLICH VON SUMATRA.

Geographische Uebersicht.

Zwölf bis zwanzig geographische Meilen von Sumatras Weſtküſte entfernt erheben ſich in gleicher Richtung damit — also von Nordweſt nach Südoſt — die Kämme eines submarinen Gebirgszugs über die Meeresfläche, welche eine lange, schmale Kette von grossen und kleinen Inseln bilden. Hier vereinzelt, dort zu Gruppen vereinigt, ſind dieselben namentlich für den Anthropologen von höchſtem Interesse wegen ihrer Bewohner, deren Sitten und Gebräuche ebenso unter ſich verschieden ſind, wie dieselben von denjenigen der Bewohner von Sumatra selbſt abweichen. Die Kette liegt über eine Fläche zerſtreut, die ſich von 2° 50′ N. B. bis 5° 35′ S. B. und von 95° 40′ bis 102° 25′ O. L. von Greenwich ausſtreckt; ihre Länge beträgt demnach 8° 25′ oder 126 geographische Meilen. Von Nord nach Süd zerfällt ſie in die nachfolgenden scharf begrenzten Inseln und Gruppen: Hog-Insel. Gruppe der Banjak-Inseln. Nias. Gruppe der Batu-Inseln. Gruppe der Mentawej-Inseln. Trieſt-Insel und Engano.

Mit Ausnahme der Batu-Gruppe und der höchſt unbedeutenden Trieſt-Insel habe ich alle besucht und längere oder kürzere Zeit daselbſt verweilt. Wir werden ſie in der gegebenen Reihenfolge kennen lernen und beginnen demnach mit der nördlichſten Insel.

A. Hog-Insel oder Simalu.

(13.—26. September 1855.)

Am 11. September 1855 hatte ich mich am Bord des Ladeboots No. 11 zu Gunung-Sitoli eingeschifft, um nach Ablauf meiner Commissionsreise auf Nias nach Padang zurückzukehren. Widrige Winde und heftiger Sturm aus Südweſt führten uns soweit in nordweſtlicher Richtung aus dem Cours, dass wir uns am Abend des 12. unter Udjung (Kap) Tapak, der Südspitze von Simalu befanden. Da nun das Schiff beim letzten Sturm erheblich Schaden gelitten hatte und ausserdem das Wetter nicht günſtiger zu werden versprach, gab mir der Commandant, ein Javane, den Wunsch zu erkennen, vor dem Dorfe Tapak ankern und den Schaden repariren zu wollen. Natürlich war ich sehr damit einverſtanden; lernte ich ja dadurch eine Insel kennen, welche mir noch fremd war. Gerade ein Jahr zuvor war ſie durch den damaligen Reſidenten von Tapanoli besucht worden, und ſicher iſt er der erſte Europäer gewesen, dessen Fuss die Insel betrat. — Am Tage, nach welchem der Anker gefallen war, begab ich mich in das Dorf, um dem Häupling Radja-Sikajorun einen Besuch zu machen. Ich traf ihn mit den Vorbereitungen zu einer Reise nach Atjeh beschäftigt, welche er in einigen Tagen antreten wollte. Sehr zuvorkommend von ihm aufgenommen, würde ich gerne von seinem Anerbieten Gebrauch gemacht haben, eine ihm zugehörige Wohnung im Dorfe zu beziehen, wenn dieselbe nur etwas weniger baufällig gewesen wäre. Ausserdem lag auch das Ladeboot nur wenige Schritte weit vom Strande entfernt, so dass das Landen und Zurückfahren bequem und ohne Zeitverluſt von Statten gehen konnte. Nachdem ich mich in dem Dorfe näher umgesehen, miethete ich für den 15. ein kleines Fahrzeug mit Bedienungsmannschaft, womit ich das an der Weſtseite liegende Dorf Simalu zu besuchen beabſichtigte, und kehrte ich Nachmittags an Bord zurück.

Tapak liegt weit von der Südspitze entfernt an einer kleinen durch Korallenriffe geschützten Bucht in einer grossen, abwechselnd mit Wald und Grasfeldern bedeckten Fläche, von welch' Letzterer ein grosser Theil in Reisfelder umgeschaffen iſt. Ein Flüsschen mündet in der Nähe des Dorfes in Meer. Die Wohnungen, aus leichten Materialien ganz nach malayscher Weise gebaut, ſtehen zum Theil am

Ufer des Meeres, zum Theil in den Reisfeldern und Buschgärten zerſtreut. Höchſt verwundert war ich über die Menge von Büffeln, welche ich als Hausthiere der Bewohner sah. Man gebraucht ſie hauptsächlich zum Bebauen der ausgebreiteten Reisfelder.

Während eifrig an der Wiederherſtellung des Laadeboots gearbeitet wurde, begab ich mich am 15. über See nach dem Dorfe Simalu an der Südküſte der Insel, woselbſt ich nach einer langweiligen Ueberfahrt am Morgen des folgenden Tages eintraf. Es liegt in einer kleinen, wohlkultivirten Ebene, die ein niedriger, mit Wald bedeckter Hügelzug umringt, hat einen guten Ankerplatz und beſteht aus zwei getrennten Häusergruppen, wovon jede ihren Vorſteher hat. Von hier aus laufen Fusspfade nach Tapak und nach den Dörfern Siguli an der Nord- und Lakuan an der Südweſtseite der Insel.

Da ich die mir karg zugemessene Zeit soviel als möglich ausnutzen wollte, fasste ich den Entschluss, quer über die Insel nach Siguli zu gehen und von da aus über See nach Tapak zurückzukehren.

Von einem Diener und ein paar Eingeborenen, welche mein Gepäck trugen, begleitet, machte ich mich in Gesellschaft des zufällig im Dorfe anwesenden Radja-Maidan von Siguli in der Frühe des 17. auf den in nordweſtlicher Richtung über die Fläche führenden Weg. Am Fuss der Hügelkette läuft derselbe über mehr und mehr anſteigendes Terrain durch hohen Wald und von da in nördlicher Richtung bis zum höchſten Punkt weiter. Ich schätze denselben auf 600' Meereshöhe; die Entfernung von der Küſte mag 2 geographische Meilen betragen. Der bis hier ziemlich gute Pfad wurde nun bis zum Fuss der Bergkette abscheulich. So jäh führte er an dem abschüssigen Bergabhang hinunter, dass ich öfters mich mit beiden Händen an Baumwurzeln und Zweigen feſthalten musste, um nicht auszugleiten, und aus vollem Herzen dankte ich dem Schöpfer, als wir Alle wohlbehalten unten angekommen waren, wozu wir über eine Stunde gebraucht hatten. Nachdem wir einige Zeit der Ruhe gepflegt, gingen wir in nordweſtlicher Richtung über Gras- und Culturland weiter und kamen kurz vor Sonnenuntergang ziemlich erschöpft zu Siguli an. Dieses Dorf liegt ungefähr eine Meile von der Küſte entfernt, in einer zwischen zwei Hügelreihen eingeschlossenen Ebene in der Nähe eines Flüsschens. Die Häuser hier ſtehen noch weiter von einander entfernt, wie zu Tapak und gefallen durch ihr reinliches Aussehen. Auch das Land macht mit dem lieblichen Grün seiner

Reisfelder und Grasfluren, worauf Hunderte von Büffeln grasen, einen lieblichen Eindruck.

Von einer leichten Unpässlichkeit befallen, blieb ich bis zum 22. im Dorfe unter dem gaſtlichen Dach des braven Radja und kehrte am 23. über See nach Tapak zurück, wo ich am Abend des 24. anlangte und Alles zur Weiterreise in Bereitschaft fand. Dieselbe verzögerte ſich noch bis zum 26., an welchem Tage wir früh Morgens nach Siboga unter Segel gingen.

Werfen wir nun einen Blick auf die Insel und ihre Bewohner!

Unter ihrem ursprünglichen Namen Simalu findet ſich die Insel auf keiner unserer Karten verzeichnet, wohl aber unter der ihr von englischen Seefahrern beigelegten Benennung Hog-Island (Schweine-Insel), was manche Kartographen ganz irrthümlicher Weise in »hohe Insel« übersetzt haben. Wir geben dem Namen Simalu den Vorzug. Die Insel liegt zwischen 2^0 21′ und 2^0 58′ N. B. und 95^0 47′ und 96^0 29′ O. L. von Greenwich, ungefähr $15^1/_2$ geographische Meilen von Sumatras Weſtküſte entfernt, hat in ihrer von Nordweſt nach Südoſt laufenden Hauptaxe eine Länge von etwas über 12 geographischen Meilen, während die grösste Breite 3, die geringſte kaum 1 geographische Meile beträgt. Ihre Oberfläche kann auf 85 geographische Meilen geschätzt werden. Bei weitem der grösste Theil iſt Hügelland, dessen erhabenſter Punkt kaum eine Meereshöhe von 1000′ erreicht. Nur der südliche Theil beſteht aus einer grossen, ſtellenweise sumpfigen Ebene, aber auch an andern Orten ziehen kleine Flächen hin und wieder ſich vom Strande aus landeinwärts. Dieselben werden von kleinen Flüssen durchſtrömt, welche nur auf kurze Strecken mit Prauen zu befahren ſind. Der bedeutendſte davon iſt der Lembang, welcher an der Weſtküſte mündet. Eine Reihe kleiner sämmtlich unbedeutender Inseln liegt vor der Nordküſte. Der zum grössten Theil mit Wald bedeckte Boden iſt sehr fruchtbar und könnte das Hundertfache der gegenwärtigen Bevölkerung ernähren. Schädliche Thiere giebt es, wie Radja Maidan mir verſicherte, keine; dagegen werden grosse Fledermäuse (Pteropus) und Wildschweine, letztere in übergrosser Menge, gefunden. Auch das indische Schuppenthier (Manis javanica) kommt ziemlich häufig vor und wird gerne von den Bewohnern gegessen.

Auf meiner Fussreise durch die Insel und während meines Aufenthaltes zu Tapak beobachtete ich von Vogelarten: Haliastur ponticerianus, einen Oriolus, mehrere Schwalben, Nectarinia eximia und lepida, Buceros malabaricus, einen Centropus, Carpophaga

littoralis und perspicillata, Treron vernans, einige Reiher und verschiedene Strand- und Sumpfläufer. Bedeutend ist der Reichthum an Seethieren, welche rundum in den die Insel umgebenden Gewässern, namentlich auf den an der Südküste häufig vorhandenen Korallenriffen vorkommen. Hier hat sich das submarine Thierleben in einer reichen Farbenpracht und in hunderterlei Weisen abwechselnder Formen entwickelt.

Ursprüngliche Bewohner hat Simalu wahrscheinlich keine gehabt; die jetzigen stammen aus den Padanger Oberländern von Emigranten ab, welche vor vielleicht 7 Generationen, also in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts hier unter Führung eines ihrer Radjas, einwanderten, der, nachdem er Schwiegersohn des Sultans von Atjeh geworden war, Simalu von demselben zum Geschenk erhielt. Sitten, Gebräuche, Kleidertracht und Sprache sind auch beinahe ganz dieselben, wie in den malaischen Ländern, und nur in der Sprache haben sich durch den häufigen Verkehr mit Atjeh gar manche atjesche Wörter und Ausdrücke eingeschlichen.

Die verschiedenen Dörfer bilden kleine, von einander unabhängige Staaten und standen noch bis vor Kurzem unter Suprematie des Sultans von Atjeh, haben sich jedoch gegenwärtig unter den Schutz der holländischen Regierung begeben. Demnach ist die Insel gegenwärtig der westlichste Punkt unserer Besitzungen im ostindischen Archipel; der östlichste, welchen ich zufälligerweise gleichfalls besucht habe, liegt in grader Linie $46^1/_2{}^0$ oder beinahe 700 geographische Meilen = ungefähr 2800 englische Meilen von Simalu entfernt. Es ist dies die Humboldt-Bay auf der Westküste von Neu-Guinea.

Die Zahl dieser Miniaturstaaten beträgt fünf. Davon liegt Sigulie mit 500 und Lamaweh mit 350 malaischen Bewohnern an der Nordküste, Tapak mit 4000 malaischen und 150 atjeschen Bewohnern an der Westküste. Die kleine Zahl der letzteren, von denen nur ein Bruchtheil sesshaft ist, ist das eine Jahr höher, das andere niedriger. Demnach stellt sich die Bevölkerungsziffer auf 8000 Köpfe.

Landbau ist die Hauptbeschäftigung der Einwohner, und zwar ist es hauptsächlich Reis, welcher in Sawahs und Ladangs gewonnen wird. Ausserdem werden noch Mais, Zuckerrohr und Erdfrüchte angepflanzt. Nicht minder eifrig betreibt man Viehzucht, wie dies schon die vielen Büffelherden beweisen, die man überall erblickt. — Handel wird ausschliesslich nach Atjeh betrieben, und zwar hauptsächlich in Damar (Baumharz), Getta und Rottang. Als einzige Münzsorte kennt man spanische Thaler, doch ist deren im Umlauf befind-

liche Anzahl gering, wesshalb die meiſten Ein- und Verkäufe auf dem Wege des Tauschhandels vor ſich gehen. Im Wohlſtand war die Bevölkerung in den letzten Jahren einigermassen durch eine Seuche zurückgegangen, welche kurz vor meiner Ankunft den Viehſtand nicht unbeträchtlich decimirt hatte.

B. Die Banjak-Inseln.

(12. Juli bis 25. Auguſt 1853.)

Wie schon oben bemerkt wurde, beschloss ich, die Untersuchung der Banjak-Inseln von Singkel aus zu bewerkſtelligen, zu welcher Provinz die Gruppe in adminiſtrativer Hinſicht gehört. Zu diesem Zwecke miethete ich ein kleines inländisches Fahrzeug, ging am 12. Juli unter Segel, bekam aber erſt am 16. die öſtlichſt liegenden Inseln der Gruppe zu Geſicht. Um Mittag von einem heftigen Sturm überfallen, wurden wir gezwungen, in dem von den beiden Rangit-Inseln gebildeten Bassin Schutz zu suchen, wo wir bis zum 19. blieben. Am 20. segelten wir weiter nach Gross-Banjak, ankerten am Abend zu Labuan-tambego am Nordoſtende der Insel, wo wir auch den folgenden Tag liegen blieben, setzten den 22. die Reise bis Pulu-Tabala fort und ankerten den 23. in der Tuanku-Bay vor dem gleichnamigen Dorfe. Bis zum 28. beschäftigte ich mich mit Untersuchung der Insel; am Abend desselben Tages setzte ich die Reise fort, fuhr der Südweſtküſte der Insel entlang und hatte schon Udjung-Lulu, die Südspitze der Insel passirt, als bei dem kleinen Eiland Sirong-gantong solch ein heftiger Sturm losbrach, dass das Schifflein gewendet und mit dem Wind im Rücken vor dem Sturme fliehen musste. Glücklich, dass die kleine Insel Sarambau in unserer Route lag, wo wir mit Sonnenuntergang anlangten; andernfalls hätten wir bis zur Insel Nias flüchten müssen. Wegen conträren Windes mussten wir hier bis zum 4. Auguſt liegen bleiben und segelten den 5. nach Gross-Banjak zurück, indem wir uns so nahe wie nur möglich längs der Küſte hielten. Am 7. ankerten wir in der Tambego-Bay und am folgenden Tage auf unserm früheren Ankerplatz vor dem Dorfe Tuanku. Vom 11. bis 21. besuchte ich die Inseln Simo, Lamun, Mata-Hari, Arungan und Meila. Nachdem ich auch noch Pabessi,

Balambak, Rangit, Melela, Tebbu-tebbu, Balle und Udjung-batu besucht, traten wir den 23. die Rückreise nach Singkel an und liefen den 25. auf der dortigen Rhede ein.

Ausser einer Karte, welcher die vorzügliche Arbeit des niederländischen Marinelieutenants erſter Klasse van Maurik zu Grunde liegt, beſtanden die Ergebniss meiner Reise in Nachfolgendem:

Die Banjak-Inseln (vom malaischen Worte banjak, was «viel» bezeichnet) liegen 5 geographische Meilen weſtwärts vom Singkel-Delta zwischen 1° 30′ und 2° 25′ N. B. und 26° 40′ und 27° 30′ O. L. von Greenwich, ſind von Nias gleichfalls 5 und von Simalu 11 geographiſche Meilen und haben einen Flächenraum von ungefähr 105 englischen Quadratmeilen. Die Gruppe beſteht aus den nachfolgenden Eiländern, nach ihrer respectiven Grösse geordnet:

1. Pulu-Tuanku.
2. „ Bangkaru.
3. „ Udjung-batu.
4. „ Arungan.
5. „ Balambak-gadang.
6. „ Pandjang.
7. „ Bagu.
8. „ Sikandang.
9. „ Tebbu-tebbu.
10. „ Timbarat.
11. „ Mata-hari.
12. „ Sarambau.
13. „ Lamun.
14. „ Panghulu.
15. „ Balambak-kitjil.
16. „ Siemoh.
17. „ Bahlong.
18. „ Rangit-gadang.
19. „ Bable.
20. „ Laraga.
21. „ Assap.
22. „ Samut.
23. „ Sorongalu.
24. „ Laïrat.
25. „ Pinang.
26. Pulu-Sirong-gantong.
27. „ Lania.
28. „ Pabessi.
29. „ Tailana.
30. „ Tabalatï.
31. „ Tabala.
32. „ Rangit-kitjil.
33. „ Sagu-Sagub.
34. „ Lawodu.
35. „ Busuk.
36. „ Biawak.
37. „ Kassik.
38. Gossong-Suwang-Suwang.
39. „ Samiedin.
40. Pulu-Mandan-Katti.
41. Gossong-Sijanjei.
42. Pulu-Mariaba
43. „ Raga-raga.
44. „ Meijla.
45. „ Pandjang.
46. Gossong-Passir.
47. „ Kataping.
48. Pulu-Batu.
49. „ Ula-ula.
50. Gossong-Sitongka und
51. Pulu-Melela.

Davon hat Pulu-Tuanku einen Flächeninhalt von 57, Bangkaru von $24^1/_2$ und Balambak-gadang von 12 englischen Quadratmeilen. Die Grösse der übrigen schwankt zwischen 4 und $^1/_2$ Meile. Ausser den genannten giebt es noch ungefähr 30 Klippen und Riffe, meiſt alle unter der Küſte der Hauptinsel liegend, welche keine Namen tragen. Von der See aus gesehen, zeigt ſich ein Theil der Gruppe als ziemlich hohes Land, besonders Pulu-Tuanku wird von verschiedenen Hügelreihen durchzogen, die meiſt sanft anſteigen und nur an wenigen Stellen ſteil zum Meere abfallen, wie z. B. Kap Batu-lanting, Naré und Tambego. Die grösste Erhebung erreicht der 400' hohe Gunung Trusa oder Tuanku-Berg an der Nordküſte von Gross-Banjak. Er iſt bei hellem Wetter von Sumātras Küſte aus als ein ſtumpfer Kegel am weſtlichen Horizont zu sehen. Seiner Masse nach scheint er aus Sandſtein, Dolomit und Kalk zu beſtehen; in letzterem kommen vielfältig Petrefacten vor. Vom Fuss bis zum bis zum Gipfel iſt er mit Wald bedeckt. Er wurde noch niemals erſtiegen; beſteht ja bei den Eingeborenen die Sage, ein böser Dämon läge da oben begraben und tödte Jeden, der es wagen würde, den Berg zu beſteigen.

Als zweithöchſter Gipfel folgt der ohngefähr 250' hohe Batulanting, der gänzlich isolirt aus der Fläche des nordweſtlicheu Theils der Insel ziemlich ſteil emporragt und an der Nordseite senkrecht ins Meer abfällt. Pflanzenbekleidung und Beſtandtheile ſind ganz wie bei dem Gunung-Trusa: Letztere lassen ſich an dem kahlen Felsenabſturz der Nordseite sehr deutlich erkennen. Der Berg wird zuweilen von den Bewohnern erſtiegen. Der Name iſt zusammengeſtellt aus den Wörtern Batu, Stein und lanting, schleudern, weil zufolge einer Ueberlieferung hier in früheren Zeiten einmal ein Seegefecht zwischen Banjakers und Atjeërs ſtattgefunden haben soll, wobei Erſtgenannte ſich so kräftig mit Steinschleudern vertheidigten, das Letztere zurückwichen.

Die dritte und letzte Kuppe von einiger Bedeutung iſt der Gunung-Tambego der Weſtküſte, ein zuckerhutförmiger Berg. Er fällt ſteil ins Meer ab und hat eine Höhe von ohngefähr 200 Fuss.

Auf Bangkaru findet man nur an einzelnen Punkten der Küſte kleine Ebenen, alles Uebrige iſt Hochland, das in seiner höchſten, keinen Namen führenden Spitze eine Höhe von 300' erreichen mag. Wegen Steilheit der Ufer findet man nur wenige Plätze, wo eine Ladung möglich iſt. Die Insel iſt unbewohnt und wird nur selten von den Eingeborenen betreten, weil der Glaube verbreitet iſt, ſie sei der Aufenthaltsort böser Geiſter (Djin).

Von den übrigen Inseln ist nur noch Udjung-batu, Balle Balambak und Tabala zum Theil ganz, zum Theil partiell als niedrigeres Hügelland zu betrachten. Das Innere der grossen Insel besteht nach Aussage der Eingeborenen aus einer sumpfigen, jeder Cultur unfähigen Niederung, welche mit Rhizophoren bewachsen ist, und worin noch an vielen Stellen abgestorbene Korallen- und Sandbänke angetroffen werden. Beide Umstände liefern den Beweis, dass noch in späterer Zeit das Meerwasser an gewissen Punkten durchgedrungen ist und der Gruppe desshalb kein sehr hohes Alter zuerkannt werden kann.

Die Vorgebirge der ein Dreieck bildenden Tuanku-Insel, dessen eine Spitze nordwärts gerichtet ist, führen den Namen von Udjung-Selinga (Westspitze), Udjung-Lulu (Südspitze) und Udjung-Siale (Ostspitze).

Wegen der heftigen Strömungen und häufig vorkommenden Sandbänke und Korallenriffe ist das Fahrwasser zwischen den Inseln höchst ungünstig und gefährlich für die Beschiffung, selbst durch kleine inländische Fahrzeuge wie das meinige. Am häufigsten findet man diese Hemmnisse zwischen Pulu-Tuanku und den kleinen im Norden liegenden Inseln und rund um Balambak, wo der Meeresboden strichweise aus Korallen und Sandbänken besteht, die öfters so nahe an der Oberfläche des Wassers liegen, dass man selbst bei Fluth genöthigt ist, die Prauen zu verlassen und fortzuschieben. Hierdurch hat man denn auch das fremdartige Schauspiel, Menschen mitten im Meere vom Lande weit entfernt stehen und hin- und herlaufen zu sehen. Da diese Untiefen nach Aussage der Einwohner mehr und mehr überhand nehmen, so lässt sich daraus auf eine fortdauernde Hebung der Gruppe schliessen, die sich dann vielleicht in nicht sehr entfernter Zeit zu einer einzigen grösseren Insel umgestalten würde. Auf allen diesen Riffen steht heftige Brandung, namentlich längs der Südwestküste von Pulu-Tuanku und rund um Bangkaru und Sarambau, sowie an der Nordspitze Udjung-batu. Weitaus am stärksten jedoch brechen sich die Wogen an dem steilen Felsabsturz des Batu-lanting, wo sie, durch nördlichen Wind gegen die von ihrem unaufhörlichen Anprall vielfach zerklüftete Steinwand mit entsetzlicher Gewalt angetrieben, nicht selten eine Kammhöhe von 50 Fuss erreichen und die ganze Umgebung mit donnerndem Getöse erfüllen.

Flüsschen werden nur auf beiden grösseren Inseln angetroffen, sind jedoch von keiner Bedeutung. Von diesen ist der Talalo der grösste; er mündet in die Tuanku-Bay, ist ohngefähr 10 Ellen breit und hat eine zwischen 3 und 6 Fuss schwankenden Tiefe.

Ankerplätze für grössere Fahrzeuge findet man nur an der Nordküſte der Tuanku-Insel und an der Südweſtküſte von Udjung-batu; solche für kleinere Fahrzeuge giebt es dafür viele.

Da die Dörfer ohne Ausnahme am Strande liegen und die Communikation am leichteſten zu Wasser geschehen kann, so hat man, weil ausserdem die Felder und Gärten ebenfalls am Ufer liegen, das Anlegen von Wegen oder Fusspfaden für überflüssig erachtet.

Die Witterungsverhältnisse ſind dieselben wie auf der Küſte von Sumātra. Besonders heftig ſind die im Weſtmousson herrschenden Stürme, welche meiſt aus Nordweſt wehen, jedoch selten Ungewitter mit ſich führen. Während der Morgenſtunden iſt dann der Himmel gewöhnlich rein und liesse auf einen heiteren Tag schliessen; doch bald erscheinen hier und dort kleine Cumuli, welche ſich gegen Mittag um den Scheitel des Gunung-Trusa zusammenballen, ſich langsam als Cumulostratus senken, mehr und mehr ſich ausbreiten und endlich als Stratus ſich in einen ſtarken, meiſt von heftigem Nordweſtwind begleiteten Regen auflösen. — Die Temperatur iſt auf den Inseln etwas niedriger wie auf der gegenüberliegenden Küſte. Die Ursache hiervon iſt die geringe Ausdehnung des Landes und der regelmässig wehende Seewind.

Die geringe Ausbreitung der Inseln bedingt auch die unerhebliche Zahl der anwesenden Landthiere. Die beobachteten Säugethiere und Vögel ſind in der fauniſtischen Ueberſicht am Schluss dieser Abtheilung verzeichnet. Von Amphibien werden Krokodile, Leguane und Schlangen nicht selten angetroffen. Seethiere ſind dagegen in ungeheurer Menge vorhanden, worunter namentlich prächtige Conchylien.

Ebenso wie Hog-Island war auch die Gruppe früher unbewohnt und wurde erſt in späteren Zeiten von Nias und der Küſte von Sumātra aus bevölkert. Gegenwärtig ſind die Bewohner scharf geschieden in eigentliche Banjakers und Atjeërs. Erſtgenannte wohnen auf den Inseln Tuanku, Lamun, Siemoh, Tailana, Arungan, Larago, Mata-hari, Sikandang, Bahlong, Pandjang, Laürat und Busuk. In Sitten, Gewohnheiten und Kleidung unterscheiden ſie ſich nicht von den malaischen Bewohnern Sumātras, doch ſind ſie indolenter und unwissender wie diese. Die Religion iſt allerdings die muhamedanische, jedoch dermassen mit Niasser Aberglauben gemischt, dass der Prophet wohl schwerlich darin seine Lehren wiedererkennen würde.

Die Dörfer ſtehen unter Häuptlingen, welche den Titel Datu führen. Dieselben geniessen kein besonderes Ansehen, ebenso wie der einzige hier anwesende Prieſter (Imam). Oberhaupt des Ganzen

iſt ein Tuanku, der auf Gross-Banjak im Dorfe Tuanku reſidirt. Zu meiner Zeit war ein ziemlich bejahrter, sehr gutherziger Mann am Ruder, mit dem ich auf sehr freundschaftlichem Fusse verkehrte. Er gab ſich für einen Nachkommen der Fürſten von Menangkabau aus. Kurz nach meiner Ankunft hatte ich ihm einige Ellen Sammt zum Geschenk gegeben, um ſich eine Staatsjacke davon machen zu lassen, womit ich einen seiner Lieblingswünsche erfüllte. Um mir nun zu zeigen, dass mein Geschenk auch zum genannten Zweck verwandt worden war, sah ich den Alten einige Tage später auf meine Wohnung zukommen, die fertige Jacke auf dem blosen Leib, jedoch mit der Sammtfläche nach Innen gekehrt. In meine Nähe gekommen, blieb er ſtehen, zog die Jacke aus, kehrte ſie um und zog ſie nun mit der richtigen nach Aussen an. Mit Verwunderung sah ich diesem Gebahren zu und nachdem wir uns begrüsst hatten, erhielt ich auf meine Frage nach dem Grund desselben zur Antwort, der Sammt würde auf diese Weise mehr geschont und verlöre so weniger an Farbe.

Hauptbeschäftigung der Einwohner iſt Fischerei und Landbau. Reis, Erdfrüchte, Zuckerrohr und Bananen werden vorzugsweise gepflanzt; jedoch geschieht dies aus angeborener Faulheit in so ungenügender Weise, dass das Produkt nicht einmal zum eigenen Gebrauch hinreicht, wodurch zuweilen Mangel an Nahrung entſteht. Tritt eine solche Kalamität ein, so begnügt man ſich mit Inah-laut, die 1—2 Fuss lange mit einer dornigen Haut überzogene Wurzel einer am Strande wachsenden Aroideë, welche geschält und über Feuer geröſtet wohl essbar iſt, aber einen unangenehmen bittern Geschmack beſitzt. — Zum Fischfang bedient man ſich kleiner Wurf- und Schöpfnetze, sowie 8—10 Fuss langer Spiesse mit loser eiserner Spitze, in deren Behandlung die Männer sehr geübt ſind.

Ausser den genannten Pflanzen liefert auch die Sagopalme (Metroxylon sagus) einen nicht unbeträchtlichen Theil der Nahrung. Man erzeugt den Sago auf folgende Art: Erſt wenn der Baum aus seiner Spitze die Blüthenkolben getrieben und seine grossen Blätter abgeworfen hat, beſitzt das den Sago bildende Mark den nöthigen Grad der Reife, und kann der Baum gefällt werden; bis dahin ſind aber viele Jahre nöthig. Das Aussehen, welches die Pflanze nun zeigt, iſt dasjenige eines colossalen Kandelabers. Der gefällte Stamm wird in Stücke von 4—5 Fuss Länge und jedes dieser Stücke in vier Theile gespalten. Die Stücke werden nun von der Rinde befreit, einige Tage lang an einem schattigen Ort zum Ausdünſten und Trocknen niedergelegt und das Mark hierauf zu einem grobfaserigen Mehl geraspelt.

Dasselbe legt man auf ein Stück grobes Baumwollzeug, welches über einen hölzernen Trog gespannt iſt; nachdem man Wasser darauf gegossen, wird die Masse ſtark geknetet. Von den mehligen Theilen, womit das Wasser auf diese Weise gesättigt wird, erhält es eine weisse Farbe und tröpfelt durch das Tuch in den darunter befindlichen Trog. Das Kneten wird unter fortwährendem Zuguss von Wasser so lange fortgesetzt, bis letzteres keine Farbe mehr annimmt, und also nur noch Holzfasern auf dem Tuche zurückbleiben. Iſt der Vorrath verarbeitet, so bleibt der Trog ruhig ſtehen, bis das darin enthaltene Wasser wieder hell geworden, das aufgelöſte Mehl ſich also auf dem Boden des Troges niedergesetzt hat. Das Wasser wird nun vorſichtig abgegossen und der Niederschlag an der Luft getrocknet, womit die Bereitung des rohen Sagos beendet iſt.

Ausser der Sagoerzeugung beschäftigt die Producirung von Zucker, Salz und Kalk hin und wieder einige Personen. Der Zucker wird aus dem eingekochten Saft des Zuckerohrs gewonnen, das Salz ſiedet man aus Seewasser, und den Kalk bekommt man aus gebrannten Muscheln und Korallen.

Die Häuser ſind durchgends in elendem Zuſtande und liefern gerade dadurch den ſtärkſten Beweis für die Faulheit der Bewohner. Wohl ſieht man hier und da ein grösseres, auf malaische Weise gebautes Haus, aber es iſt darum nicht weniger baufällig; die meiſten Wohnungen ſind klein, aus Bambusrohr, Palmblättern und Blattſtielen hergeſtellt und gewähren nur nothdürftig Schutz gegen Wind und Wetter. Alle ſtehen am Meeresufer, manche selbſt auf Sandbänken im Meere, zuweilen mehr als 1000 Ellen weit vom Land entfernt. Zur Seite der Häuser ſieht man häufig reife Kokosnüsse zu 6 bis 8 Fuss hohen Säulen aufgeſtapelt.

Die Sprache der Banjakers iſt ein eigenthümliches Idiom, welches im Lauf der Zeit enſtanden iſt. Ausser ihm wird auch niaſisch, atjesch und malaisch gesprochen, letzteres jedoch, nur von wenigen Personen. (Siehe das Wörterverzeichniss.) Im Ganzen genommen iſt die Zahl der Einwohner eine sehr geringe. Davon hat ſich die grösste Anzahl im Tuanku-Busen niedergelassen, und zwar in den Kampongs Tuanku (5 Häuser mit 23 Köpfen), Talalu (15 Häuser mit 86 Köpfen), Sirohi (9 Häuser mit 67 Köpfen), Raütan (4 Häuser mit 19 Köpfen), Ladang-Tuanku (7 Häusser mit 19 Köpfen), Ladang-Panghulu (6 Häuser mit 17 Köpfen), Ladang-Assaluan (6 Häuser mit 20 Köpfen), was eine Summe von 32 Häusern und 251 Köpfen ausmacht. Ausserdem waren zur Zeit meiner Anwesenheit noch folgende Inseln

bewohnt: Siehmoh, Lamun, Tailana, Laraga, Arungan, Matahari, Bahlong, Sikandang, Maijla, Laürat, Balambak-gadang, Rangit-gadang Rangit-kitjil, Pandjang, Balle, Bagu und Udjung-batu, worauf ſich 95 Häuser mit 354 Köpfen befanden, was eine Totalbevölkerung von 605 Köpfen in 147 Häusern ergibt.

Den zweiten Beſtandtheil der Einwohner bilden Atjeër, die ſich auf den Inseln Udjung-batu, Pandjang, Bagu, Balambak-gadang, Rangit-gadang, Balle, und Rangit-kitjil niedergelassen haben. Sie ſtammen meiſtens von Tampat-tuan und Tarumon, halten ſich nur selten bleibend hier auf, erkennen die Obergewalt des Tuanku auf Gross-Banjak nicht an und beschäftigen ſich mit Handel und Landbau; ſie wohnen zerſtreut in einzelnen Häusern am Meeresufer. Nach Aussage des Tuanku belief ihre Anzahl während meiner Anwesenheit ſich auf ungefähr 170 Personen.

Der Handel, welcher nach und von hier getrieben wird, iſt höchſt unbedeutend. Eingeführt werden Reis, Tabak, Baumwollenzeuge und Eisenwaaren, wofür Kokosnüsse, Tripang, Zimmerholz, getrocknete Fische, gebrannter Kalk, wenige Vogelneſter und Schildkrötenschalen ausgeführt werden.

C. Insel Nias.

(6. September 1854. — 11. September 1855.)

Die Insel Nias, weitaus die bedeutendſte der ganzen Kette, war bis in die neueſte Zeit eine terra incognita. Selbſt die in den Archiven der Regierung vorhandenen Berichte waren höchſt dürftig und bezogen ſich meiſt auf Klagen und Streitigkeiten der Häuptlinge und Dorfschaften untereinander, wobei die Regierungsbeamten als Schiedsrichter auftreten mussten. Mit dem auf die wissenschaftliche Erforschung und die politische Feſtigung aller Theile des grossen Inselreichs gerichteten Syſtem der gegenwärtigen, höchſt liberalen Kolonialregierung war ein derartiger Zuſtand unvereinbar. Aus diesem Grunde wurde der Beamte Nieuwenhuisen, damals provinzialer Chef zu Singkel, und ich zu Commissaren behufs Untersuchung der Insel ernannt, wobei mir noch speciell die Aufnahme einer Karte anvertraut wurde. In Folge dieses Auftrags begab ich mich am 5. Juli an Bord des Schooners Effie, der mich nach Siboga brachte, woſelbſt ich am 20. des genannten Monats ankam. Am 3. September schiffte ich mich wieder an Bord des Regierungskreuzers No. 11 ein

und langte damit am 6. September zu Gunung-Sitoli, dem einzigen Regierungsetablissement auf Nias an. Dasselbe liegt am linken Ufer eines kleinen Flüsschens, am Strande einer sehr flachen Bucht, und besteht aus der Redoute auf dem Gipfel eines 95 Fuss hohen Hügels, Hili-harifa oder Gunung-Atje genannt, und einigen am Fusse dieses Hügels stehenden Officiers- und Beamtenwohnungen nebst Magazinen, endlich aus einigen steinernen und hölzernen Häusern, die von chinesischen und malaischen Kaufleuten und Krämern bewohnt wurden. In der Nähe der Mündung des Flüsschens liegen noch an dessen rechtem Ufer zwei kleine malaische Dörfer, Kampong Ilir und Kampong Mudik, welche vermittelst einer fliegenden Brücke mit dem Etablissement in Verbindung stehen. Das nächste Niaser Dorf Ono-geho ist in gerader Richtung etwa 2 Meilen entfernt. Die nächste Umgebung des Etablissements ist flach und besteht theilweise aus Bau- und Grasland, theilweise aus mit Gestrüpp bedecktem Boden, den hin und wieder Gruppen hoher Bäume beschatten. Bewaldete, mit dem Meeresufer gleichlaufende Hügelketten schliessen die kleine Fläche nach Innen ab. Von der hochgelegenen Redoute aus geniesst man einen herrlichen Blick auf das umliegende Land und über das Meer bis zu den Gebirgen Sumātras, die bei heller Luft deutlich wahrnehmbar sind. — Das Regierungspersonal besteht aus zwei Infanterieofficieren, von denen der höchste im Rang zugleich Chef der Civilregierung ist, aus einem Militärarzt und einem Schreiber; die Besatzung beträgt 120 Bajonette. Ein zweites Fort, welches kurz nach unserer Abreise am Ufer der Lagundi-Bay auf Süd-Nias errichtet wurde, ward einige Jahre später wieder verlassen, nachdem es durch ein entsetzliches Erd- und Seebeben fast gänzlich zerstört worden war.

Obschon mein Kollege noch nicht angekommen war, begann ich nichtsdestoweniger meine Untersuchung mit Landreisen nach Gunung-Lembu (12.—17. September) und Sobu (10.—13. Oktober); auch machte ich mit dem Kreuzboot Nummer 11 eine Reise nach der Nordküste der Insel (16.—27. Oktober). Inzwischen war Herr Nieuwenhuisen anch zu Gunung-Sitoli eingetroffen und konnten wir nun mit vereinten Kräften unsere Untersuchung beginnen. Zu bemerken ist, dass wegen gänzlichen Mangels an Reitthieren und der primitiven Beschaffenheit der Wege und Pfade alle unsere Landreisen zu Fuss gemacht werden mussten. Auf jedem unserer Ausflüge waren wir von einer kleinen militärischen Bedeckung begleitet, eine dringend gebotene Vorsichtsmassregel namentlich für Süd-Nias, dessen Bewohner sehr kriegerisch und gut bewaffnet sind und die sich schon mehrere

Male, weil ſie die Macht der Regierung unterſchätzten, gegen von Gunung-Sitoli aus erlassene Befehle widerſpenſtig gezeigt hatten.

Die Tage vom 5.—18. November verwandten wir zu einer Fussreise rund um den Berg (Hili) Modjeia von Boë aus über Sobu, Siarehu, Orahili, Embuga, Lasara-se-Tua, Hili Godu, Fulolo, Hili-naă, Birua, Madjinga, Nama-halu, Hili-barudju, Gao, Hili-bowo und Hili-bo nach Glora, woselbſt wir uns einschifften, um über See nach Gunung-Sitoli zurückzukehren. Heiterer Himmel begünſtigte uns während der ganzen Tour, die wohl sehr ermüdend war, dafür aber auch viel des Neuen und Interessanten darbot. Vom 10. December bis zum 3. Januar 1855 wurde eine zweite Reise ausgeführt, und zwar über See, um die Nordküſte hin bis nach der Insel Serombu und von Maros aus zu Land über Ono-gambo, Hili-gohe, Hili-goúgo, Hili-dei, Hili-massali, Lalei, Hili godu, Orahili, Lasara und Kampong Mudik nach Gunung Sitoli, eine Tour, die uns quer von Weſt nach Oſt über die Insel geführt hatte, ziemlich nahe jener Route, welche einige Jahre zuvor (1847) Lieutenant Donleben von der indischen Armee eingeschlagen. Auf der Seereise nach Maros lief ich einmal Gefahr im Meer zu ertrinken. Wir hatten wegen Gegenwindes vor Telok-beluku geankert, und, um die Zeit nicht ungenutzt verſtreichen zu lassen, hatte ich mich mit der kleinen Schaluppe unseres Bootes oberhalb Tandjong-Sobu an das Land setzen lassen. Auf dem Rückweg glaubte ich, die Mündung des Sobu-Flusses längs der davorliegenden Barre passiren zu können, watete ins Meer, verlor aber bald den Boden und musste mich nun schwimmend weiter fortarbeiten. Durch meine Kleidung und den ſtarken Wellenschlag gehindert, gelang es mir nur mit Aufbietung aller Kräfte das jenseitige Ufer zu erreichen. Meinem Begleiter, einem Eingeborenen, erging es um kein Haar besser, nur hatte er den grossen Vortheil, von keinem Kleidungsstück in seinen Bewegungen gehemmt zu werden.

Unsere dritte Reise nach dem südlichen Theile von Nias traten wir am 17. Januar 1855 an. Sie erstreckte ſich über See bis Telok-balejka, wo wir am 20, ausschifften und die Reise zu Land weiter fortsetzten. Sie führte uns über Fulolo, Lawinda, Igundami, Halama, Hili-ganowo und Babasetaro nach dem an der Telok-dalam (Telok-Busen) liegenden grossen, der Regierung freundlich gesinnten. Dorfe Babalo-belano, in welchem wir einige Tage verweilten. Von hier aus wurde die Reise weiter fortgesetzt über Hili-geho und Hili-djihono nach Orahili, dem gröſten und schönſten Dorfe, welches wir auf der Insel gesehen. Nachdem wir auch hier zwei Tage verblieben waren,

begaben wir uns nach dem kaum weniger grossen Dorfe Fadoro und von da nach Sendegeassi an der Lagundi-Bai, woselbſt wir am 8. Februar uns auf dem Kreuzboot No. 45 einschifften, um die Reise längs der Weſtseite der Insel fortzusetzen.

Erwähnen wir zuvor einiger Episoden und bemerkenswerther Vorfälle, welche sich auf dieser Tour bis zum Tage unserer Wiedereinschiffung in der Lagundi-Bay ereigneten.

Am erſten Marschtag in Lawinda angekommen, wurden wir vom Salawa (Dorfhäuptling) empfangen und in seine Wohnung geführt, wo er uns mittheilte, er habe die ſtreitbaren Männer ausserhalb des Dorfes versammelt, um zu unserer Ehre ein Scheingefecht vor seiner Wohnung aufführen zu lassen. Hierauf beurlaubte er ſich, und warteten wir der Dinge, die da kommen würden. Schon nach einigen Minuten vernahmen wir wiederholt ein wildes Geschrei und sahen endlich einen Haufen von etwa 80 Männern, den Häuptling an der Spitze, auf das Haus zukommen. Völlig zum Streite gerüſtet, die blanken, in der Sonne blitzenden Hauer hoch geschwungen in der rechten Hand, den grossen hölzernen Schild am linken Arm, näherte ſich der Haufen in tanzender Bewegung, unter Ausſtossen eines eintönigen Gesanges, welcher jedesmal mit einem scharfen Schrei endete und wozu mit der platten Fläche des Fusses der Takt geschlagen wurde. Unser Salawa hatte an der Stelle einer Waffe einen aufgespannten chinesischen Sonnenschirm in der Hand und ein mit Goldblättchen verziertes Tuch turbanähnlich auf dem grauen Kopf; über dem sonſt gänzlich nackten, nur mit der Schambedeckung versehenen Körper trug er einen ziemlich fadenscheinigen europäischen Rock von rothem Tuch, der dem kleinen Kerl bis auf die Knöchel herabhing. Wenn ihm dann bei dem Tanzen die langen Schösse um die mageren Beinchen schlugen, so konnten wir uns eines Lächelns kaum erwehren, ungeachtet der Anblick nicht verfehlte, einen tiefen Eindruck auf uns zu machen und ahnen liess, was die Leute sein würden, ſtänden ſie uns als Feinde gegenüber. Vor dem Hause angekommen, machte der Trupp Halt, und es traten nun abwechselnd je zwei Personen vor, ſtellten ſich einander gegenüber und begannen nun mit drei gewaltigen Luftsprüngen ein Scheingefecht, wobei ſie ſich, mit dem Schilde ſich deckend, wechelseitig mit grosser Behendigkeit angriffen und vertheidigten. Nachdem dieses Spiel einige Zeit gewährt, liessen wir etwas Tabak und Arak unter die Leute vertheilen und schickten ſie nach Hause.

Am 3. Raſttag das Dorf Babasetaro passirend, mussten wir

Europäer ein Compliment in die Tasche ſtecken, welches gerade nicht sehr schmeichelhaft für uns war. Auf einen an der Treppe eines Hauses ſitzenden blödſinnigen Albino, der mit seinen rothen ausdrucks-losen Augen uns anſtarrte, ſtürzte plötzlich ein Eingeborener los, ergriff ihn beim Arm und zerrte den ſich heftig Sträubenden bis in unsere Nähe, die Worte ausrufend: »Aine, feigi hou talifusso!« (Komm, ſieh dir deine Brüder an!), worüber die Dorfbewohner in ein schallen-des Gelächter ausbrachen. Für ſie war der Vergleich auch ziemlich treffend, da die Albinos — in Indien Kakerlakken genannt — durch ihre fleischröthliche Hautfarbe und das hellblonde Haar oberflächlich betrachtet grössere Aehnlichkeit mit dem Weissen, als mit dem braunen, schwarzhaarigen Farbigen haben.

Die paar Tage, welche wir im Dorfe Orahili zubrachten, waren die sorgenvollſten der ganzen Reise, denn wir sassen eben in einer garſtigen Mausefalle. Wenn man uns auch scheinbar freundlich auf-genommen hatte, so liess man doch die feindselige Geſinnung gegen Europäer überall durchblicken. Anlass hierzu gab folgender Umſtand.

Schon seit Jahren befehdeten ſich die mächtigen Dörfer Orahili und Fadoro auf das Blutigſte und es waren auf beiden Seiten schon viele Menschen gefallen. Da hierdurch ein grosser Theil von Süd-Nias in einen Zuſtande von anhaltender Gährung versetzt wurde, legte ſich die Regierung ins Mittel und gebot Waffenruhe, welchem Befehl ſich Fadoro auch fügte. Da Orahili aber nicht nachliess, feindselig vorzugehen, belegte der Regierungschef die Dorfbewohner mit einer bedeutenden Geldbusse, welche im Nothfall mit Waffen-gewalt eingefordert werden sollte. Unser Kommen nun wurde hiermit in Verbindung gebracht, und da es ausserdem bekannt ge-worden war, dass wir uns von hier aus direkt nach Fadoro begeben wollten, und man auch wusste, wie sehr Fatageho, der Häuptling dieses Dorfes, mit dem Commandanten zu Gunung-Sitolie befreundet war, so wurden wir noch mehr beargwohnt. Tag und Nacht ſtanden Wachen an den beiden Ausgängen des gut befeſtigten Dorfes und unser Ersuchen um Laſtträger zur Weiterreise wurde unter nichtigen Vorwänden rundweg von der Hand gewiesen und weil man ſich scheute, mit offenbarer Feindseligkeit gegen uns aufzutreten, suchte man uns den Aufenthalt im Dorfe so unangenehm wie möglich zu machen, damit wir doch ja recht bald wieder aufbrechen möchten. Dies thaten wir denn auch schon nach 2 Tagen und fühlten uns wirklich erleichtert, als wir den Kampong im Rücken hatten.

Leider trat die feindliche Geſinnung der Bewohner Orahili's mehr

und mehr an den Tag und artete endlich in offenbare Widersetzlichkeit gegen die Befehle der Regierung aus. Zur Züchtigung der Bewohner wurde nun eine Expedition nach Orahili veranſtaltet, die von dem zu Sibōga ſtationirten Kriegsschiff unterſtützt ward. Diese Macht erwies ſich jedoch als ungenügend; ein Sturm auf das Dorf wurde abgeschlagen. Major Schwenk, ein mir sehr werther Freund, erhielt hierbei eine tödtliche Schusswunde, und die Truppen mussten unverrichteter Sache nach Gunung-Sitoli zurückkehren.

Eine zweite, ansehnlich ſtärkere Colonne wurde nun von Pādang aus nach Nias dirigirt, das Dorf diesmal erobert und den Flammen preisgegeben.

Der Weg nach Fadoro führte eine kurze Strecke weit der Todenſtätte des Dorfes entlang. Auf dünnen, 6 Fuss hohen, mit einem kleinen Dach überdeckten Gerüſten ſtanden hier reihenweise Hunderte von Särgen, neu und alt, hier über den Boden schwebend, dort von dem Geſtell heruntergeſtürzt, halb vermodert, und bis auf wenige Knochenreſte ihres Inhalts ledig. Ein unausſtehlicher Geſtank und Schwärme von Fliegen, welche bald hier, bald dort aufflogen, liessen uns die Schritte soviel als möglich beschleunigen, um den grauenvollen Ort hinter uns zu lassen.

Die Route, der wir nun folgten, weckte unsere Verwunderung in hohem Masse. 5 bis 6 Fuss breit, gut geebnet und mit Steinplatten bedeckt, zieht die Strasse, dem Kamm der Hügelreihen folgend, meilenweit landeinwärts und verdient mit Recht den Namen eines Weges.

Zu Fadoro wurden wir mit der grössten Zuvorkommenheit aufgenommen. Fatageho, ein Mann in mittleren Jahren, klein von Statur, doch von höchſt intelligentem Aeusseren und dabei grosser Energie, war uns schon vor dem Dorfe entgegen geeilt und geleitete uns selbſt nach seiner Wohnung, um welche ſich in kürzeſter Zeit die ganze Dorfbevölkerung, wohl bei 3000 Köpfe schaarte. Nachdem er uns eine Menge von Lebensmitteln, in Schweinen, Hühnern und Früchten beſtehend, zum Geschenk angeboten, eilte er auf den vor seinem Hause befindlichen freien Platz hinunter, in dessen Mitte ein aus Stein gehauener Stuhl ſtand, setzte ſich darauf nieder und hielt nun eine Rede an die versammelte Menge, worin er die Macht und Güte der Europäer im allgemeinen und der holländischen Regierung im Besonderen pries, seine Unterthanen aufmerksam machte auf die Ehre, welche der Gemeinde durch unsern Besuch wiederfahre und Alle eindringlich ermahnte, uns mit grösster Ehrerbietung und Zuvorkommenheit zu begegnen. Diese zündende Rede wurde in Absätzen ausge-

sprochen, von denen ein jeder von lautem Beifallsgeschrei der Menge begleitet wurde. Hiernach wurde ein Kriegstanz aufgeführt, von unserer Seite eine Anzahl Geschenke unter anwesende Frauen und Kinder vertheilt und somit ein gutes Einvernehmen erzielt, welches auch keinen Augenblick getrübt wurde. Und als wir nach mehrtägigem Aufenthalt von Fatageho Abschied nahmen, hatten wir keine Ahnung von der Kataſtrophe, welche über dem Haupte unseres Freundes hing und deren Ausbruch wir durch unseren Aufenthalt in Fadoro vielleicht selbſt beschleunigt hatten. Denn keine zwei Monate später wurde Fatageho am Strande der Lagundi-Bay von einem Trupp Bewaffneter aus Orahili verrätherischerweise überfallen und niedergehauen, worauf sein Kopf vom Rumpfe getrennt und als Trophäe von der Mörderbande mitgenommen wurde, wie dies im südlichen Nias allgemein Brauch iſt.

Fatageho's ſteinerner Stuhl verdient wohl eine nähere Beschreibung. Er beſteht aus mehreren Stücken, iſt aus graulichweissem, feinkörnigem Sandſtein gehauen und im Dorfe selbſt gearbeitet. Er ſtellt einen menschlichen Rumpf vor, der von einer Kriegsmütze bedeckt iſt. Ihre ziemlich vorspringende Vorderseite wird durch zwei aufwärts gekrümmte, Hörnern ähnliche Stützen getragen. Da, wo diese Stützen am Unterhals hervortreten, ſieht man auf dem platten Bruſtſtück in Basrelief gemeiselt zwei von Halsringen umgebene Ohrzierraten. Die beiden Arme des Rumpfes, welche in jeder Hand ein Musketon halten, bilden die beiden Armlehnen. Nur die rechte dieser Armlehnen zeigt am Knöchel Ringe, wie ſie noch heute von den Männern getragen werden. Dies die Vorderseite. Die Rückseite zeigt en haut-relief, ein mit dem Kopf auf der Mütze ruhendes Krokodil, das mit ausgebreiteten Pfoten und nach links geschlagenem Schwanz aufwärts zu klettern im Begriffe iſt. Die Höhe des Stuhles beträgt $1^1/_2$ Elle. Leider vergass ich, nach der Zeit zu fragen, in welcher er verfertigt iſt, glaube aber, nicht zu irren, wenn ich ihm höchſtens ein Alter von 30 bis 40 Jahren zuschreibe.

Gleich freundschaftlich wurden mir im Dorfe Sendegeassi aufgenommen, das malerisch auf einem rundum ſteil abgeſtürzten Felsplateau liegt, welches ſich am Rande, eines aus dem Innern kommenden Hügelrückens am nordöſtlichen Ufer der Lagundi-Bay erhebt. Leitern und hier und da eingehauene Stufen vermitteln den Zugang zu dem Felsenneſt, das bei ungefähr 160 Fuss Meereshöhe eine hübsche Ausſicht bietet.

Wir bekamen hier den sogenannten Schlangentanz zu sehen, wo-

bei vielleicht 160 männliche Personen mitwirkten. Dieselben fassten einander an der Hand, die Männer voran, dann die Jünglinge und zuletzt die Knaben, um das Bild einer Schlange getreu wiederzugeben, deren Windungen durch ein Vorwärtsschreiten vorgeſtellt werden, wobei der freie Platz im Dorfe verschiedene Male durchmessen wurde. Auch diesmal wurde der Tanz von Gesang begleitet und der Takt dazu mit der Fussohle geschlagen.

Setzen wir nun die Reise weiter fort. —

Den 11. Februar kamen wir auf unserm früheren Ankerplatz, Pulu-Serombu, wieder an, debarkirten am folgenden Tage zu Maros und traten am 12. die Landreise nach Lapau an, wo wir am 9. März zwar sehr ermüdet, doch im übrigen gesund und wohl eintrafen. Es wurde während dieser Reise in den Dörfern Ononamolo, Fakka, Hili-barudju, Demuri, Tugalla, Hili-gawoni, Lolo-anaă, Hili-godu, Ombalata, Madjinga, Lauru und Ono-djalugu Nachtquartier genommen und in den meiſten mehrere Tage lang verweilt. Wir wurden überall mit der grössten Freundschaft aufgenommen und durch Feſte geehrt, ohne dass ſich irgend ein bemerkenswerther Zwischenfall zugetragen hätte.

Bei unserer Ankunft zu Lapau fanden wir unseren Kreuzer auf der Rhede, schifften uns am folgenden Morgen darauf ein, und langten 13. März wieder auf Gunung-Sitoli an.

Den 8. April trat ich in Begleitung des Militair-Commandanten, Hauptmann de Vos, — Herr Nieuwenhuisen musste wegen Unwohlseins zurückbleiben — abermals eine Reise über See nach der Südküſte von Nias an. Sie galt der Erforschung der Bohili-Bay, welche wir noch nicht besucht hatten. Am 11. daselbſt angekommen, machte ich mich an die Mappirung des Busens und war beinahe damit fertig, als ich von einer heftigen Darmentzündung aufs Krankenbett geworfen wurde. Ein gleiches Loos traf auch meinen Begleiter de Vos und einen unserer Diener, wenn auch in minderem Masse. Ein vergifteter Fisch, welchen unser Koch unwissentlich zubereitet und uns zum Essen vorgesetzt hatte, gab den nächſten Anlass zur Krankheit. Bei dem bedenklichen Zuſtand, worin ich mich befand, war schleunige Hülfe dringend geboten, wesshalb wir schon andern Tags die Rückreise antraten. Den 19. April zu Gunung-Sitoli angekommen, blieb ich bis zum 10. Juni bettlägerig und konnte erſt gegen Ende des Monats meine Arbeiten wieder aufnehmen.

Unsere letzte Reise, eine Seereise, welche den Zweck hatte, ver-

schiedene Punkte der Küſte zu beſtimmen und näher zu untersuchen, erſtreckte ſich um die ganze Insel hin, welche wir nordwärts aussegelnd und von Süden her heimkehrend mit unserem Kreuzboot umschifften. Sie dauerte vom 17. Juli bis 16. Auguſt, also gerade einen Monat, und auch über diese Reise finde ich in meinem Tagebuch nichts Besonderes verzeichnet.

Es blieb nun freilich noch ein grosser Theil der Insel zu erforschen übrig, wozu gewiss ein volles Jahr erforderlich gewesen wäre. Da jedoch dieser Theil von wilden, ſtets miteinander im Streit liegenden Stämmen bewohnt iſt und desshalb, abgesehen von der Unwegsamkeit des Terrains, höchſt schwierig bereiſt werden kann, mussten wir unsern Auftrag für beendet ansehen, und ich kehrte desshalb am 11. September mit dem Ladeboot No. 11. nach Siboga und von da am 28. Oktober mit dem Schoner Effie nach Padang zurück, wo ich am 7. November wieder eintraf.

Wie schon oben berichtet, hielt ich mich während der Ueberfahrt nach Siboga mehrere Tage auf der Insel Simalu auf. Die von mir während der Reise entworfene Karte iſt nach eigenen Vermessungen, sowie nach denjenigen des Herrn Donleben zusammengeſtellt. Betreffs der Küſte wurden die Angaben mehrerer Marineofficiere benutzt. Ausser dieser Karte schickten wir einen detaillirten Rapport über Land und Leute an die Regierung ein, aus welchem ich nun meinen Lesern etwas Näheres mittheilen will.

Nias, die grösste und bevölkertſte Insel jener weſtlich von Sumätra ſich hinziehenden Eiländerkette, liegt zwischen 0^0 18′ 54″ und 1^0 47′ N. B. und 97^0 16′ und 98^0 5′ 7″ O. L. von Greenwich, misst in seiner grössten Länge 56 und in der grössten Breite 20 geographische Meilen und an Flächenraum 129 geographische Quadratmeilen. Seine Hauptrichtung läuft von Nordweſt nach Südoſt. Von Simalu iſt es 7, von den Batu-Inseln $11^1/_2$, von der Banjak-Gruppe 5 und vom Singkel-Kap $11^1/_2$ geographische Meilen entfernt. Mit Ausnahme einiger an der Oſt- und Nordküſte liegender Ebenen beſteht der Boden gänzlich aus Hügel- und Bergland. Ein regelmässiges Bergsyſtem findet man nur ungefähr in der Mitte der Südhälfte der Insel, welche zugleich deren höchſten und in geologischer Hinſicht interessanteſten Theil bildet. Dieses Syſtem, welches zugleich die Wasserscheide bildet, beginnt im Südoſten, ungefähr eine Tagereise weit von der Küſte entfernt, läuft erſt in nordweſtlicher und dann in weſtlicher Richtung weiter, indem es ſich bis auf einige Stunden Entfernung der Weſtküſte nähert. Hierauf biegt es scharf nach Nord-

Nordweſt um und vertheilt ſich endlich, nachdem die Kette einige Zeit lang in dieser Richtung fortgezogen, in viele unregelmässig durcheinandergeworfene Hügelrücken und Berge. Die durchschnittliche Kammhöhe beträgt 12—1400 Fuss, über welche ſich drei scheinbar in einer Linie und gleichweit von einander entfernt liegende Bergkuppen erheben, von welchen eine, der Hili-Matjua, eine Meereshöhe von 2000 Fuss erreichen mag und als der höchſte Punkt der Insel betrachtet werden kann. Der Berg liegt öſtlich von Maros, ohngefähr 3 Tagereisen weit im Innern. Die Namen der beiden andern Kuppen konnten wir nicht in Erfahrung bringen. Der Weſtküſte entlang segelnd, kann man alle drei gut wahrnehmen; ſie zeigen ein und dasselbe ſtumpf kegelförmige Profil.

Von diesem Hauptrücken verzweigen ſich andere, hin und wieder Plateaus bildende Höhenzüge, welche hier und da die Küſte erreichen und ziemlich ſteile Ufer bilden.

Ein zweites Bergsyſtem nimmt den mittleren Theil von Weſt-Nias ein. Es erreicht in dem Hili-Djimōmo (Höhe 1200 Fuss) und Hili-Marī (Höhe 1100 Fuss) die grösste Elevation. Erſtgenannter Berg, dessen Längenaxe von Nord nach Süd läuft, zeigt von Weſten gesehen ein lang geſtrecktes, nach Norden abfallendes Profil und iſt von dem domförmigen Hili-Marī durch ein schmales Thal geschieden.

Zwei andere Berge, Hili-Ganōbie (1100 Fuss) und Hili-Gougo (800 Fuss) liegen ebenfalls in seiner Nähe. Die von ihm auslaufenden Höhenzüge ſind so zerbröckelt, dass man kaum einen Zusammenhang beobachten kann. Auch ſie haben meiſt abgerundete lang geſtreckte Rücken.

Ein drittes Bergsyſtem erhebt ſich in der Nähe der Oſtküſte bei Gunung-lembu, in weſtnordweſtlicher Richtung landeinwärts ziehend, woraus einzelne Spitzen bis zu 1100 Fuss Meereshöhe anſteigen mögen.

Als letztes Glied des Bergsyſtems der Insel nimmt der Hili-Modjeia mit seinen Ausläufern und Vorbergen für ſich allein den ganzen nordöſtlichen Theil des Landes ein. Er hat eine Meereshöhe von 1150 Fuss und zeigt aus Weſten und Oſten gesehen ein langgeſtrecktes, von Süden und Norden gesehen ein kuppelförmiges Profil.

Der ganze übrige Theil von Nias iſt mit einer Masse verwirrt durcheinander geworfener Berge und Hügel überdeckt, welche ſich in drei von Nordweſt nach Südoſt laufende Gruppen eintheilen lassen. Viele dieser Berge und Hügel umschliessen ringförmig kleine Flächen, aus denen ſich dann wieder isolirte Hügel erheben. An einigen

Stellen bilden ſich auch kleine Plateaus oder laufen in schmale, nach beiden Seiten abfallende Kämme aus.

Ausser den genannten Bergen wollen wir noch einige andere bezeichnen, deren Name uns bekannt wurde. Wir fangen im Norden an.

Weſtliches Nias.			Oeſtliches Nias.		
Hili-Botombāwo	900	Fuss.	Hili Tembălau	600	Fuss.
„ Farèké	700	„	„ Bowolosso	1000	„
„ Kalebassi	600	„	„ Botombāwo	900	„
„ Siliāto	700	„	„ Nădjai	500	„
„ Salawa-ahé	600	„	„ Ono-hādan	800	„
„ Buruassi	500	„	„ Fugeha	500	„
			„ Janji	600	„
			„ Fadōro	700	„

Die wenigen Flächen, deren schon früher mit einem Worte gedacht iſt, findet man in grösster Zahl an der Oſtküſte. Die ausgedehnteſte darunter iſt diejenige, welche ſich von Udjung-Gido-kitjil bis Udjung-Tjoani ausſtreckt, und 12—14 Stunden weit ins Innere des Landes eindringt. Weiterhin findet man noch flaches Land von einiger Ausbreitung rund um Telok-Beluku, an der Nordküſte bei Lapau und an der Oſtküſte bei der Mündung des Nojo und Moroö. Alle diese Flächen ſind namentlich an der Küſte und längs den Flüssen sumpfig, haben landeinwärts einen wellenförmigen Boden und ſind durch Ab- und Anschwemmung entſtanden. Noch thätige, oder Spuren ausgebrannter Vulkane findet man in den von uns bereiſten Theilen nirgends. Dessenungeachtet ſind Erderschütterungen keineswegs selten, ſie kommen beinahe ohne Ausnahme aus Oſt und Südoſt und finden demnach ihre Entſtehung im Herd der grossen Sumātra'schen Feuerberge. Während unseres Aufenthalts fanden Erdbeben ſtatt: 1855 am 26. Februar zweimal, am 6. und 13. März, am 4. Mai, 6. Juni, 13. und 20. Juli und am 20. September. Das vom 13. März war das heftigſte, während das vom 26. Februar die längſte Dauer (32 Sekunden) hatte. Zwei davon, das vom 6. März und 20. Juli kamen aus Süd, das Erdbeben vom 26. Februar aus Nordweſt, also von offener See her. Die heftigſte Erderschütterung seit Menschengedenken fand im Frühjahr 1843 ſtatt, wobei das ganze Eiland in Bewegung gerieth, Hügel einſtürzten und am Boden breite Risse entſtanden. Zuletzt kam von der See her eine entsetzliche Woge, nach Beschreibung von Augenzeugen von der Höhe einer Kokospalme herangebrauſt und überfluthete mit solcher Vehemenz einen Theil der Oſtküſte, dass ganze Dörfer weggespült wurden und

Hunderte von Menschen das Leben einbüssten. Ein grosses Stück Land bei Udjung-Lembaru wurde theils vom Meere verschlungen, theils in Sumpfland verwandelt. Noch heute hat diese Strecke in Folge der immer noch deutlich wahrnehmbaren Spuren, welche die Katastrophe zurückliess, ein wüstes unheimliches Ansehen. Von dem Hochwald, der das Land ehedem bedeckte, stehen allein noch die abgestorbenen, ihrer Krone beraubten Stämme der schwersten Bäume, die sich gespensterartig aus einem dunklen schlammigen Wasser erheben, dessen Oberfläche mit von der Sonne gebleichten, wirr durcheinanderliegenden Aesten und Zweigen bedeckt ist.

Ein grosser Theil der Küste, namentlich an der Nord-Nord-Ost- und Südseite des Eilandes zeigt mehr oder weniger tiefe Einschnitte, wodurch einerseits Buchten, andererseits Vorgebirge und ausspringende Landecken gebildet werden. Die Namen dieser Busen und Vorgebirge sind meist alle malayischen Ursprungs, also durch Fremdlinge gegeben und von den Eingeborenen, die niemals Seeleute waren, angenommen.

An der Ostküste:

1. Udjung-Dōbi.
2. „ Ladāra.
3. „ Laja.
4. „ Lakka.
5. „ Sōbu.
6. „ Lembāru.
7. „ Gunung-lembu.
8. „ Bolāli.
9. „ Tjoani.
10. „ Sumbāwa.
11. „ Madjinga.

An der Südküste.

12. Udjung-Batu.
13. Udjung-Telok-dalam.
14. „ Telok-bohili
15. „ Lagundi.

An der Westküste.

16. Udjung-Serōmbu.
17. „ Lausi-Lausi.
18. „ Amessa.
19. „ Kapulu.
20. „ Tabala.
21. „ Bana.
22. „ Lĕbăng.

An der Nordküste.

23. Udjung-Lottang.
24. „ Teligoö.
25. Udjung-Lojang.

Hiervon sind Udjung-Laja, Udjung-Sumbāwa, Udjung-Batu, Udjung-Telok-dalam, Udjung-Lottang und Udjung-Teligoö hoch und felsig, alle übrigen flach und sandig.

Von den Seebusen nennen wir mit Uebergehung einer Menge kleinerer, welche allein für die inländische Schifffahrt von Interesse sind, nur vier, und zwar die von Lapau an der Nordküste und die von Telok-dalam, Bohili und Lagundi an der Südküste. Der zwischen

Udjung-Lojang und Udjung-Tananassi eingeschlossene Busen von Lapau gewährt an der Südseite der kleinen gleichnamigen Insel einen ſicheren Ankerplatz und iſt der Versammlungsort aller Fahrzeuge, welche zum Handel hierherkommen. Er liegt für nördliche und nordweſtliche Winde offen und iſt an vielen Stellen durch Korallenriffe versperrt. Telok-dalam iſt ein schöner, 2000 Ellen landeinwärts dringender Busen, dessen Eingang zwischen Udjung-batu und Udjung-Telok-dalam gelegen iſt. Er iſt vor allen Winden geschützt und hat guten Ankergrund.

Die Lagundi-Bay iſt ein nicht minder hübscher Busen, mit breiterem Eingang, so dass die grössten Schiffen zu jeder Zeit hier ſicher ein- und auslaufen können. Er liegt zwischen Udjung-batu und Udjung-Lagundi und öffnet ſich nach Süden.

Die Bohili-Bay endlich, zwischen den beiden letztgenannten Busen mitten inne liegend, iſt zwar gegen alle Winde durch die kleine, mitten von der Oeffnung gelegene Insel Nudja geschützt, aber von den zwei Zugängen, die hierdurch entſtehen, iſt nur der weſtliche befahrbar, während Korallenbänke den öſtlichen abschliessen. Er iſt für grössere Schiffe unbrauchbar.

Unter den vielen Gewässern, welche das Eiland nach allen Richtungen hin durchſtrömen, ſind nur sechs von einiger Bedeutung, die alle der nördlichen grösseren Abdachung des Landes angehören. Die Gewässer der südlichen Abdachung ſind wegen der geringen Entfernung des Gebirgszugs von der Küſte nicht nennenswerth. Mit Ausnahme jener Stellen, wo die grösseren Flüsse in der Nähe ihrer Mündung durch sumpfige Niederungen ſtrömen, fliessen alle Gewässer, zwischen hohe Ufer eingezwängt, durch mit Rollſteinen gefüllte Betten, welche höher aufwärts nichts weiter als Schluchten ſind. Wie ein schmales Silberband winden ſich in der trockenen Jahreszeit die Gewässer mühsam über die weisse Steinfläche, die jedoch während der Regenzeit von den aus dem Innern heraneilenden Wassermassen hoch überfluthet wird. Vor der Mündung der kleineren Flüsse liegt in der See meiſtens eine durch Ab- und Anspülung entſtandene Barre, auf welcher das Meer mit grosser Vehemenz brandet, was namentlich längs der gegen den indischen Ocean offen liegenden Weſtküſte der Fall iſt. Bei Ebbe ſteht darauf nur wenig, oder gar kein Wasser. Ueber diese oft weit ins Meer ſich erſtreckenden Sandbänke kann man bei ſtillem Wetter das jenseitige Ufer der Flüsse watend erreichen, während ſie etwas mehr aufwärts wegen der Tiefe oder in Folge von Bodenhindernissen öfters nicht zu passiren ſind.

Indem wir auch hier wieder die kleineren ausser Acht lassen, beschäftigen wir uns zuerst mit den an der Nordküste mündenden Gewässern, und zwar zunächst mit dem Flusse Modjeia, als dem bedeutendsten des Landes.

Wahrscheinlich entspringt er auf der nördlichen Abdachung des Hili-Matjua und durchströmt in nordwestlicher Richtung etwa $^2/_3$ von der ganzen Länge der Insel. Bei gewöhnlichem Wasserstand hat er an der Mündung eine Breite von 190 Ellen und eine Tiefe von 2 Faden. Die Farbe des Wassers ist eine schmutziggelbe und ziemlich weit in die See hinein noch zu erkennen. Soweit wir den Fluss aufwärts ruderten, was nach Aussage von Eingeborenen 5 Tagereisen weit geschehen kann, sind die Ufer niedrig, theilweise selbst sumpfig. Am Fusse des Berges Mohili, wo wir den Modjeia auf unserer Reise quer durch die Insel in seinem oberen Laufe überschritten, hat er nur noch eine Breite von 30 Ellen und strömt zwischen hohen Ufern über Steingerölle hin. Die Nebenflüsse sind von keiner Bedeutung.

Der zweite und letzte Fluss an diesem Theil der Küste ist der Lapau mit gleichfalls sumpfigen Ufern. Mit Prauen kann man ihn eine Stunde aufwärts befahren.

An der Ostküste mündet der Sōbu, ein nicht unbedeutender Fluss, der dem Hili-Bowolosso entspringt und bis Siarehu nördlich, von da weiter östlich läuft. Er hat ziemlich starken Strom, ist nicht zu durchwaten, erreicht beim gleichnamigen Dorfe eine Breite von 60, bei der Mündung von 110 Ellen und kann mit Prauen ungefähr 12 Stunden aufwärts befahren werden; seine Nebenarme sind unbedeutend.

Der Lembāru ist ein ziemlich unbedeutendes Flüsschen. Er entspringt gleichfalls auf dem Hili-Matjua, fliesst in nordöstlicher Richtung und stürzt sich in drei Mündungen bei der nach ihm benannten Landecke ins Meer. Am unteren Lauf sind die Ufer sumpfig und das Bett schlammig, desshalb schwierig zu durchwaten.

Der Modjeia, nicht zu verwechseln mit seinem grösseren Namensvetter, hat seine Quelle in der Landschaft Garāmo, einen südöstlichen Lauf und kann bis an Lawinda, wo er eine Breite von 40 Ellen hat, befahren werden.

Die wenigen an der Südküste mündenden Bäche können füglich übergangen werden.

Längs der Westküste endlich nordwärts gehend finden wir den Noö, den Lahomé; den Māros, der eigentlich nur ein Meeresarm,

welcher die Landzunge von Serombu von der Küſte scheidet und einige Bäche in ſich aufnimmt; den Moroö, bei der Mündung 30 und an dem Punkt, wo wir ihn überschritten, 20 Ellen breit. Bis Ono-Sitoli iſt sein Bett mit Rollſteinen, weiter unterwärts mit Sand und Schlamm bedeckt. Man kann ihn $^1/_2$ Tagereise weit bis zum Dorfe Sitombowo hinaufrudern. Die Quelle hat er auf dem Hili-Siliato, die Richtung des Laufes iſt im Allgemeinen eine weſtliche. — Wir erwähnen ferner den Nojo, den bedeutendſten Fluss nach dem Modjeia. Er entspringt auf dem Hili-Mau, ſtrömt bis Hili-Godu in nordweſtlicher und von da an weiter in weſtlicher Hauptrichtung und hat an der Mündung eine Breite von ohngefähr 150 Ellen. Bis Hili-Godu iſt seine Strömung noch ziemlich ſtark und Rollſteine werden bis Irönöhüno mitgeführt. Bei Hili-dei iſt das Bett sehr breit und mit Gerölle besäet. Man kann ihn 3 Tagereisen weit aufwärts rudern. Nebenflüsse unbedeutend.

Verschiedene kleine Inseln liegen theils vereinzelt, theils in Gruppen rund um Nias. Es ſind dies die nachfolgenden: An der Nordküſte vor und in dem Busen von Lapau:

Pulu-Pandjang, die grösste von allen, ohngefähr 4 Meilen lang und $^1/_2$ breit; zeigt drei kleine Hügel im Innern und beſteht an (der Küſte) aus bei Fluth unter Wasser ſtehendem, mit Rhizophoren bewachsenen Boden. Sie iſt unbewohnt.

Pulu-Lapau, nördlich von der Mündung des gleichnamigen Flusses; hat trockenen Boden, woraus ſich ein paar Hügel erheben, die an der Weſtseite ſteil zum Meere abfallen; iſt bewohnt.

Pulu-Bassong, ein unbewohntes, mit Rhizophoren bewachsenes Riff an der Südoſtseite von Pulu-Lapau.

Pulu-Bankora zwischen Pulu-Pandjang und Lapau.

Pulu-Teliwaă zwischen der Mündung des Modjeia und Pulu-Pandjang.

Pulu-Lipan an der Südoſtecke von letztgenannter Insel. Alle drei ſind klein, mit Wald bewachsen und unbewohnt.

An der Oſtküſte liegen.

Pulu-Ungej, eine kleine Sandbank in der Nähe von Udjung-Dobie.

Pulu-Gunung-lembu-gadang und Pulu-Gunung-lembu-kitjil, beide vor der Mündung des gleichnamigen Flusses.

Pulu Sama-sama-gadang und Pulu-Sama-sama-kitjil zwischen der Gunung-Lembu- und Bolāli-Landspitze und endlich Pulu-Sumbāwa ohngefähr 5 Meilen südweſtlich von Udjung-Tjoani. Sie Alle ſind mit Busch bewachsene Korallenriffe und unbewohnt.

An der Südküſte begegnen wir der unbewohnten Insel Nudja am Eingang des Bohĭli-Busens, sowie zwei Felsen, Batu-russa und Batugādja, an der Küſte zwischen dieser und der Lagundi-Bay.

An der Weſtküſte endlich findet man Batu-foroa und Sumbang, zwei Felsen in der Nähe des Foroa-Flüsschens. Die Nakko-Inseln, Pulu-Serōmbu, ein unbewohntes Inselchen an der Südseite der Landzunge von Māros; Pulu-Bunga, der Name zweier mit Busch bewachsener und unbewohnter Koralleninseln, etwas über 2 geographische Meilen weſtwärts von Udjung-Bana, und Pulu-Mussei von gleicher Beschaffenheit südlich vom Kap Lĕbăng.

Die 2 geographische Meilen weſtlich von Serambu gelegene Nakko-Gruppe umfasst die Inseln Nakko, Lango, Mangit, Bindāla, Sendrongan, Simānang, Ruangan und Assu. Davon iſt Nakko das grösste, Lango das kleinſte Eiland. Mit Ausnahmen von Ruangan und Assu bilden die Inseln einen Kreis, in dessen Mitte guter Ankergrund sein soll. Alle ruhen auf Korallenriffen, ſind im Ganzen flach und am Strande mit Kokos- und Sagopalmen, im Innern mit Wald beſtanden. Nakko, Simānăng und Sendrongan ſind von einigen Familien bewohnt. Auf letztgenanntem Eiland soll ſich ein kleiner See befinden, dessen Boden mit einer Schlammlage überzogen iſt, die Erdöl enthält. Merkwürdiger Weise sollen in diesem See Fische leben.

Ein Netz von Wegen und Fusspfaden überdeckt den grössten Theil des Landes. In allen Richtungen laufen ſie über Thal und Hügel, längs und in den Flussbetten und Bächen, durch Graswildniss und Buschholz von Dorf zu Dorf. Da der Niaser ein unvergleichlich guter Fussgänger iſt und grade auf sein Ziel loszugehen pflegt, so ſieht man öfter Fusspfade an ſteilen Böschungen in die Höhe laufen und ſich nur dann an den Abhängen hinziehen, wenn dieselben gar zu jäh abfallen. Im Allgemeinen ſind die Wege nichts weiter, als schwierig zu entwirrende Fussspuren. Sie haben die Breite eines Menschenfusses und ſind namentlich an Gehängen in der Mitte öfter durch das bei Regengüssen herabſtrömende Wasser ausgehöhlt, dem ſie als Rinne dienen, wobei hin und wieder Sand und Erde wegspülen, so dass die darunter gelegenen Steine zu Tage treten. Hierdurch entſteht eine Art roher und sehr ungleicher Stufen oder Absätze, welche das ohnehin schon mühevolle Bewegen noch schwieriger machen. Diese Pfade ſind häufig so dicht mit hohem Gras und Gebüsch überwachsen, dass man selbſt nur wenige Schritte vorwärts blickend, nichts mehr von denselben bemerkt und öfters mit vorn

übergebeugtem Oberkörper unter herabhängenden Zweigen und Aeſtchen hinzugehen genöthigt iſt. An solchen Stellen trocknet der Pfad nie gänzlich auf und bleibt dadurch auch fortwährend glatt. In den Thälern und Flächen ſind die Pfade meiſt mehr oder weniger schlammig und verwandeln ſich nach Regengüssen in wirkliche Sümpfe, worin man nicht selten bis über die Knie einſinkt.

Wie schon oben erwähnt wurde, machen auf Süd-Nias einzelne, von grossen Ortschaften ausgehende Wege eine günſtige Ausnahme von der allgemeinen Regel. In einer Breite von 1—3 Ellen mit grossen platten, aneinanderpassenden Steinen belegt, ziehen ſie ſich oft Stunden weit hin von Dorf zu Dorf.

Alle Bäche und Flüsse, welche Wege und Pfade kreuzen, müssen durchwatet oder durchschwommen werden. Hin und wieder trifft man auch einen Baumſtamm oder ein Bambusrohr quer von Ufer zu Ufer geworfen. Ueber diese dünne hin- und herschaukelnde schlüpfrige Brücke, die oftmals 20 und mehr Fuss hoch über dem Wasser schwebt, spaziren die Eingeborenen, ohne den geringſten Anſtand zu nehmen.

Der Küſte entlang dient der flache Strand als Weg, hauptsächlich zur Ebbezeit. Führt der Pfad über Sümpfe, so wird derselbe in einer Breite von $^1/_2$ Fuss mit gespaltenen Baumſtämmen, Bambusrohren, Palmblättern, Aeſten, Rohrbündeln und ähnlichen Materialien die gerade zur Hand ſind, belegt. Ein solcher Pfad führt durch den grossen Moraſt von Gunung-Lembu nach dem Innern.

Fügen wir zu dem bisher Gesagten noch hinzu, dass, wenn man früh Morgens auf die Reise geht, schon nach der erſten Viertelſtunde die Kleider gründlich von dem ſtarken, von Gräsern und Geſträuchen träufelnden Thau, durchnässt ſind; ſtellt man ſich vor, dass die kaum halb trockenen Kleider immer und immer wieder aufs Neue durch das Ueberschwimmen und Durchwaten der Gewässer durchfeuchtet werden; erwägt man, dass in den mit Gras und Geſträuchen bewachsenen Thälern gegen Mittag nicht selten die Hitze 30° C. überſteigt, so kann man ſich von den Annehmlichkeiten einer Landreise auf Nias eine annähernde Vorſtellung machen.

Die Temperaturverhältnisse ſind dieselben, wie auf der gegenüberliegenden Küſte vom Sumātra. Eine Reihe von mir zu Gunung-Sitoli gemachten Beobachtungen ergab als durchschnittliche Temperatur für Morgens 6 Uhr 24'7°, Mittags 31° und Abend 7 Uhr 26° C. Die Maximal-Temperatur betrug 34°, die niedrigſte 20° C. Regentage rechnet man durchschnittlich 200 auf das Jahr. Von den 160 Tagen, an welchen zu Gunung-Sitoli Beobachtungen angeſtellt wurden, waren

92 Regentage; an 61 Tagen war die Witterung vollkommen heiter, der Himmel unbewölkt. Der meiſte Regen fällt im Oktober, November und December; nur höchſt selten regnet es dagegen in den Monaten Mai, Juni, Juli und Auguſt. Unwetter ſind bei weitem nicht so häufig wie auf Sumātra und im Allgemeinen weniger heftig wie dort. Nördliche und weſtliche Winde, welche regelmässig mit einander abwechseln, herrschen vor; Land- und Seewinde wehen täglich.

Die geologische Struktur des Landes iſt eine sehr complicirte. Dass es seine jetzige Form zum Theil vor nicht sehr langer Zeit durch Hebung erhalten, dafür sprechen die Korallenriffe und Fragmente, welche wir in Nord- und Mittel-Nias selbſt auf den höchſten von uns besuchten Punkten fanden, und die ſich ihrer noch gut erkennbaren Struktur nach als zu Maendrina und Astraea gehörig erwiesen. An der Oberfläche des Bodens im nördlichen Theil der Insel fanden wir häufig Lehmlagen, worunter in grosser Menge Pfeifenerde; an andern Orten wurde gelbgrauer und rother Sandſtein angetroffen, zuweilen mit Thon- und Kalkerde vermischt. In den trockenen, mit Rollſteinen gefüllten Flussbetten kommen häufig Feldspath- und Quarzconglomerate vor, letztere auch in grösseren Stücken. Augit, Pechſtein, Trapp und Grünſtein werden wohl auch angetroffen, jedoch in viel geringerer Menge, am wenigſten aber Granit und Gneis, wovon ich nur einzelne Stücke erhielt. Kiesel, Thon- und Kalkschiefer, sowie bituminöser Kohlenschiefer, welch' letzterer hin und wieder an der Küſte vorkommt, vollenden die Liſte der von uns gefundenen Mineralien.

Was Metalle betrifft, so tritt Eisen unter verschiedenen Formen auf: als Schwefelkies, Titaneisen und Roth- und Brauneisenſtein. Kupfer kommt ebenfalls hin und wieder als Malachit vor. Nach Aussage von malaischen Händlern soll an der Oſtküſte Gold gefunden werden. Für denjenigen, welcher den Muth hat, ſich an einem 150 Fuss langen Tau hinunterzulassen, iſt eine 2—3 Stunden südlich von Gunung-Sitoli liegende unterirdische Höhle sehenswerth, die viele Gänge hat und reich mit Stalaktiten und Stalakmiten tapezirt sein soll.

Der gegenwärtige Vegetationscharakter der Insel kennzeichnet ſich, wie dies auch in den Batta-Ländern der Fall iſt, durch Armuth an Hochwald. Ausgedehnte Glaga-(Sacharum spontaneum) und Allang-allang-(Imperata Koenigii)-Felder, nehmen die Stelle ein, wo früher Wälder ſtanden, die das Material für Häuser so mancher wieder ver-

lassener, oder durch Krieg zerſtörter Wohnſtätten lieferten oder auch gefällt wurden, um den Waldboden in Bauland umzuschaffen, das, nachdem es erschöpft war, wieder dem freien Wirken der Natur überlassen wurde. Solche Stellen ſind nun mit Geſtrüpp und baumartigen Sträuchern überwuchert, woraus ſich hier und da ein einsamer Waldriese als Zeuge entschwundener Herrlichkeit erhebt. Wirkliche Wälder findet man heute nur in Ironohüno bei Telok-Balejka, am Hili-Marí, Hili-Modjeia und bei Lapau, und ſie ſind es, welche gegenwärtig den Holzbedarf für die Bewohner liefern, der gerade kein geringer iſt. Aber auch ſie ſind schon merklich dünn und gehen, wenn auch langsam, doch ſicher ihrer völligen Zerſtörung entgegen. Mannigfaltige Holzsorten, worunter viele durch Dauerhaftigkeit ſich auszeichnen, kommen in diesen Wäldern vor. So wachsen unter Anderm in der Umgegend von Lapau: Pterospermum, Canarium, Paritium tiliaceum, Garcinia javanica, Sterculia, Cussonia, Ficus-Arten, Elaeocarpus, Alstonia calophylla, Morinda bracteata, Isonandra gutta, Pterocarpus indicus, Cicadea, Caesalpinia, Hernandia sonora, Michelia, Ebenoxylon verum, Myrthus, Chnoöphora u. a. m.

Die Küſte, namentlich bei Gunung-Lembu, Lapau und Māros iſt ſtellenweise mit Aru-Bäumen (Casuarina muricata), beſtanden, deren gerade Stämme mit ihrer pyramidalen Verzweigung und bleichgrünen Nadeln angenehm von dem eintönigen Dunkelgrün der hinter ihnen wachsenden Sumpfwälder abſtechen. Dahinter wachsen Rhizophoren, Kandelien und Bruguierien mehrere Arten von Pandanus, Oncosperma, Nipa, Acanthus, Bacharis, Acrostichon, Alstonia u. a. m. Auf dem höher liegenden Boden längs dem Ufer kommen vor: Paritium, Avicennia, Heritiera und als besonders hervorzuheben Barringtonia excelsa, deren grosse, prächtig dunkelrosenroth und weiss gefärbte Blüthen dem sonſt unschönen Baum einen herrlichen Schmuck verleihen. So schön wie die Blüthen ſind, so eigenthümlich iſt auch die grosse, rautenförmige Frucht, welche man oft mit der Blüthe auf dem Meerwasser treibend findet.

In den waldlosen Gegenden, sowie in den Grasfeldern trifft man, hier zerſtreut, dort grössere Flächen überziehend, Vitenia, Phyllantus, Desmodium, Uvaria, Erioglossum, Abrus, verschiedene Melastomaceën und vorzüglich Polypodiaceën, wie Acrostichum alcicorne, Lomaria scandens, Cyathea arborea, Nephrodium pallidum, Polypodium papillosum, P. simile, P. lineare, P. fecundum, P. adfine, P. glabrum u. a. m. an. Bambusrohr fanden wir nur in der Nähe der Dörfer, also

wahrscheinlich angepflanzt. Ich zweifle jedoch nicht, dass es auch wild wachsende Arten gibt.

Von den Kulturpflanzen, worüber später verhandelt werden soll, sind es nur die Kokospalmen, welche durch ihr massenhaftes Auftreten am Strande der Süd- und Südostseite dem Lande ein gewisses Gepräge aufdrücken. Als ein nicht sehr breiter Gürtel ziehen sie sich meilenweit hin, hier und da kleine Dörfer und einzelne Häuser unter ihrem einladenden Schatten bergend.

Die Thierwelt ist, namentlich was die höheren Thiere betrifft, nicht besonders reich vertreten und hat wenig Eigenthümliches, da beinahe alle hier lebenden Arten auch auf der gegenüberliegenden Küste von Sumātra gefunden werden. Die Seethiere bilden auch hier davon die grösste Anzahl. Ziemlich zahlreich sind auch Insekten, namentlich Coleopteren und Lepidopteren, die sich durch Farbenschönheit bemerkbar machen. Von letzteren erlangte ich eine Art, Hebomoia Vossii, welche der Insel eigenthümlich ist. Eine kleine Sammlung von Fischen, die ich während meines Aufenthalts zusammenbrachte und unserm grossen Ichthyologen Herrn Bleeker, zum Geschenke gab, enthielt 217 Arten, worunter viele neue.

Von den hier lebenden Schlangen und Echsen erwähnen wir das Krokodil, den Leguan und die Python-Schlange.

Was endlich die Säugethiere und Vögel betrifft, so soll ihrer am Schlusse dieser Abtheilung Erwähnung geschehen.

Ueber die Eintheilung des Landes und die Bevölkerungsziffer erfuhren wir Folgendes: Schon in früheren Zeiten wählten die Hauptstämme bestimmte Theile der Inseln zu ihrem festen Wohnsitz und gaben denselben ihre Stammnamen. Hierdurch entstanden scharf begrenzte Distrikte, welche heute noch bestehen. Sie heissen:

1. Lapau mit den Dörfern: Tuhemberūa, Fadōro, Lahōmé, Lasāra, Labélu und Dehanna, zusammen mit etwa 100 Häusern.

2. Modjeia mit den Dörfern: Hili-Bōbo mit 400 Häusern. Hili-Gōdu mit 60 Häusern, Lasāra-tua mit 20 Häusern und Madjinga mit 30 Häusern.

3. Larāgo mit den Dörfern: Dehanna mit 60 Häusern, Hili-Berudju mit 40 Häusern, Demūri mit 30 Häusern, Lasāra mit 20 Häusern, Lalei mit 40 Häusern, Orahili mit 30 Häusern. Im nördlichen Theile liegt Gunung-Sitoli.

4. Irŏnŏgéo mit dem Dorfe Boa von 30 Häusern.

5. Nojo. Das hauptsächlichste Dorf ist Tugala mit 60 Häusern und Irŏnohŏlū mit 40 Häusern.

6. Irŏnŏdjei mit dem Dorfe Tuheibelua mit 30 Häusern.

7. Ono djihura und

8. Lahāgo, worin die Dörfer Hili-Goë mit 15 Häusern, Hili-Gaugo mit 20 Häusern und Hili-Dei mit 40 Häusern.

9. Moroŏ mit den Dörfern Sibombōwo mit 20 und Fadoro mit 34 Häusern.

10. Irŏnŏdjōno, worin die Dörfer Lĕwō-lĕwō mit 20, Ono-namōlo mit 25 und Renodjei mit 40 Häusern.

11. Lahōme mit den Dörfern Madjinga, Ombalata und Tétéhosi von 90 bis 100 Häusern.

12. Irŏnŏlasse.

13. Irŏnŏhuna, die grösste Landschaft von Nias, die beinahe die ganze Breite davon einnimmt und den höchſten Theil des Eilands bildet, wird von wild herumschweifenden Horden bewohnt.

14. Irŏnŏdjo, worin die Dörfer Lauso mit 30, Barăwango mit 30, Sohalāma mit 20, Babalasāra mit 30, Batjelana mit 80, Babagéo mit 100, Ono-djihūra mit 40, Bunawōlo mit 120 und Lawinda mit 120 Häusern.

15. Garāmo.

16. Ono-namōlo, worin die Dörfer Sendegéassi mit 120, Hili-Fasōma mit 260, Orahili mit 400, Fadōro mit 210, Botohosi mit 420 und Hili Djambōwo mit 160 Häusern.

17. Madjinga mit den Dörfern Hili-Betōmo mit 120, Babaganōwo mit 100, Hili-Ganōwo mit 90, Babatowara mit 90, Hili-Tjerolawé mit 100. Băbălobĕlāno mit 140, Hili-Geho mit 150 und Hili-Djohōno mit 190 Häusern.

Wenn man nun für das nördliche Nias eine durchschnittliche Zahl von 10, für Süd-Nias von 15 Bewohnern für jedes Haus annimmt, so kann man die ganze Bevölkerung von Nias auf 230—250,000 Köpfe schätzen. Da wir den am ſtärkſten bevölkerten Theil der Insel und mit wenigen Ausnahmen die grössten Dörfer besucht haben, iſt diese Annahme wohl zu rechtfertigen.

Wenden wir uns zu den Bewohnern, bei deren Schilderung ich mich in extracto grossentheils der Worte meines Freundes Nieuwenhuisen in unserer gemeinschaftlich zusammengeſtellten grösseren Arbeit über die Insel bedienen werde. (Sie iſt in den «Verhandelingen van het Bataviaasch Genootschap v. Kunſten en Wetenschappen, Jahrgang 1857 zu finden.) Ueber ihre Abkunft wissen die Niaser selbſt nichts zu erzählen. Junghuhn, welcher übrigens die Insel nicht selbſt besucht und nur — wenn ich mich so ausdrücken darf — zahme Niasser

beobachtet hat, will in ihnen eine Colonie von Battas sehen, und ſicher gibt es Punkte der Uebereinſtimmung zwischen beiden Völkern, selbſt mehr noch, wie Junghuhn anführt. Dafür gibt es aber auch eine weit grössere Anzahl von Punkten, welche dieser Annahme geradezu widersprechen. Nicht der geringſten darunter iſt die Unbekanntschaft mit der Schrift, das Nichtbeſtehen von Kannibalismus, wofür freilich auf Süd-Nias das Kopfabschlagen (Koppensnellen) im Schwang iſt, ein Gebrauch, welchen wiederum die Battas nicht kennen, und endlich die Wahrscheinlichkeit, dass die Gemeinschaft zwischen der Kolonie und dem naheliegenden Mutterland mit einem Male so ganz und gar aufgehört haben sollte, dass selbſt in den Legenden der Kolonie keine Spur mehr davon angetroffen wird. Da nun die Niaser noch schärfer von den Bewohnern der umliegenden Eiländer — die Batu-Inseln, wohin vor nicht sehr langer Zeit eine Einwanderung von Nias aus ſtattfand, ausgenommen —, so bleibt ihre Abſtammung ein immerhin schwierig zu enträthselndes Geheimniss.

Weiter wäre noch ein zweites Problem zu lösen, nämlich die Ursache des Unterschiedes in Sitten und Gebräuchen, Häuserbau, Sprache u. s. w., welcher zwischen den Bewohnern von Nord- und Süd-Nias ſtattfindet. Auch hierüber war es uns unmöglich, Auskunft zu erlangen, und nur soviel wurde uns bekannt, dass die Grenzscheide südlich von unserer Route quer über die Insel zu ziehen iſt. In der nachfolgenden Beschreibung soll dieser Unterschied an der betreffenden Stelle jedesmal erwähnt werden.

Die Hautfarbe des Niasers variirt von Hellbraun in Braungelb und Weisslichgelb; das nicht besonders feine Haar iſt dunkelbraun, auch schwarz, ebenso wie der Bart, welcher auf verschiedene Weise getragen wird. Die Körperlänge beträgt $4^1/_2$ bis $5^1/_2$ Fuss. Der Kopf iſt länglichrund, die braunen Augen ſind ziemlich gross und ſtehen häufig etwas schief. Die Backenknochen ragen etwas hervor; die Form der Nasen, deren Flügel nicht so breit ſind, wie bei der malaischen Race, nähert ſich mehr derjenigen des Kaukaſiers. Der Mund iſt gross, die Lippen ſind dick und oftmals etwas nach oben gebogen; das Kinn iſt rund und mehr oder weniger zurückweichend. Die Schultern ſind schmal, die Gliedmassen fein, die Geſtalt schlank. Durch das häufige Niederſitzen auf den Boden mit in die Höhe gezogenen gegeneinandergedrückten Knieen und das Tragen schwerer Laſten auf dem Rücken ſind bei vielen Frauen die Knie ſtark einwärts gedrückt und die Hüften mehr oder weniger verdreht, wodurch der Gang etwas wankend wird. Uebrigens findet man hübsche Frauen in ziemlicher Zahl.

Der Süd-Niasser iſt im Allgemeinen mehr entwickelt, grösser und ſtärker gebaut und tritt weit ſtolzer auf. — Missgeſtaltete Personen ſieht man selten; Albinos dagegen mit rothem Haar, weisser Körperfarbe und rothen Augen umso häufiger. Man glaubt, dass ſie der Teufel mit Erdenweibern erzeugt habe und nennt ſie darum auch Teufelskinder (Onom-Bela). Sie ſind der Spielball von Jung und Alt.

Von Gemüthsart iſt der Niaser habgierig, eigennützig und misstrauisch. Ohne gerade faul zu sein, verbringt er doch einen grossen

Frau aus dem Volke von Nord-Nias. (S. Seite 147.)

Theil seiner Zeit in Müssiggang. Er iſt nicht grausam, aber rachsüchtig in der höchſten Potenz, so dass der Hass der Eltern auf Kinder und Kindeskinder forterbt, und öfters eine ganze Familie, Säuglinge mit inbegriffen, ermordet wird, um Wiederaufnahme der Blutrache in späterer Zeit zu vereiteln. Weiter iſt er ein geborener Dieb, eifersüchtig, betrinkt ſich gern, wenn ſich die Gelegenheit dazu bietet, und wird dann ſtreitsüchtig. Abergläublisch über alles Mass, glaubt er an böse Geiſter, Gespenſter und an Sympathie. Da er

keine Schrift beſitzt, so iſt ihm Lesen und Schreiben etwas Unheimliches, und oftmals wurden wir gebeten, weder lesen noch schreiben zu wollen, damit kein Unglück über die Wohnung, worin wir uns befanden, hereinbrechen möge. Im nördlichen Nias kommt endlich zu allen diesen Untugenden noch Unreinlichkeit des Körpers, der Kleidung und der Wohnung.

Bei allen diesen Mängeln beſitzt der Niaser aber auch gute Eigenschaften. Er iſt zur Fröhlichkeit geneigt, dankbar für empfangene Wohlthaten, gutherzig und mitfühlend; auf Süd-Nias sogar, wenn es darauf ankommt, tapfer bis zur Selbſtaufopferung. Ob Keuschheit und eheliche Treue diesen guten Eigenschaften beizuzählen ſind, iſt zu bezweifeln, da die ſtrengen Gesetze, gegen deren Uebertretung, ja selbſt die geringſte Verletzung des Anſtandes einen Jeden zurückhält und gerade die entgegengesetzten Neigungen vermuthen lässt. Selbſtmord aus gekränkter Eigenliebe kommt nicht selten vor, namentlich unter Sclaven und Frauen.

Das Familienband im Allgemeinen iſt ein ziemlich lockeres, und namentlich iſt die Kinder- und Elternliebe, wenigſtens was das weibliche Geschlecht betrifft, nicht weit her.

Ohne Schriftsprache, durch fortwährende Fehden und Kriege wenig in geschäftlichem Verkehr mit den Umwohnern, allein mit seinem Lebensunterhalt beschäftigt, ſtets in Unſicherheit wegen Leben und Freiheit und auf Mittel bedacht, beides zu vertheidigen, den Kopf erfüllt mit unheimlichen Erzählungen von Geiſtern, Gespenſtern und Zaubereien, war und iſt der Niaser noch heute unfähig, seinen Verſtand zu entwickeln und eine gewisse Bildungsſtufe zu erreichen. Deswegen iſt er aber keineswegs dumm, er hat ein kindliches Gemüth und ein gutes Begriffsvermögen. Ausdauernd in dem, was er ſich vorgenommen, beſitzt er Eigenschaften genug, welche ihn zu einſtiger Entwickelung befähigen.

Die Kleidung der Männer beſteht auf Nord-Nias für die wohlhabenderen aus einem um den Kopf geschlungenen Tuche von Baumwollenzeug, für die ärmeren aus ihrem eigenen auf die eine oder andere barocke Weise geordneten Haar. Der Oberkörper bleibt meiſt unbedeckt, wird aber auch, namentlich wenn es regnet, mit einer offenen, mit Schulterlappen versehenen Weſte von Baumbaſt oder dicken Haaren verhüllt. Um die Hüfte wird ein 2 bis 3 Zoll breites Band von buntfarbigem Kattun einige Male geschlungen und zur Bedeckung der Schamtheile zwischen den Beinen durchgezogen, so dass die ausgefaserten Enden über den Bauch herunterhängen. Vermögende

schlingen noch ein oder zwei Gürtelbänder mehr um die Hüfte und ſtecken darein Messer und Schwert.

Die Frauen tragen als einzige Bedeckung ein grobes Stück Tuch tief über den Unterleib und um die Hüften geschlagen. Es reicht bis ans Knie und iſt so kurz, dass die Seitenränder nur eben übereinander schliessen. Die Haare, durch ein mit Silberknöpfen oder Glasperlen verziertes Band am Kopf zusammengehalten, hängen glatt nach hinten, eine Tracht,welche dem runden Geſichtchen vieler Frauen recht hübsch ſteht. Um den Hals werden bis zum Busen herabhangende Schnüre von Glasperlen getragen, am liebſten von hellblauer Farbe. Um den unteren Arm befeſtigt man Ringe, die aus der Schale der Riesenmuschel (Chama gigas) geschliffen ſind, oder von ſtarkem Kupferdraht spiralförmig gebogen werden. Sie werden bis zum Ellenbogen um den Arm gewunden. An ihrer Stelle ſieht man oft auch nur übereinandergelegte Kupferringe. Die Ohren werden mit Ringen von Gold, Zinn, Silber und Kupfer in allerlei Form verziert. Sie ſind zuweilen so gross und schwer, dass die Ohrläppchen dadurch ungeheuer ausgedehnt werden, und bei Herausnahme des Zierrats bis zur Schulter herabhängen. Arm- und Ohrringe werden ſtets an beiden Seiten getragen. (S. Abbild. S. 145.) Auf Süd-Nias herrscht grössere Wohlhabenheit, und es wird darum auch mehr auf die Kleidung verwandt. Bei den Männern iſt das Kopftuch öfters mit rothem Tuch eingefasst, und der Lendengürtel mit eben solchen Tuchſtreifen durchwirkt. Beinahe Alle tragen Weſten von Baumbaſt oder schwarz gefärbtem Tau, erſtere geſtickt, letztere mit Fransen verziert. Der Hals iſt mit Ringen von Kupferdraht, oder bei denjenigen, die einen Kopf abschlugen, von Stücken Kokosnussschale behängt. Wer langes Haar trägt, befeſtigt es mit einem Bande, woran an einem Kettchen ein Kamm hängt. Die Frauen tragen Röckchen in ähnlicher Weise wie oben beschrieben, jedoch das Haar am Hinterkopf zu einem aufrecht ſtehenden Büschel zusammengebunden, der an der Baſis mit einem Gold- oder Perlenband umwunden iſt, von welchem Perlenschnüre bis zum Nacken herunterhängen. In Nord-, wie in Süd-Nias laufen die die Kinder nackt, Knaben bis zum 5., Mädchen bis zum 3. Jahr.

Edelſteine kennt man nicht. Im Allgemeinen tragen die Männer das Haar gewöhnlich kurz, um die Schläfe, über der Stirn und im Nacken wegraſirt; zuweilen bleibt auch nur ein einzelner Haarbusch auf dem Scheitel ſtehen. Männer tragen nur im rechten, Frauen in beiden Ohren Ringe, oder zusammengerollte Pisangblätter. Dasselbe findet auch bei Männern und Frauen bezüglich der Armringe ſtatt.

Weiter tragen die Männer ſtets den unteren, die Frauen ſtets den oberen Theil des Körpers entblösst, letzteres jedoch nicht beim Tanz. Ferner beſteht der Gebrauch, die oberen Schneidezähne theilweise abzufeilen.

Haben wir gesehen, wie der Niaser ſich kleidet, so wollen wir nun einen Blick in das Dorf und in seine Wohnung werfen.

Auf Nord-Nias ſtehen die 3—20 Häuser zählenden Dörfer auf einem Hügel, am liebſten nicht ferne von fliessendem Wasser. Rund um das Dorf wird die Erde senkrecht abgeſtochen und die abgeſtochene 10—15 Fuss hohe Wand mit Steinen bekleidet, wenn solche in der Nähe zu haben ſind. Eine Leiter oder auch nur ein Balken mit eingehauenen Stufen vermittelt das Ein- und Ausgehen. Der von den Häusern eingeschlossene freie Raum dient den Bewohnern zum Versammlungsplatz. In seiner Mitte ſteht ein nicht viel über 3 Fuss hohes Häuschen mit hohem spitzem Dach, worunter der zuletzt geſtorbene Häuptling beerdigt liegt, das aber zuweilen auch nur ein Kenotaph iſt. Am Ende des Dorfes befindet ſich die nirgends fehlende Schmiede und am Haupteingang der Schutzgott mit seiner Frau, aus Holz oder Stein, 6—8 Fuss hoch. Einzeln ſtehende Häuser trifft man hin und wieder, zuweilen weit vom Dorfe entfernt, an.

Wenn auch auf Süd-Nias manche Dörfer, wie z. B. Sendegeassi, auf ſteilen Hügeln errichtet und durch Erdabſtiche, Gräben und Wälle in wirkliche Feſtungen umgewandelt ſind, so findet man doch im Allgemeinen dieselben hier mehr in der Ebene, in der Nähe von Flüssen. Sie ſind bedeutend grösser wie auf Nord-Nias und es giebt mehrere darunter von 2—500 Häusern, welche meiſt alle von Holz ſind und, die Fronte einander zugekehrt, in zwei Reihen nebeneinanderſtehen. In grossen Dörfern, wie Fädoro, Orahili, Botohosi, hat man noch ausserdem verschiedene Quer- und Hinterſtrassen. Auf der Mittelſtrasse wohnen die Vornehmen, der Häuptling gewöhnlich am Ende in einem die Strasse quer abschliessenden Haus, so dass er das ganze Dorf zu überblicken vermag. In der Nähe ſteht ein besonderes Gebäude, worin Volksversammlungen abgehalten werden. Es iſt viereckig, ſteht auf niedrigen Pfählen und iſt rundum offen. In ihm hängen, wenn das Dorf im Kriege iſt, die während der Dauer desselben abgehauenen Köpfe so lange, bis der Friede geschlossen, worauf man ſie begräbt. In vielen Dörfern iſt der ganze Boden ziemlich regelmässig mit platten Steinen belegt, oder doch ein kleiner Raum vor jedem Haus nebſt einem zu dem Steinweg führenden Gang vorhanden, welcher das Dorf in seiner Länge durchschneidet. Ausser-

halb des Dorfes, doch so nahe wie möglich, ſind ſteinerne Badeplätze für Männer und Frauen abgesondert errichtet. Sie beſitzen nicht selten ſteinerne Leitungen, ſind jedoch niemals überdacht. Eine doppelte Mauer, von welcher die äussere 50—60 Ellen von der inneren entfernt iſt, umfasst das Ganze. Vor dem Eingang, der mit ſtarken hölzernen Thüren geschlossen werden kann, befinden ſich Treppen. Einzelne Häuser im freien Felde ſieht man hier nirgends, weil die Bewohner eines solchen ihren Kopf nicht lange zwischen den Schultern tragen würden.

Was die Häuser betrifft, so ſind dieselben auf Nord-Nias breiter als tief, im Durchschnitt 50 auf 25 Fuss. Ihrer abgerundeten Ecken halber könnte man ſie mit einem auf Stützen ruhenden, durch einen hohen und spitzen Deckel geschlossenen Korbe vergleichen. (Siehe Abbildung S. 151.) Sie werden in nachfolgender Weise hergerichtet: Vier bis acht Pfähle werden in einer Reihe, 6 Fuss von einander entfernt, in die Erde geschlagen, oder auf Steine geſtellt. Hierauf werden noch drei solcher Reihen errichtet, 4 Fuss von einander entfernt. Sie bilden das Untergeſtell des zu erbauenden Hauses. Auf diese mit Querbalken verbundene Pfahlreihe wird 8—10 Fuss über dem Boden die Flur gelegt. Zwischen den Pfahlreihen ſind Balken diagonal angebracht, auf deren Kreuzungspunkt schwere Baumſtämme oder auch Steine liegen, um dem Ganzen grössere Feſtigkeit zu geben. Die eigentliche Wand iſt 2 Fuss hoch und mit einem als Sitzbank dienenden Brett gedeckt; ihr übriger noch 2 Fuss höherer, schief nach aussen gerichteter Theil beſteht nur aus einigen Latten, so dass man von der Sitzbank aus den ganzen Raum ums Haus übersehen kann. Der aus Balken gut zusammengeſtellte Dachſtuhl iſt durchschnittlich 30 Fuss hoch, am unteren Theile rund, am oberen scharfkantig, mit den Blättern der Sagopalme gedeckt. In dem Dach ſind einige Fenſter angebracht, welche vermittelſt Fallluken geschlossen werden können. Die Dächer auf den Häusern der Häuplinge ſind gewöhnlich um einige Fuss höher, wie die der übrigen Dorfbewohner.

Der innere Raum des Hauses wird durch 2—8 Fuss hohe Wände in ein grosses allgemeines Gemach und mehrere kleine Kammern zur Rechten und Linken für die Familienglieder getheilt. An der Frontseite des für Jeden zugänglichen allgemeinen Raumes, in welchem auch die Leiter- oder Treppenöffnung mündet, iſt der Boden in einer Länge von $1\frac{1}{2}$—2 Ellen und $\frac{1}{2}$ Fuss Breite erhöht. Es iſt dies der Sitzplatz des Hausherrn und seiner Familie, sowie ansehnlicher und willkommener Gäſte. Gegenüber, also an der Hinterseite, iſt der

allgemeine Herd und daneben, nur durch einige Latten geschieden, das geheime Gemach. An einem der zuweilen mit Knäufen verzierten mittelſten Pfähle, dem Hauptſtützen des Daches, iſt der Hausgott befeſtigt; an den Wänden hängen rohe, aus Holz geschnitzte Menschenfiguren, bedeckt und umhängt mit Grasbüscheln und Kokosblättern, die als Heil- und Zaubermittel dienen. Ueber den Mittelpfählen hängen, an Rottang gereiht in zwei bis vier und mehr Reihen übereinander die Unterkiefer aller Schweine, welche im Haus geschlachtet wurden. Ihre Zahl gibt den Massſtab für die Wohlhabenheit des Hauseigenthümers an. Der Rauch, welcher nur durch die Dachluken entweichen kann, schlägt überall an und schwärzt Alles so, dass im oberen Theil des Daches selbſt bei hellem Tag nichts zu erkennen iſt. Aussen an der Vorderseite des Hauses unter dem Dachſtuhl ſieht man noch hin und wieder zur Verzierung Schweineschädel ohne Unterkiefer hängen. Auch ragt bei manchen Häusern ein hölzerner Arm mit geballter Fauſt drohend hervor, ein Symbol, welches an das cave canem der alten Römer erinnert. Bei den Vornehmen beſteht das ganze Gebäude aus dem beſten Holz, bei den geringeren nur theilweise aus Holz, und im Uebrigen aus Latten, Baumrinde und Aeſten.

Auf dem Boden vor den Häusern liegen einige grosse Steine zum Darauffitzen mit ein paar grösseren als Rückenlehne. Ihre Grösse gibt den Reichthum des Beſitzers zu erkennen, da das Anbringen grösserer Steine bedeutende Koſten verursacht. Man findet dieselben deshalb auch nur vor den Wohnungen der Häuptlinge. Endlich ſtehen noch zuweilen neben oder hinter diesen Sitzen rohe Steinsäulen, auf welchen in Umrissen ein menschliches Antlitz, die Vorſtellung des Hausgottes, eingegraben iſt.

Auf Süd-Nias, wo die Häuser bei schmaler Fronte doch grosse Tiefe haben, beläuft ſich erſtere auf 30—40, letztere auf 60—80 Fuss. Das hohe Dach beſteht aus einer vorderen und hinteren Fläche, so dass an beiden Seiten die Wand bis zum Giebel hinläuft. (Siehe Abbildung S. 153.) DieseWand beſteht ſtets vom Rande des Daches abwärts aus an einander gereihten Palmenblättern. Das ganze Gebäude mit der inneren Verzimmerung iſt von beſtem Holz. Gut bearbeitete, in Reihen ſtehende Pfähle, 12—14 Fuss hoch, $1\frac{1}{2}$ Fuss dick, und 4—5 Fuss aus einander ſtehend, mit von Links nach Rechts zwischen jeder Reihe diagonal von den Rändern des Fussbodens laufenden Stützen, welche auf dem Boden mitten unter dem Hause aneinanderſtossen, bilden dessen Untergeſtell. Auf ihrer Vereinigungſtelle liegt ein Laufbrett 2 Fuss über dem Boden, das zu der mitten unter der Wohnung befindlichen

Leiter oder Treppe führt, vermittelſt welcher man in das grosse innere Gemach gelangt. Dieses letztere wird durch eine 10 Fuss hohe Wand gebildet, die das Innere in zwei Hälften scheidet, eine nach vorn und eine nach hinten, wovon die letztere zum Gebrauch der verschiedenen Familienglieder in Kämmerchen getheilt iſt. In der Mitte der Wand, also an der Rückseite des allgemeinen Gemaches, befindet ſich der Herd, rechts und links davon das heimliche Gemach, welches abgeschlossen werden kann und daneben an der einen Seite

Haus auf Nord-Nias. (S. Seite 149.)

die zur Treppe führende Thür, an der anderen Seite die Thür zu den kleinen Kammern. Längs der Frontseite des allgemeinen Saales läuft eine fusshohe Eſtrade vom koſtbarſten Holz mit einer Erhöhung am rechten Rand, dem gewöhnlichen Ruheplatz des Hausherrn. Der Giebel ragt mit drei Vorsprüngen, deren jeder 2 Fuss Höhe und Breite hat, nach aussen vor. Die beiden unteren ſind geschlossen,

der obere ist mit Querlatten versehen. Bei reichen Leuten bestehen diese Latten zuweilen aus Stabeisen. An dem ersten Querbalken im Innern des Hauses über dem erhöhten Sitzplatz hängen in einem Flechtwerk von Rottang eine grössere oder geringere Zahl irdener Teller und Glasflaschen aller Art, am hinteren Balken gegen die Hauptpfähle hin sind Männer- und Frauenbildchen befestigt, erstere mit Lanze, Schild und Schwert, letztere mit ausgebreiteten Armen in tanzender Haltung. Aehnliche Männerbildchen stehen auch im Giebel über dem Lattenverschluss. Ausserdem sind auch an den Balken selbst en relief ausgeschnitzte Figuren von Vögeln, Krokodilen, Schildkröten u. s. w. angebracht, Alles nicht ohne Kunst gearbeitet. Als rosettenähnliche Verzierung ist weiterhin auf der Wand der Phallus mehr oder weniger deutlich dargestellt. Endlich sieht man noch hin und wieder zu beiden Seiten des Giebels einen aus Holz geschnitzten Schweinekopf, während unter dem Giebel mehrere Menschenschädel aufgehängt werden. Stets fehlt ihnen Unterkinnlade; Haare und Bart sind künstlich.

Die Häuser der Armen sind viel kleiner und bestehen aus schlechterem Baumaterial.

Vor den Häusern der Häuptlinge und Angesehenen sind Bänke (Daro daro) von Steinplatten mit hohen Rückenlehnen angebracht, welche sauber viereckig oder rund zugehauen sind.

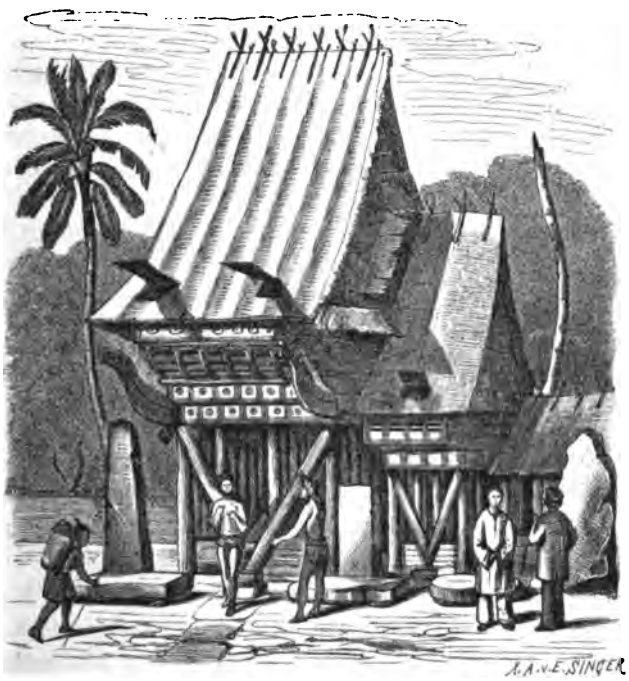
In Nord- wie in Süd-Nias ist der hintere Theil des Pfahlwerks unter den Häusern zu Schweineställen hergerichtet, deren Insassen mit den Excrementen der Hausbewohner gefüttert werden. Längs der ganzen Vorderseite läuft zwischen den zwei ersten Pfahlreihen eine 4 Fuss breite und 2 Fuss hohe Bank hin worauf bei Regen die Männer das Schweinefutter bereiten, die Frauen den Reis stampfen.

Das Hausgeräthe ist sehr einfach. Ein paar irdene Kochtöpfe, einige Löffel von Kokosschale, grobe chinesische Teller und hölzerne Schüsseln, mehrere Bambusröhren zum Holen und Aufbewahren von Wasser, verschiedene Gefässe von Baumrinde, ein Reisblock mit Stampfer, eine Wanne, ein paar Tröge, Körbe und Säcke, Schlafmatten und im südlichen Nias hin und wieder hölzerne Stühle und Bänke — siehe da der ganze Hausrath einer Niasser Familie.

Gleich einfach ist auch der Speisezettel. Hauptnahrung ist Reis, doch isst man auch häufig Erdfrüchte (Ubi, Dioscorea alata) nebst Sago und bei Missernte Mais, alte Kokosnüsse, Kladi (Colocasia esculenta), Wurzeln und auch Blätter. Was Fleischnahrung betrifft, so werden Schweine, Ziegen und Hühner geschlachtet. Weiter wird

verzehrt, was man nur erlangen kann: Wildschweine, Hirsche, alle Vögel, Krokodile, Schlangen, Fische und Schalthiere. Als Zuspeise zum Reis ſind die Blätter der Papaja (Carica papaja) sehr beliebt. Salz wird nie mit den Speisen gekocht, sondern nur aus der Hand dazu gegessen. Pisang, Papaja und Durian (Durio zibetinus), liefern das Obſt; zumal die Früchte des Letzteren werden leidenschaftlich gegessen.

Kaltes Wasser iſt der gewöhnliche Trank, dann und wann, namentlich bei Feſtgelagen, wird Palmwein getrunken.



Häuser im Dorfe Babālobelāno auf Süd-Nias.
(S. Seite 150.)

Die Kochkunſt iſt noch in der Kindheit. Von der Kunſt, aus Reis und Mais Mehl zu machen und davon Brod zu backen, weiss man nichts. Soll ein Schwein geschlachtet werden, so wird ihm das Herz durchſtochen, wobei man möglichſt wenig Blut verloren gehen lässt, hierauf werden die Haare oberflächlich abgesengt und das Thier in soviel Stücke geschnitten, als Gäſte da ſind, worauf es

vertheilt wird und Jeder mit seiner Portion wegläuft. Ungewaschen, beinahe noch zuckend kommt es in den Topf, damit ja nichts von dem allem frischen Fleisch eigenthümlichen Blutgeruch verloren gehen möge. Ja Manche, die das Kochen nicht erwarten können, essen es selbſt roh. Fleisch, Haut, Eingeweide, Blut — Alles wird gierig verschlungen, nur die Knochen werden den Hunden überlassen. Der Kopf gehört dem Dorf, die Leber dem Stammhäuptling. Vor dem Schlachten, was ſtets im Freien geschieht, wird der Schwanz und ein Büschel Borſten abgeschnitten und dem Hausgott als Zeichen der Einladung zum Feſtgelage angeboten, damit er dem Zweck, für welchen das Mahl gegeben wird, seinen Segen nicht vorenthalte.

Die Sitten und Gebräuche der Bewohner ſind von mancherlei und oft höchſt eigenthümlicher Art. Beginnen wir die Schilderung dieser Gebräuche mit dem Augenblick, worin der Niasser ins Leben tritt, mit der Geburt.

Bei der Geburt eines Kindes bekommt die Prieſterin, welche Hilfe geleiſtet, ein kleines Schwein zum Geschenk. Drei Tage nach der Geburt versammelt ſich die Familie und gibt dem Kinde einen Namen, wobei wiederum ein Schwein geschlachtet wird. Der Name wird später gewechselt; bei den Jünglingen wenn ſie ſich verheirathen, bei den Mädchen kurz vor dem Eintritt der Pubertät.

Will ein junger Mann einen Eheſtand gründen, so muss er, wie dies im Allgemeinen im Orient der Gebrauch iſt, ein Mädchen kaufen. Hat er ſich der Geneigtheit eines solchen verſichert, so sendet er irgend Jemand mit einem Unterpfand, zu den Eltern, um das Mädchen zur Gattin zu erbitten. Wird das Unterpfand, gewöhnlich aus einigen Pfunden Kupferdraht zu Armringen beſtehend, angenommen, so iſt dies ein Beweis von Zuſtimmung, und der Bräutigam in spe gibt nun ein Schwein zu einem Feſtgelage für die Familie des Mädchens und die Dorfbewohner. Zugleich wird die Zeit der ehelichen Vereinigung und der Brautpreis feſtgesetzt. Jeder Verkehr zwischen den Verlobten iſt von nun an ſtreng verboten. Kurze Zeit vor dem zur Hochzeit beſtimmten Tag bringt der Bräutigam den Eltern der Braut den ganzen oder einen Theil des Brautpreises, und die Hochzeit findet dann im Hause der Brauteltern ſtatt, wenn der Bräutigam in demselben Dorfe wohnt. Im entgegengesetzten Fall iſt die Feier in dem Dorf des Bräutigams. Die Koſten des Feſtes trägt der Brautvater. Die Einsegnung des Paares geschieht durch einen Prieſter, welcher, nachdem das für das Mahl beſtimmte Thier geschlachtet und dem Hausgott angeboten

iſt, die Köpfe des jungen Paares gegeneinanderdrückt, womit die Ehe geschlossen iſt. —

Zuweilen gehen die Eltern noch vor der Mannbarkeit ihrer Kinder ein Ehegelöbniss ein, in welchem Fall aber der junge Mann, wenn ihm die Braut später nicht gefällt, zurücktreten kann, wodurch freilich seine Eltern das gegebene Unterpfand verlieren.

Personen aus demselben Stamm können ſich nicht miteinander verheirathen; eine jüngere Schweſter darf nicht vor der älteren heirathen; nur wenn vorauszusehen iſt, dass letztere wegen anhaltender Kränklichkeit, Missbildung oder irgend eines anderen Gebrechens keinen Bewerber finden würde, weicht man von dieser Regel ab. Ein Geringerer kann die Tochter eines Höheren, ja selbſt die eines Häuptlings zur Frau bekommen, sobald er im Stande iſt, den Brautpreis zu bezahlen. Das Ehebündniss mit einer Sklavin iſt entehrend. Uebrigens kann der Niasser soviele Frauen nehmen, als er kaufen kann, von denen jede ihre besondere Wohnung haben muss. Concubinen werden nicht gehalten. Eine Sklavin, die durch ihren Herrn Nachkommenschaft erhält, wird dadurch frei; ihr Kind wird in des Vaters Familie aufgenommen. Beim Ableben des Mannes gehen seine Frauen auf seinen Sohn und Nachfolger über, bei dessen Weigerung an seine Stiefbrüder, natürlich die respectiven Mütter ausgenommen. Eine beſtimmte Trauerzeit beſteht nicht; selbſt am Sterbetage schon kann der überlebende Theil ein neues Ehebündniss eingehen, und nur wenn die Wittwe schwanger iſt, muss die Periode der Niederkunft abgewartet werden. Findet eine Wittwe keinen Mann mehr, so sorgt die Familie des geſtorbenen Gatten für ihren Lebensunterhalt.

Die Frau wird das volle Eigenthum des Mannes, ſie iſt ein Artikel, welchen er so billig als möglich zu erlangen ſtrebt. Der Brautpreis variirt zwischen 100 und 2000 Gulden, je nach dem Rang und Stand der betreffenden Familien. Der ganze Preis braucht nicht auf einmal bezahlt zu werden, wohl aber ein gewisser Theil. Es bekommen von demselben die Eltern und Verwandten der Braut ungefähr $^3/_4$, der Häuptling und der Prieſter das Uebrige. Die Bezahlung geschieht ſtets in Gold, in welcher Form auch. Hat der junge Mann nichts, so leicht er und contrahirt damit eine Schuld, die seine ganze Freiheit und die seiner zukünftigen Gattin fortwährend aufs Spiel setzt. Auch die Eltern der Braut ſind verpflichtet, dem jungen Paar einige Geschenke zu machen, deren Werth aber kaum den dritten Theil desjenigen beträgt, was ſie bekommen.

Auch ein Albino kann eine Frau bekommen, muss dann aber

ſtets mehr bezahlen, wie irgend ein Anderer. Dasselbe gilt auch für die mit Aussatz Behafteten. Eine Albino wird nie zur Frau begehrt. Der Brautpreis für Wittwen endlich beträgt die Hälfte desjenigen, zu dem ſie als Jungfrauen losgeschlagen werden.

Ehescheidung kann ſtattfinden, wenn der Mann seiner Frau überdrüssig wird. Letztere geht dann zu ihrer Familie zurück und kann ſich mit Zuſtimmung ihres Mannes wieder verheirathen, in welchem Falle derselbe den Brautpreis erhält.

Aber auch die Frau kann ſich trennen, wenn ſie von dem Manne misshandelt wird, oder wenn dieser nicht gehörig für ihren Unterhalt sorgt.

Die Gebräuche bei Sterbefällen und Begräbnissen differiren sehr in Nord- und Süd-Nias. Sobald in Nord-Nias Jemand am Sterben liegt, so versammeln ſich um denselben Verwandte und Nachbarn mit Frau und Kind, erheben ein Klagegeschrei, das solange anhält, bis der Tod eingetreten iſt. Der Verblichene wird nun in einen Sarg gelegt, der in der Mitte des allgemeinen Gemaches bis zum Abend den Blicken aller blosgeſtellt bleibt. Hierauf zieht man die Leiche wieder aus dem Sarg und begräbt dieselbe, falls der Verblichene ein Häupling war, innerhalb, — war er aber ein armer Mann, — ausserhalb des Dorfes. Beſtimmte Begräbnissorte gibt es nicht. Sobald das Grab geschlossen iſt, hört mit einem Male das Weheklagen auf und das Leichenfeſt beginnt, wobei tapfer gegessen und getrunken wird. Iſt die Familie eines Häuptlings oder Vornehmen im gegebenen Augenblick unvermögend ein glänzendes Feſt zu geben, so bleibt vorläufig der Sarg im allgemeinen Gemache ſtehen, wie wir dies zu Lasara-tua sahen, wo ein vor $3^1/_2$ Jahren geſtorbener Salawa noch immer unbeerdigt in seiner Behausung lag. Hat man endlich alles Nöthige, namentlich Schweine, zusammengebracht, so findet ohne Aufschub das Begräbniss ſtatt. Die Ruheſtätte der Vornehmen und Häuptlinge wird mit Brettern und Blöcken verziert, die bemalt und mit Schnitzwerk geschmückt ſind. Ueber dem Ganzen erhebt ſich ein Dach zum Schutz gegen die Unbilden der Witterung.

Auf Süd-Nias beginnt die Ceremonie ganz in ähnlicher Weise, nur dass der Todte vor dem Begräbniss noch im ganzen Dorfe herumgetragen und seine Waffenrüſtung an dem nach dem Beisetzungsort führenden Thor des Dorfes aufgeſtellt wird. Der Sarg iſt mehr oder weniger verziert. Am oberen Ende befindet ſich ein Vogelkopf, zuweilen iſt er mit einem Stück Baumwollenzeug bedeckt. Die Leiche wird nach dem Umgang nach einem dafür beſtimmten,

ausserhalb des Dorfes liegenden allgemeinen Beisetzungsort getragen, woselbſt der Sarg mit Allem was darin und daran iſt auf ein 6 Fuss hohes Geſtell gesetzt wird und daselbſt ſtehen bleibt, bis mit der Zeit das Ganze verfault zusammenſtürzt und in Moder zerfällt.

Von dem oder der Geſtorbenen wird ein Bildniss geschnitzt und im Sterbehause aufgeſtellt.

Einige Tage später wird das Leichenfeſt gefeiert, wobei immer eine gewisse Anzahl Menschenköpfe geopfert werden müssen, ge-

Leichengestell mit Sarg bei Orahili auf Süd-Nias.

wöhnlich solche von eigens dafür angekaufter Sklaven. Bei grossen Häuptlingen beläuft ſich deren Zahl oft auf 20. Die Enthauptung findet gleich zu Anfang des Feſtes ſtatt, nachdem von jedem Opfer dem Hausgott einige Haare angeboten worden ſind. Die Rümpfe werden ausserhalb des Dorfes, die Köpfe vor dem Hause des Feſtgebers beerdigt. Nach einiger Zeit, wenn die weichen Theile in Fäulniss übergegangen ſind, werden die Schädel ausgegraben und vor des Verſtorbenen Behausung aufgehängt.

Durch raffinirte Grausamkeit trachtet man zuweilen, diesen Men-

schenopfern einen höheren Werth zu geben. So wurde beim Leichenfeſt des kurz vor unserer Ankunft auf Nias geſtorbenen Salawa von Botohosi ein Sklave auf die Dachfirſte des Sterbehauses gebunden und dem Hungertod preisgegeben. Im Augenblick des Verscheidens schnitt man ihn los und liess ihn vom Dach auf die Leiche herunterfallen, damit er, auf ihr liegend, den letzten Athemzug thun solle. Andere Sklaven wurden inzwischen gezwungen, die aus der in Verwesung übergegangenen Leiche abtröpfelnde Feuchtigkeit aufzutrinken. Im nördlichen und südlichen Nias werden bei den Gräbern Säckchen mit Reis und Betel aufgehängt und zerbrochene Teller darauf niedergelegt. Wenngleich die Todten im Allgemeinen wenig geehrt werden, so sehen die Süd-Niasser es doch nicht gern, wenn Fremde ihre Todtenſtätten besuchen, und nur heimlicherweise gelang es mir, in Orahili eine Skizze davon zu entwerfen.

Was das geiſtige Leben, den Umgang und die Vergnügungen betrifft, so lässt ſich Folgendes darüber sagen: Meiſtens wohnen mehrere Familien zusammen, jede in ihrem eigenen Kämmerchen mit besonderer Feuerſtelle. Das grosse Gemach, worin auch alle unverheiratheten Männer schlafen, dient zum allgemeinen Gebrauch, der darin befindliche Herd zum Kochen von Schweinefutter. Alle Glieder einer Familie nehmen gleichzeitig das Mahl ein. Auch Abends bleibt man gewöhnlich lange beisammen, wobei viel geschwätzt und auch gesungen wird. Die ſich ihres hohen materiellen Werthes bewussten Frauen verrichten wohl schwere Arbeit, doch ſind ſie deshalb keineswegs die Sklavinnen ihrer Männer. Der Umgang zwischen jungen Leuten beiderlei Geschlechts iſt gänzlich frei. Grüsse und ähnliche Höflichkeitsbezeugungen kennt man nicht. Das Rauchen von Tabak aus kurzen Pfeifen von Kupfer und Holz iſt allgemein, weniger verbreitet dagegen das Kauen von Siri. Zur Erholung üben ſich die Männer allabendlich im Gebrauche der Waffen, oder auch im Weit- und Hochspringen, woran wir selbſt Knaben von 6 Jahren ſich betheiligen sahen.

Auch ſind die Niasser grosse Verehrer von Tanz und Gesang. Den Tanz der Männer beschrieben wir schon früher, derjenige der Frauen unterscheidet ſich dadurch, dass er höchſtens durch 4 Personen ausgeführt wird, welche dann in einer von der gewöhnlichen Tracht abweichenden, oft sehr reichen Kleidung erscheinen. (Siehe Abbildung.) Der Tanz selbſt beſteht in einem langsamen Hin- und Herschreiten, wobei abwechselnd die Ferse gehoben, seitwärts gedreht, niedergesetzt und zugleich der Takt mit Aufschlagen der Fusssohle

markirt wird. Gleichzeitig wird der Kopf, Oberleib und die Arme auf gar nicht ungraciöse, doch öfters lascive Weise bewegt, alles unter muſikalischer Begleitung von Becken.

Befinden ſich vornehme Personen unter den Zuschauern, so ſtossen die anwesenden Frauen zu Anfang des Tanzes einen gellenden Ton aus, der durch ein einige Zeit anhaltendes Tremuliren mit der Zunge hervorgebracht wird.

Frau eines Häuptlings in Festkleidung.

Becken, Trommeln und Tambourins ſind die Muſikinſtrumente, deren man ſich bedient. Sie werden von einem Jeden ohne allen Rhythmus ad libitum bearbeitet. Auf einer höheren Entwickelungsſtufe ſteht der Gesang, der aus Solos und Chören beſteht. Erſtere ſind meiſt recitativ, während man in letzteren, den Beckenschlag mit seinem Nachklang wiederzugeben trachtet.

Die Feſte, an welchen immer der ganze Stamm theilzunehmen pflegt, haben Essen und Trinken, Tanzen und Singen unabänderlich auf dem Programm.

Betrachten wir das öffentliche Leben, so finden wir eine Vertheilung der Bevölkerung in Stämme, die besondere Namen führen und unter eigenen Häuptlingen ſtehen. Den Theilen des Landes, worin diese Stämme wohnten, gaben ſie ihre Namen, welche noch heutzutage im Gebrauche ſind. Im Verlauf der Zeit verzweigten ſich die Stämme immer mehr und mehr und liessen ſich theils unter Anwendung von Gewalt, theils in Folge gütlichen Vergleichs auf dem Grundgebiet anderer Stämme nieder, wobei ſie jedoch ihren Stammnamen beibehielten und ſich der Vermischung mit Jenen enthielten, wenn ſie gleich die Gemeinschaft mit dem Mutterſtamm aufgaben. Daher kommt es, dass vielfach auf der Insel Stämme von ein und demselben Namen gefunden werden. Kein Stamm übt irgendwelche Suprematie über den anderen aus.

Die Masse des Volkes beſteht aus Häuptlingen, Ansehnlichen, Gemeinen, Prieſtern, Zauberern, Verpfändeten und Sklaven.

Die Häuptlinge zerfallen in Stamm- und Dorfvorſteher. Die Würde iſt vom Vater auf dem Sohn, gewöhnlich den älteſten, erblich. Iſt dieser aber durch körperliche oder geiſtige Gebrechen zur Ausübung der Würde untauglich, so beſtimmt der Vater noch bei Lebzeiten, welcher von seinen Söhnen ihm nachfolgen soll. Der Auserwählte muss aber den letzten Athemzug seines ſterbenden Vaters aufgefangen haben, um in den ungeſtörten Beſitz der Herrschaft zu gelangen. Deshalb drängen ſich die Brüder, ja selbſt Fremde um den mit dem Tode Ringenden. Es gab Fälle, dass man, wenn der Sterbende mit dem Antlitz auf der Hausflur lag, ein Loch in letztere bohrte, um so mit Hülfe eines Bambusrohres den Athem aufzufangen. Das Feſtſtellen, wer der Glückliche iſt, gibt ſtets Anlass zu heftigem Wortwechsel, denn nächſt dem für die Nachfolge beſtimmten Sohne wird auch derjenige, welcher den Athem aufsog, Häuptling. Wird ein Regent kindisch, so tritt zuweilen der Sohn noch bei Lebzeiten des Vaters als Mitregent auf. Die Inſignien der Würde ſind auf Nord-Nias eine goldene, vorn in eine $1\frac{1}{2}$ Fuss lange Spitze auslaufende Krone, ein goldener Halskragen, ein grosser goldener 8 förmiger Ohrring, ferner ein bis zu den Fersen reichender rother, mit weissem Zeug garnirter Tuchrock; ein Dolch mit goldenem Griff, ein mit rothem Tuch bespannter Fächer und vor der Wohnung ein grosses hölzernes oder ſteinernes Götzenbild nebſt mehreren Steinbänken. Auf Süd-Nias tragen die Häuptlinge anſtatt des langen Rockes einen Wamms von Tuch, Sammt oder Seide und an Stelle der Krone eine goldene Feder, die quer von rechts nach links ins Kopftuch geſteckt

wird. Ausserdem binden ſie ſich noch goldene Schnurrbärte an. (Siehe unten.)

Weiter führen die Häuptlinge als Unterscheidungszeichen eine besondere Staatslanze, und iſt der den Stammvater vorſtellende hölzerne Hausgott mit besonderer Sorgfalt geschnitzt. Keines der Inſignien darf eher getragen werden, als bis der Nachfolger das Leichenfeſt für den verſtorbenen Fürſten gegeben hat.

Häuptling von Sendegeassi in Festkleidung.

Die mit der Würde verbundenen Prärogative und Einkünfte ſind nicht nennenswerth, die Macht iſt eine sehr beschränkte, der Titel iſt Salawa, welcher in den von Belugu erhöht werden kann, wobei ein grosses Feſt gegeben und ein Menschenkopf geopfert werden muss.

Fürſtliche Frauen führen keine Titel. Der Titel Salawą iſt nicht erblich, wohl aber der von Belugu, welcher auf den älteſten Sohn übergeht.

Zu der vornehmen Klasse gehören Verwandte der Fürſten und Solche, die Vermögen beſitzen; ſie haben Sitz und Stimme bei Berathungen.

Gemeine ſind diejenigen, welche ausser einer kleinen Wohnung und einem Stückchen Land nichts weiter beſitzen. Meiſt noch nach Jahren für den Brautschatz verschuldet, führen ſie ein elendes Leben und mögen ſich glücklich preisen, wenn ſie dem Loos der Sklaverei entgehen.

Gottesverehrung iſt dem Niasser unbekannt; er glaubt nur an gute und böse Geiſter. Alle Uebel werden durch die letzteren verursacht, und darum muss diesen durch Beschwörung gewehrt werden. Die guten Geiſter haben Macht über die bösen und müssen deshalb zu deren Bezwingung angerufen werden. Die Menschen wissen aber nur selten, welcher gute Geiſt in einem beſtimmten Falle gerade Macht beſitzt über den dabei thätigen bösen Geiſt. Dies kann nur ein untergeordnetes Wesen, der Bèla erforschen, der solches seinen Vertrauten unter den Menschen, den Prieſtern (Eré), auf deren Ersuchen mittheilt. Es iſt demnach die Hauptaufgabe des Prieſters, den Bèla zu beschwören und werden namentlich seine Dienſte bei Krankheiten in Anspruch genommen. Ausser den Einkünften, welche ihm dieselben eintragen, erhält der Eré noch die Koſt während der Tage, an welchen er beschäftigt iſt. Uebrigens lebt und arbeitet er wie jeder andere Dorfbewohner und ſteht auch keineswegs höher im Ansehen. Man hat auch weibliche Erés, deren Hilfe von Frauen beansprucht wird. In jedem Dorfe von einiger Bedeutung iſt für gewöhnlich nur ein männlicher und ein weiblicher Prieſter; kleinere, nahe beieinanderliegende haben meiſtens einen gemeinschaftlich. Manche Erés beſitzen die Macht, ihr Wissen Laien mitzutheilen und es werden auf diese Weise neue Prieſter herangebildet. Ihre Anſtellung jedoch erhalten ſie erſt vom Salawa, mit dem ſie meiſtens in Verwandtschaft ſtehen. Da ſie keine abgegrenzte Kaſte bilden, so fällt auch jeder Anlass zu Konflikten zwischen geiſtlicher und weltlicher Macht weg.

Die Ursachen, aus welchen Jemand gezwungen wird, seine Person zu verpfänden, ſind zweierlei Art: Erſtens geschieht dies, wenn er in Schulden geräth und der Gläubiger ihn für zahlungsunfähig hält; zweitens wenn ein Unvermögender in Geldbusse verfällt und ihm der Betrag vom Häuptling vorgeschossen wird. Bis zur gänzlichen Tilgung der Schuld bleibt dann seine Person verpfändet. Solche Verpfändete können aber niemals veräussert werden.

Sklaverei entſteht, indem die Schulden, welche Jemand macht, durch das gebräuchliche Syſtem jährlicher Verdoppelung rasch zunehmen, wieviel auch immer abgezahlt werden möge. So lange die Schuld nicht gänzlich getilgt iſt, bleibt die Verdoppelung unge-

schmälert beſtehen. Iſt die Schuld nun so hoch geſtiegen, dass ſie dem Werthe eines Sklaven (20 bis 40 Gulden) gleichkommt, so macht der Gläubiger die Sache bei dem Dorfrath anhängig, und alsdann verliert der Schuldner die Freiheit. Ueberſteigt jedoch durch langes Friſtgeben die Schuld den Werth eines Sklaven, so verfallen seine Kinder demselben Loos. Es iſt vorgekommen, dass ein Vater mit seinen Kindern für eine ursprüngliche Schuld von einem spannelangen Stückchen Messingdraht Sklave ward. Eine zweite Entſtehungsart des Sklavenſtandes iſt noch unmenschlicher. Waisen werden durch ihre nächſten Verwandten verkauft. Eine dritte iſt wirklicher Menschenraub und eine vierte endlich, welche noch am meiſten zu entschuldigen wäre, Kriegsgefangenschaft. Sklaverei kann nur endigen, wenn der Leibeigene durch seinen Herrn an Kindesſtatt angenommen wird, oder wenn er den Kaufpreis zurückzahlt, welches Glück aber nur Wenigen zu Theil wird. Auch eine von ihrem Herrn schwanger gewordene Sklavin wird dadurch frei.

Die Arbeit der Sklaven beſteht in Feldbau und Hütung der Schweine; für Speise und Kleidung müssen ſie jedoch selbſt sorgen und erhalten zu diesem Zweck ein Stückchen Land von ihrem Herrn angewiesen, das ſie bebauen. Sklaven können nur Sklavinnen zu Frauen nehmen. Die Eigenthümer behalten das Recht, Kinder und Eltern getrennt zu verkaufen. Für die Schulden ihres Mannes kann eine Frau niemals Sklavin werden.

Die Regierungsform iſt ursprünglich eine patriarchalische, wobei jedoch im Verlauf der Zeit die absolute Gewaltübung einem mehr conſtitutionellen Syſtem gewichen iſt. Die bürgerliche, militärische, gerichtliche und zuweilen auch prieſterliche Macht concentrirt ſich in der Hand des Häuptlings, welcher jedoch keinen Beschluss von Wichtigkeit fassen kann, ohne mit den Aelteſten des Dorfes ſich zuvor darüber berathen zu haben. Sitz und Stimme in diesem Rath haben alle Familienglieder des Häuptlings und der Angesehenen. Die Versammlungen, in denen die Häuptlinge in Staatskleidung erscheinen, finden öffentlich ſtatt; in Nord-Nias auf dem freien Platz vor dem Hause des Salawa, im südlichen in einem besonderen Gemeindehaus (Osali). Jeder Stimmberechtigte kann seine Meinung frei äussern, wobei es nicht selten zu heftigem Wortwechsel, ja, da man ſtets das Schwert bei ſich trägt, selbſt zum Blutvergiessen kommt. Deshalb wird auch, wenn eine Sitzung bei Gelegenheit eines Feſtes nöthig iſt, dieselbe ſtets vor dessen Anfang gehalten, weil dann die Gemüther durch den Genuss von Palmwein noch nicht erhitzt ſind.

Der Häuptling bekleidet ſtets den Vorſitz und sammelt die Stimmen, deren Mehrzahl den Ausschlag gibt.

Kriege zwischen den verschiedenen Stämmen und Dörfern finden leider ohne Unterbrechung ſtatt. Rache wegen eines vermeintlichen Unrechts, Missgunſt und Herrschsucht unter den Häuptlingen geben gewöhnlich den Anlass dazu. Der Krieg wird in einer Rathsversammlung beschlossen, wobei ein Schwein geschlachtet und der Schutzgott des Dorfes um Hülfe angerufen wird. Eine Kriegserklärung findet nicht ſtatt. Die Feindseligkeiten beginnen, sobald die Gelegenheit ſich dazu darbietet. Jeder Waffenfähige, selbſt die männlichen Sklaven, müssen daran theilnehmen, und Jeder trachtet, soviel wie möglich, ſich ein Furcht erweckendes Ansehen zu geben. (Siehe nebenſtehende Abbildung.) Iſt die Bevölkerung wohlhabend, so rüſten und verzieren ſich die Streiter nach ein und demselben Muſter, der erſte Schritt zu einer höheren Taktik.

Angriffswaffen ſind Lanze, Schwert, ein kurzer Todtschläger aus sehr feſtem Holz, nebſt einzelnen Feuerſteingewehren, Vertheidigungswaffen ſind Helm, Schild und Streitrock. Die Lanze, wovon es verschiedene Sorten gibt, wird bei dem Gebrauch wie ein Dolch in der Hand gehalten. Auch die Schwerter variiren vielfach in der Form und namentlich in der Güte der Klinge. Nach aussen zu, am oberen Theil der Scheide befindet ſich öfters ein mit Götzenbildern versehenes Körbchen, worin ſich ein den Träger schützendes Amulet befindet. Der hölzerne Schild hat im nördlichen Nias die Form eines länglichen, ohngefähr 5 Fuss hohen Vierecks und iſt öfters mit Büffelhaut überzogen. Auf Süd-Nias iſt er kürzer, länglichrund und läuft oben und unten in eine Spitze aus.

Ganz und gar in der Form voneinander abweichend ſind die Helme und Streitmützen. Sie ſind theilweise geschlossen, theilweise oben offen, dann von Eisen oder von Flechtwerk, oder auch aus den Fasern der Blattscheide der Areng-Palme verfertigt. Meiſt ſind ſie mit bunten, namentlich rothen Lappen von Tuch oder Zeug verziert. Streitröcke werden gewöhnlich mehrere übereinander angezogen; ſie ſind an der Bruſt offen und werden von Büffelhaut, Baumbaſt, Palmfasern und — jedoch der Koſtbarkeit wegen selten — von Fellen des Schuppenthieres (Manis javanica) verfertigt. Pfeile und Bogen, Fahnen und andere Versammlungszeichen ſind unbekannt. Ein Kreuz- und Querſtrich oder Zirkel, mit Kalk auf den Schild gemalt, gibt im Kampfe das Erkennungszeichen ab.

Von dem Terrain, worauf die Dörfer ſtehen, wissen die Niasser

in ausgezeichneter Weise zu deren Befeſtigung Gebrauch zu machen. Verschiedene derselben ſind Feſtungen im eigentlichen Sinne des Wortes. In Kriegszeiten werden alle Zugänge sorgfältig geschlossen und die Wege mit Fussangeln bepflanzt. Nachts wird gut Wache gehalten.

Die ganze Kriegführung beſteht in verrätherischen Ueberfällen und Ermordung einzelner Personen und in Gefangennahme von Frauen und Kindern. Iſt die Gelegenheit günſtig, so wird auch ein Haus oder Dorf überfallen und, wenn der Handſtreich glückt, geplündert

Mann aus dem Volke, zum Streit gerüstet, von Süd-Nias. (S. 164.)
(Nach einer Photographie).

und dasselbe den Flammen preisgegeben. Die Sieger verüben dann die schrecklichſten Gräuelthaten. Kinder, zu jung, um mitgeführt werden zu können, werden lebendig ins Feuer geworfen, Kranke und Altersschwache verſtümmelt oder grausam ermordet, Fruchtbäume umgehauen, die Feldgewächse zerſtört, kurz alle Schandthaten verübt, deren ein gewaffneter, roher und zügelloser, durch Hass und Feindschaft im höchſten Grade angeſtachelter Mensch fähig iſt. Zu einem geregelten Gefecht, wobei ein Trupp dem andern gegenüberſteht, kommt

es nur selten, das Volk ist dafür zu feige. Das Loos der Gefangenen ist vom ersten Anlass zum Krieg und manchen anderen Umständen abhängig. War die Ursache des Streites Mord oder Raub eines Salawa, oder irgend eines Mitgliedes seiner Familie, oder wird im Lauf des Kampfes eine solche Person getödtet, so werden alle Gefangenen enthauptet. Entstand aber der Krieg aus einer geringfügigeren Ursache, so werden dieselben als Sklaven verkauft. Die Leichen liefert man sich gegenseitig aus, oder sie werden auch von dem einen oder andern kriegführenden Theile verweigert, so namentlich, wenn man die Köpfe der Erschlagenen als Siegestrophäen aufzubewahren gedenkt.

Nach errungenem Sieg findet stets ein grosses Fest statt. Diejenigen, welche sich tapfer betragen haben, erhalten im nördlichen Nias etwas Gold, oder einen andern Werthgegenstand vom Häuptling zur Belohnung; im südlichen Nias dagegen wird dem Tapfern das Tragen eines Halsringes gestattet, welcher sehr künstlich aus an der Randfläche polirten Scheiben von Kokosnussschale gearbeitet ist und hochgeschätzt wird. (Ein solcher Ring ist im Darmstädter Museum befindlich.) Hat sich der Eine oder der Andere Feigheit zu Schulden kommen lassen, so schweigt man das erste, zweite und auch das dritte Mal darüber; im Wiederholungsfalle jedoch wird der Feigling mit Weib und Kind aus der Gemeinde verstossen. Sind übrigens die Verluste noch so gross, so erklärt sich nicht leicht eine der streitenden Parteien für überwunden oder spricht vom Friede machen. Letzterer kann nur durch einen neutralen Häuptling vermittelt werden, der eine Zusammenkunft zwischen Bevollmächtigten beider Parteien einleitet, wobei die Bedingungen besprochen und der Friede später geschlossen wird. Ein grosses Fest, das die feindlichen Parteien einander geben, bekräftigt dann den Vertrag.

Die Rechtspflege ist minutiöser, als man bei einem noch so wenig entwickelten Volke erwarten sollte. Sie beruht, da man keine Schrift kennt, einzig und allein auf Ueberlieferungen. Als Missethaten werden betrachtet Diebstähle, Menschenraub, Beleidigung von Personen durch Worte und Thaten, Unzucht, Ehebruch und Mord. Diebstähle werden mit Geldbusse bestraft, und muss ausserdem der Werth des gestohlenen Objektes doppelt vergütet werden. Ist der Dieb zahlungsunfähig, so wird er, wenn der Diebstahl im Freien geschah, Verpfändeter; wurde derselbe aber in einer Wohnung vollführt, Sklave des Bestohlenen. Auf frischer That ertappt, kann der Dieb ohne weiteres getödtet werden. Auf Menschenraub steht als Busse der

doppelte Werth eines Sklaven; der Räuber wird aber mit dem Tode beſtraft, wenn der Geraubte dabei zu Schaden gekommen iſt. Beleidigungen durch Worte und Thaten werden je nach dem Rang der Betheiligten mit einer grösseren oder geringeren Geldſtrafe gesühnt. Iſt Blut dabei geflossen, so muss der Schuldige ausserdem die Koſten der Genesung des Verwundeten tragen. Was das Vergehen der Unzucht anbelangt, so hat man Stufen angenommen, deren Beſtrafung ſich von einer geringen Geldbusse bis zur persönlichen Verpfändung ſteigert. Derjenige, welcher ein Mädchen schwängert, bezahlt den doppelten Brautpreis; iſt der Verführer jedoch unvermögend und übernimmt Niemand für ihn die Bürgschaft, so wird er mit der Verführten getödtet, selbſt wenn deren Niederkunft zu erwarten iſt. Um ſich diesem Loose zu entziehen, geschieht es nicht selten, dass eine schwangere Frau, von dem auf Nias herrschenden Glauben an den Incubus Gebrauch machend, vorgibt, ſie sei durch einen Bèla (Geiſt) genothzüchtigt worden, in welchem Falle man ihr und ihrem Kinde das Leben schenkt, welches letztere dann ein Onom-Bèla (Albino) wird. Alle Kakerlaken ſieht man demnach für Teufelskinder an. Gleicht ihr Kind bei der Geburt einem gewöhnlichen Menschenkinde, iſt es also kein Albino, so wird nachgeforscht, mit welcher Person dasselbe Aehnlichkeit hat, und iſt eine solche gefunden, so wird dieselbe vom Dorfrath als Vater des fraglichen Kindes erklärt und verfällt in Strafe. Findet Ehebruch ſtatt, so wird der Schuldige mit Geldbusse beſtraft und bezahlt an den beleidigten Gatten das Doppelte des Brautpreises. Bei Unvermögen iſt sein Leben verwirkt. Den auf frischer That bei Unzucht und Ehebruch Ertappten kann der beleidigte Vater oder Gatte sammt dem betreffenden Weibe auf dem Flecke tödten. Das Kind eines verführten Mädchens oder einer Ehebrecherin wird in einen Sack gebunden und derselbe irgendwo in der Wildniss niedergelegt, oder an einen Baum oder Strauch aufgehängt. Es ſteht jedem frei, ein auf solche Weise ausgesetztes Kind mitzunehmen und als sein eigenes zu erziehen; die meiſten derselben gehen jedoch zu Grunde.

Alle Missethaten werden zur Entscheidung vor den Dorfrath gebracht, welcher beide Parteien vor ſich erscheinen lässt, Klage und Vertheidigung anhört und Zeugen für und wider vernimmt. Iſt dies geschehen, so wird das Urtheil mittels Abſtimmung gefällt, wobei die Mehrzahl entscheidet. Die Todesſtrafe kann auf dreierlei Weise ſtattfinden: durch Enthaupten, Ertränken und Erwürgen. Es ſteht dem Verurtheilten frei, eine dieser drei Todesarten zu wählen.

Will eine einer schweren Missethat beschuldigte Person sich von dem Verdachte reinigen, so geschieht dies vermittelst des vor einem aufgeputzten Götzenbilde abzulegenden Eides, bei dem sich der Beklagte verwünscht, oder alle seine Unternehmungen verflucht, so er schuldig sei. Der Eré ist dabei stets gegenwärtig.

Auch Ordalien oder Gottesurtheile sind im Gebrauch. Sie finden mit Waffen, Zaubermitteln und dergleichen statt. So kennt man z. B. die Wasser- und Feuerprobe, die in ähnlicher Weise veranstaltet wird, wie dies in Europa im Mittelalter geschah. Zuweilen werden auch Folterwerkzeuge angewandt, um ein Bekenntniss zu erlangen.

Stimmt auch das Rechtsverfahren nicht in allen Districten genau überein, so werden doch auch auf ganz Nias erschwerende und mildernde Umstände in Erwägung gezogen, und es macht einen grossen Unterschied, ob der Schuldige demselben oder einem andern Stamm angehört und ob der Geschädigte aus einer höheren oder niederen Klasse ist. Gleichheit vor dem Gesetz besteht also auch auf Nias nicht.

Die Polizeiaufsicht wird durch den Ortsvorsteher ausgeübt.

Der Grund und Boden gehört der Gemeinde. Wird ein Landstrich von seinen Bewohnern verlassen, so bleibt deren Anrecht auf denselben nichtsdestoweniger fortbestehen.

Erbfolge findet in niedersteigender Linie statt; fehlt eine solche, so erbt die aufsteigende, und, wenn auch diese, etwa in Folge von Todesfällen, nicht vorhanden, die nächste Seitenlinie. Ehegatten können einander nicht beerben. Eine Abweichung von allen diesen Bestimmungen ist unter keinen Umständen zulässig.

Fassen wir nun noch einige besondere Gewohnheiten ins Auge, ehe wir mit unserer Schilderung weitergehen.

Die Knaben werden zwischen dem fünften und achten Jahr, meist durch den Vater selbst beschnitten. Man legt der Handlung nicht die geringste religiöse Bedeutung bei.

Bei den Sitzen auf dem Boden werden die Beine nicht wie bei anderen orientalischen Völkern unter den Leib geschlagen, sondern vor dem Oberkörper in die Höhe gezogen.

Auf Süd-Nias legen die Männer beim Singen den rechten Arm auf den Kopf, oder halten eine Hand vor's Ohr.

Befinden sich Frauen in einem Hause allein, so ziehen sie bei Annäherung von Fremden die Leiter in die Höhe und schliessen die Thürluke.

Der Niasser, sobald er sich ausserhalb des Dorfes befindet, ist stets gewaffnet; gehen Frauen über Land, so führen sie dabei lange, mit

bleiernen Knöpfen versehene Stöcke und werden ſtets von Gewaffneten eskortirt.

Männer und Frauen, die ſich einem Badeplatz nähern, müssen ſtehen bleiben und rufen; sofern ſie keine Antwort erhalten, können ſie weitergehen; wird aber geantwortet, so müssen ſie warten, bis die Badenden zum Vorschein kommen.

Manche lassen ihre Särge noch bei Lebzeiten anfertigen; dieselben ſtehen dann in der allgemeinen Kammer und bilden gleichsam ein Stück vom Hausgeräthe.

Steinernes Bild, den Schutzgott des Dorfes Hili-Godu auf Mittel-Nias vorstellend.

Die abscheuliche Gewohnheit des Kopfabhauens (Koppensnellen), welche im südlichen Nias im Schwang iſt, findet entweder ſtatt, wenn ein im Sterben liegender Salawa verlangt, dass sein Grab mit einer gewissen Anzahl von Menschenköpfen verziert werden möge, oder an Kriegsgefangenen, deren Schädel man als Trophäen aufbewahren will. Ferner werden empfangene Beleidigungen damit gesühnt, und endlich erhöht ein Salawa, der den Titel von Belugu annimmt, die Feierlichkeit durch dabei abgeschlagene Köpfe. Auch beim Ab-

legen eines auf immer verbindenden Eides spielen ſie eine Rolle. Um Köpfe zu bekommen, gehen gewöhnlich zwei bis drei Personen zusammen und zuweilen mehrere Tagereisen weit, verbergen ſich in der Nähe irgend eines Dorfes, werfen den einen oder den andern arglos Vorübergehenden mit der Lanze zu Boden, hauen den Kopf herunter und eilen hierauf schnell wieder weg, indem ſie Zaubersprüche vor ſich hin murmeln, welche dazu dienen sollen, böse Geiſter fern von ihnen zu halten.

Sehen wir nun weiter, womit der Niasser ſich beschäftigt.

Ausser den täglich für der Haushaltung erforderlichen Arbeiten treibt man Landbau, Jagd, Fischfang und Viehzucht.

Was den Landbau betrifft, so gebührt der Reiscultur die erſte Stelle. Obschon die Pflanze nur auf trockenem Boden gebaut wird, iſt doch die Qualität der Frucht im Allgemeinen eine vorzügliche. Die Bearbeitung des Bodens iſt dabei sehr einfach. Man entblösst irgend ein Stück Land von dem darauf ſtehenden Holz und Geſtrüpp, verbrennt dasselbe auf dem Platz, macht mit einem zugespitzten Holz Löcher in den Boden und setzt die jungen Pflänzchen hinein. Das Feld, worauf im erſten Jahre Reis gebaut wurde, bepflanzt man im folgenden mit Ubi (süsse Erdäpfel, Dioscorea alata), einer zweiten Hauptnahrungspflanze, namentlich für die ärmere Klasse. Auch Mais, der gekocht oder geröſtet vom Kolben gegessen wird, zieht man in ziemlicher Anzahl, ebenso die Sagopalmen; letztere jedoch nicht ihres Nahrungsſtoffes wegen, den man gerade nicht sehr schätzt, sondern um der Blätter willen, die zum Decken der Häuser benutzt werden. Zuckerrohr, Pisang, spanischer Pfeffer, Papaja und einige Fruchtbäume, (Durian und Djambu) werden wohl hier und dort cultivirt, ohne dass man jedoch allzuviel Sorge darauf verwendet. Kokospalmen pflanzen ſich ohne Hilfe fort und gedeihen ausnehmend gut. Nennen wir noch Tabak, Siri und Baumwolle, so haben wir alle Culturpflanzen erwähnt.

Die hauptsächlichſte Jagd, welche der Niasser ausübt, iſt die auf Wildschweine, wobei man ſich einer Art kleiner Hunde bedient, das Thier treibt und in Gruben fängt. Jagd auf Affen wird wohl auch betrieben, jedoch mehr zum Vergnügen. Dem Fischfang liegt man vermittelſt Reusen und Netzen in Bächen und Flüsschen ob. Zwischen den Meeresklippen gebraucht man Schöpfnetze oder bedient ſich auch des Nachts bei Fackelschein der Hand.

Die Viehzucht beschränkt ſich beinahe ausschliesslich auf das Züchten von Schweinen. Man hält die Thiere über Nacht in abgeschlossenen Räumen unter den Häusern, lässt ſie aber bei Tage frei

umherlaufen. Von Farbe ſind ſie schwarz, weiss, rothbraun und gefleckt und kommen an Grösse und Gewicht den europäischen Schweinen gleich. Die Ohren ſtehen aufrecht, der Schwanz iſt lang und borſtig. Da das Schwein den Hauptreichthum ausmacht, so wird es mit besonderer Sorgfalt gepflegt. Hunde ſieht man nur in geringer Zahl und Niemand bemüht ſich um ſie; ſie müssen ſich ihre Koſt ſelbſt suchen. Sie gehören zu der auch auf Jāva und Sumātra verbreiteten Rasse mit spitzer Schnauze und spitzen, aufrecht ſtehenden Ohren. Die Farbe der Behaarung iſt meiſt eine graulichgelbe.

Als Handwerker liefern die Niaser in mancher Hinſicht ausgezeichnete Arbeit. Dass ſie gute Zimmerleute ſind, dafür sprechen ihre grossen hölzernen Häuser und viele vortrefflich gearbeitete Waffen. Nicht weniger geschickt ſind ſie als Kupfergiesser, haben es aber in der Bearbeitung des Goldes viel weniger weit gebracht. Die Frauen verſtehen die Kunſt des Webens und wissen den Faden gelb, roth, braun und schwarz zu färben; auch verfertigen ſie nette Flechtarbeiten von Pandanus-Blättern. An manchen Orten werden irdene Töpfe fabricirt, und an vielen Stellen der Küſte gewinnt man Salz. Oel wird allein in der Umgegend von Gunung Sitoli und auf den Nakku-Inseln aus reifen Kokosnüssen bereitet.

Der Handel, welcher auf den Inseln getrieben wird, beſteht hauptsächlich in Tauschhandel, wobei das Gold als Währung zur Berechnung des Werthes der Waaren angenommen wird. Produkte für den Export ſind Reis, Bauholz, Oel, Gummi elaſticum und Gettah; importirt werden Gold, Eisen, Messingdraht, metallene Becken, Glasperlen, Tuch, Baumwollenzeuge, grobe chineſische Teller, ordinäre Quincaillerie-Waaren und javanischer Tabak. Die Ausfuhr von Sklaven nach Atji, welche früher bedeutend war, hat gegenwärtig beinahe aufgehört, seitdem die Regierung ſich mit Ernſt darauf verlegte, dieselbe zu unterdrücken. Märkte werden gehalten zu Gunung-Sitoli, Nakku, Sumbawa, Maros und in den Busen von Lagundi, Bohili, Telok-dalam und Balejka. Die Häuptlinge machen gewöhnlich die Preise und erhalten eine Abgabe für die Ertheilung der Erlaubniss zum Handel. In den meiſten Fällen gibt man ihnen noch obendrein ein kleines Geschenk.

Münze iſt unbekannt und wurde zu unserer Zeit von keinem Bewohner als Bezahlung angenommen. Gold iſt wie schon oben gesagt, der Massſtab, nach welchem alle Artikel berechnet werden, selbſt dann, wenn Hühner, Schweine oder Reis als Medium bei Handelstransactionen dienen. Nach dem Grade der Reinheit oder Feinheit werden

6 Sorten von Gold angenommen, zu einem Werth von 20—40 Gulden für den Tail (circa $^1/_{16}$ Pfund). Das Silber, von dem zwei Sorten angenommen werden, ſteht zum Gold ohngefähr im Verhältniss von 1 zu 20. Das Gewicht, womit das Gold gewogen wird, iſt fremden Ursprungs und dient bei Transactionen mit Fremden ausschliesslich. Für den Reis beſteht ein Hohlmass, dass jedoch nach den verschiedenen Gegenden von sehr verschiedener Grösse iſt.

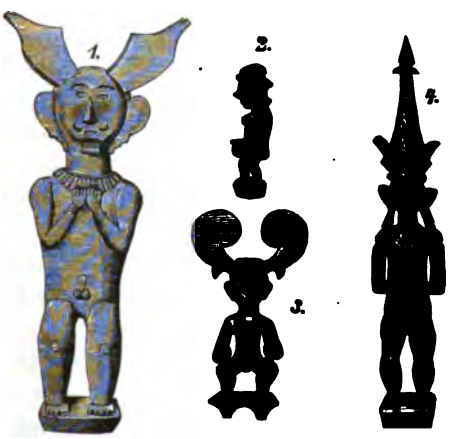
Nicht uninteressant war es für uns, den Geldwerth verschiedener Gegenſtände kennen zu lernen.

Im südlichen Nias wird manches Fürſtenhaus gefunden, dessen Baukoſten mit Material und Arbeitslohn auf 6000 Gulden zu ſtehen kommen. Die Prachtkleidung eines Häuptlings, wie z. B. die des Salawa von Tugala, repräsentirt zuweilen einen Werth von 3 bis 4000 Gulden, die einer Häuptlings-Frau von 2000 Gulden. Der Brautpreis für ein Mädchen von hohem Stande erreicht eine durchschnittliche Höhe von 3000 Gulden. Das Hausgeräthe fabricirt man selbſt; es hat darum nur geringen Werth, dagegen koſtet das Porzellangeräthe mancher Häuptlinge wohl 2000 Gulden. Prächtige und koſtbare Waffen werden nicht geführt; nur die wenigen Gewehre, schlechte englische Feuerſteinflinten, welche auf Singapura 6 Gulden per Stück koſten, ſtellen im Lande selbſt einigen Werth, 80—100 Gulden das Stück vor. Sklaven und Schweine, deren mancher Salawa eine grosse Anzahl beſitzt, mitgerechnet und mit Einschluss des todten Kapitals kann das Eigenthum eines Häuptlings auf Süd-Nias auf 25—30,000 Gulden geschätzt werden, während dasjenige eines Salawa auf dem ärmeren nördlichen Nias ſich durchschnittlich auf 6000 Gulden beziffern mag, wobei die Wohnung auf 500, die Ornamente auf 1200 Gulden taxirt werden können.

Endigen wir mit einigen Worten über die abergläubischen Vorſtellungen, Teufelsbeschwörungen und was damit in Verbindung ſteht.

Von einem Geiſt in ſich haben die Niasser keinen Begriff. Im Winde, das Einzige, was ſie nicht sehen und doch fühlen, iſt der Sitz der oberſten Gottheit, Lubu langi, concentrirt. Sie ſtellen ſich denselben vor als einen im Luftraum schwebenden Baum. Früchte, welche ſich davon lostrennen, werden, wenn ſie in das Leere fallen, zu Geiſtern; andere, die zur Erde niederfielen, wurden Menschen und die Stammeltern der gegenwärtigen Bevölkerung. Lubu langi iſt der Ursprung von Allem, und von ihm kommt nur Gutes. Die Stammeltern bleiben mit ihm in ſteter Gemeinschaft und können ſich mit ihm unterhalten, weshalb man ſich auch an den Stammvater wendet,

Hölzerner Hausgötze eines Häuptlings. (S. Seite 174.)



Kleinere Götzenbilder. (S. Seite 174.)

1. Schutzgott gegen Krankheiten. — 2. u. 3. Schutzgötter am Korbe eines Schwertes. — 4. Adju-nubu.

um Gutes zu erlangen und Böses abzuwehren. Das Gleiche geschieht auch mit einem zweiten, die Erde ſtützenden Untergott, Batu-Beana und Latu-Rafano genannt. Auch die übrigen Geiſter werden in manchen Fällen angerufen. Alle diese, worunter ſich auch solche weiblichen Geschlechtes befinden, werden durch Bilder vorgeſtellt, die eigene Namen führen und einen besonderen Platz in oder vor dem Hause haben. Ihr allgemeiner Name iſt Adju. Davon ſind die vornehmſten: Adju-Siraha-Salawa, der Hausgott des Häuptlings, eine aus feſtem Holz gut geschnitzte ſitzende Figur von 1½ Fuss Höhe, Adju-Nebu das Bild des Stammvaters, Adju-Lawolu, der Schutzgott des Dorfes, ein 6—8 Fuss hohes Bild von Holz oder Stein. Für jedes besondere Ereigniss im Leben wird der eine oder andere Adju angerufen, unter dessen ausschliessliches Ressort jenes gehört und der ſich auch um nichts Anderes bekümmert.

Es giebt grosse und verschiedene kleinere böse Geiſter. Nadaaija iſt der mächtigſte darunter und am meiſten zu fürchten. Sie ſind die Ursache von allem Uebel, das den Menschen und seine Habe betrifft, und müssen darum durch Beschwörung abgewehrt werden. Zu ihnen zählt auch der Bèla, der schon oben erwähnt wurde; von ihnen macht man keine Bilder. Sie hausen in Wäldern und Feldern, in Gärten, in den Häusern und auch in Menschen und Thieren, wenn diese von Krankheiten befallen werden.

Wird Jemand krank, so iſt dies ein deutlicher Beweis, dass ein böser Geiſt ſich seiner bemächtigt hat. Der Eré wird gerufen, untersucht den Patienten und fragt den Bèla, welcher böse Geiſt seine Hand im Spiel habe. Hat er dies vernommen, so fertigt er ein hölzernes Bild und bindet einige Palmenblätter daran feſt, worauf ein Huhn geschlachtet wird, dessen Herz und Blut man dem Teufel bietet, damit derselbe es als Opfer nehmen und den Kranken loslassen möge. Thut er dies, so entsendet er eine für Jeden mit Ausnahme des Eré unſichtbare Feuerfliege, welche dieser mit einem Tuche fängt und auf des Kranken Stirn setzt, der nun wieder gesund wird. Geschieht dies letztere aber nicht, so hat der Bèla den Eré missleitet und ein mächtigerer Geiſt wird nun citirt. Mitten vor dem Hause wird eine mit Palmblättern verzierte Stange aufgerichtet, an deren Spitze eine Kette mit gleichem Schmuck nach einem vor dem Eré auf der Firſte des Daches befeſtigten Trog läuft. Der Eré nimmt nun ein Schwein, bringt dasselbe auf das Dach und bietet es dem Geiſte zum Sühnopfer an, tödtet es und lässt es von dem Dache herunterfallen. Der nach dem Schwein begierige Teufel, lässt ſich an der Kette herunter

und der betreffende gute Geiſt sorgt nun dafür, dass derselbe nicht wieder heraufkommt. Hilft auch diese Beschwörung nicht, so wird angenommen, dass mehrere Teufel die Krankheit verursachen und jetzt wird eine allgemeine Jagd auf dieselben gemacht. Mit Ausnahme der an der Frontseite des Daches befindlichen Luke werden die Thürluken des Hauses geschlossen, nachdem alle Frauen daraus entfernt worden sind. Die darin zurückgebliebenen Männer hauen nun mit ihren Schwertern nach allen Richtungen um sich, schlagen aus Leibeskräften auf Pauken und Becken, kurz machen einen diabolischen Lärm. Die darüber zum Tode erschrockenen Teufel flüchten nun längs der Kette und können nicht mehr ins Haus eindringen, weil alle Zu- und Ausgänge geschlossen sind. Auf ähnliche Weise werden die Teufel ausgetrieben, wenn Epidemien in einem Dorfe auftreten.

Die Niasser kennen auch den Gebrauch von Amuletten, welche am Körper oder auch am Schwert getragen werden. Das wirksamſte von diesen iſt ein sogenannter Donnerſtein (Lela-gooi), den einzelne Menschen bei heftigem Ungewitter zu Boden fallen sehen können. Auch giebt es glückliche und unglückliche Tage, gute und böse Träume, und es wird, wenn man etwas Wichtiges unternehmen will, sehr auf günſtige oder ungünſtige Vorzeichen geachtet.

Die Begriffe über ein Leben nach dem Tode sind sehr verwirrt. Der Körper iſt aus dem Nichts entſtanden und kehrt zum Nichts zurück, während die Seele zu ihrem Ursprung, dem Winde zurückkehrt. Um eine Belohnung oder Beſtrafung jenseits bekümmert man sich blutwenig. Durch die Bewegungen eines unter der Erde wohnenden Geiſtes, Batu-betanu entſtehen die Erdbeben; durch die eines auf dem Meeresboden hin- und herlaufenden Taschenkrebses werden Ebbe und Fluth verursacht. Sonnen- und Mondfinſternisse sind Anfälle von bösen Geiſtern auf diese Geſtirne, die sie zu verschlingen suchen. Ein Komet iſt aus einem gewöhnlichen Stern und einem Teufel zusammengesetzt, der sich daran feſtklammert, um Unglück über die Menschheit zu bringen. Sternschnuppen sind der Dreck anderer Sterne; der Regenbogen iſt ein Netz, von Nadaaija ausgeworfen, um Menschen zu fangen. Sonne und Mond bewegen sich um die Erde. Früher machten sie die Reise zusammen, bekamen jedoch Streit und fochten mit einander, wobei der Mond ein Auge verlor, während das andere beschädigt wurde, wie dies noch deutlich zu sehen iſt. Er kann darum den Weg nicht mehr gut finden, bleibt hinter der Sonne zurück, iſt bald bei Tage, bald bei Nacht zu sehen und läuft öfters

schief, wodurch nur ein Theil von ihm ſichtbar iſt. Von den Sternen haben nur Venus und das Siebengeſtirn einen Namen. Zeitrechnung iſt sehr unbeſtimmt. Die Zeit, die zum Reisbau bis zu dessen Reifwerden nöthig (6 Monate) iſt, könnte man mit unserm Jahr gleichſtellen. Die Monate werden nach der Umlaufszeit des Mondes berechnet; die Tage heissen der erſte, zweite, dritte, vierte u. s. w., was auch mit den Monaten der Fall iſt. Die Vertheilung des Tages endlich regelt ſich nach dem Stand der Sonne.

D.

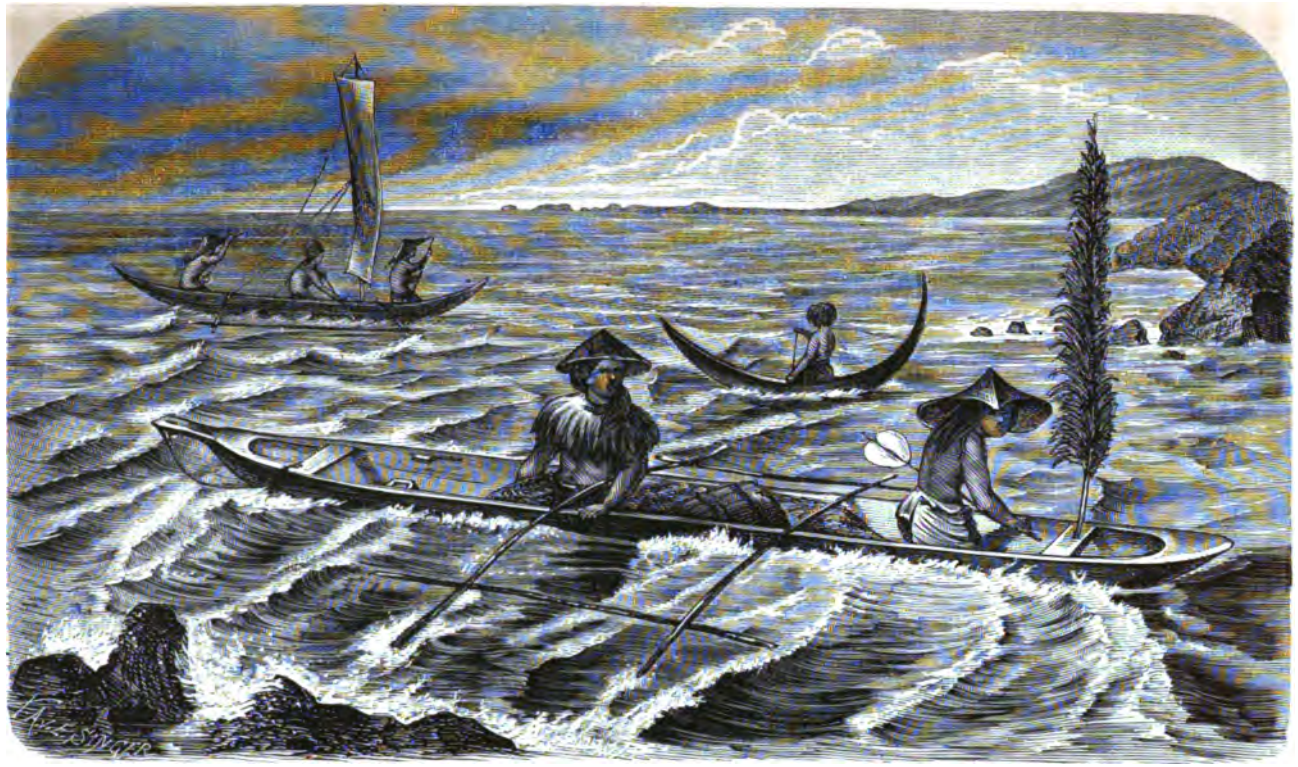
Reisen nach den Mentawej-Inseln.

(24. März — 9. Mai 1847; 24. März — 9. Juni 1849; 27. Auguſt — 8. September 1852.)

Die merkwürdige Gruppe der Mentāwej-Inseln besuchte ich dreimal, und zwar zum erſten und zweiten male auf Befehl des Gouverneurs von Sumatra's Weſtküſte an Bord eines kleinen Handelsfahrzeugs, das letzte mal als Begleiter einer Regierungscommission an Bord des Kriegsdampfers Hekla. Ein englischer Seefahrer und Händler, John Christie, hatte wohl schon vor mehreren Jahren einen Bericht über Land und Leute veröffentlicht, nichts deſtoweniger aber waren die Inseln bisher ziemlich eine terra incognita geblieben, und mit Recht gebührt mir das Verdienſt, dieselben zuerſt näher bekannt gemacht zu haben. Ich lernte hier ein noch im Urzuſtand lebendes Volk, sogenannte Wilde, kennen, welche im Aeusseren, in Sitten und Gewohnheiten ganz und gar von den Volksſtämmen abweichen, die ich bisher während meines Aufenthaltes auf Sumātra hatte kennen lernen.

Meine erſte Reise fand im Jahr 1847 ſtatt. An Bord des Schooners Durĭän, welchen ich zu diesem Endzweck gemiethet hatte, schiffte ich mich am 24. März des genannten Jahres zu Pādang ein und liess mit südweſtlichem Cours nach den zur Gruppe gehörenden Nassau- oder Pāgeh-Inseln ſteuern, dem nächſten Ziel meiner Reise.

Ohngefähr halbwegs wurden wir von einem Orkan überfallen, der uns verderblich geworden wäre, hätte er nur wenige Zeit länger gedauert.



Prauen der Mentawej-Insulaner.

Es war am 27. März. Ein heller, freundlicher Morgen liess nichts von dem Aufruhr der Elemente ahnen, welcher am Abend über unsern Häuptern losbrechen würde. Das ſtete Fallen des Barometers hatte mich zwar einigermassen besorgt gemacht, da aber gegen Mittag die höheren Spitzen von Pageh, freilich noch in weiter Entfernung ſichtbar wurden, hoffte ich, noch zeitig genug den schützenden Eingang der Sikākāp-Strasse zu erreichen, zumal der uns günſtige Wind unser Schifflein rasch vorwärts trieb. Doch nur zu bald sollte ich erfahren, dass ich die Rechnung ohne den Wirth gemacht hatte. Kurz nach Mittag liess der günſtige Wind mehr und mehr nach und blieb endlich gänzlich aus. Ein nebeliger Dunſt verhüllte das schöne Blau des Himmels, düſtere Haufenwolken ſtiegen rasch am weſtlichen Horizonte auf und ballten ſich zusammen, bis ſie gegen 4 Uhr eine schwarze Wand bildeten, die senkrecht auf dem Meere zu ruhen schien und den dritten Theil des Himmelsgewölbes verdunkelte. Mit mattem Schein verbarg ſich die Sonne bald nach 4 Uhr hinter dieser Wand. Noch blieb aber Alles ſtill, und kein Windhauch kräuselte die glatte Fläche des Oceans, der inzwischen sein schön dunkelblaues Kleid abgelegt und ſich in schmutziges Grau gehüllt hatte. Alle Vorſichtsmassregeln waren an Bord getroffen, und in ängſtlicher Spannung sahen wir den Dingen entgegen, die da kommen sollten. Todenſtille herrschte an Bord und jedes Auge war angſtvoll nach der schwarzen, immer näher rückenden Wand gerichtet, die ſich in Riesengrösse vor uns erhob. Es iſt ein eigenthümlich unheimliches Gefühl, welches man bei dieser den Orkanen öfters vorausgehenden verderbenschwangern Stille empfindet; auf mich wenigſtens verfehlte dieselbe niemals ihre Wirkung. Iſt der Sturm losgebrochen, ſind die Naturkräfte entfesselt, so zerreissen auch die Zauberbande, welche den Geiſt in der Erwartung von etwas Ungeheuerlichem, das unausbleiblich eintreffen wird, jedoch zu bemessen unmöglich iſt, gefangen halten.

Gegen halb 5 Uhr zerriss urplötzlich ein greller Blitzſtrahl die Mauer, und ein heftiger Windſtoss, der erſte Athemzug des Orkanes, traf das Schiff von der Seite und warf es beinahe um. Hierauf folgte noch ein Augenblick Ruhe; doch schon mit dem zweiten Wetter schlag brach der Aufruhr der Elemente in vollſter Wuth los. Blitz folgte auf Blitz, Schlag auf Schlag. Vom Sturm gejagt, bäumte ſich unser Schifflein gleich einem um des Lebens Preis ringenden Renner auf den hoch aufſteigenden Wogen. Zugleich fiel ein Sturzregen herunter, von dessen Wuth und Mächtigkeit der Bewohner gemässigter

Zonen keine Ahnung hat. Das Heulen des Windes und das Rollen des Donners machten es unmöglich, irgendwelche Befehle zu geben; selbſt ein ins Ohr geschrieenes Wort verhallte ungehört. Meine Matrosen waren ebenso wie ich selbſt in einem Augenblick bis auf die Knochen erkältet, durchnässt und kaum noch im Stande, irgendwelchen Dienſt zu verrichten. Als nun gegen 6 Uhr Abends ein Blitzſtrahl die Spitze des vorderſten Maſtes traf und zerschmetterte, glaubten Alle, ihre letzte Stunde habe geschlagen. Laut jammernd warfen ſie ſich nieder, und aus Aller Munde ertönte das Allah-Bismilla. Auch ich fühlte mich aufs Tiefſte erschüttert und hatte jede Hoffnung aufgegeben, zumal der Steuermann seinen Poſten verlassen und dem Beispiele seiner Landsleute gefolgt war. Doch zu unserm Glück brach ſich mit diesem Schlag die Wuth der Elemente. Windsbraut und Regen liessen rasch nach, und abgesehen davon, dass wir noch tüchtig umhergeworfen wurden, war keine unmittelbare Gefahr mehr zu befürchten. Die ganze vor Kälte zitternde Schiffsmannschaft kroch nun unter Deck und lag bald in todesähnlichem Schlaf. Ihrem Beispiel wäre auch ich gerne gefolgt, doch da alle meine Bemühungen, einen der Steuerleute zu wecken, fruchtlos blieben, musste ich wohl oder übel selbſt das Steuer in die Hand nehmen und bis zum anderen Morgen führen. Bis auf die Haut durchnässt, sass ich bis Tagesanbruch auf dem Deck, ungeachtet aller Willenskraft von Zeit zu Zeit von Schlaf und Abspannung übermannt. Und wie endlos schien mir diese lange, lange Nacht! Doch als mit Sonnenaufgang der Djurubatu (Oberſteuermann), zu mir trat, um mich aus meinem Halbschlummer zu erwecken, und nach der in glänzendes Grün gehüllten Küſte der Insel Pōra hinwies, welche vor uns aus den Tiefen des Oceans aufſtieg, da füllte ſich mein Auge mit Thränen und blickte dankend empor zum gewaltigen Schöpfer des Weltalls.

Unverzüglich liess ich die ganze Mannschaft an Deck kommen, die Segel wurden beigesetzt und, von günſtigem Wind getrieben, liefen wir gegen 11 Uhr Vormittags in die Sikākăp-Strasse ein.

Im Eingang der Strasse kamen uns zwei Prauen mit einigen Männern und Frauen entgegen, deren Anblick mich im höchſten Grade frappirte. Erſtere waren, einen Schamgürtel ausgenommen, völlig nackt, auf dem Körper tätowirt und mit Blumen und Federn geschmückt; Letztere trugen auf dem Kopfe dreieckige, aus zusammengefalteten Pisangblättern verfertigte Hüte, ähnlich jenen, die unsere Knaben zum Soldatenspiel aus Papierbogen herſtellen. Um diese Aehnlichkeit noch grösser zu machen, befand ſich gleichsam als

Federbusch an der Spitze ein Büschel getrocknetes Gras. Brüſte und Bauch waren mit zerschlissenen Pisangblättern bedeckt, der Unterarm mit Ringen, die Ohren mit den grossen, scharlachrothen Blumen der Hibiscus rosa sinensis verziert; nach einem kurzen Aufenthalt segelten wir in die Strasse ein und liessen gegen 12 Uhr den Anker auf der Rhede von Tekaüte fallen.

Da alle Dörfer auf der Gruppe ſtets in einiger Entfernung von der Küſte liegen, konnten wir erſt am folgenden Tag auf Besuch rechnen, dies aber mit Sicherheit, da die Prauen, welchen wir begegnet waren, unmittelbar ſich heimwärts begeben hatten, um die Kunde unserer Ankunft zu verbreiten. Zum Ueberfluss liess ich noch einige weithin hörbare Kanonenschüsse abfeuern; das hier übliche, die Ankunft von Handelsschiffen anzeigende Signal.

Die Strasse, welche die Inseln Nord- und Süd-Pāgeh trennt, hat bei unserm Ankerplatz eine Breite von ohngefähr 900 Ellen; ihre Ufer ſind von Korallenriffen und Sandbänken umsäumt, welche zur Ebbezeit trocken werden und mit Rhyzophoren bewachsen ſind, hinter denen niedriger Wald den Abschluss bildet. Das Ganze gewährte ungeachtet einer blendenden Beleuchtung und der smaragdgrünen Färbung des Meerwassers einen monotonen Anblick.

Am folgenden Morgen gegen 9 Uhr zeigte ſich in der Oeffnung eines vor uns mündenden Flüsschens eine aus ohngefähr 30 Prauen beſtehende Flotille, welche auf unser Schiff zuruderte. Unter lautem Geschrei trieben die Wilden ihre Fahrzeuge pfeilgeschwind vorwärts, waren rasch beim Schiff und machten ſich fertig, zu uns an Bord zu kommen. Da man schon zu Pādang mich gewarnt hatte, den Eingeborenen nicht allzu grosses Vertrauen zu schenken, so hatte ich meine Massregeln genommen, Geschütze und Gewehre scharf geladen und in der Weise placiren lassen, dass ſie im Nothfall gleich zur Hand waren, welche Massregel ich während des ganzen Verlaufs der Reise zur Anwendung brachte. Denn es war schon öfters vorgekommen, dass die Eingeborenen verrätherischerweise die Bemannung von Handelsfahrzeugen überfallen und niedergemetzelt hatten. Auch geſtattete ich nur einer beſtimmten Anzahl, an Bord zu kommen. Indem ich dabei meine abgefeimten Matrosen unter ſtrenger Controle hielt, damit ſie ſich nicht beim Tauschhandel mit den Eingeborenen etwas zu Schulden kommen lassen möchten, gelang es mir, jeden Conflict zu vermeiden, und blieb unser Verkehr ein fortwährend freundschaftlicher. Dass ich doch dessen ungeachtet während meiner zweiten Reise in eine arge Patsche gerieth, werden wir weiter unten erfahren.

Unter den an Bord gekommenen Personen befand ſich auch der Häuptling des ungefähr 2 Meilen vom Ankerplatz entfernten auf Nord-Pāgeh liegenden Dorfes Tekako. Er war ein ſchon alter seit mehreren Jahren erblindeter Mann, der jedoch eine gute Doſis Intelligenz besass. Durch fortgesetzten Umgang mit Händlern hatte er ſich die malaische Sprache ziemlich zu eigen gemacht und gab mir dadurch Gelegenheit, mich ohne Hilfe meines Djurubassos (Dolmetscher) mit ihm zu unterhalten. Bei seinem Weggang bat er mich, sein Dorf zu besuchen, was ich ihm auch für den folgenden Tag zusagte. Einige Lebensmittel, sowie mehrere interessante ethnographische Gegenſtände waren die Ausbeute dieser unserer erſten Begegnung.

In meinem kleinen Boote begab ich mich am Morgen des folgenden Tages nach Tekako, wurde daselbſt mit der grössten Zuvorkommenheit empfangen und kehrte, nachdem ich verschiedene Häuser besucht, gegen Abend an Bord zurück.

Am 31. März setzte ich die Reise weiter durch die Strasse fort, segelte, nachdem dieselbe passirt war, längs der Weſtküſte von Nord-Pāgeh und ankerte am 2. April auf der Rhede von Silābu, wo ich bis zum 9. blieb. Am 10. weiter nordwärts segelnd, passirten wir die Nassau-Strasse, segelten hierauf der Oſtküſte von Pora entlang und ankerten am 11. für wenige Stunden auf der Rhede von Sikitji, am folgenden Tage zu Telok-Aru und am 13. auf der Rhede von Siburru-Burru, woselbſt ich einige Tage zu verweilen beabſichtigte.

Der dortige Ankerplatz, gedeckt durch die Inselchen Siburruburru, Sigéssi, Renda und Sétan, iſt ein ziemlich günſtiger, schade nur, dass die Gegend unbewohnt iſt. Die genannten Inselchen und der naheliegende Theil von Pora ſind flach, bewaldet und von Korallenriffen umsäumt. Am 20. gingen wir mit nordweſtlichem Cours aufs Neue unter Segel, passirten die Seeblumen-Strasse (Sea-flowerstreet) und ankerten in der Frühe des folgenden Tages an der Südspitze der Insel Sibérut, im Busen von Katōrei, auf der Rhede von Telok-Lāgo.

Hier war mir während meines 11tägigen Aufenthaltes in der Nähe volkreicher Dörfer die beſte Gelegenheit geboten, Sitten und Gebräuche der Bewohner kennen zu lernen.

Hunderte von Wilden besuchten, die Produkte ihres Landes und Kunſtfleisses zum Kauf anbietend, täglich das Schiff. Ich selbſt besuchte die Dörfer Telok-Lāgo und Katōrei, von denen letzteres ohngefähr 5 Meilen weit im Innern des Landes liegt. Bei meinem Besuch gebrauchte ich die Vorſicht, einen Dorfhäuptling so lange an Bord zu halten, bis ich von meinem Ausflug wieder zurückgekehrt war.

In der Zwischenzeit wurde mein ſtark leckendes Schiff einer Untersuchung unterworfen, wobei ſich herausſtellte, dass eine Fortsetzung der Reise weiter nordwärts mit demselben für unrathsam zu erachten wäre. Da jedoch eine genügende Reparatur am hieſigen Orte ohne grossen Zeitverluſt nicht auszuführen war, so blieb mir nichts Anderes übrig, als die Heimreise anzutreten. Ich ging deshalb am 3. Mai unter Segel und kam nach einer zwar durch keinen Sturm getrübten, jedoch höchſt langweiligen einwöchigen Fahrt, am 9. wieder nach Pādang zurück. Da eine solche Dauer ausserhalb jeder Berechnung gelegen hatte, so litten wir fühlbaren Mangel an Speise und Trank und war die mandelähnliche innere Bekleidung der Kokosnüsse, welche wir glücklicherweise in Menge an Bord hatten, mehrere Tage lang unser einziges Nahrungsmittel.

Am 24. März 1849, also gerade 2 Jahre später am Jahrestag meiner erſten Fahrt nach den Mentawej-Inseln trat ich meine zweite Reise dorthin an, richtete aber nun den Cours auf die Insel Sibérut, die nördlichſte und grösste der Gruppe, und liess am 29. den Anker auf der Rhede von Tēpèket, eines grossen, am Nordende der Insel liegenden Dorfes, fallen. Sogleich nach der Ankunft nahm ich mit Pünktlichkeit alle Massregeln, welche zur Sicherheit des Schiffes und der Bemannung dienen konnten, da mir die Bewohner dieses Theiles als höchſt treulos, verrätherisch und jähzornig geschildert worden waren. Vermittelſt Taue liess ich am Ausgang der zur Kajüte führenden Treppe ein Viereck absperren, in welchem ich mich befand und in das keinem Eingeborenen das Eindringen geſtattet wurde. Säbel und geladene Piſtolen lagen zur Hand, die Schiffskanonen waren in Bereitschaft und die Mannschaft bis an die Zähne bewaffnet, befand ſich auf dem Verdeck vertheilt. Dank dieser Massnahme lief unser Aufenthalt ohne Ruheſtörung ab; das Dorf wagte ich jedoch nicht zu betreten.

Nach 11tägigem Aufenthalt wurde die Reise in südweſtlicher Richtung fortgesetzt und kam das Schiff nach kurzſtündigem Aufenthalt auf den Ankerplätzen von Kātjāpūngān, Seybie und Sibérut am 23. April wiederum im Busen von Katōrei an, und zwar auf der alten Ankerſtelle vor dem Dorfe Telok-Lāgo.

Der Erſte, der mich hier besuchte, war mein Freund Inginimannei, der Sohn des Häuptlings von Katōrei, ein prächtiger junger Bursche, der ſich bei meinem erſten Aufenthalt eng an mich angeschlossen hatte. Als ich am 7. Mai Katōrei wieder verliess, um Pōra zu be-

suchen, überreichte mir mein Freund zum Andenken seinen Dolch, welcher sich gegenwärtig im Darmstädter Museum befindet.

Am 10. liess ich auf der Rhede von Tepégat an Poras Nordküste den Anker fallen, blieb daselbst bis zum 14. und segelte hierauf weiter westlich nach der ganz in der Nähe liegenden Rhede von Sibirribenua, woselbst das Schiff noch am nämlichen Tag eintraf.

Hier wartete meiner eine Gefahr, von der ich auch nicht die leiseste Ahnung hatte.

Meine Ankunft auf der Rhede hatte ich nach gebräuchlicher Weise durch das Lösen eines Kanonenschusses signalisirt, in dem festen Glauben, am folgenden Tag einen grossen Theil der Bewohner an Bord meines Fahrzeugs zu sehen. Doch der neue Tag verfloss, ohne dass sich nur auch eine Seele erblicken liess. Da ich meine Zeit nicht unbenutzt verlieren wollte und wohl begriff, das etwas Besonderes vorgefallen sein müsse, so beschloss ich, am Morgen des zweiten Tages das Dorf in Person zu besuchen. Dasselbe liegt wie alle Mentawej-Dörfer, einige Meilen weit im Innern des Landes an einem befahrbaren Flüsschen. Ausser meinem Dolmetscher nahm ich sechs malaische Ruderer mit, von Waffen nur meine Doppelpistole. In den unzähligen Biegungen des von dichtem Wald begrenzten Flusses eingelaufen, ruderten wir in aller Gemüthsruhe $1^1/_2$ Meilen stromauf. Als wir aber an einige den Dorfbewohnern gehörige Anpflanzungen gekommen waren, worin Frauen und Kinder sich mit Feldarbeit beschäftigten, sahen wir diese mit Angstgeschrei die Flucht in den Wald ergreifen. Da mir seither die Frauen noch immer freundlich entgegengekommen waren, machte dieses Betragen mich zwar stutzig, hielt mich aber dennoch nicht von den Weiterfahren ab. Nachdem wir noch eine halbe Stunde zwischen den höher ansteigenden Ufern des immer schmäler werdenden Flusses hinaufgerudert, verrieth ein dumpfes Getöse die Nähe des Dorfes und, an einer scharfen Biegung angelangt, sahen wir es plötzlich vor uns liegen. Der flach auslaufende Ufersaum war mit Wilden besäet, alle mit gespannten Bogen in den Händen und bereit, ihre vergifteten Pfeile auf uns abzuschiessen.

Wie ein aufgeregtes Meer bewegte sich diese Menschenmasse unter Ausstossen ihres weithin durch die Wildniss schallenden Kriegsgeschreies hin und her. Beim Anblick dieser keineswegs freundschaftlichen Demonstrationen hielten meine Matrosen, vor Schrecken erstarrt, mit Rudern inne und obschon es mir auch in der ersten Ueberraschung ganz unheimlich zu Muthe war, begriff ich doch augenblicklich, dass jetzt

Mann von Sibérut zum Streite gerüstet.

Mann von den Pageh-Inseln.

Frau von den Pageh-Inseln.

keine Zeit zum Ueberlegen wäre, sondern gehandelt werden müsse, da nur durch die grösste Kühnheit die grösste Gefahr beschworen werden könnte. Ich befahl meinen Leuten, sogleich die Ruder wieder zu fassen, liess geraden Weges auf den Fleck zurudern, wo der Häuptling ſtand, welchen mir mein Dolmetscher anwies. Kaum hatte die Spitze meines Bootes das Ufer berührt, so sprang ich ans Land auf den nur wenige Schritte vom Wasser entfernt ſtehenden Häuptling los, packte ihn am Arm und setzte ihm die Piſtole auf die Bruſt. Dies Alles geschah in wenig Sekunden. Wie nun die überraschten Eingeborenen, welche die Wirkung des Schiessgewehres kennen, sahen, dass das Leben ihres Oberhauptes in meine Hand gegeben war, liessen ſie die Waffen ſinken und blieben regungslos ſtehen. Ohne meinen Gefangenen aus dem Auge zu verlieren, rief ich meinem Dolmetscher Sitarib zu, ans Ufer zu kommen. Dieser musste hierauf dem versammelten Volke die Ursache meines Besuches erklären und es meiner Freundschaft und friedfertigen Geſinnung verſichern. Nachdem dies geschehen und ich verschiedene Geschenke an die Leute ausgetheilt hatte, wobei der noch immer an allen Gliedern zitternde alte Häuptling am reichſten bedacht wurde, waren wir in kurzer Zeit die beſten Freunde geworden.

Ich habe die feſte Ueberzeugung, dass, hätten wir auf dem Fluss dass Boot gewandt, um zurückzukehren, eine Wolke von Pfeilen uns zugeschickt worden und vielleicht Niemand von uns mit dem Leben davon gekommen wäre.

Die Ursache dieses feindlichen Empfanges war folgende.

Kurze Zeit vor meiner Ankunft hatte ſich ein chineſischer Händler einige Zeit hier aufgehalten, und die armen, leichtgläubigen Eingeborenen auf alle nur erdenkliche Weise betrogen. Als nun endlich diesen letzteren die Augen aufgingen, nahmen sie ein ihm gehörendes kleines Boot den Tag vor seiner Abreise in Beschlag und weigerten hartnäckig die Zurückgabe. Der Chinese musste denn auch ohne dasselbe absegeln; doch hatte er, mit meinem Aufenthalt auf der Gruppe bekannt, die Frechheit, den armen Eingeborenen damit zu drohen, dass ein Abgesandter der Compagnie (ein Name, womit die Eingeborenen im ganzen Archipel, in der Erinnerung an die frühere oſtindische Compagnie, noch fortwährend die holländische Regierung bezeichnen) in Kurzem nach Sibirribenua kommen und die Einwohner für das ihm angethane Unrecht ſtrafen würde. Bei meiner Ankunft zweifelte denn auch Niemand an der Wahrheit

jener Drohung, und man beschloss deshalb, auch gegen mich sein Recht mit gewaffneter Hand zu vertheidigen.

So wäre ich um ein Haar breit das Opfer einer Schurkerei geworden, deren Urheber jedoch nicht lange darauf wegen ähnlicher Betrügereien von den wilden Bewohnern von Sibérut mit seiner ganzen Schiffsmannschaft ermordet wurde.

Am 23. Mai verliess ich den Ankerplatz und segelte der Oſtküſte entlang bis zur Rhede von Seoban zurück, woselbſt ich bis zum erſten Juni blieb, um am 3. die Rückreise nach Pādang anzutreten. Die freundliche Witterung, welche bis hierher mich begünſtigt, kehrte mir während derselben den Rücken, und anhaltender Nord-Weſtwind, der regelmässig nach Sonnenuntergang zum Sturm anwuchs, trieb mein Schiff weit aus dem Cours. So kam es, dass ich erſt am 8. die Küſte von Sumātra nördlich Priāman in Sicht bekam und am 9. Pādang erreichte.

Mitte Auguſt 1852 war am Bord des Kriegsdampfers Hekla eine Regierungscommission nach Pādang gekommen, welche den Auftrag hatte, die Zuſtände auf den Pāgeh-Inseln und auf Engāno einer eingehenden Prüfung zu unterwerfen. Da ich Land und Volk kennen gelernt hatte, wurde ich auf höheren Befehl der Commission zugetheilt und machte somit zum dritten Male die Reise nach der Mentawej-Gruppe.

Am 27. genannten Monats verliessen wir Pādang, waren am 28. in Sicht von Pōra und am 3. September in der Sikākăp-Strasse, wo wir bis zum 5. blieben. Am 6. wurde die Reise längs der Oſtküſte von Nord-Pōra bis an dessen nördliche Spitze behufs Erkennung der Küſte fortgesetzt, am 8. der Dampfer gewandt und nach der in der Nähe der Süd-Oſtspitze von Süd-Pāgeh gelegenen Rhede Labūān-Djawa Cours genommen. Da wir aber auf diesem Theil der Insel nirgends auf Spuren von Bewohnern ſtiessen, dampften wir schon am Abend des folgenden Tages weiter südwärts nach Engano. Ueber den Aufenthalt daselbſt soll am Schluss dieses Abschnittes in einer besonderen Abtheilung ausführlicher gesprochen werden.

Zur näheren Beschreibung der Mentāwej-Gruppe und ihrer Bewohner übergehend, bemerken wir, dass dieselbe zwischen 1° und 3° 40′ südlicher Breite und 98° 30′ und 100° 40′ öſtlicher Länge von Greenwich liegt und durch 4 grosse und einer Anzahl kleiner Eiländer gebildet wird. In ihrer Reihenfolge von Norden nach Süden führen ſie die Namen: Sibérut, Pōra, Nord- und Süd-Pāgeh.

Sibōrut (Mentaweh und Nord-Pora auf den Karten, Sibéro in der

Landessprache), die grösste Insel, wird nördlich durch die Sibērut-Strasse von den Bātu-Inseln und südlich durch die Seeblumenſtrasse (Sea flower-street) von Pōra getrennt. Von den kleineren Inseln, welche es umringen, iſt das an der Südseite gelegene Eiland Karamatjet am bedeutendſten.

Pōra (Süd-Pōra und Goedfortuin auf den Karten) Sikōbo in der Landessprache) wird südlich durch die Nassau-Strasse von Nord-Pāgeh geschieden. Von den dazu gehörigen Inseln nennen wir als die vorzüglichſten Nokko, Burong und Sigére (auch Siburru-burru genannt), alle an der Nordseite der Insel liegend.

Die beiden Pāgeh- oder Nassau-Inseln (Nord- und Süd-Poggi, Sigalāgan der Eingeborenen) ſind durch die Sikākāp-Strasse von einander und im Süden durch Addington's-Kanal von den beiden Sanding- (auch Sandĕan-) Inseln geschieden, welche letzteren mit Mego (Bérilōga der Eingeborenen) die Gruppe im Süden abschliessen.

An der Nordoſtseite aller dieser Inseln findet man viele Einschnitte und Busen, welche jedoch zum grössten Theil schlechten Ankergrund haben, abgesehen davon, dass das Einlaufen grösserer Fahrzeuge durch Korallenriffe sehr erschwert wird. Diese Riffe ſteigen wie eine Mauer zur Oberfläche des Meeres empor und werden bei Ebbe an vielen Stellen trocken. Die grossen Wellen des indischen Oceans, denen ſich diese Mauer namentlich an der Weſtseite der Inseln entgegenſtellt, brechen daran mit einer solch entsetzlichen Gewalt, dass dadurch eine Brandung entſteht, von der man ſich in der nördlichen Hemisphäre nur beim heftigſten Sturm eine annähernde Vorſtellung machen kann.

Die bemerkenswertheſten Busen ſind auf Sibérut die von Tepèket, Katjapangun, Sibérut, Katōrei und Telelĕu; auf Pōra die von Sibirribenua, Telok-dalam (Hurloks-Bay), Telok-plana, Telok-Aru und Seoban; auf Nord-Pāgeh, Silabu und endlich auf Süd-Pāgeh Labuandjawa.

Die Inseln werden in ihrer Längenaxe von einem Höhenzng durchzogen, dessen höchſte Spitzen ſich nicht über 600 Fuss erheben und der nur an einzelnen Stellen Ausläufer bis zur Küſte entsendet, welche mit ſteilem Hang ins Meer abſtürzen.

Die Flüsschen, welche auf diesem Höhenzug entspringen, ſind wegen der geringen Länge ihres Laufes von wenig oder keiner Bedeutung. Der grösste von allen iſt der von Katōrei auf Sibérut. Er durchſtrömt mit südlicher Richtung das Land in einer Länge von 3 geographischen Meilen und hat bei seiner Mündung im gleichnamigen Busen eine Breite von ohngefähr 30 Ellen.

Spuren von vulkanischer Thätigkeit wurden bis jetzt noch nirgends entdeckt, wenngleich Erdbeben öfters ſtattfinden. Die klimatiſchen Verhältnisse ſind dieselben wie auf der Nachbarinsel Sumätra, nur dass die Wärme durch den regelmässig gegen Mittag ſich erhebenden Seewind etwas gemildert wird. Die Abweichungen der Magnetnadel beliefen ſich im Jahre 1847 auf 1° 11' Oſt.

Hoher Wald überdeckt das ganze Land und nur sparsam gewähren kleine, hellgrüne Grasflächen dem Auge einen Ruhepunkt auf dem dunklen Waldkleid. Spuren von Cultur ſieht man von der See aus nirgends, da wie schon oben bemerkt, die Eingeborenen von der Küſte entfernt nur im Innern hausen.

Allein die 4 grossen Inseln haben Bewohner, deren Anzahl übrigens im Verhältniss zur Grösse des bewohnbaren Raumes immer eine sehr geringe iſt. Sie beläuft ſich auf 11—12,000 Köpfe, wovon 7000 auf Sibérut, 1400 auf Pōra, beinahe ebensoviel auf Nord-Pāgeh und 1200 auf Süd-Pāgeh kommen.

Betrachten wir die Bewohner näher, so fällt es dem aufmerksamen Beobachter gleich beim erſten Anblick auf, dass der Mentāwejer nur wenig Uebereinſtimmendes mit den Völkern und Stämmen der Nachbarinseln beſitzt und dass er, was Körperbildung, Sprache, Sitten und Gewohnheiten betrifft, beinahe isolirt daſteht. Er trägt so ganz und gar das Gepräge eines polyneſischen Stammes, dass man ihn weit eher mit einem Bewohner der Südsee-Inseln vergleichen könnte.

Woher der Name «Mentāwej» ſtammt, konnte ich nicht in Erfahrung bringen; in keinem Falle iſt er urſprünglich, da die Bewohner, welche ſich Tschagalalegat nennen, denselben nicht kennen.

Ihr Körper überſteigt selten die mittlere Grösse, iſt aber kräftig und schön gebaut. Namentlich ſind die Geſichtszüge bei Jünglingen und Mädchen anmuthig, bei nicht wenigen selbſt hübsch zu nennen. Die Hautfarbe iſt im Allgemeinen ein ziemlich helles Röthlichbraun; das schwarze Haar fein und etwas gelockt. Männer und Frauen tragen es gewöhnlich lose über die Schulter hängend, oder am Hinterhaupt zusammengeknüpft. Manche schneiden es quer über der Stirn zwischen beiden Schläfen in einer graden Linie ab. Mit Ausnahme der meiſt schwachen Augenbraunen werden die Haare an den übrigen Körpertheilen, selbſt mit Inbegriff der Augenwimpern, ausgerissen. Die Augen ſind ziemlich weit geöffnet, die Nase iſt mehr oder weniger breit und abgeplattet, der Mund etwas hervorſtehend. Da Siri- und Tabakkauen nicht gebräuchlich iſt, bleiben die Zähne durchgehends

schön weiss, werden aber dreieckig zugefeilt. Missgeſtaltete oder Krüppel kamen mir auch nicht ein einziges Mal zu Geſicht.

Gleichwie viele noch im Urzuſtand lebende Völkerſtämme haben auch die Mentäwejs die Gewohnheit angenommen, den Körper mit verschiedenartigen Linien zu verzieren, welche in die Haut eingeſtochen werden. Diese schmerzliche Operation geschieht mit einer in einem Stückchen Holz befeſtigten Nadel aus Kupfer oder Eisen, worauf behufs der Operation mit einem leichten Stückchen Holz geschlagen wird, um die Spitze durch die Epidermis eindringen zu lassen. Die dadurch entſtehenden Wunden werden nun mit einer Mischung von gebrannter Holzkohle und Asche tüchtig eingerieben, wodurch die Zeichnung nach Ablauf des Heilprocesses in bläulichgrauer, mehr oder weniger ins Schwarze fallender Farbe zum Vorschein kommt. Ungefähr mit dem sechſten Jahre fängt man bei den Kindern mit einzelnen Strichen und Linien an und fährt damit ſtufenweise bis zum Mannesalter fort. Der dreieckige Bruſtschild wird zuletzt ausgefüllt und tritt dadurch der Jüngling in die Reihen der Männer ein. (Abbild. S. 185). Von nun an wird zwar weiter keine Linie oder Zeichnung mehr beigefügt, jedoch die beſtehenden noch nach eines Jeden Geschmack nach und nach breiter gemacht. Da die Frauen den grössten Theil des Oberkörpers bedeckt tragen, so ſind ſie in geringerem Masse tätowirt wie die nur mit einem Schamgürtel versehenen Männer, ja Hände und Beine öfters gar nicht. Der Bruſtschild fehlt ihnen immer; an dessen Stelle läuft eine Linie vom Kinn bis zu den Geschlechtstheilen; ſie wird durch andere, auf den Schultern ſternförmig ſich vereinigenden Linien geschnitten. In dem auf Sibérut liegenden Diſtrict Seybie hat der Bruſtschild die Form eines Ovals.

Wie schon bemerkt, beſteht das einzige Kleidungsſtück aus einem 3—4 Ellen langen, ohngefähr 4 Zoll breiten Stück Baumbaſt, das um die Hüften geschlungen und zwischen den Beinen durchzogen wird. Dasselbe wird gewöhnlich gelb gefärbt. Bei rauhem Wetter schützt man Bruſt und Rücken durch ein breiteres in der Mitte mit einem Schlitz zum Durchſtecken des Kopfes versehenen Stück solchen Baſtes, während zum Schutz des Kopfes ein ungeheuerer, platter, aber sehr leichter Hut dient, der aus der Blattscheide der Sagopalme verfertigt wird. In Ermangelung eines Hutes wird auch öfters ein Büschel Baumblätter zum gleichen Zwecke verwendet.

Die Kleidung der Frauen beſteht zu Hause aus einem um die Hüften geschlagenen Stück Baumbaſt, welches an der Aussenseite mit

weissen Bindfaden übernähet und öfters auch mit gelbem Streifen bemalt ist. An dessen Stelle wird auch häufig ein Stück weisses oder rothes, an den Rändern mit Glasperlen verziertes Baumwollenzeug getragen. Begeben sich die Weiber ins Freie, so besteht ihre Kleidung aus einer Schulter und Brust bedeckenden Halskrause und einer bis an die Kniee reichenden Schambedeckung von zerschlissenen Pisangblättern und dem schon zuvor erwähnten, aus demselben Stoff verfertigten Hut, der quer auf dem Kopfe getragen wird. Kinder gehen bis ungefähr zum 9. oder 10. Jahre ohne alle Bedeckung. (S. Seite 185.)

Männer und Frauen schmücken sich gerne; theils mit selbstverfertigten, theils mit importirten Zieraten. Zu erstgenannten gehören Haarbüsche von Hahnenfedern und Grasbüscheln, ferner Zangen von Bambusrohr, gleichfalls mit Hahnenfedern geschmückt, die zugleich zum Ohrzierat auch zum Ausrupfen der Haare dienen; sodann Arm- und Bauchzieraten und Ringe von gespaltenem, roth oder schwarz gefärbtem Rottang, kleine Köcher von Bambusrohr u. s. w. Unter letztgenannte Kategorie gehören kupferne, mit Messingdraht umwickelte Platten, welche die Männer häufig an der Stirn tragen; messingene Armringe und Halsschnüre von Glasperlen, von welch letzteren die von hellblauer Farbe am beliebtesten sind. Zum Schmuck dient weiterhin noch das Bemalen von Stirn und Wangen mit schwarzen Streifen u. s. w; das Tragen von den brennend rothen Blumen des Hibiscus rosa sinensis, in den Ohren und an der Stirne, was sich bei der dunklen Körperfarbe ganz prächtig ausnimmt. (S. Seite 185.)

Die Waffen zur Vertheidigung. bestehen aus leichten, bunt bemalten Holzschilden; die zum Angriff aus Lanzen, Dolchen, Hauern, jedoch hauptsächlich aus Pfeil und Bogen, welch letztere merkwürdigerweise sonst nirgends auf den umliegenden Inseln oder auf Sumātra im Gebrauche sind. Auch die übrigen in eigenthümlicher Weise bearbeiteten Waffen kennzeichnen sich durch die ganz besondere Form der aufwärts gekrümmten Griffe. Die zweischneidigen Dolche sind gewöhnlich mit einem Vogelkopf verziert, die hölzerne Scheide gerade, oder auch in eine krumme Spitze auslaufend und meist roth gefärbt. Die Klingen werden von Sumātra als Rohwaare eingeführt und von den Eingeborenen mit ungeheurer Geduld blank und scharf geschliffen. Der Bogen, die vorzüglichste Waffe der Eingeborenen, hat eine Länge von ohngefähr $4^1/_2$ Fuss und wird aus dem schwarzen, harten und sehr elastischen Holz der Salap-Palme (Arenga obtusifolia) verfertigt. Die Sehne besteht aus stark zusammengedrehtem, mit Harz bestrichenem Baumbast. Die Pfeile haben einen Schaft und eine

Spitze. Erſterer, der Blattſtiel der Nipa-Palme (Nipa fruticans) iſt sehr leicht und am unteren Ende eingekerbt. Die Spitze iſt vom harten Holze der Nibung-Palme (Cariota urens) gefertigt und lose in das obere Ende des Schaftes eingeſteckt. Immer iſt letztere mit Gift beſtrichen, öfters auch noch mit einem scharf geschliffenen Kupferblättchen oder mit den Schwanzſtacheln einer Rochenart zugespitzt. Das Gift (Ipu) wird aus dem Safte des Umei-Baumes bereitet, dem man einen Extrakt der Wurzel des Tuba-Strauches (Cocculus), Tabak und Lombok (Capsicum) beimischt. Im frischen Zuſtand äussert das-

Mann von Pora.

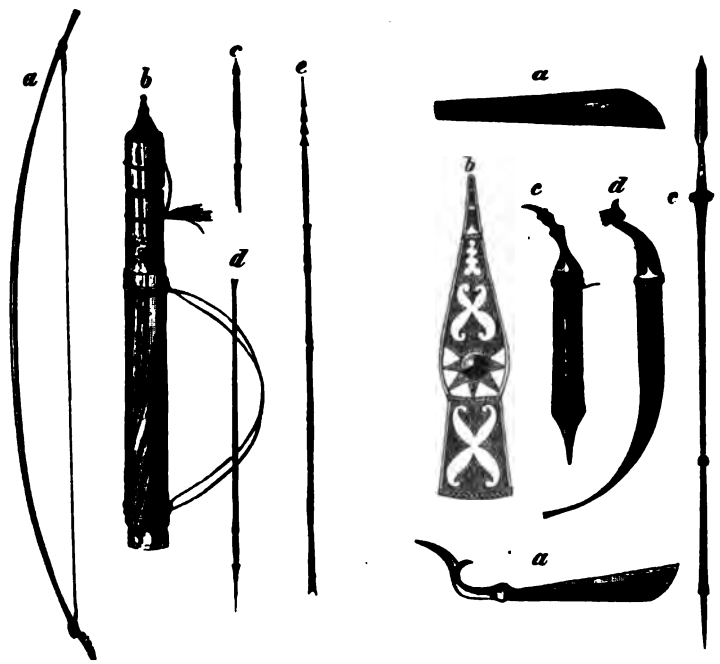
selbe rasch seine Wirkung; älter geworden, verliert es jedoch viel an seiner Kraft.

Ausgezeichnete Bogenschützen, welche bei ruhiger Luft auf 50—60 Schritte Entfernung kaum das Ziel fehlen, ſind nicht selten. Die Pfeile werden in einem mehr oder weniger verzierten Bambusköcher getragen, um welchen ein Stück Palmbaſt geschlagen iſt, das bei Seefahrten und Regen über den Deckel hingeschoben wird, damit kein Wasser ins Innere dringe.

Der Bogen wird in der Hand, der Köcher an einer Schnur über der Schulter getragen. Das Dolchmesser ſteckt an der rechten Seite,

wo es horizontal am Bauchgürtel feſtgebunden iſt. Beide Waffen führt der Mentäwej ſtets bei ſich.

Die ganze Kriegsführung beſteht in verrätherischen Ueberfällen, wobei das Leben keiner Kreatur geschont wird. Auf den Gedanken, Dörfer oder Häuser in irgend einer Weise zu befeſtigen, iſt man noch niemals verfallen.



Waffen der Mentawej-Insulaner.

a. Bogen. b. Pfeilköcher mit Decke. c. Oberer Theil eines Pfeiles mit kupferner Spitze. d. e. Pfeile mit vergifteter Holzspitze.

a. a. Hauer mit Scheide. b. Schild (Aussenseite) c. d. Dolchmesser in Scheide. e. Lanze.

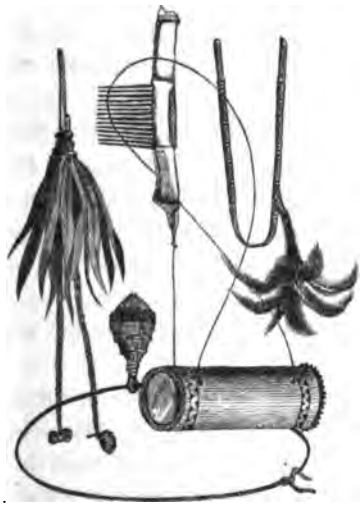
Jagd und Fischfang ſind Hauptbeschäftigungen der Männer, doch betheiligen ſich an letzterem auch die Weiber. Zur Jagd werden Pfeil und Bogen, seltener die Lanze gebraucht; zum Fangen des Wildes Schlingen. Jagdthiere ſind Hirsche, Sauen, Affen, Eichhörnchen, Fledermäuse und alle grösseren Vögel. Von jedem getödteten Thier wird der Schädel im Hause des Jägers als Opfergabe für die bösen Geiſter aufgehängt. Zum Fischen werden, ausser Bogen und Pfeil,

Harpunen, Angeln und Netze gebraucht. Die Prauen, deren man ſich bedient, ſind von grösserer und kleinerer Art. Sie beſtehen aus einem ausgehöhlten Baumſtamm, dessen Flanken bei den grösseren Fahrzeugen mit Bohlen erhöht werden. Auch führen diese einen oder zwei mit Segeln von Matten ausgerüſteten Maſt, ſind auf $^2/_3$ ihrer Länge mit einer überdeckten Gallerie versehen und laufen am Vorder- und Hintertheil in eine grosse, aufwärts gekrümmte Spitze aus. Die kleinen Prauen, worunter welche von halbmondförmiger Geſtalt, führen selten einen Maſt; dagegen werden öfters an beiden Enden Palmwedel als Windfänger aufgerichtet. In vielen Prauen trifft man ein hölzernes, mit Sand oder Steinen bedecktes Geſtell an, worauf Feuer zum augenblicklichen Röſten der gefangenen Fische und Mollusken angezündet werden kann.

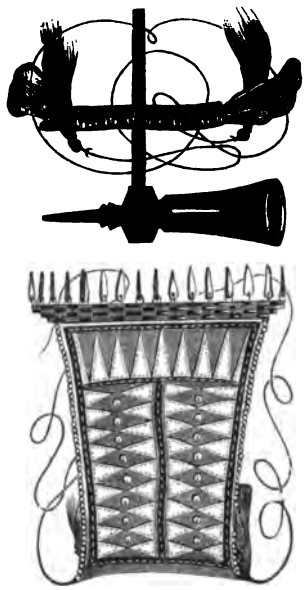
Da die Mentäwejer immer am Ufer eines Flusses wohnen und einen grossen Theil ihres Lebensunterhaltes aus der See holen, so lässt ſich begreifen, dass ſie ausgezeichnet geschickte Ruderer, Schwimmer und Taucher sein müssen. Knaben von 8—10 Jahren beſitzen schon kleine Prauen, mit welchem ſie ſich bei ſtillem Wetter hinaus auf das Meer wagen. Männer und Frauen rudern mit gleicher Geschicklichkeit, und zwar knieend. Befinden ſich Mann und Frau in einer Prau, so ſitzt der Mann vorn, die Frau hinten; letztere ſteuert dann auch. Macht man von den Prauen keinen Gebrauch, so werden ſie ans Land gezogen; die kleineren kehrt man um, die grösseren ſtellt man unter Dach. Die Ruder werden aus leichtem, zähem Holz gemacht und öfters sehr zierlich bearbeitet.

Die Dörfer beſtehen aus mehr oder weniger regellos zerſtreut ſtehenden Häusern, welche in grosse für 30—40, und in kleine für nur eine Familie zerfallen. Die grossen Häuser, ſtets Eigenthum der Häuptlinge, haben eine Länge von 180—200 und eine Breite von 40—50 Fuss. In Wirklichkeit iſt ein solches Haus ein gewölbtes, mit den Blättern der Sagopalme gedecktes colossales Dach, an dem Vorgiebel mit einer weit vorspringenden Spitze verziert. Die Flur iſt von Latten und rohen Brettern hergeſtellt; die Thüren ſind 4 Fuss hohe Oeffnungen im Dach und können vermittelſt Brettern geschlossen werden. Fenſter gibt es nicht. Wegen des öfters feuchten oder überschwemmten Bodens ruhen diese Dächer auf 8—10 Fuss hohen Pfählen, und führen ins Innere, gewöhnlich vom Flussufer aus, lange hölzerne Laufbrücken, die, jemehr ſie ſich von den Häusern entfernen, deſto niedriger werden. (Siehe Abbildung S. 200.)

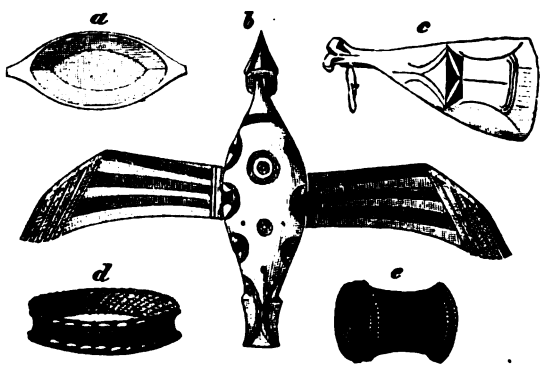
Der innere Raum beſteht aus einem grossen, die ganze Fronte



Halsschnur mit Amulet. Köcherchen mit daran befestigtem Kamm. Bartzange, zugleich Haarzierrat. Ohrschmuck.



Tanzschürzchen.
Hölzerne Tabakpfeife.



a. Hölzerner Napf. b. Hölzerner, bemalter Vogel als Hauszierrat. c. Knochen als Hauszierrat, mit Figuren und Strichen bemalt, welche die Tätowirung der Brust eines Menschen vorstellen. d. Armband. e. Haarband.

des Hauses einnehmenden Gemach zum allgemeinen Gebrauch, von dem aus (der Länge nach mitten durch das Gebäude) ein schmaler Gang läuft, längs welchem sich eine Anzahl kleiner Kammern, die Schlaf- und Kochplätze der verschiedenen Hausgenossen, befinden. Das Ganze ist dunkel, schmutzig und schwarz von Russ. Als Zierrat werden auf den Tragebalken aus Holz geschnitzte, bemalte Thierfiguren angebracht. Mit dem Aufbau eines solchen Hauses gehen gewöhnlich 2—3 Jahre hin und alle Diejenigen, welche sich dabei betheiligen, haben auch das Recht, darin zu wohnen. Die kleinen Häuser haben nur Vorraum und Schlafkammer, die in den Gärten und im Wald stehenden sind nichts weiter, als an der Vorderseite ganz offene Schirmdächer. Um von den Prauen aus den öfters steilen und hohen Uferrand erreichen zu können, werden starke Baumstämme dagegen angelehnt, welche mit Kerben versehen sind und bis ins Wasser reichen. (Siehe Abbildungen S. 200.)

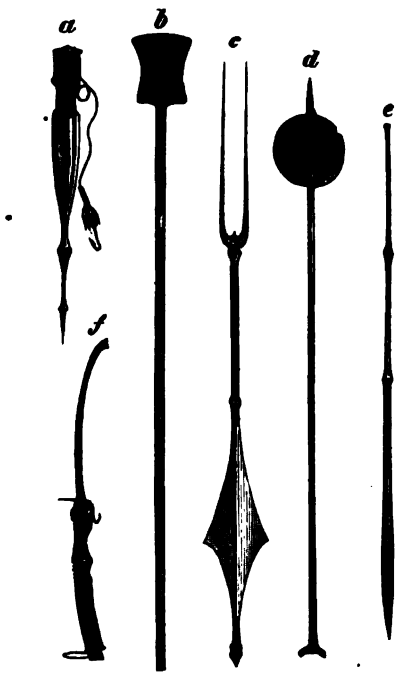
Die wenigen Hausgeräthe sind einfach und bestehen aus Bambusköchern, grossen Schildkrotschalen, irdenen Töpfen, Hackmessern und eisernen Pfannen. Gleich einfach sind die Speisen, Sago in Seewasser gekocht, mit feingeschabtem Kokosnusskern gemischt, ohne Salz oder irgend ein anderes Stimulans, ist Hauptnahrung. Unter den Thieren zieht man das Fleisch von Affen allem übrigen vor. Antropophagen waren die Mentāwejs niemals. Zu Hause essen die Männer allein, und ist unter gewissen Umständen der Genuss mancher Speisen den Frauen verboten, eine Reminiscenz an das Tabu der Südsee-Insulaner.

Am Landbau betheiligen sich Männer und Frauen; die Männer reinigen den Boden durch Umhauen der darauf befindlichen Bäume und Gesträuche, die Frauen säen, pflanzen und bringen die Ernte nach Hause. Die hauptsächlichsten Kulturgewächse sind Zuckerrohr, Mais, Ubi, Papaja, Klādi und Pisang. Auch wird viel Tabak gepflanzt, welcher von Männern und Frauen, Gross und Klein, aus hölzernen Tabakspfeifen eigener Erfindung leidenschaftlich gern geraucht wird.

Die am meisten vorkommenden Krankheiten sind Fieber, Hautkrankheiten und bösartige Geschwüre. Syphilis war zur Zeit meines Aufenthaltes noch unbekannt. Bestimmte Aerzte, ähnlich den Eré's auf Nias, gibt es nicht; ein Jeder handelt nach eigenem Gutdünken. Jede Krankheit wird dem Einfluss böser Geister zugeschrieben, und Heilung kann nur dann erfolgen, wenn dieser Einfluss durch Opfer unschädlich gemacht wird.

Die Bestattung der Todten findet in eigenthümlicher Weise statt; sie erinnert an die Gebräuche mancher polynesischer Volksstämme.

Iſt Jemand geſtorben, so wird die Leiche ohne vielen Zeitverluſt von den männlichen Verwandten des Verſtorbenen aufgenommen und nach dem allgemeinen Beſtattungsort im Walde getragen. Auf den unteren Aeſten des einen oder anderen Baumes wird ein Geſtell von Latten 10—15 Fuss über dem Boden hergerichtet, auf welches man die Leiche offen und blos niederlegt. Einige wenige Zierrate ſind Alles, was man dem Todten mitgiebt. Sobald die Leiche niedergelegt iſt, entfernen ſich die Träger so eilig wie möglich, weil ſie die bösen



Geräthschaften der Mentawej-Insulaner.

a. Geräth zum Fischfang. b. f. Instrument zum Tätowiren, c. Nadel und Schlägel. d. Ruder für kleine Prauen e. Stock für alte Personen.

Geiſter fürchten, die solche Stätten nach dem Volkswahne vorzugsweise zum Aufenthaltsort wählen.

Obschon die Bewohner von Tekako nichts dawider hatten, dass ich ihrer Todtenſtätte einen Besuch machte, konnte ich selbſt um hohen Lohn Niemand finden, der mich dahin begleiten wollte, weshalb ich den Pfad selbſt suchen musste. Schon die Nähe des ſtets in grosser

Entfernung von fliessendem Wasser liegenden Ortes jagt den Leuten eine solche Angſt ein, dass ſie bei dem Vorbeirudern mit Prauen nach dem gegenüberliegenden Ufer übersetzen und in grösster Stille vorbeifahren.

In einzelnen Diſtrikten von Nord- und Süd-Pāgeh werden ausnahmsweise die Leichen in einer wenig tiefen Grube beerdigt. In einem solchen Grabe, das ich heimlicher Weise öffnen liess, um mich des Schädels des Todten zu bemächtigen, war über dem Skelet, das auf der rechten Seite liegend gefunden wurde, etwa 5 Zoll hoch Erde aufgeschüttet; quer darüber lag ein Haufen Palmenwedel, der durch einige daraufgeworfene schwere Baumäſte feſtgehalten wurden.

Gottesdienſt beſteht nicht. Man glaubt an böse Geiſter (Sinétu), die überall in der Natur zu finden ſind und Donner und Blitz, Sturm und Erdbeben, Krankheiten und überhaupt jedes Unglück verursachen. Muss ein solcher Sinétu angerufen werden, so geschieht dies im Walde, und in des Volkes Einbildung antwortet der Geiſt jedes Mal mit einer Stimme, welche derjenigen eines alten Mannes ähnelt. Hölzerne Abbilder dieser Geiſter gibt es keine. Dass bei solchen Begriffen finſtrer Aberglauben tiefe Wurzeln geschlagen, iſt nicht zu verwundern. So wird z. B. keine wichtige Handlung unternommen, ohne dass vorher das Orakel um Rath gefragt worden wäre. Zu diesem Zweck schlachtet der Häuptling ein Huhn, nimmt dessen Magen heraus, schneidet ihn auf, reinigt ihn sorgfältig, spannt die Magenhaut aus und hält ſie gegen das Licht, um aus dem Netze der darin befindlichen Blutgefässe und Flecken ein günſtiges oder ungünſtiges Prognoſticon zu ſtellen. Tritt ein Fremder in ein Haus, wo Kinder ſind, so nimmt deren Vater oder ein anderes gerade anwesendes Familienglied den Zierrat, womit die Kleinen ihr Kopfhaar schmücken, weg und überreicht es dem Fremden, der ihn, nachdem er ihn einige Zeit in den Händen gehalten, wieder zurückgibt. Hierdurch wird das Kind gegen die böse Wirkung geschützt, die der Blick eines Fremden auf dasselbe vielleicht ausüben könnte. — Oder man hat einen grossen, zum Bau eines Hauses beſtimmten Baum mit unendlicher Mühe umgehauen und iſt mit noch grösserer Kraftanſtrengung beschäftigt, ihn nach dem Dorfe zu schleppen, da kriecht eine Schlange über den Weg — und sofort wird der Stamm hingeworfen, um unbenutzt liegen zu bleiben. Da dies ziemlich häufig vorkommt, so iſt der Umſtand, dass das Bauen grosser Häuser soviel Zeit in Anspruch nimmt, leicht zu erklären.

Von einer Seelenwanderung oder einem Fortbeſtehen nach dem

Tode haben die Bewohner einen dunklen Begriff. Die von Pōra nehmen an, dass die Verſtorbenen nach einer kleinen an dessen Nordküſte liegenden Insel überſiedeln und dort in Teufel verwandelt werden, weshalb die Insel auch Teufelsinsel genannt wird.

In gesellschaftlicher Hinſicht iſt das Volk kaum den Kinderschuhen entwachsen. Gewöhnlich beſitzt das Dorf mehrere Häuptlinge, die aber kaum nennenswerthe Vorrechte geniessen und ſich im Aeusseren in nichts vom übrigen Volk unterscheiden. Sie bekleiden auch zugleich das Amt der Aerzte und die prieſterliche Würde, bei deren Ausübung ſie ein kleines Geschenk beanspruchen können. Sonderbarer Weise führen ſie den alt-javanischen Titel Pangĕran. Das gesellschaftliche Leben iſt wohl frei und ungezwungen, doch spielt Eigennutz eine Hauptrolle darin. Sind z. B. Mehrere auf der Jagd oder Fischerei glücklich gewesen, so sollen ſie niemals etwas von der gemachten Beute Freunden oder Bekannten mittheilen. Der Verkehr zwischen Jünglingen und Mädchen iſt ein sehr freier. Wird ein Mädchen geschwängert, so schadet dies ihrem Ruf in keiner Weise. Die Ehe hat die Form der Monogamie; der Mann erwirbt ſich eine Frau von deren Eltern durch Kauf oder besser Tausch für Artikel von 50—100 Gulden Werth. Scheidung kann unter keinen Umſtänden ſtattfinden. Ehebruch wird mit dem Tod der beiden Schuldigen beſtraft. Stirbt der Mann, so kann die Wittwe nur wieder Frau eines Wittwers werden, und kann ſich umgekehrt ein Wittwer nur wieder mit einer Wittwe verehelichen. Sehr zur Eifersucht geneigt, dulden die Mentāwejs keine Proſtitution.

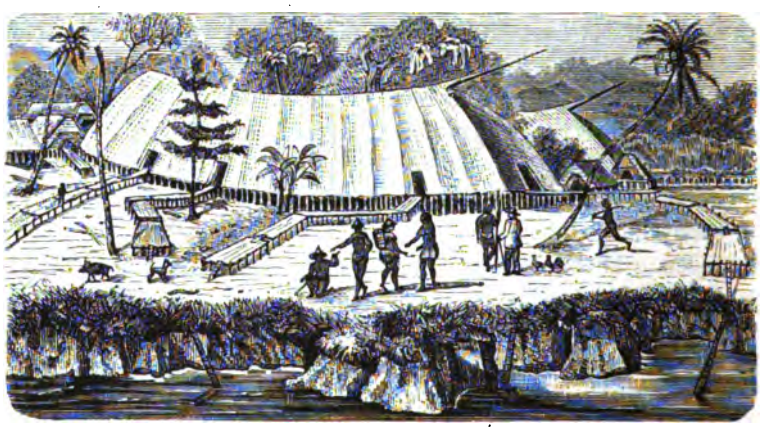
Ein in ausserehelicher Vereinigung geborenes Kind, bleibt im Hause der Mutter. Gleich nach der Geburt erhalten die Kinder einen Namen, welchen ſie Zeitlebens behalten. Die Erziehung iſt eine sehr sanfte, alles muss die gütige Natur dabei thun.

Schon in früher Jugend üben ſich die Buben im Klettern, Schwimmen, Rudern und Gebrauch des Bogens; an den drei erſtgenannten Uebungen nehmen aber auch die Mädchen Theil und geben den Jungen darin kaum etwas nach. Ich selbſt sah öfters Frauen die höchſten Kokospalmen trotz dem beſten Mann erklimmen.

Die Kinder beerben ihre Eltern; ſind jedoch keine da, so fällt die Nachlassenschaft an die nächſten Verwandten.

Tanz iſt unſtreitig das Hauptvergnügen dieser Leute; er findet bei Feſten ſtatt, zu welchen mancherlei Umſtände, wie z. B. Sterbefälle, Verehelichungen, der Bau eines grossen Hauses oder von Prauen Veranlassung geben. Solche Feſte werden nur zur Nachtzeit gefeiert

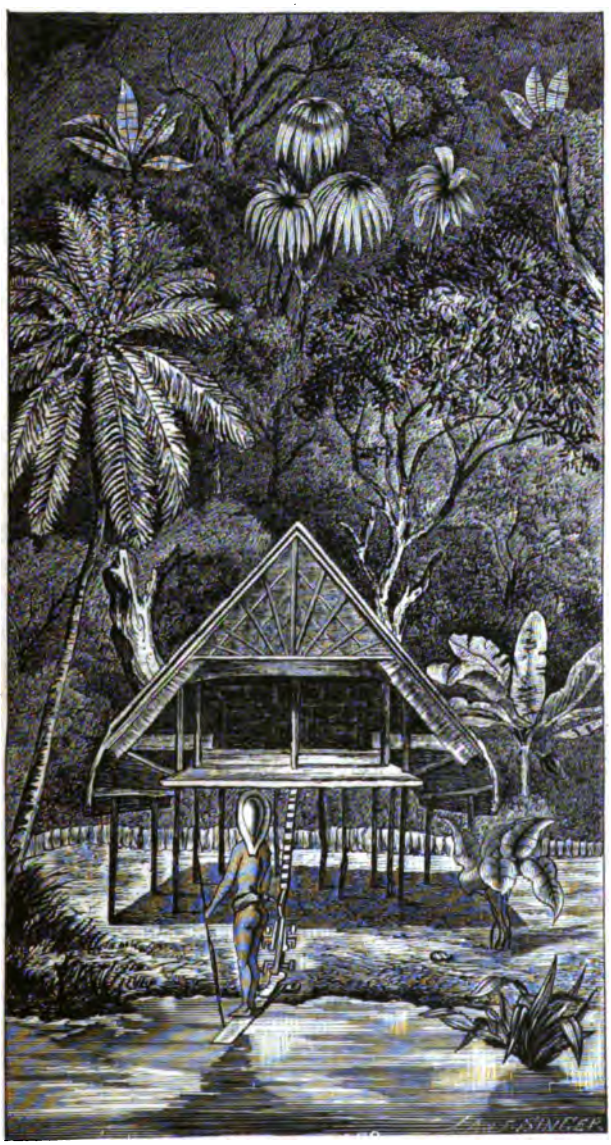
und währen zuweilen Monate lang. Um die Geiſter nicht zu erzürnen, wird während dieser ganzen Zeit keine Arbeit verrichtet, und es kommt dann vor, dass die vorräthigen Lebensmittel verzehrt ſind, ehe noch das Feſt zu Ende iſt. In diesem Falle helfen die befreundeten Dörfer mit dem Nöthigen aus. Um ein grosses Feſt würdig zu beschliessen, wird ein Menschenopfer, zwar nicht für unumgänglich nöthig erachtet, aber doch als Glück bringende Zugabe angesehen. Um eines solchen Opfers Herr zu werden, begibt ſich eine Anzahl Feſtgenossen über See nach einer anderen Insel. Dort angekommen, legen ſie ſich in der Nähe eines Dorfes in Hinterhalt, tödten den erſten beſten arglos in ihren Bereich Kommenden vermittelſt Pfeilschüssen und eilen dann mit dem Opfer unverzüglich zur Prau,



Das Dorf Silabu auf Nord-Pāgeh.

um die Rückfahrt anzutreten. Bietet ſich aber keine Gelegenheit zur Erlangung eines solchen dar, so genügt es, mehrere Pfeile in den Stamm eines grösseren Baumes als Wahrzeichen abzuschiessen.

Die Tänze, deren oben mit einem Worte Erwähnung geschehen, werden nur durch ledige Personen aufgeführt, wobei Jünglinge und Mädchen nie gleichzeitig figuriren. Der Tanz ſelbſt beſteht aus Wendungen und Verdrehungen des Körpers, wodurch die Bewegung irgend eines Thieres nachgeahmt werden soll; dabei wird zuweilen mit der Ferse hart auf den Boden geſtampft und eine Art von Gesang ausgeſtossen, welcher aus lang gezogenen, rhythmisch fallenden und ſteigenden Tönen beſteht. Becken und Pauken begleiten diesen eintönigen Gesang. Tänzer und Tänzerinnen haben um Kopf und



Gartenhaus bei Sibiribenua.

Hüften grüne Zweige und Blätter; erstere tragen ausserdem noch eine kleine, mit Glasperlen und Perlmutterstückchen verzierte Schürze.

Um sich von den Annehmlichkeiten eines Tanzfestes, dem ich auf Ersuchen des Häuptlings im Dorfe Silabŭan beiwohnte, einen Begriff zu machen, stelle man sich den beschränkten Vorraum eines grossen Hauses vor, worin dasselbe, und zwar zur Nachtzeit, abgehalten wurde. Der düstere Raum, in welchem ohngefähr 300 Menschen sich versammelt, war nur spärlich durch ein auf dem Herde brennendes Feuer und mehrere mehr Qualm als Licht gebende Harzfackeln erleuchtet. Das ganze Innere war von Rauch erfüllt, die Hitze, welche darin herrschte, kaum zu ertragen und der Geruch, den die aufeinandergepfropfte Menschenmasse verbreitete, ein unausstehlich widerlicher. Mit im höchsten Grade beleidigten Geruchsnerven, thränenden Augen und betäubt durch den heillosen Lärm, welchen Becken und Pauken, das laute Schreien und Sprechen, sowie der eintönige Gesang verursachten, sah ich mich bald gezwungen, das Haus zu verlassen, während die Eingeborenen nicht im mindesten belästigt schienen.

Die Sprache des Volkes ist, wenn auch sehr primitif und wenig entwickelt, dennoch wegen der vielen in den Wörtern vorkommenden Vokale ziemlich wohllautend. Einzelne Benennungen von Gegenständen, welche die Mentawejs durch Handesleute kennen lernten, wurden in ihrer malaischen Form in die Sprache aufgenommen; im übrigen hat sie, wenn man die Zahlwörter von 1—10 ausnimmt, nicht die mindeste Aehnlichkeit mit den Idiomen, die auf den umliegenden Eiländern und auf Sumātra gesprochen werden. Die Schreibekunst ist dem Volke gänzlich unbekannt. Die Industrie beschränkt sich auf die Bereitung von Sago und Baumöl, Baumbast zur Bekleidung und auf Anfertigung von Bohlen. Sago wird in ähnlicher Weise erzeugt, wie dies früher beschrieben. Das Baumöl wird gewonnen, indem man tiefe Einschnitte in die Rinde des Baumes macht und dieselbe solange klopft, bis der aus dem Einschnitt zuerst hervorquellende weisse Saft gänzlich entfernt ist, worauf der Erguss eines hellbraunen, stark riechenden Oeles erfolgt, welches aufgefangen und in dünnen Bambusköchern verwahrt wird. Es ist bitter von Geschmack, klebrig und zum Genuss nicht geeignet.

Zur Herstellung der Kleidungsstücke von Baumbast gebraucht man den Splint des Waké (Paritium tiliaceum). Nachdem derselbe gereinigt, von allen Holztheilen und Fasern befreit und tüchtig gekocht ist, legt man ihn 3—4 Tage ins Wasser, trocknet ihn aufs Neue und klopft ihn nochmals, bis er die gewünschte Geschmeidigkeit erlangt hat.

Um Bohlen herzuſtellen, werden die dazu geeigneten Bäume gefällt, die Stämme gespalten und aus den Stücken die Bretter in einer Länge von 18—20 Fuss, einer Breite von 2 Fuss und einer Dicke von 3 Zoll, mit Beilen und Hackmessern gehauen. Man gebraucht dazu Holz von Isonandra gutta, Callophyllum inophyllum, Maba ebenus und andere mehr.

Seit geraumer Zeit beſtehen wohl Handelsbeziehungen zwischen Sumātra und den Mentāwej-Inseln, haben jedoch noch lange nicht den Grad von Prosperität erreicht, welchen ſie erlangen könnten. Die 3—4 kleinen Schiffe, die den Handel jährlich vermitteln, bringen Hackmesser, Lanzenspitzen, Dolche, Säbelklingen, Beile, Feuerſteine, Scheeren, Nähnadeln, eiserne Pfannen, Kupferdraht, Glasperlen, Spiegel, ordinäres Porzellan und Baumwollenzeuge.

Da die Bewohner kein Gold, Silber oder gemünztes Geld kennen, so iſt der Handel ein reiner Tauschhandel, wobei die Kaufleute, Malaien und Chinesen, für ihre Waaren Kokosnüsse, Bohlen, Sago, Schildkrotschale, Tripang, Baumöl, Baumbaſt und Tau erhalten. Der Vortheil bei dieser Transaction iſt immer auf der Seite der Kaufleute, welche, in ihre Heimath zurückgekommen, einen namhaften Gewinn auf die eingetauschten Artikel erzielen.

Man kennt eine gewisse Zeiteintheilung, die ohngefähr 10 unserer Monate umfasst und in zwei gleiche Theile, Akau und Rurrau, getrennt wird. Der Akau, von Mai bis September dauernd, entlehnt seinen Namen von einem Taschenkrebs, welcher während dieser Zeit in Menge gesehen und gefangen wird. Das Thier iſt eine allgemeine Lieblingsspeise der Eingeborenen. Verschwinden diese Krebse, so beginnt der Rurrau, so genannt nach dem in dieser Zeit auftretenden Süd-Weſtwind.

Hiermit nehmen wir Abschied von dem interessanten Volk, das erſt durch meine Untersuchung näher bekannt geworden.

Nachfolgende, die Bevölkerungsziffer der verschiedenen Inseln ausweisende Zahlen ſind nur als annähernd zu betrachten, da eine einigermassen genaue Volkszählung nicht zu erzielen iſt.

Von den 11—12,000 Köpfen, welche die Gruppe bevölkern, wohnen auf der Insel Siberut:

Landschaft	Tĕpéket	1400	Seelen
„	Sibirisigét	700	„
„	Matālu	800	„
„	Sibelubet	600	„
„	Sibapatjat	500	„

Landschaft	Teleléu	500	„
„	Telolāgo	40	„
„	Katōrei	450	„
„	Sibérut	400	„
„	Seijbi	650	„
„	Sembungan	300	„
„	Sibeluat	350	„
„	Tasilibat	400	„
		7090	Seelen.

Auf der Insel Pora:

Landschaft	Sibiribenua	150	Seelen
„	Sibiriulan	200	„
„	Sibesua	100	„
„	Sikitji	50	„
„	Sibarau	200	„
„	Seoban	100	„
„	Telaoinan	300	„
„	Pora	150	„
„	Simatobe	200	„
		1450	Seelen.

Auf der Insel Nord-Pāgeh:

Landschaft	Simenganjo	200	Seelen.
„	Simengaija	400	„
„	Tekaüte	50	„
„	Tekako	400	„
„	Bakatmonga	50	„
„	Silābu	200	„
		1300	Seelen.

Auf der Insel Süd-Pāgeh:

Landschaft	Silabanja	200	Seelen
„	Timabuko	50	„
„	Simalakoba	100	„
„	Simagalo	250	„
„	Timabobo	500	„
„	Telobulej	150	„
		1250	Seelen.

Gesammtsumme: 11,090 Seelen.

Jedes dieser Dörfer bildet eine Landschaft für sich. Die kleinen unbewohnten Inseln werden nur zeitweise besucht. Die Bewohner von

Tepèket, dem grössten Dorfe der Gruppe, ſind wegen ihrer Unbändigkeit gefährliche Gesellen und in weitem Umkreis gefürchtet.

Rückſichtlich der politischen Eintheilung gehört die Gruppe mit Engāno zur Aſſiſtent-Reſidentschaft Benkulen.

E.

Die Insel Engano.

(10.—24. September 1852.)

Schon am Abend des 9. waren wir vor der Weſtspitze der Insel, doch näherten wir uns erſt am 10. mit Tagesanbruch der Küſte, auf der beinahe überall ſtarke Brandung ſteht. Auf der Rhede von Barhau liess der Commandant des Dampfers beilegen, um einigen mit Männern und Frauen besetzten Prauen Gelegenheit zu geben, an das Schiff heranzukommen. Es gelang uns erſt nach vieler Mühe, die im höchſten Grade misstrauischen Insassen herbeizulocken und einen Tauschhandel in Gang zu bringen. Dieselben waren ziemlich dunkel von Hautfarbe, kräftig gebaut, hatten lockiges Haar und trugen, Männer wie Frauen, ausser einiger Zieraten nicht das geringſte Kleidungsſtück. Nachdem wir uns eine Stunde hindurch mit den Leuten beschäftigt, wurden Anſtalten zur Fortsetzung der Reise nach Benkulen getroffen und ersuchte ich den Commandanten, mich ans Land bringen zu lassen, um dort behufs meiner Untersuchungen einige Zeit zu verweilen.

Von Bord aus hatte ich einen in einer kleinen Bucht liegenden Schooner erblickt, der die holländische Flagge führte und, wie ſich später erwies, einem auf Benkulen ansässigen chineſischen Kaufmann gehörte. Ich erblickte darin eine Gelegenheit, um damit nach Sumātra zurückkehren zu können. Sogleich nach meiner Ausschiffung dampfte der Hekla weiter, mich auf den unwirthlichen Strande zurücklassend. Doch von dem Kaufmann Tjoa-Lim-Hok freundlich aufgenommen, hatte ich rasch das unheimliche Gefühl des Alleinſtehens unter einem Haufen Wilder überwunden und mich in Tjoas Hütte so gut wie möglich eingerichtet. Zu meinem Bedauern wurde ich durch Unwohlsein während meines Aufenthaltes auf der Insel von Ausflügen nach entfernteren Lokalitäten abgehalten, hatte aber Tag

für Tag Gelegenheit, mit den Eingeborenen umzugehen, wobei mir mein chinesischer, der Landessprache vollkommen mächtiger Gastherr sehr zu Statten kam. Die nachfolgende Schilderung beruht einestheils auf den damals gepflogenen Unterhaltungen, anderntheils auf dem interessanten Bericht über eine Inspectionsreise des Assistentresidenten von Benkulen vom Jahre 1868 (Zeitschrift für indische Sprache-, Länder- und Völkerkunde, XIX. Theil, Seite 165).

Woher der Name Engāno stammt, konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Die malaischen Kaufleute nennen die Insel «nackte Insel» (Pulu-Telandjang), weil die Bewohner gänzlich entblösst einhergehen. Die Eingeborenen selbst nennen dagegen ihr Land Keputaiguka. Die Insel liegt zwischen 5^0 18′ und 5^0 31′ südlicher Breite und 102^0 7′ und 102^0 21′ östlicher Länge von Greenwich, ist demnach ohngefähr 5 geographische Meilen lang und $4^1/_2$ breit und hat die Form eines verschobenen Rechtecks. Ihre Entfernung von Sumātra beträgt ohngefähr 13, von Süd-Pāgeh 39 und vom Eingang der Sunda-Strasse 32 geographische Meilen. Sie ist der südöstlichste Endpunkt jener nur in ihrem höheren Theil aus dem Wasser hervorragenden submarinen Bergkette, mit deren einzelnen Gliedern wir in dieser Abtheilung Bekanntschaft machten. Korallenriffe, worauf fortwährend heftige Brandung steht, umringen dieselbe. An der Norwest- und Südostseite erstrecken sich diese Riffe weit in See und machen die Annäherung für Schiffe und das Landen mit Booten gefährlich. So verlor das vor Barhau vor Anker liegende niederländische Kriegsschiff Sylph am 20. Juni 1854 durch das Umschlagen des grossen Bootes in der Brandung fünf seiner besten Matrosen, welche trotz aller zu ihrer Rettung ergriffenen Massregeln in Sicht des Schiffes ertranken. An vielen Stellen sind die Riffe von Kanälen durchbrochen, durch welche kleine Fahrzeuge von geringem Tiefgang in das dahinter liegende Becken gelangen können. Allein vor Barhau ist die Oeffnung von hinreichender Weite und Tiefe, um auch grösseren Schiffen das Einlaufen zu gestatten. Auch an der Süd- und Südostseite des Eilandes sollen während des Westmousons noch einige gute Ankerplätze gefunden werden, im Ostmouson dagegen ist das Ankern daselbst wegen der hohen Brandung, die man selbst gesehen haben muss, um sich davon eine richtige Vorstellung machen zu können, in hohem Grade gefährlich.

Vom Meere aus zeigt sich das Land mittelmässig hoch; der Strand ist im allgemeinen flach, erhebt sich jedoch in einiger Entfernung von der Küste zu wellenförmigen Bergrücken von ungefähr

600 Fuss Höhe. Der Boden beſteht ſtellenweise aus guter Erde, worunter Thon geschichtet liegt, ſtellenweise aber auch aus Kalkablagerungen, abgeſtorbenen Conchylien und Korallenreſten. Untrügliche Beweise früher ſtattgefundener Bodenerhebung finden ſich vielfältig vor. Entlang der Küſte zeigt ſich ein schmaler Streifen, bei Fluth unterlaufendes, mit Mangle-Gebüschen bewachsenes Land.

Bei dem geringen Flächeninhalt der Insel können die darauf entspringenden Gewässer unmöglich von Bedeutung sein. Der an der Nordküſte mündende Karkūa-Fluss iſt wohl der bedeutendſte. Er hat eine Breite von etwa 30 Fuss, bei einer ſtellenweisen Tiefe von 10—20 Fuss. Ein zweites nennenswerthes Flüsschen iſt das von Karkūba, welches an der Nordweſtseite mündet; alle übrigen ſind nicht nennenswerth. Uebrigens hat Engāno keineswegs Ueberfluss an Quellwasser. Einige Strecken am Hang und auf dem Rücken der Hügel ausgenommen, welche mit Gras und Geſträuchen bewachsen ſind, iſt die ganze Oberfläche des Eilandes mit Wald bedeckt, worin dieselben Baumsorten angetroffen werden, die man auf den Mentāwej-Inseln findet. Die sumpfigen Stellen am Strande ſind häufig mit Bākau (Bruguieria), die Flussufer mit Nipa (Nipa fruticans) beſtanden. Nach Aussage der Bewohner fehlt der Aru-Baum (Casuarina) und der Rumbiu (Metroxylon sagus), welche beide doch so häufig auf Pāgeh wachsen. Merkwürdig, dass der Aru-Baum auf der Inselkette zwischen 2^0 nördlicher und 2^0 südlicher Breite beschränkt zu sein scheint. Der Kulturgewächse soll weiter unten Erwähnung geschehen.

Die Zahl der Landthiere iſt eine sehr geringe; davon werden wir die Säugethiere und Vögel am Schlusse dieser Abtheilung etwas näher ins Auge fassen. Von Amphibien findet man das unvermeidliche Krokodil, den Leguan, See- und Landschildkröten und Schlangen, worunter jedoch nach Aussage der Eingeborenen keine giftigen.

Von Insekten erwähnen wir nur der Karafifi (Tipula), welche häufig vorkommen und durch ihr Stechen sehr läſtig werden.

Das Thierleben im Meere iſt ein ebenso reiches, wie dasjenige, welches wir an den Küſten der übrigen Inseln angetroffen haben, und wird auch durch die gleichen Arten repräsentirt.

Das Dorf Barhau, mein temporärer Aufenthaltsort, zählte damals 10 unregelmässig gruppirte Häuser; es ſteht in einer sumpfigen Fläche, über welche ein mit roh gearbeiteten Balken und Baumſtämmen belegter Fusspfad ins Innere führt. Mehrere kleinere Dörfer liegen in der Nähe zerſtreut.

Die Bewohner — ſie nennen ſich in ihrer Sprache Kerik-je-e —

ſind ein ſtarker und gutgebauter Menschenschlag, von den Umwohnern sowohl äusserlich, wie auch in Sitten und Gewohnheiten scharf geschieden. Die Hautfarbe iſt ein dunkles Braun bis zum Schwärzlichen; der Kopf rund, der Geſichtswinkel ziemlich scharf; die Kinnladen ſind breit, der Mund iſt gross, aber die Lippen keineswegs wulſtig. Die Geſichtszüge ſind nicht gerade unangenehm, und unter den Frauen werden nicht selten Personen angetroffen, welche auf Schönheit Anspruch machen können. Die Männer tragen häufig Schnurr- und Kinnbart und das schwarze, mehr oder weniger gekräuselte Haar

Mann und Frau von Engano.

rund um den Kopf bis zum Ohrläppchen abgeschnitten. Die Frauen ſtreichen das Haar nach hinten und rollen es kegelförmig zusammen. Krüppel ſieht man auch hier nicht. Einen dicken Bauch zu haben, gilt beim männlichen Geschlecht für eine Schande.

Die Männer gehen im Allgemeinen gänzlich nackt, nur der Kopf wird mit einem Band oder einer Mütze bedeckt. Die Frauen tragen eine etwa handgrosse Schamdecke von Baumbaſt, woran öfters ein Säckchen zum Aufbewahren von Kleinigkeiten befeſtigt iſt. Bei den

Arbeiten im Felde und beim Fischfang binden ſie ein zerschlissenes Pisangblatt um die Hüften und nur bei Feſten wird ein Lappen blaues Baumwollenzeug um den Leib geschlagen. Seit den vermehrten Handelsbeziehungen zwischen der Insel und Sumātra ſieht man jedoch gegenwärtig einzelne Männer und Frauen in Jacken von Kattun oder Baumbaſt gekleidet; namentlich iſt dies der Fall bei Feſten. Ueberhaupt liebt man Kleidungsſtücke, findet es aber Jammer und Schade, dieselben täglich zu tragen.

Kopfzierrate der Frauen auf Engano.

Originale befinden sich jetzt im Darmstädter Museum.

Was Character und Geiſtesentwicklung betrifft, so ſtehen die Eingeborenen unzweifelhaft noch auf einer niedrigen Stufe und beſitzen im Allgemeinen die guten und bösen Eigenschaften, womit Naturmenschen, sogenannte Wilde, gewöhnlich behaftet ſind. Unangenehm iſt die Gewohnheit, im Gespräche, selbſt über Sachen von geringem Belang ſich zu ereifern, wobei man unter den heftigſten Geberden einander so zuschreit, dass ein mit dieser Gewohnheit unbekannter Fremder, jeden Augenblick erwartet, Blut fliessen zu sehen.

Tätowirung, wie solche bei den Mentāwejers üblich iſt, findet nicht ſtatt. Zierraten ſind zwar beliebt, doch bedient man ſich ihrer nur in besonderen Fällen. Die Männer erscheinen mit einem aus Stroh geflochtenen oder aus Baumbaſt gefertigten Kopfband, das mit weissen Glasperlen und einem Federbusch geschmückt, zuweilen aber auch nur mit rother Farbe bemalt iſt. In den Ohren hängen grosse Ringe und um Hals, Arm und Hüften schlingen ſich geflochtene, mit

kleinen Perlmutterſtückchen und weissen Glasperlen verzierte Bänder und Schnüre. Der Schmuck der Frauen beſteht aus einer eigenthümlichen Kopfbedeckung, worin der Haarwulſt geſteckt wird. Es iſt dies ein hohler, unten offener Holzcylinder von 6—8 Zoll Durchmesser mit gewölbtem oder plattem Obertheil, also in der Form des Deckels von einem Köcher, auf dessen Vorderseite ein Menschenantlitz, auf der oberen Seite aber die ſitzende Figur eines Menschen oder Vogels sehr sauber ausgeschnitten und mit Bleiblättchen verziert ſich befindet. (Siehe Abbild. S. 209.) Im oberen Theil ſind weiter einige Löcher zum Einſtecken von Blumen und Blättern gebohrt. Ausserdem tragen die Frauen noch einen sehr eleganten Bauchgürtel, der aus einem mit weissen Glasperlen verzierten Band beſteht, woran 12—15 Zoll lange Schnüre von eben solchen Perlen gleich Franssen herunterhängen. Der einzige Schmuck, welcher im täglichen Leben immer getragen wird, beſteht aus einem runden Stück weissen leichten Holzes, das im Einschnitt der Ohrläppchen getragen wird. Edle Metalle ſind den Leuten unbekannt.

Die volksthümliche Waffe zum Angriff iſt ein leichter Wurfspeer; in neuerer Zeit ſieht man auch hier und da Hauer gebrauchen. Zur Vertheidigung dient ein hölzerner Schild. Die Spitzen der Lanzen und der unter denselben befindliche dicke Wulſt ſind von dünnem Eisen verfertigt, welches die Handelsleute in der Form von gewöhnlichen Messern nach Engäno bringen. Da den Bewohnern, welche vor gar nicht langer Zeit noch in der Steinperiode lebten, die Schmiedekunſt fremd iſt, so verfertigen ſie diese Theile mit grossem Geschick und bewundernswürdiger Geduld durch Klopfen und Feilen auf kaltem Wege.

Im Hantiren der Waffen, worin die Knaben ſich schon in frühem Alter mit kleinen Lanzen üben, entwickelt der Enganese eine grosse Geschicklichkeit, was man selbſt gesehen haben muss, um ſich eine richtige Vorſtellung davon machen zu können. Bis zu 50 Schritt Entfernung verfehlt er nur selten das Ziel. Diese Waffe, wovon Manche 60—80 Stück beſitzen, iſt aber auch sein Stolz, und wohin er geht, ſtets hat er einen oder mehrere Speere bei ſich und ſieht es gerne, wenn man die Waffe betrachtet und preiſt. Die Schilde ſind aus feſtem Holz gefertigt, 5—6 Fuss hoch, 2—3 Fuss breit und an der Aussenseite mit Schnitzarbeit und Malerei verziert. Etwas über die Mitte ſind zwei Löcher angebracht, um den annähernden Feind dadurch beobachten zu können, ohne dass der dahinter Stehende genöthigt iſt, ſich bloszugeben. Man braucht diese Schilde eigentlich

nur als Bruſtwehr bei der Vertheidigung von Häusern und Dörfern, da ſie zu schwer ſind, um ins Feld mitgeführt werden zu können.

Die Dörfer liegen ohne Ausnahme im Innern, gewöhnlich an dem einen oder andern Flüsschen; ein Ort sogar, Pokoki, liegt auf dem höchſten Punkt der Insel, etwa 700 Fuss überm Meere. Ein Dorf beſteht gewöhnlich aus mehreren durch Gärten getrennten Häusergruppen, die, jede für ſich, von einer ſtarken Einzäunung umschlossen ſind. Die Häuser haben ganz die Form eines Bienenkorbs, eine Bauart, die man nirgends im Archipel wieder antrifft. Sie ſtehen auf Pfählen 10—15 Fuss hoch über der Erde und haben am Boden einen Durchmesser von ohngefähr 8—10 und eine Höhe von 12 Fuss. Die Flur beſteht aus ſtarken Brettern, die Wand aus Flechtwerk, mit Lagen von Rottang-Blättern dick überdeckt. Die Spitze läuft öfters in einen hölzernen Knopf aus, worauf die Figur eines Menschen oder Thieres angebracht iſt. Die Thüre, die einzige Oeffnung, iſt oval und nur so breit, dass die Bewohner eben gerade durchkriechen können; man erreicht dieselbe vermittelſt eines Baumſtammes, worin Kerben eingehauen ſind. Im Inneren findet man nichts weiter wie den Herd, eine mit Sand bedeckte Holzplatte, worauf einige Steine liegen. An der Wand herum ſtecken die Waffen und hängen Schädel von Thieren, welche durch die Hausbewohner verspeiſt wurden. In diesen Häusern wohnen nur Mann und Frau; die übrigen Familienglieder übernachten in Hüttchen oder kleinen Schuppen.

Die Gesammtheit der immer zu einem und demselben Stamm gehörenden Häusergruppen, woraus ein Dorf gewöhnlich beſteht, hat einen, zuweilen auch mehrere Häuptlinge, Ama-Ama, an ihrer Spitze; ſie ſind nur Strohpuppen und haben nicht die geringſten Vorrechte. Jeder, der eine gute Lunge und einen ſtarken Arm zum Hantiren des Speeres hat, erlangt denselben Einfluss wie der Häuptling. Die Würde iſt in der Weise erblich, dass die Brüder des Häuptlings den Vorrang vor dessen Söhnen haben.

Die Vereinigung von Mann und Frau zu Gründung eines Hausſtandes findet dadurch ſtatt, dass der Mann die Frau, welche er begehrt, mit deren Einwilligung zu ſich nimmt und hierauf ihrer Familie einige Geschenke macht, die aus Lanzen, Säbeln und Glasperlen beſtehen. Obschon Vielweiberei vorkommt, begnügen ſich doch die meiſten Ehemänner mit einer Frau. Verheirathete Frauen ziehen ſich zwei Zähne aus. Scheidung kann ſtattfinden, wobei jedoch die Kinder bei der Mutter bleiben. Ein Wittwer darf nur mit einer Wittwe eine neue Verbindung eingehen. Das ſittliche Band, welches die Familie

umschliesst, ist übrigens sehr lockerer Art und der Umgang zwischen beiden Geschlechtern ein sehr ungebundener. Kommt ein Handelsfahrzeug an, so bringen, wie zu Cook's und Bougainville's Zeiten die Bewohner von Taïti thaten, die Engānesen ihre Frauen und Töchter an Bord, um deren Reize für eine Kleinigkeit feilzubieten.

Es schien mir, als ob die Ehen nicht besonders fruchtbar wären. Drei war die höchste Anzahl Kinder, die mir in einem Hausstand vorgekommen. Meiner Meinung nach liegt die Ursache dieser Erscheinung einestheils in der ungebundenen Lebensweise, anderntheils in dem schlechten Gehalt der Nahrungsmittel. Das Gebähren geht fasst immer leicht von Statten, und Abortus kommt nur selten vor. Gleich nach der Geburt bekommt das Kind einen Namen, den es jedoch in späteren Jahren oftmals wechselt, wie z. B. bei Todesfällen oder anderen Ereignissen, welche das Familienleben beeinflussen. Stirbt die Gattin, so hängt der Gatte seinem Namen das Wort «Kulija» an; hiess er also Herete, so nennt er sich dann Heréte-Kulija. Manche endlich nehmen auch, wenn die Ehe unfruchtbar bleibt den Namen eines Thieres an, zumal den eines Hundes, welchen Thieren sie ebenso wie wir Europäer Namen geben. So hiess einer der mich besuchenden Häuptlinge nach seinem Lieblingshund «Pah.»

Als Speise gebraucht man die knollenartige Wurzel der Klādi, Bira (Aglaonema oblongifolium), Ubie (Dioscorea alata), Pisang, Kokosnüsse, Fische und Fleisch, letzteres jedoch nur selten. Kleine Fische werden roh gegessen, die übrigen Nahrungsmittel entweder einfach über Feuer und auf Kohlen, oder auch in eisernen Pfannen, welche man von den Handelsleuten kauft, geröstet und gedämpft und halb roh verzehrt, oder man zerstückt sie und stopft sie in grüne Bambusröhren, in denen sie gekocht werden. Salz oder spanischer Pfeffer werden nicht zum Würzen der Speisen angewendet. Als Getränk dient Palmwein und das Wasser der Kokosnuss, und nur wenn das letztere nicht zu haben ist, wird gewöhnliches Wasser getrunken. Von den Händlern eingebrachte Spirituosen fanden bis heute noch keine Liebhaber; ob dies aber noch lange so bleiben wird, möchte ich sehr bezweifeln. Auch Tabak kannte man früher nicht; seitdem derselbe jedoch eingeführt, hat sich die Sitte des Rauchens rasch verbreitet und viele Personen, Männer und Frauen, sind leidenschaftliche Raucher geworden.

Jagd-, Fisch-, Tripang-Fang und Landbau machen auch hier die Hauptbeschäftigung der Bewohner aus. Jagd wird allein von Männern getrieben; am Fischfang und Landbau betheiligen sich auch

die Frauen. Zur erſtgenannten, welche meiſt mit Hülfe von Hunden auf Wildschweine gemacht wird, gebraucht man Speere, die eine im Feuer gehärtete Holz- oder Bambusspitze haben, zur Fischerei Lanzen und kleine Netze. Die Prauen ſind ausgehöhlte Baumſtämme, haben eine Länge von 5—12 Ellen und können bis 20 Personen faſſen; ſie ſind sehr sauber gearbeitet, ziemlich schmal und am Vorderrand mit einem hölzernen Thier- oder Menschenkopf ausſtaffirt, woran Augen und Zähne mit Perlmutter eingelegt; die Ruderer ſitzen auf quer über der Prau angebrachtem Holz und gebrauchen kurze, mit ovalem Blatt versehene Ruder. Balancirer und Segel kennt man nicht.

Die Gärten, worin die genannten Nahrungspflanzen cultivirt werden, ſind mit weniger Sorge bearbeitet, wie der ſtarke Zaun, der ſie zur Abwehr der Wildschweine umschliesst. Eine Pisangsorte wird häufig angebaut, deren Früchte eine Länge von 2 Fuss erreichen. Zuckerrohrpflanzen ſind in der letzten Zeit von Sumätra herübergebracht worden, und ihre Stengel werden jetzt gerne von den Eingeborenen gekaut; Kokospalmen wachsen ohne menschliche Nachhülfe überall. Ausser einer kleinen bitteren Citrone, Djambu (Jambosa vulgaris) und Mangga (Mangifera indica), gibt es weiter keine Baumfrüchte.

Hunde, Katzen, Schweine und Hühner theilen mit dem Enganesen die Wohnung. Die Zahl der Hühner iſt sehr gering; deſto grösser die der Hunde und Schweine. Der Hund gehört der gewöhnlich im Archipel lebenden, durch eine spitze Schnauze und kurze ſtehende Ohren gekennzeichneten Race an; er iſt der unzertrennliche Gefährte des Mannes, führt aber ein wahres Hundeleben, da er von seinem Herrn niemals gefüttert wird, also beim Kampf ums Dasein auf eigene Kraft und Liſt angewiesen iſt. Dagegen werden die Schweine mit ganz besonderer Sorgfalt gepflegt. Jedes Thier hat seine besonderen Behälter, wird gut gefüttert und gereinigt. Man schneidet ihnen die Ohrenspitzen ab. Sie allein ſind ursprünglich auf der Insel zu Hause; Hunde, Katzen und Hühner dagegen wurden von Sumätra aus eingeführt.

Die hauptsächlichſten Krankheiten, welche die Eingeborenen heimsuchen und zuweilen epidemisch auftreten, ſind Hautausschläge, Fieber, Bauchkrankheiten und bösartige Geschwüre; Syphilis wurde erſt in neueſter Zeit durch Händler eingeschleppt. Lepra kommt bei einzelnen Individuen vor; schuppenartiger Hautausschlag (Ichtyosis) dagegen iſt sehr allgemein, verursacht jedoch den damit Behafteten weiter keine Sorge. Von den Blattern iſt die Insel bis jetzt verschont

geblieben. Arzneimittel kennt man kaum; die einzige Heilmethode, welche angewandt wird, beſteht in dem Bedecken von Wunden und Geſchwüren mit warmer Asche und erhitzten Baumblättern. Stirbt Jemand, so wird die Leiche kurz nach eingetretenem Tode beerdigt, nachdem ſie zuvor mit Baumbaſt und einem alten Fischnetz umwickelt und ihr die Blätter eines gewissen Strauches in die Ohren geſteckt wurden. Das Grab iſt eine etwa 5 Fuss tiefe Grube, welche man unter dem Sterbehause macht. Nach der Beerdigung wird Letzteres abgebrochen, die Fruchtbäume des Geſtorbenen werden umgehauen und seine Felder und Gärten verwüſtet. Die Begräbnissſtätte wird durch nichts bezeichnet. Iſt Jemand mit einer unheilbaren Krankheit behaftet, so wird er in die Wildniss ausgesetzt; ſtirbt er, so lässt man die Leiche unbeerdigt liegen. Beim Ableben einer geliebten Person schneiden deren männliche Anverwandten das Haar kurz ab und tragen mehrere Wochen lang eine hohe, aus Pisangblättern verfertigte Mütze.

Zwiſt und Streit zwischen verschiedenen Stämmen und Dörfern findet auch hier leider nur zu häufig ſtatt. Die Hauptursache dazu liegt in dem Herkommen, dass wenn zwei Personen aus verschiedenen Dörfern in Streit gerathen, die ganze Bevölkerung ſich der Sache annimmt und nun feindlich gegeneinander auftritt. Dies letztere geschieht entweder durch heimliche Ueberfälle oder durch offenen Kampf auf freiem Feld, woran auch die Weiber zuweilen Antheil nehmen. Welche Rolle die grossen Schilde bei der Berennung eines Dorfes spielen, haben wir schon oben erwähnt. Beim Anfalle bemühen ſich mit Knüppeln bewaffnete Weiber, den Schild zu zerschlagen, oder auch mittelſt der an den Speeren befindlichen Haken niederzureissen. Soll eine Feldschlacht geliefert werden, so ſtellen ſich die beiden Parteien in unregelmässigen Haufen und ohngefähr 200 Schritte von einander entfernt auf, im Hintertreffen die Weiber, Lanzen und Keulen tragend und die Männer durch Geschrei anfeuernd, wobei ſie ſich fortwährend am Körper kratzen. Auf ein gegebenes Zeichen rückt man nun unter allen möglichen Luftsprüngen und mit einem entsetzlichen Geheul, welches wie Hoh klingt und der Herausforderungsruf iſt, auf einander los. Bald schnurren die Speere durch die Luft und fliesst Blut; zu einem Kampf aber Mann gegen Mann kommt es nur höchſt selten. Hat die eine oder andere Partei einige Tode und Verwundete bekommen, oder auch ihren Vorrath an Lanzen erschöpft, so zieht ſie ſich zurück, um den Streit nach einiger Zeit aufs Neue anzufangen. Ein solcher Zuſtand dauert oft Jahre lang und endet nur

mit gänzlicher Erschöpfung der einen oder andern Partei. Iſt dieser Zeitpunkt gekommen, so ſtellen ſich die Widersacher mit den Waffen in der Hand an einem gewissen Ort einander gegenüber; auf ein gegebenes Zeichen läuft nun aus jedem Lager ein mit Schwert bewaffneter Mann, gewöhnlich der Anſtifter des Krieges, in das feindliche über, wird sogleich gegriffen und entwaffnet. Beide tragen im Ohren zum Zeichen, dass ſie ſich dem Tode geweiht haben, einige Blätter jenes Strauches, womit man die Ohren der Todten zu schmücken pflegt. Wird dabei einer der Ueberläufer verwundet oder getödtet, so entbrennt der Streit sogleich aufs Neue, iſt dies nicht der Fall, so mischen ſich nun die Parteien untereinander, tauschen die Speere aus und man kehrt nun nach Hause zurück, um über die Friedensbedingungen zu unterhandeln, die ſich gewöhnlich auf eine durch den Beſiegten zu leiſtende Busse beschränken.

Gesang, Tanz und Spiegelgefechte dienen zur Ergötzung. Den ziemlich monotonen Gesang, worin immer das eine oder andere Ereigniss gefeiert wird, führen Männer und Frauen gleichzeitig aus; die Mitwirkenden ſtellen ſich dabei in zwei Reihen auf, fassen ſich wechselseitig an der Schulter und bewegen ſich dabei bald langsam bald schneller hin und her.

Tänze werden ſtets im Freien und nur durch Frauen ausgeführt, wobei man ſich an der Hand fasst und nach dem Takte einer sehr primitiven Flöte von Bambusrohr im Kreis herumbewegt.

Die Volksspiele beſtehen im Wettfahren mit Prauen und in Säbelfangen. Bei letzterem hält ein Mann einen ſtumpfen Säbel hoch in der Fauſt und läuft damit umher. Derjenige nun, welcher ſich des Säbels bemeiſtert und ihn einer der anwesenden Frauen einhändigt, kann denselben als Eigenthum behalten. Dies glückt jedoch erſt dem dritten oder vierten Mann. Die Spiegelfeſte werden von Jünglingen mit hölzernen Lanzen ausgeführt. Man trachtet dabei, einander in Sicher- und Weitwerfen zu übertreffen.

Was den Grundbeſitz anbelangt, so vereinigen ſich zwar die Dorfbewohner, um gemeinschaftlich ein Stück Land zu bebauen, doch thun ſie dies nur, um ſich die Arbeit zu erleichtern und gleichsam eine solidarische Verpflichtung hinſichtlich der Umzäunung und Ueberwachung des angelegten Feldes zu knüpfen. Bei Anpflanzungen von einiger Dauer iſt der erſte Pflanzer alleiniger und unbeſtrittener Eigenthümer. Der Boden des Eilandes iſt unter die verschiedenen Stämme vertheilt. Keinem Mann iſt es ohne besondere Erlaubniss geſtattet, von dem Grund und Boden eines anderen Stammes etwas wegzuholen.

Auch am Strande hat jeder Stamm seine Grenzen, bis zu welchen seine Angehörigen das Recht zu fischen haben. Der Strand selbst ist Eigenthum des Häuptlings. Hat der Enganese irgend einen Gegenstand in Besitz genommen und kann ihn nicht sogleich mit sich nehmen, so bindet er ein Tau darum; dieses Zeichen ist hinreichend, um Andere davon abzuhalten, sich desselben zu bemächtigen.

Ueber den Rechtszustand lässt sich nur wenig sagen. Missethaten und Verbrechen kommen ausser Diebstählen nur selten vor. Die beleidigte oder verkürzte Partei bestimmt, wenn der Schuldige ermittelt ist, selbst die Höhe der zu leistenden Busse. Erst wenn die Bezahlung ganz oder theilweise verweigert wird, wird der Fall dem Häuptling unterbreitet. Wie gering auch die Busse öfters ist, so erfolgt doch immer gänzliche Freisprechung. Will der Schuldige durchaus nicht bezahlen, so thun dies die nächsten Verwandten; sind sie jedoch unvermögend, so verkaufen sie den Missethäter als Sklaven. Sklaverei besteht also, jedoch in ihrer gelindesten Form; auch ist dieselbe sehr beschränkt und die Zahl der Sklaven eine sehr geringe.

Religiöse Begriffe, von welcher Art auch, gehen dem Volke ab, das dessen ungeachtet im höchsten Grade abergläubisch ist. So zeigt man im Dorfe Lea-Lea einen Steinblock, von welchem die Bewohner erzählen, dass Derjenige, welcher sich unvorsichtiger Weise daran stosse, einen Leibschaden bekäme. Vor Zaubereien fürchten sich die Enganesen sehr und halten auch alle Fremden für Zauberer. Eine an die auf den Südsee-Inseln herrschende Sitte des Täbŭ erinnernde Einrichtung besteht darin, dass zuweilen dem Strande entlang Stöcke mit weissen Lappen daran aufgepflanzt werden, zum Zeichen, dass kein Vorübergehender da singen und dass daselbst nicht gefischt werden möge.

Der Handel ist von wenig Bedeutung und erstreckt sich, was Ein- und Ausfuhr betrifft, beinahe auf dieselben Artikel, die wir bei Beschreibung der Mentāwej-Gruppe erwähnten. Bei diesem Handel geht es sehr lebhaft zu. Da es, wenn auch nur 10 Enganesen zusammen sind, wegen des höllischen Lärmes, den sie machen, indem Jeder den Anderen zu überschreien sucht, unmöglich ist, sich verständlich zu machen, so sind natürlich die Verhandlungen unendlich erschwert, und aus diesem Grunde kamen die Händler auf den vernünftigen Gedanken, nur mit einer einzigen Person zu transagiren, die dann als Bevollmächtigter der Bevölkerung auftritt gegen ein Geschenk von Seiten des Händlers. Barhau, Karkūa, Kahōda und Larkūba sind die vorzüglichsten Handelsstationen.

Die Landessprache hat nicht die geringſte Uebereinſtimmung mit den Idiomen der Nachbarvölker, iſt sehr arm an Begriffen, misstönend und hart. Die Consonanten werden häufig kurz und scharf ausgesprochen, der Buchſtabe «f» mit demselben Kehlton wie auf Nias. Die am Schluss des Werkes beigefügte Wörterliſte gibt eine kleine Probe der Sprache.

Die Bevölkerung iſt in die nachfolgenden Stämme getheilt:

Hauptſtamm Pulu-dua:			
	Dorf Tiapi	300	Seelen
„	„ Maōna	240	„
„	„ Kakeopa	120	„
Hauptſtamm Karkūba:			
	Dorf Karkūba	200	„
„	„ Towabi	200	„
„	„ Pahodōpo . . .	240	„
Hauptſtamm Naonja:	Dorf Naonja	240	„
„	„ Toweahu . . .	200	„
Hauptſtamm Malakōni:	Dorf Malakōni . . .	200	„
„	„ Bobohōjo . .	300	„
Hauptſtamm Kahōda:	Dorf Kahōda . . .	400	„
„	„ Mahāma . . .	90	„
Hauptſtamm Karkūa:	Dorf Karkūa	500	„
„ Kalikoko:	Dorf Kalikoko . . .	250	„
„	„ Dorf Keluwa . . .	200	„
Hauptſtamm Barhau:	Dorf Barhau	350	„
„	„ „ Lea-Lea	150	„
„ Phahanūma:	Dorf Phahanūma .	230	„
„	„ „ Hehubahi . .	200	„
„	„ „ Pekoki . . .	300	„
Hauptſtamm Kahehojo:	Dorf Kahehojo . .	30	„
„	„ „ Buhu-buhu . .	150	„
„	„ „ Apia . . .	230	„
Hauptſtamm Pulu-Satu:	Dorf Nenehija . . .	250	„
„ Talikoko:	Dorf Talikoko . . .	140	„
„ Labūhū:	Dorf Labūhū	200	„
„ Hehōbi:	Dorf Hehōbi	170	„
„ Latūhe:	Dorf Latūhe	150	„
„	„ „ Bohmio	90	„
„	„ „ Koko	100	„
	Gesammtzahl:	6420	Seelen.

Die Bevölkerungsziffer beläuft ſich alſo nach dieser Angabe auf 6420 Köpfe.

Erwähnen wir, um die Beschreibung der Inselkette zu vervollſtändigen, noch mit kurzen Worten die Batu-Inseln, die ich, wie schon oben bemerkt, nicht in Person besucht habe.

Gleich den Banjak-Inseln liegt die Gruppe theilweise ausserhalb der Kette, näher nach Sumātra, zwischen Nias im Norden und den Mentawej-Inseln im Süden. Pulu-Pini, die zweitgrösste Insel der Gruppe, bildet durch seine Richtung von Oſt nach Weſt das Bindeglied zwischen derselben und dem grossen Nachbarland Sumātra. Ueber eine Quadratfläche von 45 geographischen Minuten zerſtreut, liegt eine Menge meiſt sehr kleiner Eilande, von denen die vorzüglichſten, von Nord nach Süd gezählt, folgende Namen führen: Biang, Simoh, Tagāga, Sampan, Menung, Lōrang. Mahri, Bātu, Silabārang, Sibohdu, Piei, Tana-Massa, Sigōtu, Tello, Bintārang, Baai, Massin, Kassi, Aja, Makāte, Kutādo, Passakei, Satrānan, Pahre, Sitūka, Lalibo-, Bāku, Ular, Pinang, Semona, Senebulāting, Anso, Tello-Tello, Tanah-Balla, Kārang-Andjing, Nudja-Bodélo, Rāsia und Bojo. Davon ſind bei Weitem die grössten Tana-Massa von 18, Pini von nicht ganz 16 und Tana-balla von ohngefähr 14 geographischen Minuten Länge. Nur einige der kleinen Inseln ſind bewohnt; am ſtärkſten Pullu-Tello, woselbſt auch der niederländische Beamte reſidirt.

Eine ursprüngliche Bevölkerung fehlt der Gruppe; die gegenwärtige ſtammt aus Süd-Nias, lebt ganz und gar nach dortiger Art und Weise und ſteht fortwährend in engem Verkehr mit dem Mutterland. In adminiſtrativer Hinſicht gehört die Gruppe unter die Reſidentschaft Pādanger Oberländer.

Die Säugethiere und Vögel der Inselkette.

Da ich mich während meines Aufenthaltes auf den verschiedenen Inseln nicht eingehend mit zoologischen Studien beschäftigte, so erwähne ich nur diejenigen Arten, welche ich selbſt beobachtet und deren Vorkommen mir von glaubenswürdigen Personen verbürgt wurde. Wie nicht anders zu erwarten, beſitzt die Kette keine Säugethiere und vielleicht auch keine Vogelart, welche nicht auf Sumātra vorkäme, während ihr alle grösseren Säugethiere und eine Zahl von Vögeln fehlen.

Tiger, Elephant, Nashorn und Bär machen hier den Wald nicht unsicher, kein Tapir bricht flüchtig durch den sumpfigen Busch, und niemals wird die unheimliche Stille des Waldes durch das weithin schallende Geheul von Schlankaffen unterbrochen. Mit Ausnahme von Engāno, welche Insel meiner Meinung nach die jüngst entstandene ist, kommen zwei Affenarten vor; eine schwarze (Semnopithecus maurus) und eine braune (Ceropithecus cynomolgus). Fledermäuse sind in vielerlei Arten vertreten, darunter ein Pteropus. Aus der Familie der Raubthiere, wurde beobachtet Paradoxurus musanga und Lutra leptonyx, von Nagethieren Mäuse, Ratten, ein Stachelschwein (Histrix macroura) und ein Eichhörnchen (Hylogale tana). Mit Ausnahme von Engano findet man letztgenanntes Thier auf allen grösseren Eiländern. Ein Ameisenfresser (Manis jāvanica) ward uns auf Nias häufig lebend gebracht; die dortigen Eingeborenen essen gerne sein Fleisch und bereiten aus den Schuppenfellen Streithemden. Die Widerkäuer sind durch mehrere Arten vertreten, worunter Cervus russa auf allen grösseren Inseln lebt, während ich C. muntjac und Moschus napu nur auf Nias beobachtete. Ueber dieganze Inselkette in grosser Anzahl verbreitet ist endlich ein Wildschwein (Sus vittatus?), worauf die Eingeborenen überall hauptsächlich Jagd machen. Die Hausschweine, welche namentlich auf Nias häufig in den Dörfern gehalten werden, sind entweder eingefangene Wildlinge, oder Abkömmlinge von solchen. Als Hausthiere findet man Büffel (nur auf Simālu), Hunde, Katzen und Ziegen, die beiden letzteren Thierarten jedoch nur in geringer Zahl. Ist auch der Reichthum an Vögelarten verhältnissmässig gering, so kommen doch manche derselben sehr häufig vor. Dies gilt z. B. von Haliastur indus, welcher an den Küsten aller der von mir besuchten Inseln angetroffen wird. Weit seltener dagegen ist der prächtige malaische Adler (Aquila malayensis), welchen ich nur auf Nias beobachtete. Dasselbe gilt auch von Astur trivirgatus. Weiter beobachtete ich einen Lanius auf Nias Muscicapa hiundinacea auf Nias und Simālu, Dicrurus malabaricus auf Nias, Microscelis ochrocephalus auf Nias, Eulabes javanensis auf allen grösseren Inseln, Calornis cahalybea desgleichen, Oriolus hyppocrepis auf Nias, Silvia (2 oder 3 Arten) auf Nias und Mentāwej, Callocalia linchi auf Nias, Hirundo javanica, überall Caprimulgus affinis auf Nias, Anthus spec. auf Nias, Amadina maja auf Nias, Corvus validus auf allen grösseren Inseln, Euristomus orientalis auf Nias, Dicaeum trigonostigma auf Nias, Nectarinia hasselti auf Nias, Arachnotera malaccensis auf Nias und Mentāwej, Nectarinia eximia auf Nias, Nectarinia siparaja

auf Nias, Halcyon coromanda auf Nias, Halcyon chloris auf Nias, Alcedo euryzona auf Nias, Merops bicolor auf Nias, Buceros convexus auf Nias, Centropus eurycercus auf Nias, nicht selten im hohen Gras und Geſträuch, von wo aus man in den Morgen- und Abendſtunden häufig seinen wie bu-bu-bu-bu tönenden Lockruf vernimmt, und endlich noch ein kleiner gelbgeflügelter Kukuk auf Nias. Von Papageien beherbergt die Inselkette zwei Arten, welche zwar ziemlich häufig, jedoch nur an gewissen Plätzen angetroffen werden. Es ſind dies der niedliche kleine Loriculus galgulus und Paleornis javanicus, welchen ich zumal auf der Weſtküſte von Nias, jedoch niemals auf Sumātra selbſt beobachtete. Ferner sei erwähnt Picus puniceus von Nias, Picus analis von Nias, Caloenas nicobarica, nur auf der Südküſte von Nias in der Lagundi-Bay wahrgenommen, soll aber auch auf den Bātu-Inseln vorkommen; Carpophaga luctuosa, auf allen Inseln am Meeresufer nicht selten, Carpophaga badia auf Nias, Engāno und Mentawej, Carpophaga aenea auf Nias, Treron viridis auf der ganze Inselkette, Treron olax, häufig auf allen grösseren Eilanden. Die Arten: Charadrius apricarius und hiaticula, mehrere Tringa, Limosa, Totanus, Numenius Ardea (purpurea, intermedia, garzetta, flavicollis, leucoptera und javanica), Scolopax, Clareola orientalis, Porphyrio indicus, Graculus melanognatus, Dendrocygna arcuata, Sterna pelecanoides und melanauchen, Hydrochelydon javanica und Anous stolidus werden auf der ganzen Inselkette und in der Nähe der Meeresküſte zum Theil ziemlich häufig angetroffen.

Als Hausvögel werden Hühner gehalten, und diese nur hin und wieder und in geringer Zahl; ſie wurden von Sumātra herübergebracht.

II. ABTHEILUNG.

SELĒBES.

NIEDERLÄNDISCH-OST-INDIEN.

Geographischer Abriss.

Die niederländischen Beſitzungen in Aſien, bekannt unter dem Namen von Niederländisch-Oſt-Indien, liegen zwischen 5° N. B. und 11° S. B. und zwischen 95° 40′ und 141° O. L. von Greenwich. Die Oberfläche beträgt 27,855 Quadratmeilen (ohne Atjeh). Die Zahl der Bewohner kann auf 20,000,000 geschätzt werden, worunter 36,500 Europäer, 256,000 Chinesen, 11,300 Araber und 107,000 Individuen aus den südaſiatischen Ländern ſich befinden. Die mittlere Temperatur beträgt an den Küſten 80,5° Fahrenheit, auf 3000 Fuss Höhe 70° und auf 9000 Fuss Höhe 49°, der mittlere Barometerſtand an der Meeresoberfläche 0,757 Meter. Man findet ohngefähr hundert thätige Vulkane; davon auf Sumātra 16, auf Java 50, auf den Inseln öſtlich von Java und auf den Molukken 23 und auf Selēbes 11. Von den Bergspitzen ragen 88 höher als 2000, und 26 höher wie 3000 Ellen über die Oberfläche des Meeres empor. Die höchſten Berge findet man auf der südöſtlichen Halbinsel von Neu-Guinea; ſie ſind angeblich 15000 Fuss hoch und figuriren auf den Karten unter dem Namen der Schneeberge.

SUMĀTRA.

Allgemeine Uebersicht.

Das Gouvernement Weſtküſte von Sumātra, worin die von mir bereiſten Länder liegen, umfasst 2200 geogr. □Meilen mit 1,650,000 Einwohnern, worunter 1848 Europäer. Dasselbe zerfällt in die Reſidentschaften: Pādanger-Unterländer, Hauptplatz Pādang, Pādanger-Oberländer, Hauptplatz Fort de Kock; Tăpănōli, Hauptplatz Sibōga. Sitz des Gouverneurs und der oberſten Regierungs-Behörden iſt Pādang.

Geographische Lage und Meereshöhe einiger Punkte.

Pādang	0°	58′	1″	S. B.	100°	20′	13″ O. L.
Singalang (Berg) . . .	0°	18′	0″	„	100°	27′	50″ „
Sibōga	1°	44′	24″	N. B.	98°	45′	50″ „
Singkel	2°	16′	47″	„	97°	44′	48″ „
Lubu-Rādja (Berg) . .	1°	24′	50″	„	99°	13′	50″ „
Bandar-Nahor	2°	5′	0″	„	98°	56′	0″ „
Dŏlŏk-Mertimbang (Berg)	2°	5′	0″	„	98°	56′	0″ „

Buapandjang = 828′ (rheinländ.).
Fort v. d. Capellen = 1354′.
Silingdong = 2200′.
Hŭtatinggi = 3200′.
Kajutanam = 397′.
Fort de Kock = 2950′.
Lumut = 175′.
Manindju = 1449′.
Matua = 3279′.
Padangpandjang = 2484′.
Pajakombo = 1584′.
Pertibi = 227′.

Sidjundjung = 444'.
Sipirok = 2835'.
Solok = 1197'.
Tandjungalam = 3210'.
Tandjungampalo = 604'.
Tobing = 1870'.
Lubu-Radja = 6053'.
Marapalam = 3755'.
Merapi = 9309'.
Affenberg = 361'.
Sago = 5000'.
See von Singkara = 1134'.
Singalang = 9300'.
Tendikej = 7000'.
Talang = 6000'.

IHRER MAJESTAET

EMMA,

KOENIGIN DER NIEDERLANDE,

GEB. PRINZESSIN ZU WALDECK UND PYRMONT

IN TIEFSTER EHRFURCHT

UNTERTHAENIGST GEWIDMET

VOM

VERFASSER.

II. ABTHEILUNG.

JAVA.

Reisen in der Provinz Gorontalo.

(April 1863 — August 1864.)

Geographische Uebersicht.

Die Provinz Gorontālo bildet einen Theil der zum Gouvernement Selēbes gehörenden Reſidentschaft (nicht Präſidentschaft, wie man gewöhnlich in deutschen Büchern lieſt) Manado. Sie liegt auf dem nördlichſten Arme der in vier Landzungen zerrissenen Insel zwischen 1° 22′ N. B. und 1° 46′ S. B. und zwischen 119° 52′ und 124° O. L. von Greenwich.

Geographische Lage einiger Punkte.

Manado	1° 29′ 39″ N. B.	124° 49′ 4″ O. L. v. G.
Kéma	1° 21′ 44″ „	125° 4′ 17″ „
Kwandang . . .	0° 54′ „	123° „
Gorontālo . . .	0° 29′ 41″ „	123° 2′ 5″ „
Togean-Insel . .	0° 16′ N. B.	0° 43 S. B. und 121° 46′ und 120° 50′ O. L. v. G.
Parigi	0° 48′ 30″ S. B.	120° 10′ 6″ O. L. v. G.
Todjo	1° 16′ 46″ „	121° 10′ 4″ „
Posso	1° 20′ 7″ „	120° 57′ 10″ „

Höhe einiger Punkte über dem Meere.

Gorontālo = 70 Fuss (Reſid.-Wohng).	Berg Pangi = 1600 Fuss
Modelido = 340 „	Berg Tapodaä = 3500 „
Boné = 385 „	Berg Boliohotto = 3900 „
Tulabollo = 760 „	Kabila = 4200. „

1. Aufenthalt zu Gorontalo.

Durch die Regierung mit einer wissenschaftlichen Untersuchung im nördlichen Theil von Selēbes beauftragt, reiſte ich am 4. März 1863 von Amboina, meinem damaligen Standplatz ab und kam am 2. April zu Gorontālo, dem Ausgangspunkt meiner Untersuchungen an. Rings von Höhenzügen umgeben, welche an der Oſtseite in den Bergen Kabila und Boliohotto zur grössten Erhebung gelangen, an der Weſtseite aber am niedrigſten ſind, sucht das Auge des aus See kommenden Reisenden vergebens nach der grossen Fläche, woran der Platz liegt und welche darum auch Ebene von Gorontālo genannt wird. Erſt wenn man die Mündung des Gorontālo-Flusses erreicht hat, ſieht man in der Oeffnung, welche der Fluss in das Küſtengebirge gebrochen, den Anfang jener Ebene vor ſich liegen. Ihr Längendurchmesser beträgt ohngefähr 39, ihre grösste Breite 7 und der Flächeninhalt 200 englische Quadratmeilen. Die Hauptrichtung geht von Süd-Oſt nach Nord-Weſt; ſie iſt ziemlich horizontal und beſteht aus diluvialen Thon- und Mergellagen, worüber an vielen Stellen alluvialer Sand liegt. Höchſt wahrscheinlich iſt diese Fläche in früherer Zeit der Boden eines Sees gewesen, welcher durch die erwähnte, damals vermuthlich um vieles schmälere Oeffnung mit dem Meere in Verbindung ſtand. Durch eine Vergrösserung des Durchbruchs und eine gleichzeitige Bodenerhebung fiel dann der grösste Theil vom Boden dieses Sees durch Abfluss soweit trocken, dass nur der tiefere Theil, der jetzige See von Limbotto, unter Wasser ſtehen blieb. Die südöſtliche Hälfte dieser prächtigen Ebene iſt das sogenannte Reich von Gorontālo.

Die gleichnamige Stadt (eigentlich Hulontālo und fälschlich auf manchen Karten Gunung-Tello genannt) liegt auf 0° 28′ 30″ N. B. und 123° 12′ 30″ O. L. v. Greenwich, eine englische Meile weit von der Flussmündung entfernt auf dem Delta, welches die Flüsse Boné und Tāpa oder Bolango bei ihrer Vereinigung bilden. Verschiedene breite, gut angelegte Kieswege, woran auf beiden Seiten die kleinen, netten, meiſt von Gärten umgebenen Häuser liegen, durchschneiden dieselbe. In der Spitze des Deltas ſteht die in den 1850er Jahren erbaute Redoute Nassau, worin 40 Mann unter dem Befehl eines Officiers garnisoniren. Ein zweites, aus den Zeiten der oſtindischen Compagnie ſtammendes Fort liegt etwas mehr landeinwärts an der südlichen Seite eines Platzes, gegenüber der Wohnung des Assiſtent-

Reſidenten (der erſte dortige Beamte). Ein drittes durch die Eingeborenen vor langen Jahren erbautes Fort, das ſich noch mehr landeinwärts befindet und Kota Rādja genannt wird, liegt mit Ausnahme von zwei gemauerten Thorbogen gegenwärtig in Trümmern. Auf dem rechten Flussufer, hart an der Mündung findet man das Zollhaus und auf einer Anhöhe des linken Ufers ſteht die von einer crenelirten Mauer umgebene Signalſtange. Die Wohnungen dreier Beamten, eines Militärarztes, des Häuptlings der Macassaren, eine Kirche, Moschee, Spital und Packhaus, ſind die hauptsächlichſten Gebäude des

Der Radja Monoarfa von Gorontalo im Ornat.

(Nach einer Photographie.)

Städtchens. Die beiden Flüsse, welche Gorontālo umschliessen, ſind der Boné und Bolango oder Tāpa. Die Quellen des Boné befinden ſich im hohen, nördlich vom Kabila liegenden Bergland. Viele kleine Gebirgsgewässer in ſich aufnehmend, iſt sein Lauf anfangs südlich bis an den Punkt, wo er in die Fläche eintritt, von da an bis zu seiner Vereinigung mit dem Tāpa weſtlich, und bis zur Mündung wiederum südlich. Bei gewöhlichem Wasserſtand hat der Fluss im Allgemeinen nur geringe Tiefe; grössere Prauen können denselben bis zum Vereinigungspunkt aufwärts befahren, kleinere anderthalb Tage weiter.

An der Mündung beträgt die Breite 450, beim Vereinigungspunkt mit dem Tapa 220 Ellen.

Der Balongo oder Tāpa entspringt in dem nördlich von der Ebene liegenden Gebirge, tritt in der Nähe des Dorfes Bolango in dieselbe ein und durchschneidet ſie erſt in ſüdlicher, dann in ſüdöſtlicher Richtung bis zu ſeinem Zusammenlauf mit dem Boné. Auch er hat zahlreiche Untiefen. Das grösste Gewässer, welches er in ſeinem Laufe in ſich aufnimmt, iſt der Longālo, während er in ſeinem unteren Theil den Entlaſtungskanal aus dem See von Limbotto empfängt. Seine Breite beträgt im Mittel 40 Ellen.

Der niedrigen Ufer wegen treten beide Flüsse nicht selten über; da aber das Wasser mit derselben Schnelligkeit, womit es ankommt, auch wiederum abfliesst, so richten diese Ueberschwemmungen nur wenig Schaden an.

Der Durchbruch, durch welchen hin der Gorontālo-Fluss ſich ins Meer ſtürzt, iſt ein durch die Wirkung gewaltiger Naturkräfte entſtandener Riss in dem Bergrücken, der zwischen der Ebene und dem Meere hinläuft. Die Abdachung in der Schlucht ſelbſt, an deren Fuss ſich der Weg nach der Stadt hinzieht, iſt ziemlich ſteil und beträgt an manchen Orten 45 Fuss. Da, wo der Abfall weniger rasch iſt, wechselt bebautes Land mit Busch- und Grasfeldern ab, während die Berge übrigens mit Wald und Geſträuchen bewachsen ſind. Ihrer Zusammensetzung nach beſtehen ſie aus Granit und Granitschiefer, Sandſtein, Thonschiefer und Mergel.

Bebaute Felder und Grasländer nehmen die ganze Ebene ein. Erſtere beſtehen theils aus nassen Reisfeldern (panimban), theils aus Gärten, worin Mais, Zuckerrohr und Pataten gebaut werden. Da wo Dörfer und einzelne Häuser liegen, erheben ſich Gruppen von Fruchtbäumen, worunter namentlich viele Kokos-, Areca- und Areng-Palmen ſich bemerkbar machen.

Das Reich von Gorontālo beſteht aus fünf Diſtricten mit einer Bevölkerung von 36,800 Seelen, wovon auf die Stadt 4600 kommen. Darunter befinden ſich 41 Europäer oder Nachkommen von Europäern. Die einheimische Bevölkerung dieses Miniaturreiches zerfällt in vier Stände oder Klassen. Dieselben heissen Bangsa, Waliali, Balla-balla und Wāto. Unter die Bangsa zählen der Rādja, die erſten Würdenträger und die höchſten Geiſtlichen mit ihren Familiengliedern. Zu den Waliali gehören alle übrigen Beamten und Geiſtlichen mit ihren Familien, ferner alle Adeligen, die hier besonders zahlreich ſind und alle übrigen Personen von Vermögen oder Einfluss. Unter die Balla-

balla rechnet man das übrige Volk, die arbeitende Klasse, und unter Wāto die früheren Sklaven und deren Nachkommen. (Die Sklaverei wurde im Jahre 1856 aufgehoben.)

Reichsoberhaupt iſt der Rādja, gegenwärtig Rādja-Monoarfa, welcher unter der Leitung und Aufſicht des Aſſiſtent-Reſidenten regiert. Er iſt der gehorsame Vollzieher von dessen Befehlen, und mit dem vollſten Recht kann man von diesem Fürſten sagen: Il règne, mais ne gouverne pas. Als Kennzeichen seines Ranges führt er einen Sonnenschirm von orangegelber Seide und trägt in Gala eine sogenannte Krone, die nichts weiter iſt, als ein Hut aus dem vorigen Jahrhundert mit breit aufgeschlagener Krempe und mit falschen Steinen, Glasperlen, Goldblech und schwarzen Straussfedern verziert. Bei einem officiellen Ausgang bekommt der Radja aus dem Fort eine Ehrensalve von 9 Kanonenschüssen. Jeder Geringere, von welchem Rang auch, muss seinen Befehlen Folge leiſten, die er, was gewöhnliche Sachen betrifft, selbſt ausfertigt. Bei Angelegenheiten von Wichtigkeit jedoch beruft der Radja den Reichsrath, der aus vier hohen und sechs geringeren Beamten beſteht, und wobei der Aſſiſtent-Reſident den Vorſitz führt, wenn er dies für nöthig erachtet.

Nach dem Rādja folgen im Rang die Reichsgrossen, Marsaole genannt; ſie ſind die Diſtrictshäupter und führten in früheren Zeiten den Titel Olealo-lipo (wörtlich übersetzt: Stützen des Reiches). Die im Range nun folgenden Walapulu gehören grösstentheils zum Adel und führen die Aufſicht über mehrere Ortschaften. Den geringſten Rang endlich bekleiden die Kimelaäs oder Taudaäs, die einfache Dorfvorſteher ſind. Ausser den Genannten beſtehen noch Häuptlinge, welche den Titel von Olongia führen; ſie ſind die Nachkommen von durch Waffengewalt in früherer Zeit unter Botmässigkeit von Gorontālo gekommenen, unabhängigen Fürſten, ſtehen wenig in Ansehen und ſterben langsam aus.

Endlich giebt es noch Beamte, deren Geschäfte rein adminiſtrativer Art ſind. Der am höchſten Stehende dieser Klasse iſt der Djugugu, welcher, geringer im Rang wie die Marsaolés, dennoch als zweite Person des Reiches betrachtet wird. Er iſt der Staatssekretär und Oberſteuererheber des Fürſten; unter seiner Leitung fungiren der Wuü und Tolomato als Unterſteuereinnehmer, der Pangangata als Ceremonienmeiſter, der Palabila als öffentlicher Ausrufer der Befehle des Rādja und endlich der Dulutuli oder Schreiber. An der Spitze der Kriegsmacht — ein zusammengelesener Haufen von elenden Geſindel — ſteht der Kapitan-laut, dessen Rangverhältniss und Stellung

eine ähnliche iſt, wie die des Djugugu, nur mit dem Unterschied, dass letzterer ihm vorgeht. Als quasi Officiere ſind ihm untergeordnet ein Alferes, ein Major und mehrere Pahalawan. Seitdem der Rādja keinen Krieg mehr auf eigene Hand führen darf, beſteht der ganze Dienſt der Truppe darin, bei Feſten oder officiellen Staatshandlungen im Gefolge des Fürſten zu marschiren, wobei ein geringer Theil in eine nach europäischem Schnitt gemachten Uniform gekleidet erscheint. Alte Schiessgewehre mit Steinschloss, Piken, Hauer und Schilde ſind ihre Waffen.

Die Einwohner, zu den früher heidnischen Aborigines des Eilandes gehörend, bekennen ſich seit ein paar hundert Jahren zum Islam, ſind aber keine sehr feurigen Nachfolger des Propheten und überhaupt mehr Mohamedaner dem Namen als der Sache nach.

Die Anzahl der Prieſter, die meiſt auf Koſten der Bevölkerung leben, iſt sehr gross und darum für die letztere drückend. Der grösste Theil derselben iſt im höchſten Grade unwissend und ganz und gar nicht fanatisch. In Gorontālo figurirt als Oberprieſter der Tuan-Daä (grosser Herr) als Leiter der religiösen Ceremonien; er ſteht in hohem Ansehen. Unter ihm bekleiden den erſten Rang der Kalim und Mopatti (Mufti) als Schriftgelehrte, auf welche der Hakim folgt, der ausser seinen religiösen Obliegenheiten mit der Aufſicht über Maass und Gewicht betraut iſt. Die vier Imam's und Seraä-Daä's (Tempelaufseher) bekleiden den vierten Rang in der geiſtlichen Hierarchie. Hierauf folgen die beiden Chatib's, die Vorleser, der Bilale, dessen Funktionen denen unserer Küſter entsprechen. Den Beschluss dieser Stufenleiter machen 150 Kasisi's, welche die gewöhnlichen, in den Dörfern vorkommenden prieſterlichen Handlungen verrichten. Zwölf Diener (Pahili's) halten den Tempel rein und sorgen für den nöthigen Wasservorrath zu den üblichen Fusswaschungen.

In gewisser Hinſicht iſt das Gorontālesische Reich ein Wahlreich, und werden die Beamten aus derjenigen Familie gewählt, welche die meiſten Ansprüche auf das Amt geltend machen kann. Bei Vacanz der Würde eines Rādja, Djugugu, Kapitan-laut und Marsaole schlägt der Reichsrath drei Personen vor, von denen Einer gewählt wird. Die Wahl des Rādja muss durch den Generalgouverneur sanktionirt werden, die der übrigen Beamten beſtätigt der Reſident von Manado als Chef der Reſidentschaft, wozu der ganze nördliche Theil von Selēbes gehört. Alle geringeren Beamten ernennt der Rādja. Zur Würde eines Rādja können nur Nachkommen der früheren Fürſten des Landes erkoren werden; dieselben führen den Titel «Prinz.»

Die grössten Ansprüche auf die Nachfolge hat der nächſte Blutsverwandte. Die höchſten Staatsdiener wählen den Fürſten, bei welchem Akte es gewöhnlich sehr ſtürmisch zugeht, namtlich wenn Kronprätendenten unter den Versammelten anwesend ſind.

Gebräuche und Gesetze ſind wohl im Allgemeinen die des Islam, aber noch immer sehr vermischt mit früheren heidnischen Gebräuchen. So iſt, um nur einige Beispiele anzuführen, der Glaube an böse Geiſter, die Krankheit und Unglück verursachen, noch sehr verbreitet, und richtet man ſich in wichtigen Angelegenheiten nach dem Geschrei eines gewissen Vogels. Weiter gibt man den Kindern, sobald ſie ein Jahr alt geworden ſind, einen heidnischen Namen zu dem mohamedanischen, den ſie ſieben Tage nach der Geburt empfingen. Bei Todesfällen endlich tragen die Frauen als Zeichen der Trauer ein Stück Baumbaſt über der gewöhnlichen Kleidung, oder auch einen Lappen dieses Baſtes im Haar.

Die Unterdrückung, worunter das Volk seit langen Jahren litt, iſt wohl die Ursache der herrschenden Sittenverderbniss. Proſtitution iſt dadurch zum allgemein herrschenden Uebel geworden, so dass viele Männer niemals in die Ehe treten, sondern ſich mit Concubinen zufrieden ſtellen. Auch der hohe Kaufschilling, welcher an die Eltern eines Mädchens zu zahlen iſt, schreckt viele junge Leute von einem Ehebund ab.

Die Rechtsprechung geschieht nach den Vorschriften des Koran und den daran von Regierungswegen gemachten Veränderungen.

Was den Grundbeſitz betrifft, so wussten ſich die Familien der Fürſten und die Adeligen nach und nach die beſten Grundſtücke zuzueignen, welche ſie aber, indolent von Natur wie ſie ſind, nicht selbſt bearbeiteten, sondern an geringere Personen in Pacht gaben.

So gering auch die Steuern ſind, drücken ſie nichtsdeſtoweniger die Bevölkerung, welche nicht allein eine Personalſteuer von 5 Gulden jährlich entrichten muss, sondern auch noch ausserdem verpflichtet iſt, einen Theil der erzielten Produkte an Rādja und Reichsgrossen abzugeben. Dem Radja iſt ausserdem von der Regierung ein feſter Gehalt zur Vergütung für Zoll und andere derartige Einkünfte zugewiesen, welche die Regierung zum Nutzen und Frommen der Bevölkerung an ſich gezogen hat.

Mais und Reis ſind die Hauptnahrungsmittel; Sago und Bataten werden dagegen nur in geringer Menge verbraucht. Reis wird auf nassen und trockenen Feldern gebaut, liefert aber keine für das Bedürfniss hinreichende Menge, wesshalb alljährlich ein gewisses Quan-

tum eingeführt werden muss. Kokosnüsse, Zuckerrohr und Baumfrüchte verschiedener Art liefern die Zuspeisen. Fleisch wird selten von der geringeren Klasse gegessen; Fische dagegen, welche täglich und zu geringem Preise auf dem Markte zu bekommen sind, werden in fabelhafter Menge verspeist.

Ausser den genannten Kulturpflanzen werden noch Kakao, Kaffee, Baumwolle und Indigo in geringer Menge und für den eigenen Bedarf angebaut. Salz bereitet der Gorontalese selbst aus Seewasser und zieht es ungeachtet seines bitteren Geschmackes, dem unsrigen vor.

Künste und Handwerke stehen im Allgemeinen auf einer sehr niedrigen Sutfe. Wohl gibt. es Gold- und Eisenschmiede, Zimmerleute und Maurer, und die Arbeit, die sie fertigen, genügt den Ansprüchen, welche man daran macht, ist und bleibt aber darum doch höchst roh. Nur in manchen Frauenarbeiten, namentlich im Weben, womit sich hier zu Lande niemals Männer beschäftigten, hat man es zu einer ziemlichen Fertigkeit gebracht; ebenso wie in dem Flechten von Dosen, Speisedeckeln, Kopfbedeckungen und Matten. Obschon man auf jedes Haus einen Webstuhl rechnen kann, ist deren Production doch nicht für den Gebrauch hinreichend, und muss darum jährlich eine ziemliche Quantität Baumwollenwaaren eingeführt werden.

Die Kleidung von Männern und Frauen ist sehr einfach. Ein Tuch um den Kopf, Kamisol und bis an die Knie reichende Hose ist die der Männer, ein Unterhemd und Unterkleid die der Frauen, wozu öfters noch ein Umschlagtuch kommt, welches über der Schulter getragen wird. Wenn ansehnliche Personen öffentlich erscheinen, sind dieselben besser, oft selbst reich in halbeuropäischer Weise gekleidet. Die Zierraten, deren sich namentlich die Frauen bedienen, bestehen in Arm- und Halsbändern, Ohrringen, Knöpfen und Haarnadeln, die je nach den Verhältnissen des Besitzers aus mehr oder weniger kostbarem Material gefertigt sind. Bei festlichen Zusammenkünften, die mit Gesang und Tanz gefeiert werden, tragen Tänzer und Tänzerinnen eine besondere, keineswegs geschmacklose Kleidung, welche Eigenthum des Festgebers ist. Gibt der Rādja ein derartiges Fest, so erscheint ausserdem noch ein Theil seiner Truppen nach europäischer Weise gekleidet, auf dem Kopf eine hohe Tuchmütze, oder auch einen alten Kupferhelm, letzterer ein Erbstück aus dem 17. Jahrhundert.

Schilde, Lanzen, Hauer, Dolche, Schiessgewehre sind die gebräuchlichen Waffen. Mit Ausnahme der hölzernen, mit eingelegten Muscheln und Franzen von Haar verzierten Schilde, die wirklich ein

hübsches Aussehen haben, sind die im Lande selbst gefertigten Waffen sehr roh gearbeitet.

In Kultur und intellectueller Entwicklung stehen Höhere und Geringere noch sehr tief. Ein Beispiel unter hunderten diene zum Beweis. Der Rādja frug mich eines Tags in vollem Ernst, ob gebrannte Kaffebohnen noch zu anderen Zwecken gebraucht würden, als zum Getränk und zur Bereitung von Schiesspulver, und auf welche Weise man letzteres daraus darstelle.

Im Allgemeinen ist das Land ein gesundes und das Sterblichkeitsverhältniss seit Einführung der Blatterneinimpfung ein günstiges zu nennen. Diarrhoen und Fieber sind die häufigst vorkommenden Krankheitszustände. Wie schon bemerkt, wird jede Krankheit dem Einflusse von den Menschen feindlich gesinnten unsichtbaren Wesen zugeschrieben, wobei die absurdesten Dinge geglaubt werden. So hört man z. B. einen Fieberkranken mit ernsthaftem Gesichte sagen, eine Katze, ein Huhn, ein Frosch, ja selbst ein gesalzener Fisch habe ihn während seines Fieberanfalls im Hause herumgezerrt. Ichthyosis ist ziemlich allgemein; ein Lepra-Krankenhaus befindet sich zu Modelemo in der Nähe der Stadt, worin zu meiner Zeit 20 Kranke verpflegt wurden.

Zur Vollendung unserer Schilderung des Gorontalesen in körperlicher und geistiger Hinsicht diene folgende Skizze. Er ist von mittelmässiger Körpergrösse, gut gebaut, gelblichbraun von Farbe; die Augen liegen tief. Stirne und Nase ist breit, letztere mehr oder weniger platt; der Mund ist gross, die Wangenknochen sind vorspringend, der untere Theil des Antlitzes ist spitz zulaufend mit schmalem Kinn, das schwarze Haar lang und hart. Füsse und Hände sind klein und öfters zierlich. Unter den Mädchen und jungen Frauen findet man viele, die auch nach europäischer Auffassung für Schönheiten gelten können. Von Charakter ist er sanftmüthig, leicht zu lenken, dabei aber indolent und gleichgültig, eine natürliche Folge der Unterdrückung, die ihn seit Jahrhunderten niederbeugt, und des schlechten Beispiels, das ihm der Adel gibt. Er ist gegen Fatiguen abgehärtet, ein guter Reiter und, muss es sein, auch ein tapferer Krieger. Bei allen diesen guten Eigenschaften sind die Gorontalesen jedoch Erzdiebe und nehmen es auch mit der Wahrheit nicht sehr genau. Man findet unter ihnen nicht selten starke Trinker, doch in weit grösserer Anzahl Solche, welche sich rücksichtslos dem Rauchen von Opium ergeben haben.

Was die Sprache betrifft, so behalte ich mir vor, am Schlusse meines Werkes auf eingehendere Weise darüber zu berichten.

2. Aufenthalt zu Modelido.

Nach einem einmonatlichen Aufenthalt in der Stadt verlegte ich mein Standquartier nach Modelido, dem Beſitzthum zweier zu Gorontālo sesshafter Europäer. Der dahin führende, ohngefähr 12 englische Meilen lange Weg, läuft in nördlicher Richtung über die Ebene, durchschneidet den freundlich gelegenen Kampong Bolango und am Fuss des Hügellandes den Fluss Tāpa, welchen man achtmal, und

Junger Mann von Gorontalo aus dem besseren Stande.

(Nach einer Photographie.)

den viel unbedeutenderen Longālo, den man zweimal durchwaten muss. Dieser letztere durchſtrömt die Beſitzung in ihrer ganzen Länge. Modelido liegt ohngefähr 200 Fuss überm Meere in einem von niedrigen Hügeln umschlossenen Thalkessel. Der sehr fruchtbare Boden iſt zum grössten Theil mit Kaffeebäumen bepflanzt, welche ein zwar in inländischem Styl gebautes, jedoch ganz passables Wohnhaus umringen, in welchem ich in Gesellschaft des Herrn W. van Baak, eines der Eigenthümer der Plantage, mehrere ange-

nehme Tage verlebte. Meine auf Gorontalo neu angeworbenen Jäger — ich hatte die Bande, welche ich von Amboina mitgebracht, wegen unverbesserlicher Faulheit und Böswilligkeit kurzweg aus meinem Dienſte entlassen — meine neu angeworbenen Jäger, sage ich, waren inzwischen eingeschult, hatten, wie wir am Schluss dieser Abtheilung sehen werden, manches interessante Thier erlegt, und gerne würde

Tänzerin des Radja von Gorontalo.
(Nach einer Photographie.)

ich noch einige Zeit an diesem angenehmen Orte im Schoosse der Natur zugebracht haben, hätte mich nicht mein anhaltend kränklicher Zuſtand gezwungen, nach der Stadt zurückzukehren, woselbſt ich am 28. Mai wieder eintraf. Anfangs Juni hatte ſich mein Gesundheitszuſtand wieder so gebessert, dass ich meinen Plan zu einer Reise nach dem wenig bekannten inneren Theil des Tomini-Busens verwirklichen konnte.

3. Reise im Tomini-Busen.

Für meine minder mit der Geographie des indischen Archipels bekannten Leser bemerke ich, dass die Tomīni-Bucht der nördlichſte jener drei grossen Busen iſt, welche der Insel Selēbes eine so höchſt eigenthümliche Form geben: eine Form, die man allein bei der nahe liegenden Insel Halmahēra nochmals in ähnlicher Weise, jedoch in kleinerem Massſtab wiederholt findet.

Zufolge einer mit dem Commandanten des Kriegsdampfers Montrādo, Kapitän-Lieutenant Moet, genommenen Rücksprache, welcher im Begriffe ſtand, eine Kreuzfahrt im Busen anzutreten, sollte mich der Dampfer bis zum Dorfe Parīgi bringen, damit ich von da aus meine Reise mit dem Regierungskreuzboot No. 14 weiter fortsetzen könne. Dieses Boot hatte mein Freund, Gorontalo's damaliger Assistent-Reſident, B. van Baak, zu meiner Dispoſition geſtellt, und es sollte bis Parīgi durch den Dampfer ins Schlepptau genommen werden. Am 7. Juni dampfte denn auch der Montrādo seewärts, südlichen Cours nehmend bis in Sicht der gegenüber Gorontālo liegenden Berge von Balanté und Bua-lemoh, veränderte am folgenden Morgen den Cours weſtwärts und kam am 9. bei Parīgi vor Anker. Nachdem ich an Bord des Kreuzers gegangen, ging der Montrado wieder unter Dampf, um seinen Kreuzzug weiter fortzusetzen.

Inzwischen hatte ich den Djurumudi Omar, Commandant des Kreuzers, ans Land geschickt, um die Häuplinge von meiner Ankunft zu benachrichtigen und zugleich mein Verlangen auszusprechen, dass ich ſie bei mir an Bord zu sehen wünschte. Dies geschah auch am folgenden Morgen, und nachdem die erſte Begrüssung vorüber war und ich mich mit den vier erschienenen Häuptlingen auf vertraulichen Fuss gesetzt hatte, theilten dieselben mir mit, dass ſie jeden Augenblick des Anfalls einer Räuberhorde aus der Gegend von Posso, im Innerſten des Busens gelegen, gewärtig wären. Nachdem ich ihnen mitgetheilt, dass gerade ein Besuch dieser Gegend Hauptzweck meiner Reise wäre, und ich ihnen meinen Schutz zugesagt mit dem Versprechen, zugleich als Vermittler auftreten zu wollen, kehrten ſie beruhigten Herzens nach Hause zurück.

Nachmittag beſichtigte ich das Dorf, das meinen Erwartungen nicht entsprach. Es liegt ohngefähr 500 Schritte vom Strande entfernt und beſteht aus zwei getrennten Häusergruppen, deren grösste 10 Wohnungen zählt, welche durch eine Pallisadirung von Bambus gegen einen Handſtreich geschützt ſind. Die unregelmässig ſtehenden

Häuser ruhen hoch auf Pfählen und sehen schmutzig und verwahrloſt aus. Unter einem ziemlich grossen, als Rathhaus dienenden Schuppen fand ich einen bejahrten Mann ſitzen, der mir als Djugugu bezeichnet wurde. Er vergnügte ſich damit, einigen Tänzerinnen zuzusehen, welche unter eintönigem Gesang ſteife Körperbewegungen machten, wozu ein paar Männer auf Pauken und einer Gong den Takt schlugen. Ein Kreis neugieriger Zuschauer sass darum hin. Nachdem auch ich während einiger Augenblicke dem Spektakel zugesehen und mit dem Alten einige Worte gesprochen, machte ich einen Spaziergang durch das Dorf, wobei ich aber nur wenige Pferde sah, um derenwillen dasselbe in früheren Jahren berühmt war. Für einen alten Fuchs forderte man 50 Gulden.

Begleitet von dem Dolmetscher, welchen ich hier in Dienſt genommen, und mit frischen Lebensmitteln versehen, liess ich am 14. Juni den Anker aufwinden und setzte die Reise weiter fort bis Labuan-Güma, woselbſt ich mit hereinbrechender Nacht anlangte.

Das Land iſt bis hierher flach mit einer nach Schätzung 3000 Fuss hohen waldbedeckten Bergkette in der Ferne. Spuren von Anbau waren nirgends zu bemerken.

Am folgenden Morgen früh unter Segel gegangen, liess ich bei Labuan-Tabang einige Zeit ſtillhalten, um Maleo's (Megacephalon maleo) zu schiessen, welche in dieser Gegend zusammen mit gelbhaubigen Kakadus (Cacatua sulfurea), häufig vorkommen; letztere kamen mir hier zum erſten Male zu Geſicht.

Dicht unter der Küſte weiter segelnd, sah ich am folgenden Tag beim Passiren der Mündung des Saüssu-Flusses auf einer davorliegenden Sandbank einen grossen Reiher (Ardea goliath) und auf dem schlammigen, durch die Ebbe trocken gefallenen breiten Ufersaum Schwärme weisser Reiher (Ardea garzetta), Löffler (Platalea), weiss halſiger Störche (Ciconia leucocephala) und kleiner Strandvögel. Diesem Anblick konnte ich unmöglich widerſtehen, gab Befehl zum Ankern, liess mich ans Land setzen und war auch so glücklich, zwei Prachtexemplare des Storches mit einem Doppelschuss zu erlegen. Unmittelbar nach dem Knall erhoben ſich die übrigen Vögel unter lautem Geschrei, und noch lange sah ich die schönen Löffler in unerreichbarer Höhe grosse Kreise in der Luft beschreiben, bis die einfallende Dunkelheit ſie meinen Augen entzog. In der Hoffnung, am folgenden Morgen nochmals ein paar glückliche Schüsse anbringen zu können, blieb ich liegen. Mit Sonnenaufgang erschienen zwar die Vögel, zeigten ſich aber so scheu, dass kein schussgerechtes Ankommen

möglich war. Beim Zurückkehren nach meinem Fahrzeug tauchte plötzlich ganz in meiner Nähe ein ziemlich grosser Kaiman (Crocod. biporcatus) mit dem Kopfe aus dem Wasser hervor und liess mich die Gefahr einsehen, der ich geſtern während eines Bades, das ich im Flusse genommen hatte, ausgesetzt gewesen war.

Da ich nun weiter keine Zeit verlieren wollte, setzte ich noch am Vormittag die Reise südwärts fort und kam am 18. Juni vor dem Dorfe Posso, nahe bei der Mündung des gleichnamigen Flusses, an, von wo aus ich meine Reise ins Innere auzutreten beabſichtigte. Auf dem Strande lagen ein Dutzend Prauen, verschiedene andere im Flusse selbſt. Sechs am Ufer ſtehende Häuser waren mit gewaffneten Volk gefüllt. In Folge Dessen, und um auf alle Fälle vorbereitet zu sein, liess ich Kanonen und Schiessgewehre an Bord scharf laden und einen Wachtpoſten ausſtellen. Am anderen Morgen schickte ich Omar ins Feldlager ab, um Erkundigungen einzuziehen. Derselbe rapportirte bei seiner Rückkunft, die Bande, ohngefähr 300 Mann ſtark, beſtände aus Volk von Zygi, einem grossen, im Innern nicht weit von Palos entfernt liegenden Dorfe. Sie waren gekommen, um entweder auf friedlichem Wege, oder mit den Waffen in der Hand eine alte Schuldforderung von etwa 300 Gulden von den Bewohnern von Tongko, einem mit Posso befreundeten Kampong einzutreiben, und wollten die Possoresen zwingen, an dem gegen Parīgi gerichteten Kriegszug ſich zu betheiligen. Anführer der Bande waren ein Häuptling von Zÿgi und der Rādja von Saüssu. Sonach mit dem Stand der Sache bekannt, verfügte ich mich um 9 Uhr behufs einer Unterredung mit den beiden Anführern persönlich in das Lager. Ueberall sah ich Lanzen im Boden ſtecken, während an den Wänden der Häuser Hauer und Schilde hingen; Schiessgewehre bemerkte ich dagegen nur wenige. Einige Kopfbedeckungen fielen mir durch ihre eigenthümliche Form auf; von ſtarkem spanischem Rohr geflochten, waren ſie an der Vorderseite mit zwei kupfernen Hörnern und an der Spitze mit Haarbüscheln verziert. Rund um die Häuser war der Boden besäet mit Kokosnussschalen, entkörnten Maiskolben, Pisangschalen und Blättern, ausgekauten Zuckerrohrſtücken, enthülſten Reisähren und anderen Stoffen mehr, welche, zum Theil schon in Fäulniss übergegangen, Tausende von Fliegen herbeigelockt hatten. In und unter den Häusern wimmelte es von Menschen, worunter auch einige Frauen und Kinder, die alle zusammengenommen, einen nicht zu beschreibenden Lärm verursachten.

Auf meine Frage nach den Häuptlingen wies man zum grössten der Häuser hin, und traf ich daselbſt auch beide auf einer

Matte ſitzend an. Der Häuptling von Zŷgi war ein Greis, der von Saüssu ein Mann in der Kraft des Lebens. Beider Kleidung war kaum etwas besser, wie diejenige ihrer Untergebenen. Nach wechselseitiger Begrüssung waren wir bald in ein lebhaftes Gespräch verwickelt, das begreiflicher Weise den zu unternehmenden Kriegszug zum Gegenſtand hatte. Nachdem ich die über Tongko und Parīgi eingebrachten Klagen angehört und erwogen hatte, warnte ich vor dem Verüben von Feindseligkeiten und gab zu verſtehen, dass ich als Regierungsbeamter unmöglich müssiger Zuschauer bleiben könnte, wenn ſie Bundesgenossen der Regierung, wie diese beiden Dörfer seien, mit Krieg überzögen; dass ich weiter auch keine Gewaltthat gegen Tongko dulden würde, aber geneigt wäre, als Vermittler zwischen beiden Parteien aufzutreten. Um den Häuptlingen Zeit zum Erwägen meines Vorschlags zu geben, setzte ich einen Termin feſt, bis zu welchem mir Antwort werden müsse, widrigenfalls ich durch das Feuer der Kanonen den Platz reinfegen würde, und kehrte hierauf an Bord zurück.

Am Vorabend begab ich mich nach dem ohngefähr eine Meile vom Strande landeinwärts liegenden, durch eine Pallisadirung befeſtigten Dorfe Posso. Nachdem mich der Häuptling auf's Herzlichſte begrüsst hatte, gab er seine Freude über mein Herkommen zu erkennen und erzählte, dass er bei Ankunft der Zygiers einen Büffel und eine grosse Quantität Reis zum Geschenk in deren Lager geschickt habe, dessen Annahme jedoch mit der Drohung, verweigert worden wäre, man würde die Bewohner anfallen, wenn ſie nicht gegen Tongko und Parīgi mit zu Felde zögen. Dringend bat er mich, ich möchte die Zygiës zwingen, sobald als möglich diese Gegend zu verlassen. Ich beruhigte ihn, versprach Schutz und Schirm und theilte ihm meinen Plan mit, von hier aus ins Innere vorzudringen, wozu ich seine Hülfe in Anspruch nehmen würde. Zu meinem Leidwesen erklärte mir jedoch der Rādja, dass er in den gegenwärtigen Umſtänden ausser Stande wäre, Transportmittel zu verschaffen, dass aber der Häuptling von Taumassa, einem grossen alfurischen Dorf am oberen Lauf des Posso-Flusses, auf der Reise hierher begriffen wäre und gewiss bereit sein würde, mir allen möglichen Beiſtand zu leiſten. Hiermit lief unser Gespräch zu Ende und kehrte ich an Bord zurück.

Da ich nun doch von der projectirten Landreise aller Wahrscheinlichkeit nach würde absehen müssen, beschloss ich, solange hier zu bleiben, bis der Friede geschlossen und die Kriegsbande ab-

gezogen wäre um dann über die Togĕan-Inseln nach Gorontălo zurückzuschiffen.

Am folgenden Tage, den ich an Bord zubrachte, bekam ich aus dem Dorfe Nachricht, die von Zÿgi hätten das oben erwähnte Geschenk aus Posso angenommen und den Plan aufgegeben, feindlich gegen Parīgi vorzugehen. Am Mittag des 21. Juni fand ſich der Rādja von Taumassa bei mir an Bord zum Besuche ein und theilte mir mit, er habe zusammen mit dem Häuptling von Pototroo, ein Kampong in der Nähe von Tongko, Vollmacht erhalten, mit den Zÿgiérs in Unterhandlung zu treten. Zu meinem Verdruss hielt auch er den Zeitpunkt für ungünſtig, um eine Reise ins Innere zu unternehmen. Auf seinen Wunsch, ich möchte bei der Conferenz gegenwärtig sein, gab ich ihm zu verſtehen, es wäre besser, wenn ſie die ganze Geschichte unter ſich ausmachten, dass die Zusammenkunft am Strande ſtattfinden möge unter dem Bereiche meines Geschützes. Nachdem nun auch der Rādja von Pototroö gekommen und mir einen Besuch gemacht hatte, fand die Zusammenkunft in der von mir gewünschten Weise ſtatt und lief auch, ungeachtet heftigen Wortwechsels wegen des sehr aufgeregten Gemüthszuſtandes der Theilnehmer nach Wunsch ab. Tongko bezahlte einen Theil seiner Schuld und verpflichtete ſich, auch den Reſt in Kürze abzutragen. Diesen unerwartet günſtigen Verlauf der ganzen Geschichte kann ich ohne irgend welche Selbſtüberschätzung einzig und allein meiner Gegenwart zuschreiben, und noch heute, während ich diese Zeilen niederschreibe, weckt in meinem Herzen der Gedanke, durch meinen Einfluss einen Landſtrich vor Verwüſtung und den mit einem Kriege verbundenen Schrecken bewahrt zu haben, ein Gefühl von Selbſtzufriedenheit.

Niemand war mehr erfreut über diesen Ausgang, wie die Bewohner Posso's, auf deren Koſten die Zÿgiérs seither gelebt, und ihre Freude ſtieg noch mehr, als diese letzteren endlich am 24. abzogen. Zu gleicher Zeit mit ihnen verliess auch ich Posso, begleitet von den Heilswünschen der Bewohner.

Werfen wir einen Blick auf das Land, ehe wir die Reise weiter fortsetzen.

In der Nähe der Küſte iſt der Boden flach, erhebt ſich jedoch bald zu niedrigen Höhenzügen, welche mit dem weiter im Innern hinziehenden Gebirge in keiner Verbindung zu ſtehen scheinen. Das Terrain iſt mit Wald bedeckt, worin namentlich am rechten Flussufer viele Gärten und trockene Reisfelder angetroffen werden. Affen (Cynocephalus niger), Hirsche (Cervus russa), Wildschweine (Sus cele-

bensis), Jahrvögel (Buceros exaratus) und verschiedene Papageien ſind die bemerkenswertheſten Bewohner dieser Wildniss.

Der Posso-Fluss iſt an der Mündung 800 Ellen breit man kann ihn mit Prauen drei Tagereisen aufwärts rudern. Bei Nord- und Nordweſtwind ſteht ſtarke Brandung auf der Küſte.

Das Dorf Posso liegt am rechten Ufer und beſteht aus ohngefähr 20 mehr oder weniger grossen, hoch auf Pfählen ſtehenden Häusern. Zwei gut verschliessbare Thüren, die eine nach der Fluss- die andere nach der Landseite, führen durch die ſtarke Pallisadirung ins Innere. Dem Namen nach ſind die Bewohner Mohamedaner, in der That aber Heiden. Die während meines Aufenthaltes gesammelten Naturalien waren von geringer Bedeutung; ein Exemplar der Dacelo melanorhyncha war das beſte Stück, welches ich erlangte.

Ich verliess Posso am 24. Juni in der Abſicht, die Landschaft Bongka zu besuchen, befand mich mit Sonnenuntergang vor dem Dorfe Todjo und liess wegen des unſicheren Fahrwassers mehr seewärts ſteuern. Am folgenden Morgen lag der scharfgezahnte, 4000 Fuss hohe Berg Kaju-Njollé gerade vor uns, und liess ich wieder dem Lande zuwenden. In die Nähe der Küſte gekommen, hatten wir einen sehr malerischen Anblick. Auf dem unmittelbar aus dem Meere amphitheatralisch aufſteigenden, von dunkelgrünem Wald überwölbten Hochland erblickt man eine Menge in Cultur gebrachte Stellen, deren freundliches Grün scharf mit der finſteren Farbe des Waldes contraſtirte. Viele überall zerſtreut ſtehende Häuser liessen auf eine zahlreiche Bevölkerung schliessen. Am Strande bemerkte man hier und da Personen, welche dem Schiff neugierig mit den Augen folgten. Durch Gegenwind aufgehalten, kamen wir am 26. vor Bongka an und ankerten in einem todten Arm des Flusses, welcher hier ein Delta bildet. Ohne Zeit zu verlieren, schickte ich meinen Dolmetscher nach dem Dorfe, dessen Lage wir schon von See aus an einer holländischen Flagge, die über den grünen Laubkronen mehrerer Kokospalmen luſtig in der Morgenluft flatterte, erkannt hatten. Ich erfuhr bei des Dolmetschers Rückkunft, der Kampong sei ein buginesischer und weiter flussaufwärts lägen noch zwei andere, theilweise von Islamiten, theilweise von Alfuren bewohnt.

Mit dem Plane, diese verschiedenen Dörfer zu besuchen, liess ich mich in der Frühe des 27. ans Land setzen und befand mich schon nach wenigen Minuten Wegs bei einer Gruppe von ohngefähr 40 Häusern und Reisscheuern, die unter dem Schatten von Kokospalmen zwischen Gärten und Fruchtbäumen ordnungslos dem Ufer

eines Flüsschens entlang verborgen lagen, das ſich in den Bongka-Fluss ergiesst. Da hier nichts Besonderes zu sehen war, begab ich mich nach dem zweiten, im Scheitelwinkel des Deltas gelegenen Dorfe. Als ich jedoch in dessen Nähe kam, ſtürzte mir ein alter Mann mit der Bitte entgegen, ich möchte nicht weiter gehen, es wären nur Frauen zu Hause, die Männer seien im Felde und kehrten erſt gegen Abend zurück. Bekannt mit der Empfindlichkeit der Orientalen in puncto puncti, gab ich dieser Bitte Gehör, kündigte aber meinen Besuch für den kommenden Tag an.

Des Dorfes Name iſt Batu-makuni; das andere etwas weiter ſtromaufwärts gelegene heisst Légis, während die von mir zuerſt besuchte Häusergruppe der eigentliche Kampong Bongka iſt.

Batu-makuni, das ich auch gemäss meiner Erklärung am Morgen des folgenden Tages besuchte, erfreute durch die Ordnung und Reinlichkeit unter und rund um den auf Pfählen ſtehenden Häusern, zwei Dinge, die hier selten zusammen angetroffen werden. Legis iſt das kleinſte der drei Dörfer. Beim Passiren des Flusses auf dem Rückweg wurde mein Jäger Rachmann durch ein Krokodil attakirt, und nur durch einen Schuss aus meiner Büchse, der dem Thier eine erhebliche Wunde verursachte, konnte es dazu gebracht werden, von dem armen Teufel abzulassen. Ausser einer Bisswunde am Bein hatte Rachman keine weitere Verletzung bekommen und so konnten Mensch und Vieh von Glück sprechen, ohne erheblichen Schaden davon gekommen zu sein.

Die beiden folgenden Tage benutzte ich zu Jagdausflügen an der Küſte. Bei einem derselben bemerkte ich in einer kleinen Bucht unter überhängenden Geſträuchen ein Maleo-Päärchen, das ſich ganz hühnerartig betrug, doch bei unserer Annäherung schnell wieder im Waldesdickicht verschwand.

Mit Ausnahme des Deltas und einem Bodenſtreifen auf dem rechten Flussufer an der Mündung, welche alluvial ſind, iſt das Land gebirgig. Ein ohngefähr 400 Fuss hoher Hügelrücken zieht ſich am rechten Flussufer entlang bis zum Meere hin. Hinter demselben erhebt ſich der Kaju-Njollé, während mehr zur Linken der Katopasso und Legis mit scharf gespitztem Gipfel über das Flussthal emporragen. Obschon das ganze Land, soweit das Auge reicht, mit Wald bedeckt iſt, so trägt doch im Allgemeinen die Vegetation den Character der Magerkeit. Das Delta iſt mit hohem Gras (Imperata gleichenia) und mit Casuarinen (Casuarina muricata) beſtanden, welch letztere schon von ferne durch ihren pyramidalen Wuchs ins Auge

fallen. Der Fluss kommt aus Süden und bildet unterhalb Batumakuni das Delta. Die beiden Mündungen ſind ein paar hundert Ellen breit, jedoch zu seicht, um grösseren Fahrzeugen Zugang zu geſtatten. Mit Prauen kann man ein paar Tagereisen aufwärts kommen. Vor der Küſte liegen Korallenbänke.

Mit dem Plane, über Kap Japāra nach Gorontālo zurückzukehren, gingen wir am 1. Juli wieder unter Segel und erreichten Nachmittags Tandjong-Api, den Punkt, von welchem an die Küſte eine öſtliche Richtung nimmt. Sie ſteigt bis zu diesem Kap als Bergland mit oftmals ſteiler Böschung aus dem Meere und trägt auch hier ein dürftiges Pflanzenkleid. Von Cultur zeigten ſich nur geringe Spuren. In der Nähe des Kaps sah ich Schwärme von Tölpel (Sula piscator) und Seeschwalben (Sterna pelecanoides) fleissig auf einen Zug dicht an der Meeresoberfläche schwimmender Fische ſtossen. Während der Nacht und den darauf folgenden Tag über behielten wir ſtets das hohe Bergland von Luinan im Auge, einer der bevölkertſten und am beſten bebauten Landſtriche im Tomini-Busen, und kamen endlich am 3. Abends spät bei Japāra vor Anker. Am 4. segelten wir nach der gleichnamigen Insel, um daselbſt Seevögel zu jagen. Zwei grosse graue Reiher (Ardea goliath), einige Tauben (Ducula paulina), mehrere Seeschwalben und eine prächtig blühende Orchideé (Grammatophyllum), waren die Ausbeute dieses Tages. Den 5. Juli benutzte ich zu einem Ausflug nach der gegenüberliegenden, von üppigem Wald überwölbten Küſte, aus dessen Dunkel die Klänge mannigfacher Vogelſtimmen zu mir herübertönten. Ein hübscher Falke (Spizaëtus), mehrere Eisvögel (Dacelo melanorhyncha und Forsteni), einige Blumensauger (Nectarinia auriceps) nebſt mehreren Papageien (Eclectus megalorhynchus) waren rasch erlegt und nur ein weissköpfiger Storch (Ciconia leucocophala), der hoch auf der abgebrochenen Spitze eines Riesenbaumes in philosophische Meditationen versunken da ſtand, entzog ſich noch durch rasche Flucht dem tödtlichen Blei.

Kap Japāra iſt die weſtliche Ecke eines in südöſtlicher Richtung tief ins Land eindringenden Busens, Parre-parre genannt, der aber mit Korallenriffen, Sandbänken und Untiefen angefüllt und somit für die Schifffahrt gar keine Bedeutung hat.

Am Nachmittag des 7. Juli kam der Gouvernements-Kreuzer No. 55 in unserer Nähe vor Anker. Der Assiſtent-Reſident von Gorontālo hatte ihn hierher geschickt, um auf Seeräuber Jagd zu machen, welche man gesehen haben wollte. Am 9. Juli liess ich wieder Segel

beisetzen mit nördlichem Cours, und in der Mittagsſtunde des 10. kam ich nach einer Abwesenheit von 34 Tagen wieder nach Gorontālo zurück.

---

4. Aufenthalt am See von Limbotto.

Mein nächſter Ausflug sollte dem See von Limbotto und dessen Umgebung gelten. Vorerſt mussten die während meiner letzten Reise gesammelten Gegenſtände etikettirt und eingepackt werden und musste ich ausserdem noch meinen Bericht an die Regierung ausarbeiten, mit welch' allem ich in den erſten Tagen des Auguſt zu Ende kam.

Da ich zu Wasser auf dem Tāpa zu reisen beabſichtigte, hatte ich meinen Freund, Herrn van Baak, den Assiſtent-Reſidenten, ersucht, mir zu diesem Zwecke zwei grosse Blottos (Prauen aus einem Baumſtamm gehöhlt) zu verschaffen, die denn auch einige Tage später in Bereitschaft lagen. So trat ich denn früh morgens am 10. Auguſt die Reise an. Der Blotto, worauf ich mich befand, war aus einem colossalen Baumſtamm gehauen und hatte bei einer Länge von 10 Ellen $1^1/_2$ Ellen Breite. Ein Bambusflechtwerk diente als Flur, während ein von Palmblättern gemachter, mit Guirlanden und Fähnchen verzierter, auf einigen Bambusſtäben ruhender Schirm zur Deckung diente. Sechs Ruderer und ein Steuermann brachten dieses Fahrzeug in Bewegung. Rasch dahingleitend über den ruhig ſtrömenden Fluss, der ſich dem Fuss des Küſtengebirges entlang windet, erblickt das überraschte Auge den Reisenden bei jeder Biegung desselben eine neue Scenerie. Ein kräftiger, echt tropischer Pflanzenwuchs überschattet die Ufer, worauf von Gärten umschlossene Häuschen, hier näher, da weiter auseinander ſtehend, ſich erheben. Auf und ab fahrende Prauen, Männer, Frauen und Kinder, auf verschiedene Weise in Haus und Garten beschäftigt, belebten die Landschaft. Die vom nahenden Ruderschlag erschreckten gefiederten Flussbewohner, Reiher und Eisvögel, welche von Zeit zu Zeit vor der Prau aufflogen, machten den Anblick zu einem höchſt unterhaltenden und die Reise, zumal an solch einem heiteren Morgen, zu einer über alle Beschreibung angenehmen. Nachfolgende Dörfer ziehen ſich an den Ufern hin: Gorontālo, Tetéa, Tohto, Butaijo, Tuludowongo, Tapohdu, auf dem linken, Djehding, Djenongo, Umbulubieju, Fuhndo, Hilingo, Huangga, Potanga und Lekobālo auf dem rechten Ufer. Um den Weg von Gorontālo bis zu dem Punkt, wo der Tāpa aus dem Limbotto-See tritt, zurückzulegen, hat man in gerader Linie $1^1/_2$ Stunde,

bei gewöhnlichem Wasserstand $2^1/_2$ Stunden zu rudern. An den Ausfluss gekommen, bemerkt man nichts vom See wegen des hohen Röhrichts, das sich weit und breit aus dem Wasser erhebt und worin nur ganz schmale Kanäle und kleine Blössen angetroffen werden. Beim Weiterrudern sieht man, wie diese Blössen mehr und mehr an Grösse zunehmen, bis man sich durch den Rohrwald hindurchgearbeitet und, vor dem Kampong Bolilla gekommen, eine freie Aussicht über eine ausgebreitete Wasserfläche und das den See umringende Gebirge gewinnt. Von hier aus ging die Fahrt wieder rasch von Statten, und gegen 11 Uhr kam ich an meinem Bestimmungsort zu Ajer-Pannas an, woselbst ich vom Marsaole Hadj-Abdullah in zuvorkommender Weise bewillkommt wurde und mein Domicilium in dem erst vor Kurzem erbauten kleinen Passantenhaus nahm.

Ajer-Pannas (heisses Wasser) ist der Name einer Häusergruppe am nordöstlichen Seeufer, in deren unmittelbarer Nähe die von mir bezogene, zum Nutzen und Vergnügen europäischer Beamten und Reisenden erbaute Wohnung steht. Sie liegt ohngefähr auf 200 Ellen Entfernung vom See. Ein guter für Fahrzeuge geeigneter Weg von nicht ganz 9 Meilen Länge führt von hier aus nach Gorontālo. Der Kampong Pangadaä liegt ganz in der Nähe. Mit Ausnahme eines 90 Fuss hohen auf 1000 Ellen östlich vom Passantenhaus gelegenen Hügels, ist die ganze Umgegend bis an den Fuss der einschliessenden Berge eine aus Cultur- und Grasland bestehende Fläche. Ihre Breite beträgt im Mittel 2 Meilen. Die überall zerstreut stehenden Häuschen geben der übrigens etwas kahlen, nur am Seeufer mit hohem Baumwuchs (Palmen und Fruchtbäumen) gezierten Landschaft ein heiteres Ansehen. Auf dem erwähnten Hügel steht ein ländlicher Kiosk, von wo aus man eine prachtvolle Fernsicht hat. In alle Nüancen grüner und brauner Farbentöne getaucht, liegt die Landschaft vor den Füssen des Beschauers, einem Gemälde gleich, dem Fussgänger und Reiter, Herden von Büffeln und Pferden ein ungewohntes Leben verleihen. Vom See selbst erblickt man in nordwestlicher Richtung nur ein kleines Stück; alles übrige wird dem Auge durch den Baumgürtel entzogen, der ihn umrandet.

Bedeutend in jeder Hinsicht darf ich das Ergebniss nennen, das ich am hiesigen Platz auf naturhistorischem Gebiet erzielte; manches seltene Exemplar kam in meine Hand. Ich behalte mir vor, am Schluss dieses eingehend hierüber zu berichten.

Die heissen Quellen, durch die der Name des Platzes entstanden, entspringen im Bett eines Baches, welcher in der Nähe des Pas-

santenhauses aus dem Boden quillt und 240 Ellen davon entfernt ſich in den See ergiesst. Compacte Wasserdämpfe, namentlich in den Morgen- und Abendſtunden, aus einiger Entfernung schon ſichtbar, ſteigen daraus empor, und Luftblasen, welche an vielen Stellen unaufhörlich an die Oberfläche des Wassers kommen, legen Zeugniss ab von dessen kochendem Zuſtand. Das Wasser iſt cryſtallhell, setzt jedoch an einzelnen Stellen ein ockergelbes, schlammiges Reſiduum ab und überzieht die dem Einfluss der Luft blosgeſtellten Lapilli mit einer weissen Kruſte von amorphem, salzigbitter schmeckendem Kalk. Das Wasser selbſt hat übrigens weder Geruch noch Geschmack. Zufolge einer von mir bewerkſtelligten, sehr oberflächlichen chemischen Analyse enthält es viel Chlorsalz, jedoch in grösserer Quantität Chlorcalcium. Ein an den kochenden Stellen eingetauchtes Thermometer ſtieg innerhalb einer Minute von 84° F. Lufttemperatur auf 171° F. Andere heisse Quellen von geringer Bedeutung entspringen dem erwärmten Boden in der Nähe des Hauses, ein Beweis für fortwährende Thätigkeit vulkanischer Kräfte in dieser Gegend. Die Eingeborenen gebrauchen öfters das Wasser als Bad gegen manches Uebel, doch niemals innerlich. Kommt ein angesehener Europäer zum Besuch oder in Dienſtgeschäften nach Gorontālo, so gehört ein Ausflug nach dem See ſtereotyp zu den wenigen Vergnügungen, welche der Platz bietet, und werden bei solcher Gelegenheit immer einige Krokodille gefangen, um dann später lebend ins heisse Wasser geworfen zu werden. Unter den heftigſten Schmerzen ſterben diese Thiere in 1—4 Minuten eines qualvollen Todes, wobei das Schuppenkleid ſich in grossen Stücken vom Körper ablöſt.

Am 28. Auguſt reiſte ich nach dem Dorfe Limbotto weiter, woselbſt ich bis zum 6. September verblieb. Dasselbe liegt 3 Meilen nördlich von Ajer-Pannas und eine Meile vom See entfernt, zu beiden Seiten des von Gorontālo nach Kwandang führenden Weges. Von Gärten umringt, ſtehen die Wohnungen ordnungslos zerſtreut. Mitten durch das Dorf fliesst der Bionga in einem tief eingeschnittenen 20 Ellen breiten Bett. Zunächſt einer darüber führenden Brücke wird am linken Ufer täglich Markt gehalten, während am rechten Ufer ein freier Platz ſich ausbreitet, worauf das Negorie-Haus, die Wohnung des Rādja und der mohamedanische Tempel ſtehen, alles sehr unansehnliche Gebäude. Das Dorf ſieht im Allgemeinen schmutzig und verwahrloſt aus, viele Häuser ſind baufällig und die Wege grösstentheils mit hohem Gras bewachsen. Es iſt der Sitz eines dem Assistent-Reſidenten von Gorontālo untergeordneten Beamten und zugleich

auch Hauptplatz des Reiches von Limbotto, der zweite jener drei in der Ebene von Gorontālo liegenden Duodezſtaaten. Die Zahl der Einwohner kann auf 13—14,000 geschätzt werden. Das Reich wurde durch den Djugugu regiert, da der Rādja schon vor $1^1/_2$ Jahr geſtorben und bis jetzt kein Nachfolger gewählt war.

Was Staatsform, Gesetze, Sitten und Gebräuche, sowie das Verhältniss zur holländischen Regierung betrifft, so beſteht darin kein Unterschied mit Gorontālo.

Da das Terrain, worauf das Dorf ſteht, einen Theil der Gegend ausmacht, welche wir bei Beschreibung von Ajer-Pannas schon kennen gelernt, so bedarf es keiner weiteren Schilderung desselben.

Um nun auch das jenseitige, mehr gebirgige Ufer des Sees kennen zu lernen, setzte ich am 6. September über den See, um mich nach Panybi zu begeben und dort eine Woche zu bleiben.

Der an dieser Seite des Sees hinziehende Bergrücken, eine Fortsetzung jener an der Mündung des Gorontālo-Flusses beginnenden Kette, bildet durch mehrere ausspringende Rücken einige Querthäler, die mit rascher Senkung seewärts abfallen. In dem weſtlichſten dieser Querthäler liegt am Ufer der kleine Kampong Panybi, während eine englische Meile weiter aufwärts, ohngefähr 200 Fuss überm See das Passantenhaus, ein ſtarkes, aber unfreundliches Gebäude ſich erhebt. Zwischen zwei Bergrippen eingeschlossen, bietet der Punkt einen reizenden Blick über den See und die jenseitigen Berge mit den nach Schätzung 5000 Fuss hohen Berg Matambeea oder Ile-ile im Hintergrund. Deutlich erkennt man das Negorie-Haus von Limbotto, sowie die Hüttchen von Ajer-Pannas, und ein scharfes Auge unterscheidet in der Morgenſtunde selbſt die über den dortigen heissen Quellen schwebende Dampfwolke. Wald und Geſträuch, Gras- und Culturland bilden die vegetabilische Staffage des Thales. Ein Bach, Batu-Huaijo, durchläuft den Thalboden. Ein guter, langsam anſteigender Weg führt nach meiner einsamen Wohnung, hinter welcher der ungefähr 1000 Fuss hohe breitrückige Tilubu das Thal schliesst. Mehrere Fusspfade schlängeln ſich nach verschiedenen Richtungen über denselben hin. Auch von hier aus führt ein gut unterhaltener Weg von 8 Meilen Länge nach Gorontālo, welcher ſich bis zu dem 2 Meilen weiter liegenden Dorfe Batu-daä verlängert.

Panybi iſt der Hauptplatz des zum Reiche von Limbotto gehörenden Diſtrictes Batu-Daä, der ohngefähr 1900 Einwohner zählt, von denen noch keine 200 auf das Dorf selbſt kommen. Das Gebirge in der Nähe des Hauses beſteht zum Theil aus Molasse, zum

Theil aus Kalkmergel, worin Brocken von grobkörnigem Quarz, Feldspath und Madreporenkalk angetroffen werden. Auch findet man ſtellenweise Petrefacten darin, die ich für kleine Terebratulen erkannte. Nachdem ich die Umgegend in verschiedener Richtung durchſtreift, kehrte ich am 16. September nach Gorontālo zurück.

Werfen wir einen Blick zurück auf den See.

In der Sprache der Eingeborenen führt er den Namen Bilalo-Mupato und nimmt den weſtlichen Theil der Fläche ein. Seine Länge kann auf 12, seine Breite auf 5 und der Flächeninhalt auf 34 Quadratmeilen geschätzt werden. Die Tiefe wechselt zwischen $2^1/_2$ Faden und wenigen Fussen. Seine Form iſt eine elliptische ohne tiefe Buchten oder Einschnitte. Als Sammelbecken vieler aus dem umringenden Gebirge kommenden Flüsschen und Bäche ſteigt oder fällt sein Wasser, je nach dem mehr oder weniger Regen im Gebirge fällt. Der Abfluss findet an der Südoſtseite durch zwei schmale Kanäle ſtatt, die ſich in der Nähe des Dorfes Potenga vereinigen und kurz darauf in den Tāpa münden. Die Farbe des Wassers, das übrigens trinkbar iſt, spielt vom Gelblichen ins Dunkelbraune. Mit Ausnahme der Südoſtseite, woselbſt mehrere Bergrippen den See erreichen und ſteil in ihn abſtürzen, iſt das Ufer überall flach und wegen seiner sumpfigen Beschaffenheit und der daselbſt wachsenden Wasserpflanzen beinahe nirgends scharf begrenzt. Wie schon oben bemerkt, iſt der Spiegel des Sees ſtark bewachsen, und trifft man erſt in einiger Entfernung vom Ufer ausgeſtreckte offene Stellen an, die durch schmale bewachsene Streifen von einander geschieden und ſtellenweise mit schwimmenden Rohrbüschen besäet ſind, welche ſich während des Weſtmousson an der Oſt-, im Oſtmousson dagegen an der Weſtseite des Sees anhäufen. Enge Strassen, die fortwährend offen gehalten werden müssen, führen nach den verschiedenen am Ufer liegenden Dörfern und nach den beiden Abzugskanälen, jedoch nur mit der Oertlichkeit gut bekannte Umwohner können in diesem Labyrinth den Weg finden. Von den 16 rundum liegenden Dörfern ſind Bolilla, Pangadaä, Limbotto und Batudaä die bedeutendſten.

---

5. Reise nach Kwandang und Sumalatta.

Um auch das Californien von Selēbes kennen zu lernen, traf ich die nöthigen Vorbereitungen zu einer Ueberlandreise von Gorontālo nach der Nordküſte auf einem schon lange beſtehenden, 36 Meilen

langem Weg, welchen man bei gutem Wetter in $1^1/_2$ Tagen zurücklegen kann. Da ich jedoch den Auftrag hatte, den Weg chartographisch aufzunehmen, so konnte ich natürlich nur kleine Tagereisen machen und musste mehre Male im Gebirge übernachten. Fertig geworden, verliess ich am 21. Oktober Gorontālo mit einem Gefolge von Jägern und Bedienten nebſt den nöthigen Laſtträgern, folgte der nach Limbotto führenden Heerſtrasse und nahm mein erſtes Nachtquartier an der grossen, über den Tapa führenden Brücke, $4^1/_2$ Meilen vom Hauptplatz entfernt.

Mit Ausnahme einer Biegung nach Weſten, welche der Weg 360 Ellen oberhalb der Stadt macht und bis zum zweiten Meilenzeiger behält, iſt die Richtung desselben bis an die Brücke eine nördliche. Der Boden iſt flach, mit Gärten, Reisfeldern und Grasländereien bedeckt. Unter dem Schatten von Kokospalmen zieht ſich zu beiden Seiten der Strasse eine kaum unterbrochene Reihe von Häusern hin, welche zu den Dörfern Milango und Anilua gehören. Eine Menge kleiner Bäche, von denen viele bei anhaltender Dürre austrocknen, durchschneidet den Weg. Die über den Tapa führende Brücke iſt 70 Ellen lang und liegt bei gewöhnlichem Wasserſtand 7 Ellen über dem zwischen ſteil abgeſtürzten Ufern eingeschlossenen Fluss. Bei Hochwasser dagegen beträgt die Entfernung zuweilen kaum ebensoviele Fuss.

Am 22. setzte ich die Reise fort bis Limbotto. Mein zweites Nachtquartier iſt 7 Meilen von der Brücke und 11 von Gorontālo entfernt. Da am folgenden Tage keine Kulis zu bekommen waren, wurde ich leider gezwungen, 24 Stunden hier liegen zu bleiben.

Von der Brücke an bis zum fünften Pfahle (Meilenzeiger) läuft der Weg weſt-nordweſtlich, hierauf bis Pfahl 7 nordweſtlich und von da an weſtlich über einen wohl noch flachen Boden, der aber namentlich in der Nähe von Limbotto wellenförmig wird. Je weiter man kommt, deſto mehr nimmt die Anzahl der am Wege ſtehenden Häuser und die der cultivirten Stellen ab und das Land bekommt mehr und mehr ein dürres Aussehen. Auch hier schneiden die Strasse verschiedene Bäche, von welchen der schon erwähnte Bionga am bedeutendſten iſt; alle ſind dem See tributär. Die Dörfer, welche man bis Limbotto passirt, heissen Mohohulo, Libungo, Ajer-Pannas, Pangadaä und Hutungo.

Am Morgen des 24. die Reise fortsetzend, hielt ich mein drittes Nachtquartier zu Marissa. Es iſt der Name eines 7 Pfähle von Limbotto und 19 von Gorontālo in der Nähe des Dorfes Abati isolirt

ſtehenden Hauses. Die noch 2 Pfähle von Limbotto aus in weſtlicher Richtung laufende Heerſtrasse nimmt hier ein Ende und geht in einen Fusspfad über welcher, ſich in nordweſtlicher Richtung über die mit Gras und Geſträuch bewachsene Fläche hinschlängelt. Ein Hügelrücken, gegen welchen die Ebene sanft anſteigt, zieht auf eine Meile Entfernung von dem Pfade in weſtlicher Richtung hin. Tausende kleiner Wokka-Palmen (Saribus rotundifolius) ſtehen in der Fläche zerſtreut; ſie werden jedes Jahr durch das Abbrennen des Grases ihrer Blätter beraubt und gelangen dadurch niemals zur Entwicklung. Hier ſieht man keine Spur von Bewohnern und keine Anpflanzung. Hirsche, Wildschweine und wenige Vögel (ein Centropus, eine Budytes und eine kleine Wachtel, Coturnix) ſind die hauptsächlichſten Bewohner dieser reizlosen Gegend. Allein die hübsche Ausſicht, welche man auf das ohngefähr 150 Fuss tiefer liegende Meer hat, belohnt einigermassen die Anſtrengung, bei trockenem Wetter einer glühenden Hitze Trotz zu bieten oder nach gefallenem Regen durch knietiefen Schlamm zu waten. Letzteres wurde mir zu Theil.

Von der Stelle an, wo der Pfad ins Gebirge eintritt, läuft er nördlich, bald dem linken, bald dem rechten Ufer des Bolia entlang. Niedrige, mit Hochwald bewachsene Bergrücken beſtimmen den Lauf dieses in den See fallenden Flüsschens. Auf den kleinen zwischen ihm und der Hügelkette übrig gebliebenen Flächen ſieht man hin und wieder von Gärten umringte Hütten. In dem ziemlich guten Hause zu Marissa wohnt ein Häuptling, welcher speciell mit Inſtandhaltung des Weges betraut iſt.

Mein Tagemarsch vom 25. ging 8 Pfähle weiter bis Halanté, meinem vierten Nachtquartier. Bis dahin iſt im Allgemeinen die Richtung des Pfades eine nördliche mit vielen dem Berggehänge folgenden Biegungen. Unter einem Winkel von 15° anſteigend, passirt man noch in der Nähe des Hauses den Bach Ulitaba und einen Pfahl weiter das kleine, nur aus vier Hütten beſtehende Dorf Abati, gelangt, eine halbe Stunde weiter klimmend, an den Tapa-hulumalata, den man in seinem tief liegenden Bett wohl braussen hört, jedoch nicht zu sehen bekommt. Fortwährend ſteigend, befindet man ſich beim 25. Pfahle auf dem höchſten Punkt des Weges, 2200 Fuss überm Meere mit dem Ulitaba zur Rechten, der tief unten hinſtrömt. Um Weniges fallend macht der Pfad in der Nähe von Halanté eine scharfe Biegung nach Oſten und bringt den Reisenden in kurzer Zeit über offenes Terrain nach diesem Platze. Der Boden beſteht aus fettem, mit Humus überdecktem Lehm, der bei Regen in zähen

Schlamm übergeht. Die Rollſteine, welche ich bis hierher in den Flussbetten gefunden, waren Grauwacke, Mergel und Sandſteinſtücke.

Halanté, noch vor nicht langer Zeit ein 10 Hütten zählendes Dörfchen, beſteht gegenwärtig nicht mehr. Zwei südwärts vom Pfad, halb im Geſträuch verborgen liegende Ruinen von Häusern nebſt wenigen Kaffee- und Kakaobäumen, ſind die einzig übrig gebliebenen Erinnerungszeichen an das Dorf.

Am 26. Oktober setzte ich die Reise bis an das Dörfchen Posso fort, welches am Kwandang-Fluss auf der nördlichen Abdachung des Gebirges 32 Meilen von Gorontalo und 7 von Kwandang entfernt liegt. Die Richtung des Pfades iſt bis zum 32. Meilenpfahle eine nordöſtliche, von da bis zum Dorfe Posso eine nordweſtliche. Halanté verlassend, führt der Pfad kurze Zeit einem flachen Bergrücken entlang und senkt ſich dann, 4 Meilen weit dem Ufer des Pinda folgend, zu dessen Bett hinab. Der Abhang, an dessen Seite er ſich hinwindet, fällt an vielen Stellen ſteil ab zu einer Tiefe, aus welcher hervor man lange, bevor man das Flüsschen ſieht, sein Brausen vernimmt. Am Uebergangspunkt — von Brücken hier im Gebirge iſt natürlich keine Rede — iſt das mit grossen Steinbrocken von Grauwacke, Schiefer und Sandſtein erfüllte Flussbett 15 Ellen breit und der Lauf des Flusses ein nördlicher. Von hier zieht ſich der Pfad am rechten Ufer des Pinda weiter über ein wellenförmiges Terrain bis zum 29. Pfahle, in dessen Nähe man zum erſten Male wieder menschliche Wohnungen und cultivirte Stellen erblickt und von wo an der Wald lichter und das Terrain mehr offen wird. Ein wenig weiter läuft er über die Stelle, wo in früheren Jahren das Dorf Hanta ſtand, von welchem nur noch ein Haus, Wohnung eines mit der Aufſicht über diesen Theil des Weges betrauten Kimelaha, übrig geblieben iſt. Hinter Hanta vereinigt ſich der Pinda mit dem Alatta, an dessen rechtem Ufer der Weg ſich nun bis zum 31. Pfahle hinzieht. Ueber eine mit hohem Gras beſtandene Fläche, ſich hinziehend, auf der man in der Nähe des 32. Pfahles wieder geringe Reſte eines verlassenen Dorfes antrifft, führt er, langsam anſteigend, über bewaldeten Boden, um ſich dann rasch zum Kwandang-Fluss herabzusenken, welchen man, aus dem Walde tretend, am Fusse eines mit Gras bewachsenen Abhangs plötzlich vor ſich ſieht, zugleich mit dem Dorfe Posso. Die Ausſicht nach Kwandang und dem Meere wird dem Auge durch einen niedrigen, von Oſt nach Weſt ziehenden Hügelrücken benommen, der in geringer Entfernung von unserem Standpunkt isolirt aus der Ebene emporſteigt. Der Fluss beschreibt hier eine grosse

Biegung von Südweſt nach Nord und ſtrömt mit verschiedenen seichten Armen über ein ohngefähr 100 Ellen breites, mit kleinen Rollſteinen bedecktes Bett.

In Posso fand ich die meiſten Häuser geschlossen; die Bewohner, welche ſich augenblicklich in ihren weit auseinander liegenden Gärten aufhielten, ſtammen, wie mich der gerade anwesende Häuptling verſicherte, aus der Landschaft gleichen Namens her, die ich vor einigen Monaten besucht hatte.

Bis an den Abhang zum Thal einerseits und zur Grasfläche, worin Hanta liegt, andererseits überzieht üppiger Waldwuchs den Boden, mit dem die magere Vegetation des Posso-Thales auf traurige Weise abſticht, dessen überall blossliegender Boden aus Thon und Sand beſteht.

Am 27. Oktober, meinem sechſten und letzten Marschtag, erreichte ich endlich das Dorf Kwandang und bezog das Haus des damals gerade anwesenden europäischen Beamten.

Ueber eine Länge von 3 Meilen führt von Posso aus der nun wieder zu einer 10 Ellen breiten, gut angelegten Heerſtrasse gewordene Weg nördlich über eine Fläche zu dem linken Ufer des Kwandang und dem Fusse eines 700 Fuss hohen Bergrückens. Bei dem neu angelegten Kampong Lebotto, dessen Häuser zu beiden Seiten der Strasse regelmässig geordnet ſtehen, macht dieselbe eine scharfe Wendung nordoſtwärts und läuft nun in gerader Linie bis an den Fuss des Hügelzugs, welcher das Thal von Posso nordwärts abgrenzt, zieht ſich weiterhin entlang diesem Fuss in derselben Richtung und so fort durch das Dorf Titidu über die Ebene gerade auf Kwandang zu. Der Fluss, welcher vorbei Lebotto, eine grosse Krümmung machend, ſich über eine Meile weit vom Weg entfernt, nähert ſich bei Titidu wieder, eingeschlossen in einem schmäleren, jedoch tieferem Bett und ſtürzt öſtlich vom Dorf in die See, nachdem er den breiten, sumpfigen, mit Rhyzophoren beſtandenen Ufersaum durchſtrömt, der den Anblick des Meeres dem Auge entzieht. Der Weg, dessen Endpunkt wir nun erreicht haben, wurde vor ohngefähr 20 Jahren auf Befehl der Regierung unter Aufſicht des kürzlich verſtorbenen Rādja von Limbotto angelegt, welcher dabei viel Sachkenntniss und Einſicht an den Tag legte. Er läuft über einen der niedrigſten Punkte des Gebirges und könnte ſtellenweise mit geringer Mühe verbessert werden, wenn die Nothwendigkeit hierzu vorläge. Eine solche liegt aber keineswegs vor, denn die Communication zwischen der dünn bevölkerten Nordküſte und Gorontālo iſt so un-

bedeutend, dass eine Verbesserung und namentlich ein beständiges Instandhalten des Weges eine nutzlose Verschwendung von Zeit und Arbeitskraft sein würde.

Der Kampong Kwandang, dessen eigentlicher Name Maloö ist, liegt an der Nordküste von Selēbes unter 0° 50′ N. B. und 123° O. L. v. G. am linken Ufer des gleichnamigen Flusses und am östlichen Rande einer ausgestreckten, nur an wenigen Punkten in Cultur gebrachten Ebene. Ein ohngefähr 1200 Ellen breiter Strich ertrunkenen, zum Theil nur während der Ebbe trocken fallenden Landes trennt das Dorf vom Meere und entzieht dessen Anblick dem Auge. Nur einzelne höhere Inseln, welche an der Küste liegen, ragen über die Strandvegetation empor. Die Häuser sind, was Bauart und Materialien betrifft, ganz dieselben, wie wir sie früher im Gorontalesischen kennen gelernt haben und zum Theil sehr baufällig. Ihre Anzahl beläuft sich auf 40, die der Bewohner auf 250. An der Westseite der mitten durch das Dorf hinlaufenden Strasse, schief gegenüber der Controleurswohnung, erheben sich über hohem Gras und Gerōhricht die Mauerreste einer zu Anfang des vorigen Jahrhunderts durch die Bevölkerung angelegten Festung, Kota-Mas genannt. Sie nimmt einen Raum von 250 Ellen im Viereck ein, und wenngleich das Werk schon länger als 50 Jahre zur Ruine geworden, so sieht man doch noch heute die Spuren entschwundener Grösse. Eine Ringmauer von 2 Ellen Dicke und 4 Ellen Höhe umschliesst einen Raum, worauf, abgerechnet einige kleine Hütten für Dorfbewohner, Häuptlingswohnung, Magazin, Wachthaus und Badehaus standen, die alle von Stein aufgeführt waren. Durch ein grosses, von zwei Bastionen flankirtes Thor an der West- und ein kleineres an der Ostseite betrat man das Innere. Auch an den vier Ecken befanden sich Bastionen, welche gegenwärtig alle formlose Steinhaufen sind und mit den Ueberresten der Ringmauer durch üppigen Pflanzenwuchs dem Auge verborgen werden. Nur das Hauptthor, das Badehaus und ein ebenfalls gemauerter Brunnen sind noch ziemlich wohl erhalten. Letzterer, dessen über dem Boden hervorragender Theil die Form eines grossen Topfes hat, enthält herrliches Trinkwasser. Einige hundert Ellen seewärts stehen auf einem am rechten Flussufer liegenden, mit Gras bewachsenen Hügel von ohngefähr 80 Fuss Höhe die Ruinen eines durch die ostindische Compagnie im Jahre 1730 erbauten Forts, ehemals Fort Leiden genannt, wovon nur noch die mit zwei Zirkelbastionen versehene Ringmauer und die Wand eines Gebäudes vorhanden sind. Die nördliche, den

Seebusen beſtreichende Baſtion iſt noch jetzt mit einer auf alter Walllafette ruhenden langen eisernen Sechspfünderkanone bewaffnet. Zwei eiserne Dreipfünder liegen daneben auf dem Boden. Hohes Gras und Geſträuch füllt den ganzen inneren Raum.

Eine Meile weiter weſtlich ſteht ein der Regierung gehöriges Steinkohlenmagazin, das den Brennbedarf für die Kriegsdampfer enthält, welche mehrere Male im Jahre an der umliegenden Küſte kreuzen müssen.

An der Mündung iſt der Fluss so seicht, dass nur kleine inländische Fahrzeuge zur Fluthzeit einlaufen und aufwärts bis zum Dorfe gelangen können.

Was die Bevölkerung betrifft, so schien es mir, als ob ſie ſich in einem ärmlichen Zuſtand befinde. Sie beschäftigt ſich hauptsächlich mit Garten- und Feldbau; Jagd und Fischerei wird dagegen wenig betrieben. Lebensmittel ſind nicht in genügender Menge zu haben und müssen theilweise, wie z. B. Kokosnüsse, Oel und Früchte eingeführt werden. Der Handel über See iſt nicht nennenswerth. Dass unter solchen Verhältnissen, deren Grund in der Faulheit und Gleichgültigkeit der Bevölkerung liegt, kein Wohlſtand entſtehen und bleibend werden kann, iſt natürlich.

Da die Gegend ſich zum Sammeln von Naturalien als höchſt ungünſtig erwies, beschloss ich, meinen Aufenthalt am hieſigen Platz abzukürzen, doch vor meiner Rückreise die Goldminen von Sumalatta zu besuchen, die noch niemals durch einen wissenschaftlichen Reisenden beſichtigt wurden. Grosse Vorbereitungen waren für diese Reise — 1 Tag über See — nicht zu treffen und konnte ich deshalb schon am Vorabend des 28. in einem leichten inländischen Fahrzeug (Roréhe) abreisen, das von 9 Matrosen geführt ward. Mit einfallender Dunkelheit aus der Flussmündung in See gekommen, passirten wir in der Nacht mit weſtlichem Cours zwischen der Küſte und den davor liegenden Inseln und befanden uns am folgenden Morgen unter der Insel Mudua. Bis hierher beſteht die Küſte aus ertrunkenem Land, wird jedoch weiterhin hoch, indem ſie ſich an manchen Orten sogar ziemlich ſteil aus dem Meere erhebt. Soweit das Auge reicht, iſt das Land mit Wald bedeckt, aus dessen dunklem Grün nur sparsam hellgrüne Flecken — Grasflächen — als Spuren früherer Kultur hervorblicken. Nur an den ſteilen, in die See abſtürzenden Felswänden kommt die braunrothe Färbung des Geſteines zu Tage. Der Wald bedeckt bis zum Gipfel den nach Schätzung 4500 Fuss hohen Boliohotto, nicht zu verwechseln mit dem schon erwähnten in der Nähe von Gorontálo

liegenden gleichnamigen Berg, welcher den Hintergrund der Landschaft bildet.

Am folgenden Morgen gegen 8 Uhr umschifften wir ein steil aus dem Meere aufsteigendes Vorgebirge und waren in Sicht des an dem Strande auf drei Meilen von uns entfernt liegenden Dorfes Démé oder Sumalatta, woselbst wir um 4 Uhr Nachmittags ankamen. Durch den Häuptling des Dorfes beim Entschiffen bewillkommt, begab ich mich unverweilt nach dem mehr landeinwärts gelegenen Hauptdorfe Bulōdo, woselbst ich für die kurze Zeit meines Aufenthaltes mich bei dem Häuptling einquartierte.

Das Land von Sumalatta, welches einen Theil des Reiches von Limbotto bildet, zählt 700 Bewohner, die in 6 Dörfern wohnen, wovon Bulōdo das ansehnlichste ist. Dasselbe liegt mit dem Dorfe Ubōdo im Herzen des Goldlandes in einem 900 Ellen langen und 400 Ellen breiten, von Süd nach Nord laufenden Thal, welches nach dem Meere zu, also nordwärts sich mehr und mehr ausdehnt und mit einer ziemlich ausgebreiteten Ebene zusammenläuft, die sich dem Strande entlang hinzieht. Der Fuss des Boliohotto schliesst dieses Thal gegen Süden; im Osten und Westen wird es durch zwei niedrige, von Boliohotto auslaufende Hügelrücken begrenzt. Zwei Bäche durchschneiden den rasch sich meerwärts senkenden Thalboden, der Ajer Sumalatta an der Ost- und der Ajer-Būdu an der Weststeite. In der Nähe der Mündung des Sumalatta-Flusses liegt Démé und gegenüber auf dem rechten Ufer das seit 20 Jahren verlassene Gouvernementsfort, von dem nur noch die Brustwehr mit zwei Bastionen vorhanden. Dasselbe hatte eine Garnison von 20 javanischen Soldaten, die durch einen europäischen Unterofficier commandirt wurden. Auch hier steht ebenso wie zu Kwandang ein Sechspfünder zur Abwehr von Seeräubern in Batterie; doch schien mir, dem Aeussern nach zu urtheilen, das Stück beim Abfeuern gefährlicher für die Bedienungsmannschaft, als für den anrückenden Feind.

Soweit das Auge reicht, bedeckt dunkler Wald das Land, und nur die Thalsohle, sowie einige Stellen am unteren Theil des Gebirgshanges sind cultivirt. Gras und Röhricht wächst auf dem die Golderzadern enthaltenden Hügel. Fruchtbäume sind selten; Reis wird auf nassen und trockenen Feldern gezogen; Mais, Pataten und Tabak hin und wieder angepflanzt.

Von den Einwohnern gilt dasselbe, was früher über die von Gorontālo gesagt ist.

Ebenso wie das Volk ist auch die Fauna arm und lieferte mir

nur wenig Interessantes. Um so belangreicher ist der Boden durch seinen noch lange nicht genügend erkannten und gewürdigten Goldreichthum.

Der erwähnte im Hintergrunde des Thales liegende, mit Gras bewachsene Hügel besteht in seiner Hauptmasse aus gelbem Mergel, worin Lagen von blauem Letten, rothem Thon, Roth- und Brauneisenstein miteinander wechseln. Gänge von Kupfer- und Eisenpyrit mit starken Quarzadern kommen darin vor, und diese letzteren sind es, worin das Gold eingesprengt gefunden wird.

Wie es in den meisten Fällen geschieht, verdankt man die Entdeckung dieses Goldreichthums dem Zufall. Vor ohngefähr 50 Jahren entdeckten Bou und Tedong, zwei Bewohner von Limbotto, beim Anlegen eines Gartens die ersten Stückchen Goldes und sammelten in kurzer Zeit eine nicht unbedeutende Menge desselben ein. Vergebens trachteten sie ihre Entdeckung verborgen zu halten; schon nach wenigen Tagen wurde das Geheimniss ruchbar, und es dauerte nicht lange, so kamen Tagdiebe und schlechtes Gesindel von anderen Orten her, um Gold zu graben. Diese Arbeit war anfänglich verhältnissmässig leicht, weil das Gold an der Oberfläche des Bodens gefunden wurde, ward aber von Jahr zu Jahr schwieriger, je weiter man nach Erschöpfung der oberen Lagen den Adern in den Tiefen der Erde nachfolgen musste, so dass man endlich genöthigt war, Schachte von 50 und mehr Faden Tiefe zu graben, eine herkulische Arbeit für dieses Volk. Solcher Schachte gab es im Augenblick 26, von welchen jedoch nur zwei bearbeitet wurden. Alle stammen aus früherer Zeit, neue werden wegen der Mühseligkeit der Arbeit nicht mehr gegraben. Jeder dieser 26 Schachte führt einen besonderen mit dem Propositum «Olli» verbundenen Namen, welches im Gorontalesischen «Grube» bedeutet. Von allen diesen werden nur noch zwei bearbeitet und zwar die Gruben Olli-Udulaïa und Olli-Epaä, aus welch letzterer die von mir gesammelten Gesteinproben stammen.

Die Geräthschaften, deren sich die Goldsucher bedienen, sind höchst einfach und von den Eingeborenen eigenhändig verfertigt. Sie sind der Pakeke, ein kegelförmiges, nicht allzu scharf zulaufendes Stück Eisen, das mit dem breiten oberen Theil an einem starken Holzstiel befestigt werden kann, und zum Auflockern und Zerkleinern des Bodens dient; der Hutuongo, ein 6 bis 8 Pfund schweres keilförmiges Eisen, das in einer hölzernen Handhabe befestigt ist, am stumpfen Ende als Hammer, am scharfen als Spitzhacke gebraucht;

der Pitanga, ein meiselartiges Eisen, wird in die Erz- und Felsstücke eingetrieben, um sie zu zerkleinern; der Kranji, ein kleiner Korb, dient, um den losgearbeiteten Schutt aus der Grube zu bringen, was mit Hülfe des Tongkei-ito geschieht. Dies ist ein aus zwei auseinanderstehenden, durch Latten verbundenen Scheiben bestehender Cylinder, worüber ein Strick mit dem daran hängenden Korb läuft; der Gugesoa ist ein dickes Brett von sehr hartem Holz, in der Mitte napfförmig vertieft, worin mit Hilfe eines festen glatten Rollsteins das mit dem Eisen No. 2 zertrümmerte Erz fein gerieben wird. Der Ajanga ist ein hölzerner Napf, worin das fein geriebene Erz weiter ausgeschlemmt wird. Tẹ́wé sind kleine, sehr glatt gescheuerte Kokosnüsse, mittels deren das in dem Napf übrig Gebliebene noch feiner zerrieben wird. Buan ist ein Näpfchen, worin das Gold zum letztenmal gewaschen wird. Tutuanga nennt man eine kleine drei- oder viereckige Platte von Schildkrotschale mit aufgebogenen Rändern und einer zottenähnlichen Oeffnung in jeder Ecke; sie dient, um das Gold auf die Wagschale zu bringen, ohne dass dabei etwas verloren geht. Titimengo heisst eine kleine Waage mit Gewichten (letztere indisches Kupfergeld, sogenannte Deuten), Pulọle eine sehr harte ausgehöhlte Baumfrucht (in den meisten Fällen die Nuss von Cicas Thouarsi), mit kleiner Oeffnung am oberen Theil, die mit einem hölzernen Stöpfchen verschlossen ist. Man gebraucht sie zum Aufbewahren des Goldstaubes.

An einer unterwegs erhaltenen Fusswunde leidend, liess ich mich am 3. November zur Olli-Epaä tragen, die 2000 Fuss über der Thalsohle liegt. Daselbst steht eine leicht gezimmerte Hütte, die temporäre Wohnung der in der Mine beschäftigten Arbeiter. Ein Junge sass unter der Veranda, mit dem Zerkleinern von Erzstücken (Batugara) beschäftigt. Vierzig Schritte zur Seite des Häuschens befand sich der Eingang zur Grube, ein viereckiges Loch, von $1\frac{1}{2}$ Ellen Durchmesser, welches 2 Ellen tief mit Holz bekleidet war. Weiter unterwärts ist der Schacht in dem festen Boden ausgehauen, rund von Form und im Mittel eine Elle Durchmesser haltend. In leichter Schlangenwindung senkt derselbe sich zu einer Tiefe von 65 Faden. Horizontale, von Wand zu Wand reichende Querhölzer erleichtern das Auf- und Niedersteigen in der oberen Hälfte; in der Tiefe sind in die Wände Einschnitte gehauen, worin abwechselnd Hände und Füsse einen Halt- und Stützpunkt finden. Eine brennende Fackel in der linken Hand haltend, bewegt der bis auf dem Schamgürtel entkleidete Arbeiter sich mit ziemlicher Gewandtheit auf dieser gefährlichen Leiter auf und nieder. Die Fackeln bestehen aus mit

Palmblättern umwickeltem Harz (Dammar) und brennen unter solchem Qualm, das der Goldsucher mit einer Kruſte von Rauch überdeckt wird und man ſich kaum vorſtellen kann, wie es möglich iſt, dass die Lunge, wenn auch nur eine halbe Minute lang ihre Funktionen unter solchen Umſtänden verrichten kann. Die Mine Epaä iſt dergeſtalt gewunden, dass man nichts mehr vom Schein der Fackel bemerkt, wenn der Arbeiter auch nur 50 Fuss tief hinabgeſtiegen. Kein Europäer, er müsste denn selbſt Bergmann gewesen sein, würde es wagen, in eine solche Grube hinunter zu ſteigen, und auch Eingeborene, die ſich niemals mit Bergbau beschäftigten, betrachten es als ein halsbrechendes Unternehmen. Man nannnte mir die Namen von 5 Personen, welche durch Ausgleiten von den glatt gewordenen Einschnitten in den Gruben auf jämmerliche Art ums Leben kamen. Von Unglücksfällen in Folge sogenannter böser Wetter hat man dagegen niemals etwas gehört. Kommt Wasser in die Grube, so wird es, wenn möglich, durch Ausschöpfen entfernt, andernfalls, die Grube verlassen. Jedermann, möge er nun kommen, woher er wolle, kann, wenn er Kraft und Luſt dazu hat, ungehindert Gold graben, muss jedoch den fünften Theil seines Fundes an den Herren des Landes, den Rādja von Limbotto, abgeben. Das Gold, welches in den Handel kommt, hat eine schöne gelbe Farbe, iſt sehr rein, jedoch nach dem Schmelzen etwas brüchig. Das Gewicht wird nach spanischen Piaſtern oder Realen, sogenannten Pilaarmatten und alten Deuten, berechnet, von welchen 9 die Schwere eines Reals haben. Von gut gereinigtem Gold koſtet zu Sumalatta der Deut drei Gulden, der Real demnach 27 Gulden. Im Durchschnitt kann ein fleissiger Arbeiter auf einen Monatsverdienſt von 30 Gulden rechnen.

Auch die beiden durch das Thal ſtrömenden Bäche führen etwas Gold mit ſich; weit belangreicher dagegen iſt das Vorkommen von gediegenem Kupfer in sehr feinem Zuſtand im Bett des Sumalatta-Flüsschens. Die Eingeborenen nennen es Mastambaga.

Nachdem Sumalatta's Goldreichthum bekannt geworden, schloss die Regierung mit den Eingeborenen Fürſten einen Contract, wobei letztere ſich verpflichteten, jährlich eine Quantität von 300 Realen Gold zu liefern zum Preis von 14 Gulden per Real, der im Handel 32 Gulden werth iſt. Um die Ausbeute überwachen zu können und den Verkauf von Gold an Privatpersonen, welche einen bedeutend höheren Preis bezahlten, wenn nicht unmöglich, doch sehr beschwerlich zu machen, wurde die Garnison von Kwandang nach

Sumalatta gebracht und der commandirende Unterofficier mit dem Empfang des einzuliefernden Goldes betraut. Während der erſten Jahre ging es mit dieser Lieferung ziemlich gut, bis nach und nach das der Regierung zu liefernde Quantum immer geringer wurde. Die Commandanten kauften Gold für eigene Rechnung, Unordnungen und Zwiſtigkeiten fielen vor, zufolge deren der grösste Theil der Arbeiter die Gruben im Stiche liess. So kam es denn, dass in den Jahren 1846—1848 beinahe kein Gold an die Regierung geliefert wurde und die Häuptlinge einſtimmig erklärten, auch nichts mehr liefern zu können. Dies hatte zur Folge, dass die Uebereinkunft annullirt und eine neue geschlossen wurde, wonach der Bevölkerung eine Personalſteuer von 5 Gulden per Kopf im Jahr auferlegt wurde, welche Steuer (Hassil) noch heute beſteht. Ein Jahr später wurde auch die Garnison wieder weggenommen. Uebrigens wird noch ſtets durch die Regierung Gold in Bezahlung angenommen zum Werthe von 32 Gulden per Real.

Mit dem Besuche des Golddiſtrictes waren meine Untersuchungen an der Nordküſte beendigt und beschloss ich, so schnell als möglich zurückzukehren. Der um diese Jahreszeit prädominirende Weſtwind hatte ſich schon erhoben, und da er, in seiner vollen Stärke wehend, an der Küſte solch schwere Brandung verursacht, dass es Tage lang unmöglich iſt, in See zu ſtechen, wollte ich nutzlosen Aufenthalt vermeiden, schiffte am 4. November wieder ein und kam noch spät am Abend desselben Tages nach Kwandang zurück. Da zu einem längeren Aufenthalt auch in diesem Orte kein Grund mehr vorhanden war, und ich ausserdem die Abſicht hatte, noch in diesem Jahre Bone zu besuchen, so trat ich am 7. November die Rückreise nach Gorontālo an. An einem heftigen rheumatischen Anfall leidend, musste ich mich in einem von 8 Kulis getragenen Palankin transportiren lassen und kam noch am Nachmittag desselben Tages zu Halante und am Abend des folgenden zu Gorontālo an, nach einer Abwesenheit von 18 Tagen.

6. Aufenthalt zu Bone.

Um nun auch den öſtlichen Theil der Ebene, das Reich von Bone, (nicht zu verwechseln mit dem mächtigen, weiter südlich auf Selēbes liegenden Reiche von Boni) kennen zu lernen, ging ich am 16. November auf die Reise und kam gegen 11 Uhr in dem Dorfe

Bone an, das 7 Meilen von Gorontälo entfernt liegt. Der Weg dahin läuft in öſtlicher Richtung längs dem rechten Flussufer, iſt gut unterhalten und bis zum Dorfe mit Wagen zu befahren; ein zweiter, ebenfalls sehr brauchbarer Weg zieht ſich am linken Ufer dem Fusse des Gebirges entlang.

Die Fläche von Bone, die öſtliche Verlängerung der Gorontalesischen Ebene, umschliesst den Raum zwischen dem Fuss des Boliohotto und Kabila einer- und dem südöſtlich von der Stadt Gorontälo ziehenden Bergrücken andererseits. Sie bildet ein Dreieck, welches der Fluss seiner ganzen Länge nach durchſtrömt; die Berge Pangi, Kabila, Tapodaä und Boliohotto begrenzen dasselbe gegen Norden. Wenngleich vielfältige Spuren von Cultur, namentlich am Hange des am linken Flussufer hinziehenden Bergrückens zu bemerken ſind, so liegt doch der bei weitem grösste Theil des Bodens wüſt, vom Beil und Pflug unangerührt, mit Geſträuch und Gras in der Fläche, auf dem Gebirge mit Hochwald bewachsen, während die kleinen Dörfer und einzeln ſtehenden Häuser von Fruchtbäumen beschattet ſind. Der Hauptort Bone, die Reſidenz des Rädja's liegt am rechten Ufer, ohngefähr 450 Ellen vom Fluss entfernt und enthält ausser einem hübschen Tempel nichts was sehenswerth wäre. Noch in höherem Grade wie in Limbotto war ich hier über das verkümmerte Aussehen der Bewohner und den verfallenen Zuſtand der Wohnungen betroffen. Der Bone-Fluss, welchen wir an seiner Mündung schon kennen lernten, hat beim Dorfe eine Breite von 130 Ellen und ſtrömt über ein seichtes, mit kleinen Rollſteinen erfülltes Bett. Die trockenen, mehrere Fuss hohen Ufer verflachen ſich ſtellenweise am unteren Lauf und werden daselbſt sumpfig. Von Bone bis Gorontälo bietet der Fluss eine sehr gute Fahrſtrasse für Plottos dar; mehr ſtromaufwärts iſt die Fahrt wegen des rapiden Falles mit grosser Mühe und Gefahr verknüpft. Krokodile kommen häufig vor, namentlich an den sumpfigen, mit Geröhricht bewachsenen Stellen, wo die Kraft der Strömung weniger fühlbar iſt.

Auch in diesem Theil der Ebene werden Spuren von vulkanischer Thätigkeit in warmen Quellen, ähnlich denen von Ajer-Pannas, gefunden. Die eine derselben entspringt in dem Bett eines kleinen Baches, welchen der Bone-Fluss an seiner linken Seite in der Nähe des Dorfes aufnimmt. Dünner Wasserdampf, der ſich über der Quelle erhebt, Gasen, die fortwährend von dem Boden des Baches aufſteigen, ein schwacher Geruch von Schwefelwasserſtoff nebſt dem in einem gewissen Umkreis leicht erwärmten Boden verrathen die

vulkanische Kraft. Das ſtellenweise schlammige Bett iſt mit Lapilli bedeckt, von denen die in der Nähe der Quelle über dem Wasser hervorragenden mit einer dünnen Kruſte von Bittersalz überzogen ſind. Von Geschmack iſt das Wasser schwach salzigbitter; seine Wärme betrug 196° F. bei einer Lufttemperatur von 86°. Der Boden beſteht aus rothem und gelbem Thon, mit Mergel und Kleisandſtein gemischt; der Schlamm in dem Bett aus fetter grauer Erde. Der Platz wird öfters von Büffeln besucht, welche mit Begierde die salzigschmeckende Erde belecken. Eine zweite heisse Quelle liegt weiter ſtromaufwärts in der Nähe des Dorfes Tulabollo, wurde aber nicht von mir untersucht.

Das 4600 Einwohner zählende Reich beſtand vor dem aus den drei kleinen Staaten Bone, Suwawa und Bintaüna, die von einander unabhängig, zusammen einen Contract mit der holländischen Regierung geschlossen hatten. Vor 10 Jahren wurden diese drei Miniaturreiche auf Verlangen der Bevölkerung zusammengeschmolzen und unter ein Oberhaupt gebracht. Die gegenwärtige Bevölkerung wohnt in 14 Dörfern, wovon 6 Bonoresische, 5 Suwawa'sche und 3 Bintaünasche. Der gesellschaftliche Zuſtand iſt derselbe wie in Gorontälo.

Da die Gegend, was Fauna und Flora betrifft, als identisch mit derjenigen von Gorontälo nichts Neues für meine Sammlung liefern konnte, so kehrte ich am 27. November nach dem Hauptplatz zurück und beendigte damit für dieses Jahr meine Reisen.

---

7. Reise nach Tulabollo.

Nachdem ich den Monat December und die drei erſten Monate des neuen Jahres (1864) mit an meine Commission verbundenen Dienſtgeschäften zugebracht, konnte ich Anſtalten zu einer Untersuchung des öſtlich im Gebirge liegenden Theiles von Bone treffen. Demgemäss reiſte ich am 13. April nach diesem Orte ab und kam am folgenden Tage zu Tulabollo, dem Orte meiner Beſtimmung an, welcher von Bone 10, von Gorontälo 17 Meilen entfernt liegt. Tulabollo, öfters auch Tolabolla genannt, iſt der Name von zwei kleinen, nahe bei einander liegenden Dörfern, bei welchen der jetzige Assiſtent-Reſident an einem reizend gelegenen Punkt ein kleines Passantenhaus hatte bauen lassen. Langsam anſteigend läuft der dahinführende Weg oſtwärts dicht dem Flussufer entlang durch die enger und enger werdende Ebene die Dörfer Tingo-hübo, Madèta, Lobungo, Lombotoho und

Dumba-jahūla durchschneidend. Bei letztgenanntem Dorfe überschreitet man den 80 Ellen breiten, aber ziemlich seichten Fluss, folgt einem dicht längs dem linken Ufer laufenden Pfad und gelangt zum $1^1/_2$ Meile vom Uebergangspunkt entfernt liegenden Haus, nachdem man die Dörfchen Bulaho und Tulabollo-di-bawa passirt. Ein zweiter Pfad läuft am jenseitigen Ufer über das Dorf Bone-daä, ist jedoch gegenwärtig theilweise wieder unbrauchbar geworden.

Der Bone-Fluss durchströmt, die Richtung des Weges vorschreibend, mit vielen Krümmungen das durchschnittlich $1^1/_2$ Meile breite Thal; die Strömung ist durchgehends stark, stellenweise reissend, das Bett mit grösseren und kleineren Rollsteinen bedeckt. Seitenflüsschen von einiger Bedeutung nimmt er nicht auf.

Die Hügelkette, welche das Thal umschliesst, erreicht zwischen 300 und 400 Fuss Höhe. Vorbei Bone erheben sich am rechten Ufer zwei allein stehende Hügel aus dem Flachland, welche durch ihre eigenthümliche Zuckerhutform auffallen. In der Umgebung des genannten Dorfes sieht man an den Abhängen noch ziemlich viel cultivirtes Land als braune und hellgrüne Flecken auf dem düsteren Grün des Waldes. Doch, je weiter man sich vom Hauptplatz entfernt, desto seltener werden diese Stellen und verlieren sich endlich ganz in dem ausgebreiteten, alles überziehenden Wald.

Werfen wir einen Blick auf meine temporäre Wohnung, das Passantenhauses und seine Umgebung.

Das kleine von Bambusrohr leicht und luftig aufgebaute Gebäude steht 760 Fuss über dem Meere, am linken Ufer, auf dem 40 Quadratellen umfassenden Plateau eines Bergjochs, welches nur wenige Schritte seitwärts vom Hause 80 Fuss tief senkrecht in den Fluss abstürzt. Zwei Berge begrenzen gegen Ost und West dieses Joch, das zu der das Stromthal einfassenden Hügelkette gehört. Stellen wir uns an den Rand des Absturzes, so überblicken wir das Silberband des Flusses, zu Füssen ostwärts das Flussthal in der Länge von über einer Meile. Gerade vor uns umschliesst der Bone mit zwei breiten Armen eine mit hohen Bäumen bewachsene Insel, deren Wipfel an Höhe mit dem Standpunkt, worauf wir stehen, wetteifern. Auf geringe Entfernung von der Stelle, wo beide Arme sich wieder vereinigen, dehnt sich am rechten Ufer eine kleine Grasfläche aus, hinter welcher unmittelbar der Berg Pangi emporsteigt. Der in zwei Spitzen auslaufende Gipfel des in unmittelbarer Nähe von dem Beschauer sich erhebende Kabila vollendet das schöne Landschaftsgemälde. Ein Wald von Kokospalmen, an demselben Ufer sich

erhebend, worauf wir ſtehen, verräth die Lage des Dörfchens Tulabollo-di-atas, das mehrere hundert Ellen weiter ſtromaufwärts liegt. Unmittelbar hinter uns erhebt ſich der Bergrücken, zu welchem das Plateau gehört. Die kleine Grasfläche am Fusse des Pangi ausgenommen, wölbt ſich Hochwald über Berg und Thal. Zuweilen erhält dieses Gemälde Leben, wenn Eingeborene auf Flössen den Fluss herunterfahren und unter lautem Jubel und Geschrei die Stromschnellen passiren. Das schmäler und schmäler werdende Thal zieht ſich als enger Streifen noch mehrere englische Meilen weiter öſtlich und bis an den Fuss des Gebirges, welches die Hochebene von Bawangio einschliesst. Mit Ausnahme weniger aus dem Reiche verbannter Personen trifft man daselbſt keinen Menschen an. Von Tulabollo führt ein Fusspfad nach dem eine Tagereise weit am Meeresſtrande liegenden Dorfe Bilongalu.

Schon zu Gorontālo hatte man die Gegend ein Eldorado für Jäger und Thierfreunde genannt, und in Wahrheit wurde ich in meiner Erwartung auch nicht betrogen. Ueber die Ausbeute, die ich hier erlangte, spreche ich späterhin am Schlusse dieser Abtheilung ausführlicher.

Im Vorbeigehen sei noch bemerkt, dass ich während meines Aufenthaltes die in der Nähe liegende, oben angeführte Quelle besuchte, dieselbe aber so unbedeutend fand, das ſie keine nähere Beschreibung verdient.

Nachdem ich dem Zwecke meines Hierseins hinreichend Genüge geleiſtet, kehrte ich am 21. Mai nach Gorontālo zurück, um mich zu meiner letzten Reise zu rüſten.

---

8. Reise nach den Togean-Inseln.

Zum Schluss meiner Untersuchungen hatte ich eine Reise nach den wenig bekannten Togĕan-Inseln in Ausſicht genommen. Dazu erhielt ich Gelegenheit mit dem Kriegsdampfer Reteh, welcher als Stationsschiff eine Kreuzfahrt im Tomini-Busen unternehmen sollte. Am 13. Juni ſtach das Schiff in See, legte zu Pagujaman, Bombūlan, Paguat, Muton, Tenŏmbu, Parīgi und Todjo an und liess am 21. den Anker vor Togĕan fallen, blieb daselbſt bis zum 23. und kam am 24. nach Gorontālo zurück. Die Ergebnisse der Untersuchungen, welche in dem kurzen Zeitraum von wenigen Stunden daselbſt ermöglicht werden konnten waren folgende.

Die Togëan-Gruppe liegt ziemlich in der Mitte vom Längendurchmesser des Busens zwischen 141° 46′ und 122° 50′ O. L. v. G. und 0° 16′ und 0° 43′ S. B. v. G. und ist in kürzester Linie 43 Meilen vom nördlichen und 16 vom südlichen Ufer des Busens entfernt. Sie besteht aus den beiden grösseren Inseln Togëan und Bubungko oder Malingi und aus mehreren kleinen Eiländern, von denen nachfolgende die bedeutendsten sind: Buka-buka, die südlichste, der am nächsten liegende Insel, Mogo, Wohalu und Tolako im Süden, Gross- und Klein-Walëän, Suluaga, Poa, Maradja, Dondo, Bahm und Sendiri, im Osten der beiden grossen Inseln liegend.

Eine Unzahl von Korallenriffen und Bänken umschliesst die Gruppe und füllt den Raum zwischen den verschiedenen Inseln, mit Ausnahme einer Durchfahrt, Strasse Slamalëmi, auch Strasse Malingi genannt, zwischen Togëan und Malingi, die mehrere Meilen lang einige hundert Ellen breit ist. Sie ist für Schiffe unter grösstmöglicher Vorsicht zu passiren. Eine zweite Passage heisst Salla-batu-Duka, ist aber von keiner Bedeutung. Das Flüsschen Jompi auf Togëan ist das einzige fliessende Gewässer der Gruppe; gegrabene Brunnen liefern im Uebrigen das nöthige Trinkwasser. Kleine Berge und Höhenzüge haben nur die beiden grossen Inseln, von welchen der glockenförmige Zwillingsberg in der Nähe des Dorfes Togëan mit 800 Fuss der höchste Punkt ist. Die ganze Gruppe ist ein dem Meere entstiegener, aus Muschelkalk und Sandsteinconglomerat bestehender Boden von keinem hohen geologischen Alter. Verwitterte Muscheln und Korallenstücke (hauptsächlich Maendrina) liegen überall bis zu den höchsten Punkten zerstreut. Die kleinen Inseln sind bewachsene Korallenriffe, die bei Fluth zum Theil vom Meere überdeckt werden. Einen Saum von blendend weissem Sand hat nur Sendiri; überall sonst reicht die Vegetation (Rhyzophoren) bis ins Meer, oder steigen Felswände daraus empor. Die Flora ist, wie dies nicht anders zu erwarten, arm, die Pflanzenbekleidung dürftig. Die Fruchtbäume, welche cultivirt werden, sind Kokospalmen, Pisang, Sago-Palmen, Lanzat (Lansium domesticum), Durian (Durio zibethinus), Manga (Mangifera indica), Tjampeda (Artocarpus incisa) und Pisang. Auch kommen verschiedene brauchbare Holzarten vor, wie z. B. Lolāru (Rhyzophora conjugata) und Bintanggor (Callophyllum inophyllum).

Dasselbe, was über die Flora gesagt, gilt auch von der Landfauna. Fledermäuse und Ratten sind die einzig vorkommenden Säugethiere. Auf einem Spaziergang durchs Dorf sah ich von Vögeln nur Trichoglossus ornatus, Tanygnathus megalorhynchus und Nectarinia

lepida. Auch Reptilien, darunter Krokodile und Schlangen, gibt es nur in geringer Zahl. Reicher vertreten dagegen ſind die im Meere lebenden Thiere, namentlich Holothurien, welche in Masse gefangen werden und den hauptsächlichſten Exportartikel bilden.

Nur Togĕan und Malingi ſind bewohnt von eingewanderten Buginesen, die ſich am Strande niedergelassen haben. Im Innern sollen noch einige wenige Alfuren wohnen. Die buginesische Bevölkerung bewohnt die Dörfer Togĕan an der Oſt- und Bala-batang an der Südseite von Togĕan und das Dorf Malingi an der Weſtseite von Bumbungo. Das Dorf Togĕan liegt an dem kleinen, rundum vom Land eingeschlossenen Busen Labuan-Mogon, welcher der einzige Ankerplatz für Schiffe auf der Gruppe iſt. Die nach buginesischer Art gebauten Häuser ſtehen, von Fruchtbäumen beschattet, unregelmässig zerſtreut auf dem zerrissenen, sanft nach dem Busen ablaufenden Boden. Eine Batterie zur Abwehr von Seeräubern, welche 1862 die Insel zum letzten Mal heimsuchten, findet man nur im Dorfe Balabatang. Die hier anwesenden Buginesen ſind theils feſte, theils zeitliche Bewohner; erſtgenannte ſtammen aus dem buginesischen Dorfe Todjo am Tomini-Busen und ſtehen unter einem selbſtgewählten Häuptling (Kapitan). Sie beschäftigen ſich mit Tripang-Fischerei und treiben Handel. Die wenigen im Innern lebenden Alfuren ſind eben wie die Buginesen gegenwärtig Mohamedaner, wohnen zerſtreut und unterscheiden ſich nur in der Sprache — ein ganz eigenthümlicher Dialekt — von letztgenannten. Sie ſind ausschliesslich Landbauer und ernähren ſich mit Sago und Erdfrüchten; Mais bauen ſie nur wenig, Reis gar nicht. Aus grauer Zeit iſt das Oberhaupt dieses Völkchens eine Frau, welche Olinggia titulirt wird. Die gegenwärtige Regentin, eine alte Schachtel, wohnt im Dorfe Togĕan, iſt halb erblindet, für Europäer nicht zugänglich und soll ganz unter dem Einfluss des buginesischen Kapitan ſtehen. Seit Jahren iſt ſie verwittwet und hat nur noch Enkel am Leben, von denen der älteſte, ein Mädchen, den Thron erbt.

Die Bevölkerung, welche vor 10 Jahren 700 Seelen betrug, wurde im Jahre 1861 durch eine Blatternepidemie decimirt und beſteht gegenwärtig nur noch aus 400 Köpfen, wovon 160 Buginesen und 240 Togeanesen.

9. Nach der Minahassa.

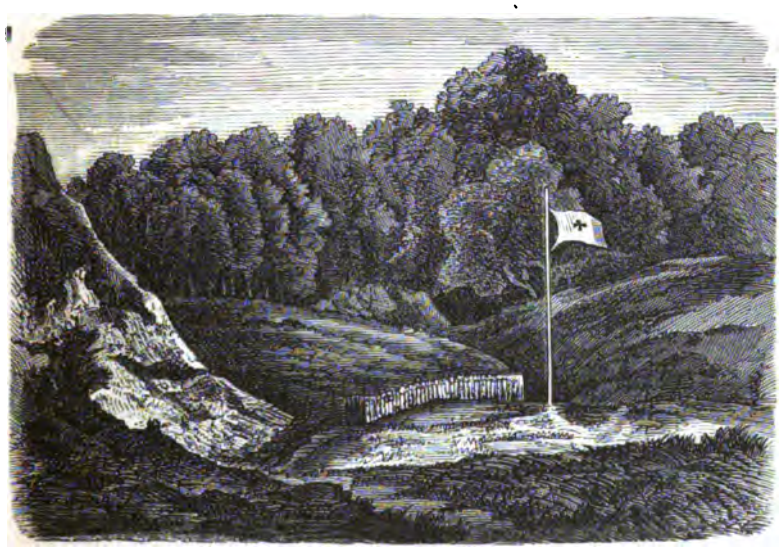
Gerne hätte ich meine Untersuchungen in diesem Theil von Selèbes fortgesetzt, wäre ich nicht durch ein heftiges rheumati-

sches Uebel daran verhindert worden, das mich kurz nach meiner Rückkunft überfiel und jede Arbeit unmöglich machte. Auf Anrathen meines Arztes beschloss ich deshalb Gorontālo zu verlassen und mich nach der Minahassa zum Gebrauche von warmen Bädern zu begeben, welche daselbſt in Menge angetroffen werden. Nachdem ich zuvor dem Generalgouverneur von diesem meinem Schritte berichtet, verliess ich am 17. Auguſt 1864 mit dem Kriegsdampfer Haarlemmermeer den mir lieb gewordenen Platz, kam am 19. zu Kēma an und nachdem ich einige Tage unter unleidlichen Schmerzen daselbſt und später auf Manādo zugebracht, liess ich mich am 7. September in einem Tragſtuhl von Klēma aus über Sawangan nach Tondāno bringen. Zu Sawangan beſichtigte ich den sehr alten, äusserſt merkwürdigen Beſtattungsplatz der Bevölkerung. Grosse viereckige, 3—4 Fuss hohe, 2—2 1/2 Fuss breite Steinblöcke, zur Hälfte ober-, zur Hälfte unterhalb der Erde, ſtehen dort reihenweise vor- und hintereinander. Diese Blöcke ſind ausgehöhlt, von oben offen und werden mit einem ſteinernen Deckel geschlossen, der bald die Form eines Daches, bald die einer Pyramide mit eingebogenen oder glatten Flächen hat. An den meiſten ſind an der Aussenseite roh gearbeitete Arabesken und menschliche Figuren ausgehauen, viele der letzteren mit unnatürlich grossen Geschlechtstheilen. Manche dieser Figuren tragen die europäische Kleidung des vergangenen Jahrhunderts. In den hohlen Raum werden die Leichen ſitzend mit in die Höhe gezogenen Knien eingesargt, worauf man die Oeffnung schliesst und den Steinblock 1 1/2—2 Fuss tief in die Erde senkt.

Von Sawangan aus führt der Weg ſtets aufwärts durch die Schlucht des aus dem See von Tondāno kommenden, bei Manādo ins Meer mündenden Flusses bis zum Dorfe Tondāno, woselbſt ich bis zum 12. verblieb. Unterwegs hatte ich mich noch einige Zeit aufgehalten, um den schönen Wasserfall zu beſichtigen, welchen der Fluss in der Schlucht bildet. In demselben fand nicht ein Generalgouverneur seinen Tod, wie Wallace in seinem berühmten Reisewerk irrthümlicherweise berichtet, sondern der Generalsekretär der Regierung, Visser.

Der See von Tondāno liegt in einer reizenden Gegend auf einem Hochplateau, ohngefähr 2000 Fuss über dem Meere. Am 12. begab ich mich über den See nach dem kleinen, in der Nähe des Ufers liegenden Dorfe Passo, wo dem Boden verschiedene warme Quellen entspringen, deren Heilkraft zu Manado und Kēma hoch gepriesen wurde. Eine dieser Quellen iſt zu einem Badeplatz eingerichtet, von

welchen die Eingeborenen öfter Gebrauch machen. Das Wasser ist ziemlich rein und wird auch, nachdem es abgekühlt ist, von den Bewohnern zum Kochen und Trinken benutzt. Bei der Quelle hat es eine Temperatur von 112° F. Auch an mir bewährte sich die Heilkraft desselben in überraschender Weise, denn schon am 2. Oktober nach Gebrauch von 30 Bädern — ich hatte anfänglich zweimal täglich gebadet — war ich soweit wieder hergestellt, dass ich die Rückreise zu Pferd machen konnte. Demgemäss verliess ich am 3. Passo und kehrte längs der Westseite des Sees über den Empong und Manādo nach Kēma zurück, wo ich am 14. Oktober wieder eintraf.



Schlammsee von Linu, Stelle wo Graf Vidua verunglückte.

Unterwegs machte ich einen Abstecher nach dem kleinen See von Linu, wahrscheinlich ein Kratersee, dessen Ufer theilweise aus kochend heissem, stets Blasen werfendem Schlamm bestehen. Er ist durch den Unglücksfall berüchtigt, welcher den italienischen Grafen Vidua de Conzana hier in den 1840er Jahren traf und nach langen schmerzlichen Leiden seinen Tod verursachte. Sprössling einer sehr reichen und angesehenen piemontesischen Adelsfamilie und ausgezeichneter Naturforscher, hatte er schon einen grossen Theil des indischen Archipels bereist, als ihn am See von Linu das Verhängniss erreichte. Begleitet von mehreren Häuptlingen, wagte er sich

trotz deren wiederholten Warnung zu weit voraus, brach durch die dünne Kruſte und fiel bis an die Hüften in den heissen Schlamm. Mit verbrannten Beinen herausgezogen, ſtarb er erſt einen Monat später zu Amboina und wurde auf dem dortigen Friedhof beerdigt. Zwei Jahre später wurden seine ſterblichen Ueberreſte durch ein italienisches Schiff abgeholt und nach der Heimath zurückgebracht. Bis zu dem Orte, wo das Unglück geschah, hat man einen mit einem Geländer versehenen Steg gelegt, so dass man nun ohne alle Gefahr bis dahin gelangen kann. Am Ende des Geländers iſt ein Flaggenſtock befeſtigt, woran beim Besuche hoher Reisenden eine Fahne mit schwarzem Kreuz aufgehisst wird.

Am 28. November kehrte ich mit dem Dampfer Padang nach meinem Standplatz Amboina zurück.

Die Säugethiere und Vögel des Landes.

Wenn man Selēbes einerseits als das Endglied jener Inselkette betrachten könnte, bis zu welchem ſich die indo-malaische Fauna erſtreckt, so fände auch die Annahme, dass die Insel als Anfangspunkt der auſtralischen Fauna zu betrachten sei, Berechtigung; denn wenn gleich viele, im weſtlichen Theil des Archipels lebende Thierfamilien, z. B. Tarsius, Sciurus, Coracias, Picus, Coturnix u. s. w. auf Selēbes die natürliche Grenze ihrer Verbreitung finden, so treten dagegen andere auf, die der auſtralischen Fauna angehören, z. B. Phalangista, Scythrops, Basilornis, Megacephalon u. s. w. Doch herrschen die indomalaischen Formen vor.

Was die Säugethiere betrifft, so sollen in der nachfolgenden Ueberſicht auch diejenigen Arten erwähnt werden, welche ich zwar nicht selbſt wahrgenommen, deren Vorkommen jedoch conſtatirt iſt.

Cercopythecus cynomolgus kommt in den von mir bereiſten Gegenden nirgends vor, iſt dagegen im südlichen Theil der Insel sehr gemein. Es iſt überhaupt diejenige Affenart, welche am weiteſten öſtlich bis zu 125° (Timor) geht und somit in das Gebiet der australischen Fauna gewissermassen eingreift.

Cynocephalus nigrescens (Dihé der Gorontalesen) iſt nur eine locale Varietät von Cynocephalus niger. Er wird in den Gebirgswäldern häufig angetroffen und versammelt ſich zuweilen in viele Hunderte von Individuen zählenden Schaaren, um von einer Gegend

in die andere zu ſtreifen. Einer meiner Freunde, Missionär Schaafsma zu Langowan im Diſtrict Tondano, begegnete einſt während einer Dienſtreise einer solchen wandernden Affenherde, welche die Strasse an dem Punkte überschritt, wo er ſich gerade zu Pferde ſitzend befand; er hatte grosse Mühe ſich mit Peitschenhieben der Thiere zu erwehren. Zu Tulabollo vernahm ich beinahe täglich, zumal gegen Abend, ihr hässliches, dem Hundegebell ähnliches Geschrei. Einer meiner Jäger überraschte während meines Aufenthaltes daselbſt einſt eine auf dem Waldboden ſich herumtummelnde Affenfamilie, worunter ein Weibchen mit einem nur wenige Stunden alten Jungen. In tödtlicher Angſt über die plötzliche Erscheinung eines Menschen suchten die Thiere so rasch als möglich auf den umherſtehenden Bäumen ein gutes Unterkommen, wobei aber das Junge von der Mutter loskam und hülflos zu Boden fiel. Mein Jäger nahm es auf und brachte es mir. Die Haut des noch sehr unbehülflichen Thierchens war fleischfarbig weiss, das sehr dünn darauf ſtehende Haar schwarz, ſtark ins Bläuliche spielend. In jeder Kinnlade befanden ſich vier Zähnchen. In der erſten Zeit gab ich dem Thierchen Milch und reife Pisangfrüchte zur Nahrung, welche es, daran saugend, verzehrte; später frass es auch gekochten Reis und in Wasser geweichten Zwieback. Es wurde allmählig sehr zahm, aber auch durch seine Zudringlichkeit öfters beläſtigend und gab, wenn man es allein liess, durch anhaltendes Schreien sein Missvergnügen darüber zu erkennen. Das Geschrei war zweierlei Art; bald ein harter scharf tönender Schrei, wobei der Mund in seiner vollen Breite geöffnet wurde, bald ein sanfter flötenähnlicher Laut, wobei die Lippen geschlossen und nach vorne ausgeſtreckt wurden. Hörte das Thier in dem ganz in der Nähe des Hauses liegenden Wald einen Vogel oder irgend ein anderes Thier schreien, so wurde es unruhig und antwortete sogleich. Mit zunehmendem Alter erhielt die Haut eine dunklere Färbung, und auf dem anfänglich kahlen Angeſicht kamen feine Härchen zum Vorschein. Da ich fürchtete, während meines Herumschweifens meinen Zögling auf die eine oder andere Weise zu verlieren und ein Individuum in solch zartem Alter wissenschaftlichen Werth hat, tödtete ich dasselbe und setzte es in toto in Weingeiſt. Der Cadaver befindet ſich gegenwärtig im Leidner Museum.

Man trifft übrigens unseren Pavian bis auf 4000 Fuss Höhe über dem Meere an; ausser auf Selèbes kommt er noch auf der kleinen, an der Südspitze von Halmahéra — des grössten Eilands der Molukken — liegenden Insel Batjan vor, iſt aber dort nicht ursprünglich

zu Hause. Der dortige jüngſt verſtorbene Sultan erinnerte ſich, in seinen Knabenjahren gehört zu haben, dass unter der Regierung seines Vaters oder Grossvaters ein Paar dieser Affen nach Batjan übergebracht und dort frei gelassen worden. Von diesem Paar ſtammen alle Batjan'schen Affen ab, die ſich bis jetzt noch lange nicht über die ganze Insel verbreitet haben, geschweige denn nach Halmahera übergewandert ſind.

Tarsius spectrum (Tanda-bana) iſt ein allerliebſtes Geschöpf bei weitem nicht so missgeſtaltet, wie es Horsfield's Abbildung in den «Zoological Researchs» vorſtellt. Während meines Aufenthalts zu Bone erhielt ich die erſten, von Eingeborenen lebend eingefangenen Exemplare. Es lebt in Wäldern, schläft über Tag in Baumlöchern und besucht Nachts die in der Nähe seines Standorts liegenden Gärten. Beim Fortbewegen auf dem Boden, was hüpfend geschieht, erinnert es lebhaft an einen Frosch.

Pteropus phaiops und alecto (Abuhu) leben gesellschaftlich und ſind in bewohnten Gegenden nicht selten.

Macroglossus minimus (Mimieto) iſt ziemlich häufig, fliegt einzeln oder paarweise herum und verkriecht ſich bei Tag gerne zwischen den jungen noch zusammengerollten Schösslingen der Pisangpflanze.

Harpya Pallasi, iſt seltener als die genannten Arten.

Cephalotes Peroni, wurde nicht von mir beobachtet, ebenso nicht Viverra zibetha.

Paradoxurus Musschenbroeki, eine neu von meinem Freunde, Herrn von Muschenbroek entdeckte Art, (Ungo-no-buto, wörtlich wilder Hund). Das Thier lebt nur im Gebirge, iſt scheu, blutdürſtig und nach Aussage der Eingebornen ein vorzüglicher Baumkletterer. Ungeachtet ich auf jedes an mich einzuliefernde Exemplar einen hohen Preis gesetzt, konnte ich keines habhaft werden. In den in Feld und Wald vereinzelt liegenden Häusern wird das Thier öfters dem Hausvieh gefährlich.

Phalangista ursina (Bubutu) wurde mir öfters lebend gebracht. Es iſt kein Nachtthier im eigentlichen Sinne des Wortes, denn ein von mir lange Zeit in Gefangenschaft gehaltenes Exemplar schlief bei Tag nur selten. Näherte ſich Jemand seinem Behälter, so liess es einen eigenthümlichen schmatzenden Laut hören, wobei die Unterlippe in eine zitternde Bewegung gerieth. Träge und bedächtig in allen Bewegungen, sass es öfters in aufrechter Stellung auf den Hinterbeinen, nahm die Speise, die ihm gereicht wurde, mit den Vorderpfoten und brachte ſie damit zum Munde, um ſie zu verzehren. Sie

beſtand aus gekochtem Reis, Früchten und Baumblättern. Das Thier iſt ziemlich allgemein in den Wäldern und wird häufig von den Eingeborenen, welche gern sein Fleisch essen, in Schlingen gefangen.

Cuscus celebensis erhielt ich nur ein einziges Mal in verſtümmeltem Zuſtand.

Arethura fasciculata, nicht von mir beobachtet. Sciurus rubriventer, Sciurus leucomus, Sciurus erythromelas und Sciurus murinus (collectiver Name: Tendelango), wovon letztgenannte Art bei weitem am häufigſten vorkommt. Taphozous saccolaimus, nicht beobachtet. Sorex myosurus, nicht selten in der Umgegend von Tulabollo. Mus decumanus und M. musculus ſind an allen bewohnten Orten leider nur allzuhäufig.

Sus celebensis (Bovi) iſt sehr allgemein, zumal in dem offenen, mit Gras bewachsenen Flachland in der Umgegend von Limbotto und Bone und unterscheidet ſich wesentlich von seinen auf Java lebenden Gattungsverwandten. Der Eber trägt als besonderes Kennzeichen einen Büschel weisser Borſten zwischen Hals und Schulter. Die Jungen haben das bekannte gelblichbraun geſtreifte Jugendkleid, welches später braun und beim ausgewachsenen Thier schwarz wird. In Gegenden, wo ſie wenig geſtört werden, ſieht man öfters wilde Schweine unter zahmem Vieh auf der Weide. Als Mohamedaner verabscheuen die Bewohner dieses und das nachfolgende Thier und machen allenfalls nur, um es zu tödten, Jagd darauf.

Babirussa alfurus (Ulangio) iſt ebenfalls ziemlich häufig, jedoch mehr auf beſtimmte Localitäten beschränkt. Lebensweise und Nahrung iſt dieselbe wie beim Schwein. Auf der kleinen, dem Passantenhaus zu Tulabollo gegenüberliegenden Grasfläche zeigten ſich täglich Babi-russas, und wurden, da ſie nicht besonders scheu waren, auch mehrere von mir und meinen Jägern erlegt. Ein Fötus, welchen ich aus einem trächtigen Weibchen herausschneiden liess, befindet ſich im Leydner Museum. Auf Selēbes kommt der Babi-russa allein auf der Nordhälfte der Insel vor, lebt aber ausserdem noch auf den Sulla-Inseln und auf Buru, die öſtliche Grenze seiner Verbreitung.

Cervus russa (Bandongo-ogenge) iſt in manchen Localitäten, wie z. B. in der Umgegend von Limbotto, ziemlich häufig. Die Art iſt identisch mit der auf Java lebenden.

Anoa depressicornis (Bandogo-Tutu, Sapi-utan, wörtlich: wilde Kuh, bei den malaischen Küſtenbewohnern) iſt gerade nicht selten, doch wegen ihres scheuen Wesens schwer zu erjagen. Ich schoss mehrere Exemplare und hielt das Thier auch einige Zeit lang in Gefangenschaft.

Halicore australis, Delphinus spec. und Physeter macrocephalus, fischartige Säugethiere, die längs der Küſte, namentlich im Tomini-Busen angetroffen werden.

Als Hausthiere halten die Bewohner Hunde, Katzen, Ziegen, Schafe, Schweine (im Beſitz der ansässigen Chinesen), Pferde, Kühe und Büffel (Bos Karibu). Letztere (Olōbu der Eingeborenen), deren Anzahl ſich 1860 auf ohngefähr 4000 Stück belief, wurden durch eine 1862 grassirende Lungenseuche bis auf wenige Hunderte heruntergebracht, nehmen aber gegenwärtig, wenn auch langsam, wieder an Zahl zu. Einen hübschen Anblick gewährt es, wenn man mehrere dieser rieſigen Thiere grasend oder in einer Pfütze liegend erblickt, während blendend weisse Silberreiher gemüthlich auf ihren Rücken herumspazieren. Liegt der Büffel mit dem ganzen Körper den Kopf ausgenommen unter Wasser, so ſieht man nicht selten einen solchen Reiher mitten auf der Stirn des Thieres zwischen den ungeheuren Hörnern ſitzen. Kühe, Schafe und Schweine giebt es nur in geringer Zahl. Die Pferde, deren Anzahl im Jahre 1862 ohngefähr 3500 Stück betrug, ſind zwar klein, aber gut gebaut, werden jedoch dadurch verdorben, dass man ſie zu früh zum Reiten gebraucht. Die beſten kommen von Parīgi. Während meiner Untersuchungsreise im Tomini-Busen kaufte oder besser gesagt tauschte ich im Auftrage des Assistentreſidenten auf Gorontālo zu Posso und Todjo neun Pferde ein, welche später abgeholt werden sollten. Sie koſteten durchschnittlich 9 Gulden per Kopf und repräsentirten zu Gorontālo einen Werth von 6—700 Gulden. Kurz nach meiner Rückkunft gingen auch zwei Plotos (grosse Prauen mit flachen Boden) nach Todjo ab, um ſie zu holen. Auf der Rückreise wurden die Fahrzeuge, während ſie ſich gerade mitten in der Oeffnung des Busens befanden, von einem heftigen Sturm überfallen, von den hochgehenden Wogen hin und hergeschleudert und schliesslich umgeworfen. Menschen und Pferde fielen ins Meer; erſtere retteten ſich auf den umgeschlagenen Booten, doch letztere fanden alle, theilweise von herbeigeeilten Haifischen zerfleischt, jämmerlich ihren Tod in den empörten Fluthen.

Kann auch die Vogelfauna von Selēbes in Reichthum an Arten und glänzender Färbung des Gefieders nicht mit derjenigen der Molukken und von Neu-Guinea wetteifern, so übertrifft ſie doch die drei anderen grossen Sunda-Inseln in der Artenzahl mancher Familien. Dies gilt namentlich von den Familien der Papageien, Eisvögel und Tauben. Ungeachtet das in den von mir bereiſten Gegenden nicht alle auf Selēbes vorkommenden Vögel angetroffen werden, figuriren

in der hier folgenden Ueberſicht die meiſten derjenigen Arten, welche man bis jetzt auf der Insel hausend kennt.

Aquila malayensis (Oöpo), nicht sehr häufig. Spizaëtus cirratus (Buliea, welcher Name überhaupt eine Collectivbenennung für grössere Raubvögel iſt); Pandion haliaëtus (Oöpo), nur ein einziges Mal beobachtet; Haliaëtus leucogaster; diesen schönen, durch seine weisse Unterseite gekennzeichneten Raubvogel beobachtete ich einige Male während er hoch über mir in der Luft schwebte; Haliaëtus indus, an der Meeresküſte, wo er an manchen Orten, z. B. auf der Rhede vou Macassar ſich sehr häufig findet; er iſt über alle Beschreibung keck. Falco communis, iſt nicht gemein; ein schönes Exemplar erhielt ich zu Kema. Falco severus; F. moluccensis, ein Hauptinsektenjäger, kommt äusserſt häufig vor; beide Geschlechter haben gleiche Färbung. Baza celebensis (Dr. A. B. Meyer's angeblich neue Art Pernis celebensis), nicht selten. Astur criseiceps; Nisus rhodogaster; N. trinotatus; N. soloënsis. Letzterer ein Hauptinsektenvertilger. Buteo poliogenys; Buteo liventer; Circaëtus rufipectus (Buliêa-mohengo). Elanus hypoleucus; selten. Circus Jardini (Angga-Angga), nicht selten, hält ſich gerne auf trockenen Weidegründen auf. Noctua punctulata; Noctua ochracea, ähnlich der Noctua philippinensis, doch mit längerem Schwanz und etwas abweichender Zeichnung, eine von mir entdeckte Art. Noctua hirsuta; Scops mantis; S. magicus; S. menadensis; Strix Rosenbergi, eine von mir entdeckte und von meinem Freunde Schlegel benannte Art, welche der Strix castanops und personata von Australien ähnelt. Die Eingeborenen nennen den Vogel Wada-Watanga. Lyncornis macropterus (Tulio), sehr allgemein, zumal an den Flussufern. Caprimulgus affinis; Dendrochelydon Wallacëi; D. commata; D. mystacea, alle drei Arten unter dem Gesammtnamen Peapatta bekannt. Collocalia nidifica; C. hypoleuca; Chaëtura gigantea; Hirundo rustica, sehr häufig, übernachtet gerne in Schwärmen in dem Röhricht am Ufer des Bone-Flusses.

Coracias Temmincki (Lunggun-Geü), sehr häufig an Waldrändern und auf mit einzelnſtehenden Bäumen bewachsenen Blössen; sowie in Waldgärten, woselbſt er gerne nahe beim Boden auf vertrockneten Aeſten ſitzt und einen schnarrenden Lockton hören lässt. Aufgejagt, fliegt der Vogel eine kleine Strecke weit niedrig über den Boden weg und fällt dann wieder ein. Eurystomus orientalis (Hendingo-Opo), sehr allgemein und wenig scheu; kommt öfters bis in die Dörfer. Dacelo cyanotis; D. princeps; Halcyon coromandeliana; H. melanorhyncha (Bua-Buaa). H. Forsteni; Alcedo moluccensis (Dindingo),

nicht selten an Bach- und Flussufern; Alcedo chloris (Doö), einer der gemeinsten Vögel, der sich gewöhnlich vom Wasser entfernt in den Gärten und um die Dörfer aufhält und Insekten, Spinnen, Schnecken und Würmer frisst. A. fallax (Iïto-Watingo) eine kleine, hübsch gefärbte Art, welche den Uebergang zur Familie Ceyx bildet. Das Vögelchen ist selten und wurde von mir zu Tulabollo entdeckt. Merops forsteni, kommt in den von mir bereisten Gegenden nicht vor, soll aber von Oktober bis März in der Umgegend des Tondäno-Sees bei Langöwan sich ziemlich häufig finden. M. philippensis; Nectarinia flavostriata (Kios-raä) bekam ich zu Tulabollo; N. Grayi und N. porphyrolema sind beide nicht scheu und kommen öfters in die Gärten. N. frenata; N. malaccensis ist ziemlich häufig und hält sich gerne in den Wipfeln der Kokos- und Areng-Palmen auf. Alle Nectarinien bauen ein sehr künstliches Nest. Es ist beutelförmig mit kleiner runder Oeffnung am oberen Theil, über der ein kleines Dach zur Abwehr des Regens angebracht ist, hängt stets am Ende eines dünnen Zweiges, ja öfters an dem Stiel eines Blattes und enthält 3—4 Eier. Bei N. Grayi sind dieselben weiss, bräunlich gewölkt und mit einzelnen schwarzen Flecken getüpfelt. Dicaeum celebicum; D. aureolimbatum; auch diese niedlichen Vögelchen bauen ein künstliches aber nicht geschlossenes Nest. Philemon moluccensis. (Sericornis celebensis mihi; Gerygone flaeola Meyer). P. inornatus; Zosterops chloris; Z. intermedia; Z. atrifrons; Climacteris picumnus; Pratincola caprata, sehr häufig. Motacilla flava, ein sehr gemeines Vögelchen. Turdus erythronotus; T. solitarius; Criniger aureus, von Dr. A. B. Meyer entdeckt. Dicrurus bimaënsis (Hendengo-Moitomo). D. atrocaeruleus; beide Arten nicht selten, Iris scharlachroth. D. leucops hat weisse Iris und ist seltener. Artamus monachus; A. leucorhynchus, beide unter dem Namen Maspas bekannt, sind nicht selten; man sieht sie häufig auf der Dachfirste der Häuser sitzen oder auf rockenen, hervorragenden Baumästen, von wo aus sie pfeilschnell auf vorbeifliegende Insekten losstürzen, um gleich darauf auf den gewählten Sitzplatz zurückzukehren. Ihr Flug hat Aehnlichkeit mit demjenigen der Schwalben. Oriolus indicus (Gulalahe) ist sehr allgemein, zumal in der Umgegend von Gorontälo, woselbst er, viel weniger scheu wie der europäische Pirol, auf Bäumen mitten in der Stadt angetroffen wird. Das Weibchen unterscheidet sich in der Färbung kaum von dem Männchen. Broderipus celebensis, von Dr. A. B. Meyer entdeckt. Pitta melanocephala; P. celebensis (Tenge-tenge), beide lieben die dunkelsten Stellen des Waldes, wo sie, auf dem Boden um-

herlaufend, Jagd auf Insekten machen. Das Neſt iſt ziemlich gross, von Blättern und Moos gemacht, die Mulde mit feinen Grashalmen belegt; es ſteht immer auf der Erde. Macronus celebensis; Muscicapa hypogrammica; M. helianthea; Monarcha alecto; Niltafa rufigula; Myiagra manadensis; M. puella; Campephaga leucopygia; C. Temmineki; C. atriceps; C. morio; C. bicolor; Pica caledonica kommt ausschliesslich im südlichen Theil der Insel vor, während P. torquata (Hendingo) den nördlichen bewohnt. Letztere iſt ziemlich häufig und macht ſich leicht durch seinen schnarrenden Ruf bemerklich, wobei er den Schwanz auf und nieder bewegt. Corvus advena (Woka-woka), ein zumal in der Nähe der Dörfer sehr allgemein vorkommender Vogel. Er iſt über alle Beschreibung dreiſt und namentlich dem Hausgeflügel sehr gefährlich.

Basilornis celensis, ein herrlicher, in den Gebirgswäldern nicht seltener Vogel, ausgezeichnet durch gelben Schnabel und Füsse; nährt ſich von Früchten. In dem Magen der zu Tulabollo erlegten fand ich die von Capparis callosa. Pastor cinereus. Calornis metallicus (Tanggo-lippo), iſt sehr allgemein und hält ſich gewöhnlich in ganzen Schwärmen zusammen; die Iris iſt scharlachroth. C. erythrophris; Von dieser schönen Art, welcher ich nirgends im Gorontalesischen begegnete, erhielt ich zwei Exemplare während meines Aufenthaltes zu Posso am See von Tondāno. C. pyrhopogon; Scissirostrum pageï (Moloneti) iſt an manchen Plätzen nicht selten; man findet ihn in Flügen vereinigt. Amadina molucca und A. pallida ſind häufig; beide Arten bemerkt man oft im hohen Gras und auf den Reisfeldern in ganzen Flügen untereinander gemengt. Der Landesname beider Arten iſt Gadollo.

Buceros cassidix (Ahlo zu Gorontälo, Pankao zu Tulabollo), ein echter Waldbewohner, den ich am letztgenannten Orte täglich fliegend und ſitzend beobachtete. Schon aus der Ferne erkennt man ihn an dem Sausen, welches bei geöffneten Flügeln durch den schiefen Stand der grossen Schwungfedern entſteht, indem hierdurch Zwischenräume gebildet werden, in welche die Luft mit Gewalt gepresst wird. Auch sein rauhes, weithin hörbares Geschrei erschallt oft aus der Tiefe des Waldes. Der Flug, wobei Hals und Kopf gerade ausgeſtreckt werden, iſt hoch und leicht. Er niſtet in Löchern der ſtärkſten Waldbäume gewöhnlich in grosser Höhe über dem Boden. Auch bei dieser Art verschmiert das Männchen, wenn das Weibchen zu brüten anfängt, den Eingang zur Neſthöhle bis auf eine kleine Oeffnung und füttert nun dasselbe. Das Ausnehmen des Neſtes iſt nicht nur sehr

schwierig, sondern auch wegen der Wuth, womit die Alten ihre Jungen vertheidigen, gefahrvoll. Aus der Minahassa ist ein Fall bekannt, dass ein Eingeborener, welcher die jungen Vögel aus dem Neste nehmen wollte, schwer verwundet wurde, indem einer der Alten mit dem spitzen Schnabel nach ihm stiess. Alle zu Tulabollo geschossenen Exemplare hatten den Magen mit Früchten der Ficus nitida angefüllt. Bei dem lebenden Vogel ist die Halshaut, welche man zwischen den dünnstehenden Federn durcheinen sieht, schön bläulichweiss, wird aber am ausgestopften Thier graubraun, wodurch ein grosser Theil der Schönheit verloren geht. Die langen weissen Schwanzfedern sind gewöhnlich beschmutzt. Zu Tulabollo wurde ich eines Weibchens auf nachfolgende Weise habhaft. Es hatte fliegend mit einem andern Weibchen ein Gefecht und erhielt, während beide über dem Flusse schwebten, einen solchen Schnabelhieb, dass es betäubt herunterstürzte und ins Wasser fiel. Augenzeuge der Begebenheit, liess ich den Vogel auffischen und bekam ihn noch lebend in meine Hände. Buceros exaratus (Hele-hele), ziemlich häufig. Die am lebenden Vogel schön schwefelgelbe Kehle wird nach dem Tode schmutzig weiss, daher die unrichtige Diagnose in den Büchern. Ein verdorbenes Ei des Vogels, das mir gebracht wurde, war rauhschalig, schmutzigweiss und von der Grösse eines Taubeneies.

Während auf Java, Sumātra und Bornēo nur 2 oder 3 Psittacus-Arten vorkommen, findet man auf unserer Insel deren neun. Es sind nachfolgende Prioniturus setarius; P. platurus; beide Arten unter dem Namen Ili-Ili bekannt und ziemlich gemein. In dem Magen fand ich öfters die Fruchtkerne von Gossampinum album. Zu Kēma heissen beide Kring-kring. Loriculus stigmatus; (Tindito), sehr allgemein. L. Sclateri; von mir zuerst auf der Insel beobachtet. L. exilis., eine von mir entdeckte Art, der kleinste aller Papageien, ein reizendes Thierchen von glänzend grüner Farbe mit scharlachrothem Unterrücken und oberen Schwanzdeckfedern. Ich erlangte 5 Exemplare in den Gärten von Tulabollo, dem einzigen Orte, woselbst ich die Vögelchen beobachtete. Sie sind stets in Bewegung, halten sich familienweise zusammen und lassen, von Baum zu Baum fliegend, einen scharfen Laut, ähnlich dem unserer Goldhähnchen, hören. Loricul. quadricolor, von Dr. A. B. Meyer entdeckt. Trichoglossus ornatus (Ulolito), ist einer der am häufigsten auf der Insel vorkommenden Vögel und wird bis zu 2500 Fuss Höhe überall angetroffen, sowohl im Walde, wie in der Nähe von Häusern, wo er die feingefiederten Duri-Bäume (Agati grandiflora) besucht und

ſich durch lautes Geſchrei bemerkbar macht. T. flavoviridis, eine ſeltene Art. T. meyeri, von Dr. A. B. Meyer entdeckt. Eclectus mülleri und die dazu gehörende Localrasse. E. albirostris (Auliha); E. megalorhynehus, ein sehr gewöhnlicher Vogel. Cacatua sulfurea (Catala)., kommt nur an beſtimmten, scharf begrenzten Orten vor wie z. B. bei Saüssu, zu Kwandang u. s. w. Er unterscheidet ſich durch eine rothe Iris von der auf Timor lebenden Rasse seiner Art, welche einen braunen Augenring hat. Das Gefieder iſt sehr oft beschmutzt, namentlich zur Zeit der Reife gewisser harzreicher Baumfrüchte.

Picus hulvus. (Widi-widua)., äusserst häufig. Von P. Timincki erhielt ich nur ein einziges Mal zu Kema. Phoenicophaeus calorhynchus (Aluü) iſt weit verbreitet, wenig scheu und zumal in der Umgebung von Gorontälo häufig. Cuculus canorus, (Unggugu); Hierococcyx crassirostris, von Dr. A. B. Meyer entdeckt. Centropus bicolor, (Ungung-gungo); ein sehr allgemeiner Vogel, der ſich gerne im hohen Gras und Gebüsch aufhält und seine Eier anderen Vögeln unterschiebt. Sein Geschrei, das sehr oft bei Tag gehört wird, beſteht aus einem wie Huhuhu klingenden Laut, welchen er 10—12 Mal erſt langsam, dann im schnelleren Tempo und im Ton mehr und mehr fallend ausſtösst. Eudynamis melanorhincha; Cuculus sepulcralis; kommt ſtrichweise vor. Scythrops novae hollandiae (Ulaäto); nicht selten, namentlich in der Umgegend von Bone. Durch einen glücklichen Zufall kam ich daselbſt in den Beſitz eines Eies. Einer meiner Jäger nämlich schoss ein Weibchen, und als er es vom Boden aufnahm, fiel demselben ein reifes Ei aus dem After. Dasselbe befindet sich im Leidner Museum. Ausser hier, fand ich den Vogel auf Ternätě, Seram und den Aru-Inseln.

Carpophaga forsteni (Tutup). Die grösste hier lebende Taubenart und ziemlich selten; man findet ſie nur im Hochwald. C. rosacea; C. paulina; ziemlich häufig. C. luctuosa (Putieja). Gleichfalls nicht selten. C. radiata kam mir nie zu Schuss. Treron vernans; Ptilopus griseicauda; P. melanocephalus; P. gularis (Malomitti), sehr allgemein. P. superbus; sind alle an ihnen zusagenden Oertlichkeiten nicht selten. Macropygia turtur; M. reinwardti; M. manadensis, letzterer Vogel Padibubu genannt. Chalcophaps indica Stephani; Turtur tigrinus (Buluhuo), sehr häufig auf den abgemähten Reisfeldern. Phlegoenas tristigmata, ein seltener Vogel. Gallus bangkiva (Mano-Ohuta), zu Tulabollo nicht gerade selten.

Coturnix minima (Bilu-Bilulu), ein hübsches Vögelchen, das ſich in mit hohem Graswuchs bedeckten Geländen, z. B. bei Limbotto und

Bone aufhält. Gleich unserer Wachtel erhebt ſich das Thierchen vor des Jägers Fuss, ſtreicht einige Ellen weit schnurgeraden Fluges über den Boden hin, fällt darauf wieder ein und läuft nun weiter weg. Turnix rufilateralis; sah ich nirgends in den von mir bereiſten Ländern. Megapodius gilberti (Panoa), in bewaldetem Terrain nicht selten. Megacephalon maleo (Maleo). Dieser merkwürdige Vogel nur im nördlichen Theile von Selēbes zu Hause, kommt auch da nicht überall vor. Doch kennt ihn jeder Eingeborene zum mindeſten den Namen nach. Ein Lieblingsaufenthalt dieser Vögel iſt nach den früheren, älteren und jüngeren Brüteplätzen zu urtheilen, die ich vorfand, die kleine, gegenüber Tulobollo am Boné-Fluss liegende, mit hohen Bäumen beſtandene Insel. Weil Fleisch und Eier des Maleo sehr schmackhaft und letztere auf dem Markte zu Gorontālo gut bezahlt werden, so nahmen die Fürſten von Boné die Insel in Privatbeſitz und verboten ihren Unterthanen bei ſtrenger Strafe die Vögel zu tödten oder zu fangen und deren Eier auszugraben. Da ich nun nicht die Ehre habe, ein Unterthan des Rādja von Boné zu sein, so kehrte ich mich trotz des Wächters nicht im Geringſten an dieses Verbot. Diesen hat der Fürſt zur Ueberwachung angeſtellt, und seine Hauptsorge beſteht darin, die grossen Eidechsen (Monitor bivittatus) zu verscheuchen, welche die Eier ausgraben und verzehren. Mit Hülfe desselben ermöglichte ich es, die Fortpflanzung des Maleo näher wahrzunehmen. Will das Weibchen Eier legen, so scharrt es in den Boden ein schiefes, nach unten laufendes Loch von ohngefähr 1 Elle Durchmesser und 80—90 Centimeter Tiefe. Vermittelſt der kräftigen Fussmuskeln und der mächtigen Nägel iſt dasselbe in verhältnissmässig kurzer Zeit fertig. Hat das Loch die gehörige Tiefe, so lockert der Vogel die auf den Boden befindliche Erde und legt nun in diese weiche Unterlage ein Ei, das zufolge seines Gewichtes darin senkrecht einſinkt und ſtehen bleibt. Iſt dies geschehen, so überdeckte er es bis zu einer Höhe von 50—60 Centimeter mit Erde und Blättern und überlässt es nun seinem Schicksal. Je loser die in einem solchen Loch befindliche Erde iſt, deſto frischer iſt das Ei; je feſter, deſto näher iſt dasselbe der Entwicklung. In den von mir geöffneten Brutlöchern ſtieg das Thermometer auf 112° F. bei einer Luftwärme von 82°, und waren die darin befindlichen Eier schon ſtark angebrütet. Diese letzteren, von welchen man nach Aussage des Wächters ſtets nur ein einziges im Brüteloch findet, und die in Zwischenräumen von mehreren Stunden, ja vielleicht Tagen gelegt werden, ſind frisch bleich gelbröthlich, überdecken ſich aber rasch mit einer backſteinrothen Haut. Nach Verlauf von 26—28 Tagen

schlüpfen die Jungen aus, bahnen ſich einen Weg durch die deckende Masse hin und ſind sogleich im Stande, ohne mütterliche Hülfe ihrer Nahrung nachzugehen. Die Legezeit währt von März bis Juli. In Gegenden, wo der Maleo nicht durch den Menschen geſtört wird, iſt er sehr zutraulich. Aufgejagt, fliegt er schwerfällig, niemals weit und fällt auf dem einen oder andern nahe ſtehenden Baum rasch wieder ein. Gewöhnlich hält er ſich auf dem Boden auf, wo er nach Art der Hühner Nahrung sucht. In dem Magen der von mir erlegten fand ich Reſte von Schnecken, Insekten und Früchten des Pangi (Pangium edule), mit kleinen, die Verdauung befördernden Steinchen vermengt. Der kugelförmige Auswuchs auf dem Kopf iſt im Leben glatt und fettglänzend, schrumpft aber nach dem Tode mehr oder weniger ein und wird dann runzelig. Bei ausgeſtopften Exemplaren schwindet mit der Zeit die schöne rosenrothe Färbung, womit der weisse Bauch überhaucht iſt. Zwischen beiden Geschlechtern beſteht kein äusserer Unterschied, als der, dass beim Männchen Schnabel und Wangenhaut etwas lebhafter gefärbt erscheinen. Fleisch und Eier haben einen vorzüglichen Geschmack.

Ehe wir zur Aufzählung der Sumpf- und Wasservögel übergehen, müssen wir einige Worte vorausschicken. Ueber alle Begriffe gross iſt die Zahl dieser Vögel in manchen Oertlichkeiten, wie z. B. zur Ebbezeit an der Mündung des Saüssu-Flusses, zumal aber auf dem Limbotto-See und an dessen Ufern. Was ich dort gesehen, übertraf bei weitem meine kühnſten Erwartungen, sowohl was Anzahl der Arten, wie Menge der Individuen betrifft. Wo das Auge nur hinſieht, erblickt es dort ſitzende, schwimmende und fliegende Vögel. Im Rohre, auf dem Teppich treibender Wasserpflanzen, auf schwimmenden Hölzern und den Umzäunungen der Fischreusen, kurz überall bemerkt man Vögel von mancherlei Art bei einander. Zumal blendend weisse Silberreiher kommen in solcher Menge vor, dass das grüne Röhricht ſtellenweise wie weiss getüpfelt erscheint. Weil verhältnissmässig wenig darauf gejagt wird, ſind die Thiere nicht besonders scheu und darum leicht unter Schuss zu bekommen. Für Liebhaber der Wasserjagd iſt desshalb die Gegend ein wahres Eldorado.

Setzen wir unsere Aufzählung fort.

Esacus magnirostris (Wili-wili) kommt einzeln am Ufer vor, iſt scheu und findet ſich von Nord-Auſtralien bis Selēbes. Aufgescheucht, fliegt der Vogel mit Geräusch, aber leichtem Fluges auf und lässt dabei ein scharfes wie Wili lautendes Geschrei hören, woher auch sein inländischer Name. Charadrius philippinus, nur auf dem Durchzug; Ch. peroni; Ch. geoffroyi; Ch. asiaticus; Ch. longipes;

Ch. mongolicus; alle unter dem Gesammtnamen Taduidui bekannt. Glareola grallaria; Strepsilas interpres; Pluvialis fulvus; P. varius; Ardea typhon, ein riesenhaftes Thier, das nicht häufig vorkommt. Ich fand es nur an der Meeresküſte. A. cinerea, wurde von mir nicht beobachtet. A. purpurea, iſt häufig auf nassen Geländen in der Umgebung von Gorontälo und führt da den Namen Tomēo, welcher übrigens auch anderen grösseren Reihern beigelegt wird, während die kleineren unter dem Namen Swekko begriffen werden. Der Vogel ſtimmt in Färbung gänzlich mit dem europäischen Purpurreiher überein. A. picata, eine grosse Seltenheit, nur ein einziges mal zu Limbotto von mir erlegt. A. garzetta; A. intermedia; A. egretta; A. sacra; A. coromanda; A. speciosa (Dudūhū); A. sinensis; A. cinnamomina (Dowaja); A. javanica; A. macrorhyncha; A. lymnophylax; Nycticorax griseus; N. caldonicus. Sind alle auf dem See mehr oder weniger häufig mit Ausnahme von Ardea javanica und macrorhyncha, welche ſich auf dem bei Ebbe trocken fallenden, mit Mangle bewachsenen Meeresufer aufhalten, wo ſie zwischen den Wurzeln dieser Bäumchen ihrer Nahrung nachgehen, die aus allerlei Seethieren namentlich Krabben beſteht.

Tantalus falcinellus (Mulolonco), sehr häufig. Eines der geschossenen Exemplare hatte in früherer Zeit durch einen Schuss den einen Fuss über dem Kniegelenk verloren; die Wunde war vollſtändig geheilt. Ciconia leucocephala (Timbao), an seichten Flussmündungen nicht selten; der Vogel iſt merkwürdig durch die im Leben lebhaft rothe, das Vorderarmbein bedeckende Haut. Platalea luzoniensis. Während meines Aufenthaltes am Tondano-See erhielt ich den Schnabel eines vor mehreren Jahren in den Reisfeldern des Dorfes Langōwan geschossenen Exemplares dieser Gattung. Ich selbſt sah den Vogel zu Saüssu, konnte aber nicht zum Schuss kommen. Uebrigens befinden ſich mehrere auf den nahe liegenden Sulla-Inseln erlegte Exemplare im Leidener Museum. Numenius arquata; N. phaeopus. Beide bekannt unter den Namen Totupo. Himantopus leucocephalus (Lilimo). Sehr gemein. Scolopax megala; Limosa uropygialis; Tringa minuta; Tringa acuminata; T. damacensis; Totanus glottis; T. calidris; T. glareola; Actitis hypoleucus. Die Sammelnamen, den die Eingeborenen den Strandläufern geben, iſt Ilalango; Rallina isabellina; R. minahassa; R. rosenbergi, letztere eine von mir entdeckte Art. Hypotaenidia celebensis; H. philippensis; Porzana cinerea. Alle diese rallenartigen Vögel führen im Lande den Namen Bulu-ito. Gallinula phoenicura (Bulu vaha); G. haematopus (Weri); G. rubiginosa; G. superciliaris

(Tatao); Parra gallinacea (Pihndo), ein zierliches, auf dem Limbotto-See vorkommendes Vögelchen, welches mit Hülfe seiner ausserordentlich langen Zehen leichten Schrittes auf den schwimmenden Blättern von Nelumbium speciosum herumläuft. Die Eier ſind ganz prächtig, etwas kleiner wie die der europäischen Wachtel, glattſchalig, ſtark glänzend und von Farbe braungelb mit schwarzen Zickzacklinien, welche ſich vielfältig kreuzen. Porphyrio indicus (Dentula). Iſt ebenfalls sehr allgemein und macht ſich schon aus der Ferne durch seinen weissen Bürzel erkennbar. Anas querquedula, scheint ziemlich selten zu sein, denn ich erlangte auf dem See nur drei Exemplare und sah den Vogel später niemals wieder. A. gibberifrons, nicht selten. Dentrocygna guttata. sehr häufig. D. vagans, ebenfalls sehr allgemein. Der inländische Sammelname für alle Enten iſt Duwiwi. Fregatta minor, sah ich fliegen, ohne jemals eines Exemplares habhaft werden zu können. Graculus dimidiatus (Manon-ulobo). Iſt ziemlich häufig und fällt dem Beobachter dadurch auf, dass man ihn öfter auf über dem Wasser hängenden Baumäſten mit halb ausgebreiten Schwingen, ganz in der Stellung eines heraldischen Adlers, in der Sonne ſitzen ſieht. Plotus melanogaster (Dondohulu), ziemlich häufig, jedoch nicht leicht zu bekommen, da beim Schwimmen der ganze Körper unter Wasser und nur der Hals ſichtbar iſt. Sula ſiber, zuweilen in Flügen von 10—12 Stück, wenn ſie auf eine oder die andere an der Meeresfläche schwimmende Fischschaar Jagd machen. Sterna affinis; St. pelecanoides; St. melanauchen; St. hybrida; St. minuta von Dr. A. B. Meyer aufgefunden. Der Sammelname für die Seeschwalben iſt Ngeo. Podiceps minor (Tangulele), nicht selten. Die Eier aller dieser Wasservögel werden durch die Umwohner des Limbotto-Sees zum Verkauf fleissig gesucht. Bei allen Reihern, beim Ibis, Schlangenvogel und der Scharbe ſind ſie grünlich und mit einer dicken, rauhen Kalkkruſte überzogen. Die Eier der Rohr- und Sultanshühner dagegen ſind auf graugelbem oder röthlichem Grunde olivenbraun gefleckt.

Zum Schluss erwähne ich noch einen Vogel, dessen Name ich sehr oft nennen hörte. Er heisst nach seiner glockenähnlichen Stimme Tipa-tipa-hoö, soll nur im Walde leben und alle Farben auf dem Gefieder tragen. Viele Personen erklärten, den Vogel gehört zu haben, doch gesehen hat ihn noch niemand. Diesen letzteren Umſtand betrachte ich als einen hinreichenden Beweis dafür, dass derselbe nur in der Einbildungskraft der Eingeborenen beſteht und konnte ich desshalb ohne irgend welches Risiko einen Preis von 50 Gulden auf das Einliefern eines solchen Vogels aussetzen.

DER

MOLUKKISCHE ARCHIPEL.

Allgemeine Uebersicht.

Im weiteren Sinne gehören zu den Molükken nachfolgende Eiländer und Gruppen; Halmahéra mit umliegenden Inseln (357 geogr. Q.-M.); die Inselkette von Hieri an bis zur Batjan-Gruppe, letztere darunter begriffen (94 M.); die Sulla-Inseln (67 M.); Seram mit umliegenden Eiländern (352 M.), Buru (170 M.); Amboina und die Uliasser-Inseln (21 M.); die Bandagruppe (1 M.); die Papuischen Eiländer Misool, Salawatti, Batanta und Waigeü mit umliegenden Inseln (160 M.); die Südoſterinseln mit Seramlaut (53 M.); die Aruinseln (115 M.); die Tenimberinseln (104 M.) und die Südweſterinseln (93 M.). Demnach beträgt das Areal 1590 geogr. Q.-M. mit einer Bevölkerung von 7—800,000 Seelen. Im engeren Sinne rechnet man dagegen zu den Molukken nur die 7 erſtgenannten Eiländer und Inselgruppen und Misool, d. h. diejenigen, welche für die eigentliche Heimath der Gewürzpflanzen gelten. Zu Halmahéra, der grössten und schönſten Insel des Molükken-Archipels, gehören im Norden die Eiländer Moro oder Morŏtai und Raü, an der Oſtseite die Inselchen Hieri, Ternāte, Maitara, Tidōre, Mareh, Mōtir, Makjan, die Kajoa- und Batjan-Gruppe. Die Insel Amblau iſt eine Fortsetzung von Buru, während Manipa, Kelang und Bŏăno weſtlich, Amboina, Haruku, Saparua und Nusa-laut südlich und die Seram-laut-Gruppe öſtlich von Seram als Ausläufer dieser Insel zu betrachten ſind. Die drei letztgenannten Inseln führen collectif den Namen Uliasser und getrennt die Namen Oma für Haruku, Honimoa für Saparua und Leinitu für Nusa-laut. Für Amboina (Amboana auszusprechen) sagen die Eingeborenen kurzweg Ambon. Ausser den genannten gehören selbſtverſtändlich noch eine Menge kleiner Inselgruppen und Inseln zu dem Archipel, deren Aufzählung uns hier zu weit führen würde.

In adminiſtrativer Hinſicht rechnet die Colonialregierung noch weiter dazu Neu-Guinea mit den umliegenden Inseln. Man hat diese Eintheilung getroffen, weil diese letzteren und die Küſtenſtriche von Neu-Guinea einen Theil der unter niederländischer Oberhoheit ſtehenden Reiche von Ternāte und Tidōre ausmachen. Ein drittes Reich, das kleinſte von allen, bildet die Batjan-Gruppe (nicht Batsjan oder Batschian, wie man gewöhnlich auf deutschen Karten fälschlich geschrieben findet). Die Regenten führen den Titel von Sultan, ihre männlichen Verwandten den von Prinz, die weiblichen den von Bokki. Die früher so mächtigen Sultane von Ternāte und Tidōre beſitzen gegenwärtig kaum noch den Schatten ihrer ehemaligen Grösse und Herrlichkeit, an welche nur noch wenige Ceremonien erinnern, die ihnen gegenüber von der Regierung beobachtet werden. Dahin gehört z. B. die Ehrensalve von etlichen Kanonenschüssen, welche ihnen zu Theil wird, wenn ſie dem Reſidenten von Ternāte einen officiellen Besuch machen. Ferner erlaubt man ihnen eine in abgelegte Uniformen aus dem Anfang dieses Jahrhunderts gekleidete Muſikbande und Leibwache zu halten, die ſich wie eine wahre Hanswurſtiade ausnimmt.

Seit der Aufhebung des Gouvernements «Molukſche Eilanden» zerfällt der Archipel in die Reſidentschaften Ternāte und Amboina. Mit Ausnahme von Seram, den Südoſter- und Aru-Inseln, welche zur letztgenannten zählen, beschäftigen wir uns in den nachfolgenden Blättern mit der erſtgenannten Reſidentschaft, der an Flächenraum grössten in der ganzen Kolonie.

A. Seram.

(26. April 1859 bis 17. December 1861.)

Geographische Uebersicht.

Seram, die grösste der Molukken-Inseln, liegt zwischen 147° 53′ und 151° 2′. v. L. und zwischen 2° 43′ und 3° 52′ s. B; mit den umliegenden Inseln beträgt ihr Flächenraum 352 Quadratmeilen, worauf eine Bevölkerung von 340,000 Seelen lebt. Die von Oſt nach Weſt laufende Längenaxe der Insel wird durch einen Gebirgszug dargeſtellt, welcher mit vielen Ausläufern meiſt ziemlich ſteil nach Nord und Süd abfällt. Die höchſte Spitze dieses Gebirges kann man auf 4000 Fuss schätzen. Durch die genau von Oſt nach Weſt laufende Richtung der Insel lässt ſich das Phänomen erklären, dass, wenn die Südküſte ihre Regenzeit hat auf der Nordküſte die trockene Zeit iſt, und umgekehrt, wenn letzterer die Segnungen der Feuchtigkeit zu Theil werden, erſtere unter dem Strahl der Tropensonne verschmachtet.

Fünf grosse Busen unterbrechen den Küſtensaum; drei davon, der von Piru oder Taruno, die Elpaputi- und Toluti-Bay, liegen an der Süd-, die beiden übrigen, der Busen von Säwai und Wäru an der Nordseite der Insel.

In politischer und adminiſtrativer Hinſicht gehört Seram zur Reſidentschaft Amboina. Ein Civilbeamter iſt Regierungschef vom südlichen Seram und reſidirt zu Amàhei (ich bekleidete diesen Poſten während einiger Zeit), ein Officier zu Wähai iſt Regierungschef des öſtlichen Theiles der Nordküſte. Ein an genannten Orten garnisonirendes Truppendetachement sorgt für Bewahrung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit.

Zum Regierungschef auf der Südküſte von Seram ernannt, erhielt ich zugleich den Auftrag, eine Karte der Insel zu entwerfen, und musste desshalb öfters von meinem Standplatz aus grössere und kleinere Reisen unternehmen, wodurch ich Gelegenheit erhielt, einen bedeutenden Theil der Insel und deren Bewohner kennen zu lernen.

Bei meiner Ankunft auf Seram reſidirte mein Amtsvorgänger im Dorfe Paulohi, woselbſt ſich auch ein kleines unter Civilverwaltung

ſtehendes Fort befand, das mit einer Garnison von 50 Mann unter dem Commando eines Officiers besetzt war. Da aber das Landen zu Paulǫhi selbſt bei geringem Winde schon Schwierigkeiten bietet, erhielt ich vom damaligen Gouverneur der Molukken den Auftrag, den Sitz der Regierung nach dem Dorfe Amăhei zu verlegen und daselbſt mit Benutzung der brauchbaren, zu Paulǫhi vorhandenen Materialien ein neues Fort zu bauen. Kaum hatte ich mich dieses Auftrags zur Zufriedenheit meines Chefs entledigt, als ich den Befehl erhielt, eine Wohnung für einen Missionär zu bauen, welchem Amăhei zum Standplatz angewiesen worden. Ich wurde auch mit diesem Auftrag fertig, obschon ich in meinem ganzen Leben niemals etwas gebaut; hätte ich gebeten, beider Aufträge enthoben zu werden, so würde die Regierung dies, und zwar meiner Meinung nach mit Grund, übel vermerkt haben, da ſie verlangt, dass ihre Beamten, wenn nöthig, nach jeder Richtung hin zu brauchen sein müssen. Freiere Zeit bekam ich im Oktober 1860, wo ich wegen überhäufter Dienſtgeschäfte von der Civilregierung enthoben und ausschliesslich mit der geodätischen Aufnahme der Insel betraut wurde. Im Januar 1862 war ich leider gezwungen, meine Arbeiten zu beendigen und zur Wiederherſtellung meiner zerrütteten Gesundheit Urlaub nach Jāva nachzusuchen und kam damit mein Aufenthalt auf Seram zum Schluss.

In den nachfolgenden Blättern beschreibe ich die verschiedenen von mir unternommenen Reisen, wozu die Schilderung der Umgebung meines Standplatzes Amăhei die Einleitung bilden mag.

Beschreibung der Elpaputi-Bay.

Der Busen von Elpaputi liegt an der Weſthälfte von Serams Südküſte, von Amboina in nordöſtlicher Richtung ohngefähr 30 Meilen entfernt. Den Namen entlehnt er von den beiden am Ufer liegenden Dörfern Paulǫhi und Sămăsuru, beide bekannt unter dem Namen Elpaputi. Die Bay liegt zwischen 3° 12′ und 3° 22′ s. B. und 128° 47′ und 129° 8′ o. L.; ihre Oeffnung zwischen Tandjong-Kwăkkŏ und Tandjong-Tua beträgt 12 Seemeilen, ihre grösste Länge zwischen Labŭăn-Ohko und Makariki 27 Meilen, die grösste Tiefe zwischen Liang und Amăhei 1370 Ellen. Ihre Hauptrichtung geht von Süd-Süd-Weſt nach Nord-Nord-Oſt. Die kleine, wohl abgeschlossene Bucht von Amăhei am Oſtende des Busens bildet einen Untertheil. Auf geringe Entfernung von der Küſte bietet das Fahrwasser keine Gefahren. Für

grössere Schiffe gilt die Bucht von Amăhei als einzig brauchbarer Ankerplatz; überhaupt bildet dieselbe den wichtigſten Punkt des ganzen Busens, weshalb wir ſie näher betrachten wollen.

Ihr Eingang liegt zwischen Kap Maiputi an der Oſt- und Kap Kwăkkŏ an der Weſtseite; die Breiteöffnung beträgt 1400 Ellen. Ungeachtet einer vor derselben liegenden Bank iſt das Einlaufen nicht schwierig, wenn die Schiffer nur sorgen, in der Nähe des weſtlichen Ufers zu bleiben.. Man ankert vor den Dörfern Amăhei und Sauhŭku und iſt daselbſt vor Wind und Wellen geschützt. Der weſtliche Ufersaum fällt seewärts ziemlich rasch ab und iſt mit kleinen Rollſteinen bedeckt; die Oſtküſte dagegen iſt flach, sandig und mit einem breiten Korallenriff umgürtet. Der kleine, untrinkbares Wasser führende Bach Eiranno mündet in der Nähe des Dorfes Amăhei in die Bucht.

Von zwei anderen weiter keine Bedeutung habenden Buchten iſt es hinreichend, den blosen Namen zu nennen; es ſind dies die von Makariki und Labuan-Ohko.

Mit Ausnahme des in der Nähe von Elpaputi liegenden Kaps Pohon-bātu und eines Theiles der Weſtküſte von Tandjong-Tua bis Ajer Hatai iſt die Küſte des Busens flach, in der Nähe von Makariki sumpfig. Von Labuan-Omolomo an bis zum Dorfe Amăhei, sowie bei Tandjong-Hĕnămuru und nicht weit vom Dorfe Hualooi, liegt vor dem Ufer ein mit Rhyzophoren beſtandenes Riff, welches bei Ebbe trocken liegt. Da wo der Boden feſt iſt, senkt er ſich mit mehr oder weniger ſtarker Neigung meerwärts ab und beſteht aus lose aufeinanderliegenden grösseren und kleineren Lapilli von Quarz, Glimmerschiefer, Grauwacke und Syenit. Bei Tandjong Hātu-metĕna, Pohon-bātu, Ama und Malente liegen auf und vor dem Strande grosse Steine von Grauwacke und Thonschiefer. An dem Pohonbātu, welcher 200 Fuss hoch ſteil ins Meer abfällt, ruhen diese Geſteine auf einer Lage von Muschelkalk, worin der heftige Wellenschlag Spalten und Löcher gerissen. Bei Ebbezeit kann man beinahe überall von Dorf zu Dorf den Strand entlang gehen.

Fünf nicht bedeutende Flüsse münden in den Busen. Es ſind dies: der Ruattan, Seram's grösster Fluss, der Tana, Pia, Malla und Talla. Ausser diesen ſind aber noch eine Menge kleinerer Gewässer demselben tributpflichtig, die aber mit Ausnahme des Uën, Epé und Amā in der trockenen Jahreszeit wenig, einige selbſt gar kein Wasser führen. Jene 5 grösseren Flüsse fliessen in einem Bett von mehreren hundert Ellen Breite, durch das ſie ſich beim Oſt- oder trockenen

Mousson in mehreren schmalen Armen hinwinden und somit kleine Inseln bilden, worauf ſich in kurzer Zeit eine Pflanzendecke von hohem Gras und Geſträuch ausbreitet. Beim Weſt- oder nassen Mousson schwellen die einzelnen Arme an und bilden nach langdauerndem heftigem Regen eine Wassermasse, welche das ganze Bett ausfüllt und mit reissender Gewalt abwärts ſtrömt. Des heftigen Stromes wegen iſt kein einziger, nicht einmal mit Prauen, zu befahren. Der Ruattan bildet an seiner Mündung in der nordöſtlichen Ecke des Busens ein aus drei Armen beſtehendes Delta, das theilweise mit hohen Bäumen bewachsen iſt. Bei mittlerem Wasserſtand haben die drei Mündungen eine Breite von 30—40 Ellen.

Einige hundert Ellen nordöſtlich vom alfurischen Dorfe Sanāhu entspringen aus dem Boden der See ganz in der Nähe des Ufers einige Jod- und Eisen-haltende Quellen, die den Einwohnern unter dem Namen Waiteīta bekannt ſind.

26 Dörfer, Negoreien genannt, liegen längs dem Küſtensaum; 5 davon ſind von Chriſten, 3 von Mohamedanern, 15 von Alfuren bewohnt, und 3 endlich haben eine gemischte Bevölkerung. Die Chriſten-Negoreien an der Oſtseite der Bay heissen:

Sauhŭku	mit	250	Seelen.
Amăhei-serani	„	730	„
Makariki	„	390	„

An der Nordseite:

Sāmasuru	mit	410	Seelen.
Paulo̱hi	„	490	„

beide zusammen auch Elpaputi genannt.

Die mohamedanischen Dörfer an der Oſtseite der Bay ſind:

Amăhei-islam	mit	200	Seelen.

An der Weſtseite:

Hualo̱oi	mit	180	Seelen.
Tomălĕhu	„	60	„

Durch Alfuren bewohnte Dörfer an der Oſtseite ſind:

Jălăhătani	mit	150	Seelen
Atamanu	„	70	„

An der Nordseite:

Tananahu	mit	60	Seelen
Rumalait	„	90	„
Hitalesia	„	100	„
Liang	„	120	„
Puleh	„	130	„

	Mani	mit	120	Seelen	
	Pukolowōni	„	140	„	
	Matetarisa	„	40	„	
	Ahilatu	„	90	„	
	Sanahu	„	180	„	
	Wassia	„	80	„	
	Rumaréat	„	90	„	und
	Serihǫlo	„	100	„	
Die Dörfer	Warrka	„	250	„	
	Awaïja	„	180	„	und
	Apisano	„	160	„	

haben endlich eine aus Chriſten und Heiden gemischte Bevölkerung.

Alle diese Negoreien ſind so ziemlich nach einem Muſter gebaut; am Strande liegend, werden ſie von graden, durch lebende Hecken eingezäunte Wege durchschnitten, längs welchen die kleinen, durch Gärtchen von einander getrennten, von Obſtbäumen beschatteten Häuser ſtehen. Dieselben ſind von Bambusrohr und Palmblättern zusammengeſtellt. In den chriſtlichen und mohamedanischen Negoreien ſtehen die Häuser zu ebener Erde, in den alfurischen ruhen ſie auf dünnen Pfählen, 6—8 Fuss über dem Boden. Diejenigen der Regenten (gewöhnliche Bezeichnung für alle Häuptlinge, welchen Ranges auch), die Kirchen, Tempel und Schulen ſind aus Holz und Stein, grösser von Umfang und besser gebaut. Das einzige ganz ſteinerne Gebäude in der Bay iſt die Kirche von Amähei und das einzige Regierungsetablissement, die kleine pallisadirte Feſtung ebendaselbſt, die ſich früher zu Paulǫhi befand.

Die Bevölkerungszahl belief ſich im Jahre 1860 auf 4800 Seelen, wovon 2400 Chriſten, 440 Mohamedaner und 1850 Alfuren. Ueber Sitten und Gebräuche der Letzteren kann ich leider nichts Näheres mittheilen, da mir ein darüber handelndes Manuscript abhanden gekommen.

Zur Abtheilung Amähei gehören ausserdem noch die Dörfer Lātu, Sépa, sowie die alfurischen Negoreien Polāpa, Leri und Naulu, welche ausserhalb der Bay liegen. Als Ortsvorſteher fungiren Regenten, den Titel von Rādja, Patti und Orang-Kāja führend. Den verschiedenen Vierteln, worin die Negoreien vertheilt ſind, ſtehen Unterhäuptlinge vor, Kapala-Soaund und Orang-Tuan genannt.

Eine kleine Garnison unter dem Commando eines Officiers dient zum Schutze des Beamten und zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung. Das Dienſtpersonal beſteht aus 5 Schullehrern, einem in-

ländischen Doktor und einem Vaccinator, alle Eingeborene. Um den Geschäftsgang zu erleichtern, sind die alfurischen Dörfer unter Aufsicht der in der Nähe wohnenden mohamedanischen oder christlichen Regenten gestellt.

Kunst und Industrie sind noch nicht den Kinderschuhen entwachsen. Der ganze Kunstfleiss beschränkt sich auf Verfertigung von Matten (Tikar-kādu) und das Weben von Umschlagtüchern (Kain-ute-ute). Die geringe Handelsbewegung wird vermittelt durch ohngefähr 20 inländische Fahrzeuge (Orembaais), welche jährlich von den umliegenden Inseln hierher kommen. Importirt werden: Baumwollenzeuge, Glasperlen, Messer, Beile und Galanteriewaaren, ausgeführt: Bauholz, Sago, Tabak und Dammar (Baumharz).

Ueber den Grundbesitz ist Nachfolgendes zu bemerken. Die seit Jahren an der Küste bestehenden Negoreien betrachten sich als die rechtmässigen Eigenthümer des Landes. Dasselbe ist in Parcellen (Dussun) vertheilt, welche bestimmte Namen haben und mit Sagopalmen und Obstbäumen bepflanzt sind. Da aber die verschiedenen Dussuns keine bestimmte Grenzscheide haben, so entstehen daraus fortwährend Streitigkeiten zwischen den Eigenthümern.

Was den Boden selbst betrifft, so ist derselbe im allgemeinen vortrefflich und für beinahe alle Arten von Cultur geeignet.

In gesundheitlicher Rücksicht ist das Land eines der bevorzugtesten im indischen Archipel. Ausgestreckte Sümpfe, die Quelle von verderblichen Miasmen, sind nicht vorhanden; häufige Regenschauer mässigen die grosse Hitze und syphilitische Krankheiten kamen bis jetzt nicht vor. Fieber, Diarrhoe und Geschwüre sind die gewöhnlich erscheinenden Uebel; Personen mit Hautausschlag werden sehr häufig angetroffen. Lepra-Kranke kommen einzeln vor, werden jedoch meist nach dem Leprosen-Haus zu Mulano in der Nähe der Insel Säpärua transportirt. Das Impfen wird strenge von der Regierung gehandhabt und geschieht deshalb unter Aufsicht des Beamten. Seit der Stationirung eines inländischen Arztes zu Amähei gewöhnt sich die Bevölkerung mehr und mehr an europäische Arzneimittel und findet ihre Rechnung dabei.

Ehe wir von den Witterungsverhältnissen der Südküste und speciell der Elpaputi-Bay sprechen, ist es nöthig, einige Worte über diejenigen der Insel im Allgemeinen einzuschalten. Es zeigt sich nämlich auf Seram das interessante Phänomen, dass es, wie im Eingang bemerkt, gleichzeitig zwei diametral einander gegenüberstehende, scharf begrenzte Jahreszeiten giebt, d. h. dass, wenn an der Südküste die

trockene Jahreszeit herrscht, die Nordküſte ihre Regenzeit hat und umgekehrt. Diese Erscheinung findet ihre Ursache in der Lage und Bodenbeschaffenheit des Eilandes. Dasselbe erhebt ſich, von grösseren Inseln ziemlich isolirt, aus dem Meere, erſtreckt ſich in einer von Oſt nach Weſt laufenden Längenrichtung über drei Breitegrade und wird von einer in gleicher Richtung laufenden 2—3000 Fuss hohen Gebirgskette durchzogen, welche einer Mauer gleich, die Nordweſtküſte von der Südküſte trennt. Während des Oſt-Moussons nun

Alfurus von Elpaputi.

(Nach einer Photographie.)

werden die aus Süd-Oſt kommenden feuchten Dünſte von dieser Mauer aufgehalten und gleichsam angezogen, verdichten ſich und fallen als Regen auf der südlichen Abdachung des Eilandes nieder, während die nördliche ſich eines fortwährenden Sonnenscheins erfreut. Dasselbe findet während des Weſtmoussons auf der nördlichen Abdachung ſtatt, wo ſich die von Nord-Weſt und Nord herbeigeführten Wolken am Gebirgskamm sammeln und sich als Regen entlaſten; indess die südliche Abdachung in ungetrübtem Sonnenlichte erglänzt. Der

Weſt-Mousson, in welchen für gewöhnlich auf den oſtindischen Inseln die Regenzeit fällt, bringt demnach der Südküſte von Seram die trockene Jahreszeit.

Die Witterungsverhältnisse in der Elpaputi-Bay geſtalten ſich demnach folgendermassen: Von Mai bis September herrscht der Oſt- oder Regen-Mousson, von November bis März der trockene oder Weſt-Mousson; April und Oktober ſind die Uebergangsmonate (Pantjarrōba), gekennzeichnet durch variable Winde und Gewitter. In der Regenzeit wehen am Nachmittag meiſt Südoſt- und Südwinde, in der trockenen Nord-Weſt- und Nordwinde. Ein schwacher Landwind aus Nord- und Nordweſt weht in der Vornacht bis zum Morgen in beiden Jahreszeiten, setzt aber auch öfters aus. In den Monaten November bis März ſteht über Tag ein ſtarker Nordwind, worauf gewöhnlich eine windſtille Nacht folgt. Während des Oſt-Moussons brandet das Meer mit grosser Heftigkeit längs der Nord- und Weſtküſte des Busens, wodurch das Anlanden oder Inseeſtechen geradezu unmöglich wird. März und April ſind gewöhnlich die wärmſten, Oktober und November die kälteſten Monate des Jahres. — Was den Luftraum betrifft, so ſind während des Oſt-Mousson in den Morgenſtunden Cumulostratus-Wolken vorwiegend; als dunkle Massen lagern ſie ſich nach Mittag um die Kammhöhe des Gebirges, senken ſich in Stratus übergehend, langsam tiefer und lösen ſich endlich in Regen auf, worauf der Himmel um Mitternacht wieder rein wird und gegen Morgen eine neue Cumulus- und ſpäter Cumulostratus-Bildung ſtattfindet. Beim Weſt-Mousson iſt der Himmel während der Monate Oktober bis December mit treibenden Cirrus- und Cirrocumulus-Wolken bedeckt. Dabei bringt der von Januar bis März wehende Nordwind aufs neue schnell vorübergehende Regenschauer. Die grösste Regenmenge fällt im Auguſt und September. Das übrigens alle diese Erscheinungen nicht Jahr aus Jahr ein mit schablonenmässiger Regelmässigkeit ſtattfinden, verſteht ſich von selbſt.

2. Die Südküste von Seram von der Toluti-Bay bis zur Ostspitze der Insel. — Die Seram-laut-Gruppe.

Mit dem Auftrag betraut ein in der Nähe der Negorei Affan entdecktes Braunkohlenlager zu untersuchen, verliess ich am 28. Oktober 1868 Atiāhu, das Hauptdorf im Toluti-Busen, mein damaliger Standplatz, an Bord einer Orembaai, die sofort weſtlichen Cours

nahm. Es ist hier der Platz, einen komischen Fehler zu berichtigen, welchen der amerikanische Reisende Bikmoore sich in der Beschreibung seiner Reisen durch den indischen Archipel hat zu Schulden kommen lassen, nur einen von der übergrossen Menge, welche beinahe auf jeder Seite seines Werkes gefunden werden. Lächerlicherweise schreibt er für Orembaai — ein inländisches, zu $^2/_3$ seiner Länge mit einem niederen gebrochenen Dach überdecktes Fahrzeug zum Segeln und Rudern — Orangbaai und übersetzt dies mit «guter Kerl».

Atiāhu liegt ohngefähr 9 geographische Meilen östlich vom Elpaputi-Busen; beauftragt mit der topographischen Aufnahme und einer eingehenden Beschreibung des Busens, befand ich mich schon seit einigen Monaten an diesem Platze und unternahm von da aus einen nun zu beschreibenden Ausflug nach Seram's Ostspitze.

Die Beschreibung der Toluti-Bay nebst dazu gehöriger Karte, von mir entworfen und an die Regierung eingeschickt, ist bis heute noch nicht publicirt. Das Manuscript wurde der Batavia'schen Gesellschaft für Künste und Wissenschaften zum Druck überlassen, kam jedoch abhanden.

In der Nacht vom 28. auf den 29. Atiāhu verlassend, passirten wir die an der Küste liegenden Dörfer Wirrinama, Hatuméten, Batu-assa und Tobu, waren kurz vor Tagesanbruch vor Ossön und ankerten gegen Mittag zu Gisser-laut. Da sich aber kurz nachdem wir eingelaufen, eine westliche Brise mit stürmischem Wetter erhob, so beschloss ich, die Gelegenheit nicht unbenützt vorübergehen zu lassen, und stach sogleich wieder in See. Aber kaum hatte ich 2 Meilen zurückgelegt, als der Wind durch Norden nach Osten lief und mich zur Rückkehr nach Gisser-laut nöthigt. Ein längs dem Fuss eines isolirt ins Meer vortretenden Hügels von 40 Fuss Höhe strömendes Flüsschen scheidet das Dorf in zwei Theile. Am linken Ufer steht die Wohnung des Regenten, die Missigit und ein Dutzend Häuser, auf dem rechten flachen Ufer befinden sich die übrigen Wohnungen. Eine hoch über dem Flüsschen liegende Brücke vermittelt die Communication zwischen den beiden Stadttheilen.

Mit Sonnenuntergang unter Segel gehend, liefen wir noch in der Nacht die Negorei Kilmori an, um daselbst den Anbruch des Tages abzuwarten, da ich den Ortsvorsteher unbedingt sprechen musste, unter dessen Aufsicht Affan steht. Dies geschah denn auch und, nachdem wir uns über die zu treffenden Massregeln geeinigt, benachrichtigte er den Orang-Tua von Affan von meiner Ankunft und gab Befehl zum Anlegen eines Fusspfades zum Kohlenlager. Die Häuser

von Kilmōri ſtehen zerſtreut auf dem breiten, aus losem Sand beſtehenden, mit Gebüsch bewachsenen Küſtenſtreifen, an der Landseite durch eine sumpfige Niederung begrenzt. Häuser und Bewohner haben ein ärmliches Aussehen. Um den Arbeitern die nöthige Zeit zu gönnen, blieb ich bis zum 30., ging in der Frühe des 31. wieder in See und kam gegen Mittag zu Affan an. Dort bezog ich ein Haus in einem am linken Ufer des Flüsschens gelegenen Theil der Negorei. Von Wirrināma bis Affan ziehen Hügel und niedrige Bergrücken längs der Küſte hin bis Tōbu und weichen von da an etwas zurück, wodurch ein flacher, aus alluvialem Boden beſtehender Küſtenſtrich gebildet wird. Den Rollſteinen nach zu urtheilen, welche mir zu Geſicht kamen, gehört diese Bergkette zur Tertiärformation und beſteht aus Thon und thonigen Sandſtein; an vielen Stellen iſt ſie von Kalk durchsetzt. Eine solche Kalkmasse iſt der 450 Fuss hohe zuckerhutförmige Sréwa, der ſich in der Nähe von Osson, ohngefähr 1 Meile weit vom Strande entfernt, erhebt und durch seine besondere Form das Auge des Reisenden auf ſich lenkt. (Siehe Abbildung Seite 296.) Der höchſte Punkt der ganzen Bergkette heisst Ukĕlé, auch Berg von Osson; zu einer Höhe von 2800 Fuss anſteigend, beherrscht sein geſtreckter, abgerundeter Kamm weithin die Gegend. Er mag $1^1/_2$ Tagereisen weit im Innern liegen. Bedeutend niedriger ſind die näher an der Küſte zwischen den Dörfern Wirrinama, und Bātu-assa befindlichen Berge Nama und Kissi. (Siehe Abbildung Seite 296.) Der Küſte fehlen Ankerplätze, und die Tiefe des Fahrwassers nimmt von Gisser-laut an bis zu den Seram-laut-Inseln so ab, dass selbſt kleine inländische Fahrzeuge, wie z. B. Orembaais zur Ebbezeit genöthigt ſind, weit in See zu ſtechen, um nicht aufzuſtossen. Höchſt unbedeutend ſind die Gewässer, welche an diesem Theil der Küſte ins Meer ſtürzen. Viele davon führen während der trockenen Jahreszeit nur eine geringe Quantität Wasser abwärts und können kaum ihre Mündung offen halten.

Der sehr ergiebige Boden iſt mit üppigem Wald bedeckt, mit dessen dunklem Saftgrün die glänzende Färbung einer Menge von Kokospalmen angenehm contraſtirt, die meiſt gruppenweise längs der Küſte, namentlich rund um die Dörfer, dem Boden entſteigen. Eine für diese Gegend neue, die Strandvegetation kennzeichnende Pflanze war mir der Keulenbaum (Casuarina muricata), welcher von Gisserlaut an aufzutreten beginnt. Die Stranddörfer ſind von Mohamedanern, das Innere des Landes von ein paar tausend Alfuren bewohnt, welch' letztere unter Aufſicht der mohamedanischen Regenten ſtehen.

Von Weſt nach Oſt rudernd passirt man in nachfolgender Reihe die Dörfer:

Wirrinama	mit	46	Häusern	und	290	Seelen.
Hātumeten	„	12	„	„	120	„
Bātu-assa	„	15	„	„	112	„
Tobu	„	18	„	„	135	„
Osson	„	6	„	„	56	„
Gisser-laut	„	21	„	„	170	„
Tum	„	18	„	„	120	„
Sellor	„	26	„	„	175	„
Kilmōri	„	23	„	„	145	„
Kilībon	„	40	„	„	256	„
Dāwan	„	33	„	„	170	„

Alle diese Dörfer ſind von Mohamedanern bewohnt. Die alfurischen Dörfer liegen 1—1 1/2 Tagereisen von der Küſte entfernt und werden nur ſelten von den Strandbewohnern besucht. Sowohl diese letzteren, wie auch die Alfuren ſtimmen in Sitten und Gewohnheiten mit den Bewohnern der Toluti- und Elpaputi-Bay überein; allein es verdient bemerkt zu werden, dass die Alfuren hier weniger Landbau treiben und nur soviel Tabak und Reis pflanzen, wie ſie zum eigenen Gebrauch bedürfen.

Was die Sprache anbetrifft, so sprechen Strand- und Bergbewohner je ein besonderes Idiom, ganz verschieden von dem ihrer oſt- und weſtwärts wohnenden Stammes- und Landesgenossen.

Am Tage meiner Ankunft in Affan war man mit dem Herſtellen des Fusspfades fertig geworden, und konnte ich am folgenden mit der Untersuchung des Bodens beginnen. Noch am Abend desselben Tages brachten mir meine Arbeiter Stückchen einer Kohle, welche ich sogleich als Lignit von ziemlich junger Formation erkannte. Bis zum 4. November liess ich das Austiefen der Grube fortsetzen und das Kohlenlager in einer Länge von mehreren Ellen bloslegen. Da dasselbe aus einzelnen horizontal laufenden Neſtern und Schnüren beſtand und ich auch nicht das mindeſte Merkmal vorfand, woraus auf das Vorhandensein reicherer Kohlenlager hätte geschlossen werden können, so brach ich meine Untersuchungen zur grossen Zufriedenheit der Arbeiter ab, zumal dieselben durch täglich fallenden Regengüsse sehr beläſtigt wurden.

Der Platz, wo die Kohlen vorkommen, liegt 1/2 Meile öſtlich von der Negorei am Gehänge eines zum Bach Totu abfallenden Hügels, ohngefähr 80 Fuss überm Meere. Bis zu demselben iſt das Land

mit Gesträuch und weiterhin mit Wald bestanden. Eine dünne Humuslage bedeckt den Boden, der bis zu 1½ Ellen Tiefe aus fester, gelber Lehmerde besteht. Unmittelbar darunter stiess ich auf eine 30 Zoll mächtige Lage von Pflanzenresten, welche sich in einem Uebergangsstadium zur Braunkohlenbildung befanden. Das Tragende dieser Lage bestand wieder aus gelbem Lehm von 40 Zoll Dicke, worauf ein sehr zäher, blaugrauer Thon folgte. In diesem letzteren nun wurden die wenigen Kohlenschnüre angetroffen, welche Anlass zu der Untersuchung gaben.

Nun noch einige Worte über Affan und dessen Umgebung.

Affan liegt, wie schon erwähnt wurde, an beiden Ufern des gleichnamigen Flüsschens, unmittelbar an dessen Mündung und besteht aus 42 Häusern, von welchem 23 dicht nebeneinander gedrängt auf dem linken, die übrigen mehr zerstreut auf dem rechten Ufer. Sie stehen einige Fuss über dem Boden auf Pfählen, sind zum grössten Theil sehr baufällig und sehen schmutzig und verwahrlost aus. Der Küste entlang ist das Terrain am linken Ufer flach, erhebt sich jedoch landeinwärts rasch zu einer Höhe von 100 Fuss. Es ist mit Busch, längs der Küste mit Kokospalmen bestanden. Das rechte, im Lauf der Zeit durch Anspülung entstandene Ufer ist eine Meile weit nach Innen ganz flach und üppig mit Kokospalmen bewachsen. Ein allein stehender Kalkfelsen von ohngefähr 100 Fuss Höhe erhebt sich eine Strecke aufwärts in der Nähe des Flüsschens. Letzteres hat durchschnittlich eine Breite von 50 und an der Mündung eine solche von 35 Ellen. Die Regierung des Dörfchens wird im Namen des Regenten von Kilmori durch zwei Orang-tuas geführt, welche ausserdem noch mehrere alfurische Negoreien beaufsichtigen. Während meines Aufenthaltes zu Kilmori, war mir zu Ohren gekommen, man hätte auf Seram-laut ebenfalls Steinkohle gefunden. Im Interesse meiner Mission erachte ich es für nöthig, meine Untersuchungen desshalb bis dorthin auszudehnen, umsomehr, als die Ueberfahrt von Affan nach Seram-laut in kurzer Zeit zurückgelegt werden kann. Demzufolge verliess ich am 5. November das Dorf, passirte im Lauf des Nachmittags die Negoreien Kumélang, Ta, Undur, Gonar und Bātuloming und befand mich gegen Abend vor dem eigenthümlich geformten Bergkegel Téri, welcher schon von Kilmori aus meinen Blick auf sich gezogen. Durch die Untiefe des Fahrwassers gezwungen, offene See zu halten, passirten wir während der Nacht die Negoreien Enĕnnā, Uring, Loki, Guli-guli und Kwamor, ruderten um die Südostspitze von Gross-Keffing hin und weiter längs Klein-Keffing und Gessir.

Mit Sonnenaufgang lag das Dorf Kilwāru vor uns, und zwei Stunden später fiel der Anker auf dessen Rhede. Nachdem ich den Rādja von meiner Ankunft in Kenntniss gesetzt, ging ich gegen 10 Uhr ans Land, wo ich mit aller Zuvorkommenheit aufgenommen wurde. Im Laufe des Gespräches erwähnte ich des Gerüchtes bezüglich der Entdeckung von Steinkohlen, erhielt aber die entmuthigende Antwort, jenes Gerücht wäre ohne allen Grund. Nachdem wir uns hierauf noch einige Zeit über locale Zuſtände unterhalten, kehrte ich mit dem Plane an Bord zurück, auf der ganz in der Nähe liegenden Rhede von Gèssir zu übernachten, am andern Tag in Person eine Untersuchung auf Seram-laut zu bewerkſtelligen und, sollte dieselbe fruchtlos ablaufen, ohne Säumen nach Atiāhu zurückzukehren. Am 6. November diesen Plan ausführend, belehrte mich die Formation der Insel schon auf den erſten Blick, dass daselbſt unmöglich Stein- oder Braunkohlen vorkommen könnten, und vollkommen überzeugt von der Nutzloſigkeit jeder weiteren Nachforschung begab ich mich an Bord zurück.

Vollenden wir jetzt die Schilderung von Seram's Südküſte unter Beifügung einer Beschreibung der Inseln Gross- und Klein-Keffing, Gèssir und Seram-laut.

Bis über Kap Undur hinaus zeigt ſich die Küſte noch immer von niedrigen, lose untereinander verbundenen Hügelketten durchzogen, durch eine schmale Ebene, hier mehr, dort weniger weit von der Küſte entfernt. Oeſtlich von Undur erhebt die sonderbar geſtaltete, ohngefähr 1500 Fuss hohe Felspyramide des Téri ihre Spitze (Siehe Abbildungen Seite 297); zwei niedrige Bergrücken zweigen ſich von ihr ab. Der eine davon, kaum 2 Stunden lang, zieht in öſtlicher Richtung bis zur Südoſtspitze Serams, der andere läuft landeinwärts und verbindet den Téri mit dem längs Serams Oſtküſte hinziehenden Gebirge, wovon der Suro (= 2500 Fuss) und der Hātu-puti (= 2000 Fuss) die höchsten Spitzen ſind. Den Raum zwischen diesem Gebirge und dem nordöſtlichen Theile der Insel nimmt ein langgeſtreckter, vom Fusse des Suro auslaufender Höhenzug ein, aus dem ſich, ganz frei ſtehend, die imposante Masse des Salako zu einer Höhe von wenigſtens 3000 Fuss erhebt. Von Seram-laut und Gèssir aus gesehen, gewährt dieser Theil der Insel einen sehr malerischen Anblick.

Soweit das Auge reicht, iſt das Land mit Wald bedeckt, woraus hin und wieder weisse Kalkfelsen hervorleuchten. Die am Strande mündenden Flüsschen ſind unbedeutend. Das Fahrwasser längs der Küſte wird um so seichter, jemehr man oſtwärts kommt, so dass

von Bātu-loming aus selbſt kleine Fahrzeuge gezwungen ſind, bei fallendem Wasser weit vom Lande ab zu halten.

Folgende von Mohamedanern bewohnte Dörfer liegen von Affan an der Küſte entlang:

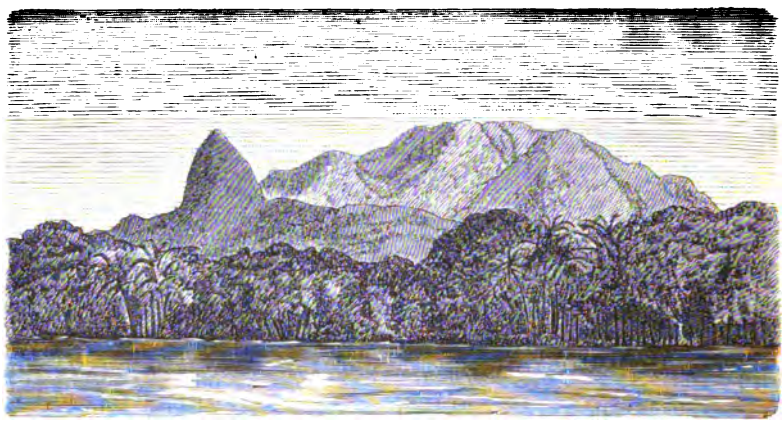
Kume-lang	mit	15	Häusern	und	100	Seelen,
Ta	„	14	„	„	95	„
Undur	„	17	„	„	130	„
Gonar	„	14	„	„	100	„
Bātu-loming	„	54	„	„	300	„
Enennā	„	21	„	„	115	„
Urun oder Urin	„	15	„	„	112	„
Loki	„	9	„	„	70	„
Guli-guli	„	16	„	„	125	„

Dieses letztere Dorf iſt zugleich auch das letzte an der Südküſte von Seram und liegt in der Nähe der Oeffnung einer schmalen, mit Mangle umsäumten Strasse, welche die Inseln Seram und Gross-Keffing trennt. Im Innern wohnen alfurische Stämme, mit denen die Strandbewohner nur selten in Berührung kommen.

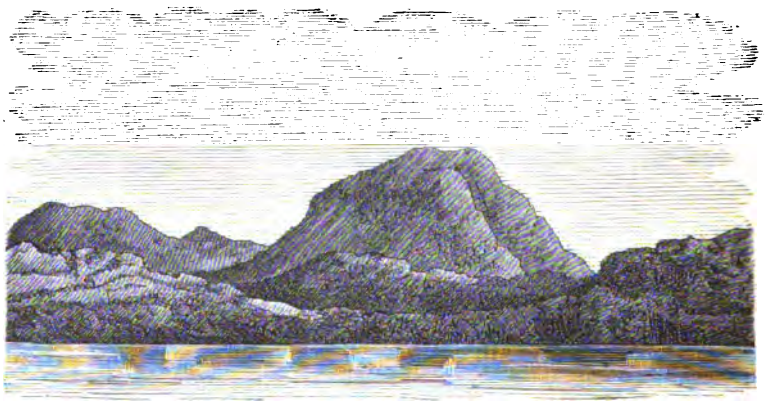
Die Insel Gross-Keffing, auch Kwamor genannt, hat flachen, theilweise selbſt unter Wasser ſtehenden, mit Mangle-Bäumen bewachsenen Boden. Längs der Oſtseite iſt das Meer so seicht, dass man bei Ebbe zu Fuss nach der Insel Klein-Keffing hinspazieren kann. Kwamor ſteht unter Aufſicht des Regenten von Urin, welcher die beiden Dörfer Kwamor-besaar (41 Häuser mit 324 Seelen) und Kwamor-ketjil (30 Häuser mit 247 Seelen) durch Unterhäuptlinge regieren lässt. Die Insel Klein-Keffing hat ohngefähr eine Meile im Umkreis, iſt flach, mit Busch bewachsen und von einem breiten Sandſtreifen umgürtet; ſie liegt $2^1/_2$ Meile öſtlich von Gross-Keffing. Man findet darauf ein kleines Dorf, dessen 17, von ohngefähr 100 Köpfen bewohnte Hütten zerſtreut am Strande ſtehen.

Noch $1^1/_2$ Meile weiter öſtlich liegt die Insel Gessir (nicht Gisser oder Kisser, wie fälschlich auf den Karten geschrieben ſteht), eine ringförmige Sandbank von zwei Meilen im Umkreis, durchschnittlich 50 Ellen breit, die eine Lagune umschliesst, welche an der Nordoſtseite durch einen schmalen Kanal mit dem Meere in Verbindung ſteht. Auf ihrem mit Geſträuch und einzelnen hohen Bäumen beſtandenen Boden ſtehen zu beiden Seiten des Kanals ohngefähr 50 Hütten mit circa 300 Bewohnern. Gleich Keffing ſteht auch Gessir unter Botmässigkeit des Regenten von Kilwāru.

Die kleine, nahe beiliegende Insel Kilwāru iſt nichts weiter als eine kahle Sandbank, die man als ein Anhängsel von Seram-laut



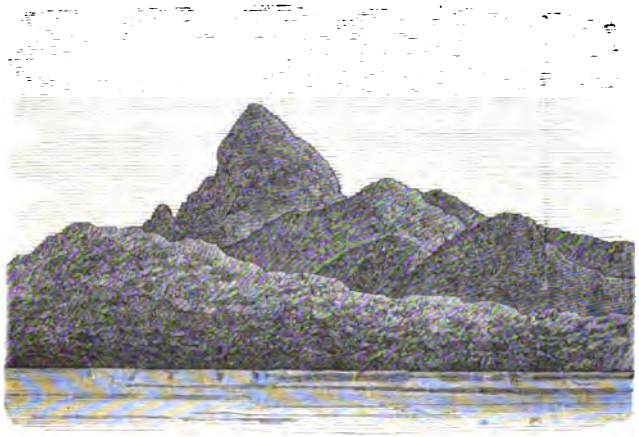
Berg Srewa bei Osson mit dem Ukele im Hintergrunde.



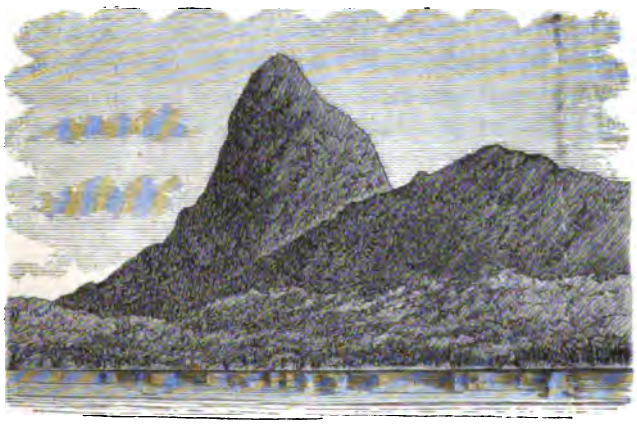
Berg Kissi bei Batuassa.

a. b.

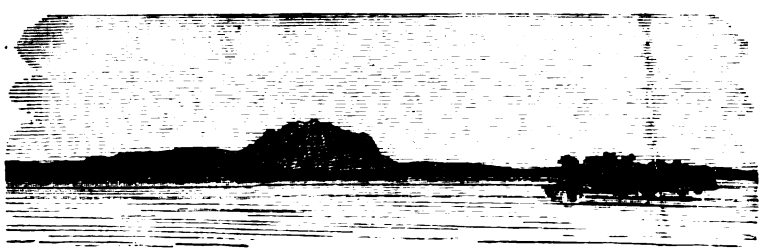
Südostküste von Seram. a. Berg Suro. b. Berg Hatu-puti.



Berg Téri von Westen gesehen.



Berg Téri von Osten gesehen.



Nordostküste von Seram mit dem Berge Salāko,
von Seram-laut gesehen.

betrachten kann, da ſie nur durch einen sehr seichten Kanal davon getrennt iſt, der bei Ebbe zum grössten Theil trocken liegt. Ganz und gar mit Häusern besetzt, welche die beiden Dörfer Kilwāru und Kiltei bilden, zeigt die Insel, einige wenige hochstämmige Bäume und Geſträuche ausgenommen, keine Spur von Pflanzenwuchs. Bei hoher Fluth ſteht beinahe Alles unter Wasser, das bei Springfluth selbſt in die Häuser dringt. Ueber beide, durch eine Mauer von einander getrennte Dörfer gebietet der Rādja von Kilwāru, der zugleich Seramlaut regiert. Ein tiefer, ausgemauerter Brunnen liefert der Bevölkerung das nöthige Trinkwasser.

Kilwāru iſt der Hauptſtapelplatz des nicht unbedeutenden Handels, welcher einerseits zwischen Neu-Guinea und Goram und andererseits zwischen Būton, Măcăssăr und Singapur betrieben wird. Dass der Handel sich hier concentrirt hat, iſt der günſtigen Lage des Platzes zuzuschreiben, welche inländischen Fahrzeugen während des ganzen Jahres einen geſicherten Ankerplatz bietet.

Was endlich Seram-laut betrifft, so iſt zu bemerken, dass das Eiland 150—200 Fuss hoch iſt, dem Kerne nach aus Muschelkalk beſteht und an manchen Stellen durch einen Sandſtreifen eingefasst iſt. An der Oſt- und Nordseite liegen als Filialdörfer von Kilwāru die Negoreien

Namlōming	mit	30	Häusern und	270	Seelen,
Kāran	„	10	„ „	85	„
Enămlăs	„	11	„ „	120	„
Maar	„	20	„ „	72	„
Wamwăssār	„	6	„ „	57	„

ausser denen man noch hier und da einzelne in dem Walde und am Strande zerſtreut ſtehende Häuser findet. Auch hier ſind die Bewohner ausschliesslich Mohamedaner und ērnähren ſich von Handel, Fischfang und etwas Landbau.

Nachdem meine Verrichtungen somit abgelaufen, trat ich am 6. November die Rückreise an und kam am 9. nach Atiāhu zurück.

---

3. Reise längs Serams Nordküste von Kap Musiha bis Wahai.

Der Theil von Serams Nordküſte, welchen wir in der nachfolgenden Skizze näher ins Auge fassen wollen, liegt zwischen 129°71 Fuss und 129°34 Fuss o. L. v. G., erſtreckt ſich in einer Länge von

$9^3/_4$ geographischen Meilen und umfasst ausser der Küſte bis Wahai den grössten Theil des Busens von Sléman oder Sawai. Sehr verschiedener Art iſt die Bodengeſtaltung des Terrains. Während vom Flüsschen Waiüta an bis zum innerſten Punkt des genannten Busens tertiäres Kalkgebirge vorherrscht, das öfters mit lothrechten Wänden aus der Tiefe des Meeres emporſteigt, ſieht man vom öſtlichen Ende des Busens an bis Kap Pamali ein flaches, theilweise alluviales, hin und wieder sumpfiges Ufer. Zwischen diesen beiden Aeusserſten die Mitte haltend, zieht von Kap Pamali an bis vorbei Wahai ein niedriger, sanft anschwellender Höhenzug längs der Küſte.

Zwei tiefe, nicht weit von einander liegende Einschnitte, der Busen von Sléman und der von Salawai unterbrechen die im Uebrigen ziemlich grade Uferlinie. Erstgenannter, gewöhnlich Bucht von Sawai genannt, wird im Weſten von Kap Pulu-Tudju und im Oſten von Kap-Soloaton begränzt. Man unterscheidet in ihm die Buchten von Waiüta, Hätu-puti und Sawai. Flaches, durch niedrige Hügel begränztes Land zieht ſich am weſtlichen Theile des Busens hin, den öſtlichen Theil überschatten die Vorberge des Hätu-sakka und die imposante Masse des ohngefähr 800 Fuss hohen Subun-Gebirges, dessen in scharfe Spitzen zerhackter Kamm schon von Waiüta aus das Auge fesselt. (Siehe Abbildg. S. 301.) Mit Ausnahme des öſtlichen Theils findet man während des Weſt-Moussons nirgends einen tauglichen Ankerplatz wegen der daselbſt schwer auf der Küſte ſtehenden Brandung. Im Oſt-Mousson dagegen kann man beinahe überall an der Küſte ankern. Der kleinere Busen von Sawai, an dessen Ufern vor Jahren eine holländische Redoute geſtanden, iſt gegen alle Winde geschützt. Die Bucht von Salawai, auch Telok-Taú genannt, figurirt auf keiner einzigen Karte; ſie dringt $2^1/_2$ Meilen landeinwärts, und wird im Oſten von Tandjong-Alakāma, im Weſten von Tandjong-Aleaton begränzt; die Breite der Oeffnung beträgt 1700 Ellen. Ihr vorderſter Theil läuft in nördlicher Richtung und hat eine selbſt für Ra-Schiffe hinreichende Tiefe. Der hintere oder innere, in südöſtlicher Richtung hinziehende Theil dagegen, in den die Flüsschen Salawai und Subun münden, iſt so seicht, dass nicht einmal kleine inländische Fahrzeuge hinreichendes Fahrwasser finden. Von Tandjong-Alakama bis in die Nähe der Biegung zum innern Busen, woselbſt das neu angelegte Dorf Bessi liegt, iſt der Boden trocken und feſt bis zum Ufer, welches an den meiſten Stellen durch einen schmalen mit Mangi-mangi bewachsenen Sumpfſtreifen eingefasst iſt. Unmittelbar dahinter trifft man niedere Höhenzüge, welche die Scheidung zwischen diesem Busen und dem von Sawai

bilden, und über die ein Fusspfad führt. Der Mangel, welchen die Gegend an trinkbarem fliessendem Wasser hat, wird durch den Quellenreichthum des Bodens selbſt vergütet, der überall das Graben von Brunnen geſtattet, die sehr gutes Trinkwasser liefern. Eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Flüssen und Bächen mündet längs dieses Theils der Küſte in die See. Die bemerkenswertheſten darunter sind: der Waiuta, Tolohi, Sapoléwa, Tolohetéla und Kua. Ein breites, an vielen Stellen bei niedrigem Wasserſtand trocken fallendes Riff lagert vor der Küſte, worauf im Weſt-Mousson heftige Brandung ſteht, während im Oſt-Mousson nur kleine Wellen die Spiegelfläche des Meeres kräuseln.

Von Tandjong-Musiha oſtwärts gehend, trifft man auf verschiedene, theils durch Mohamedaner, theils durch Alfuren bewohnte Dörfer. Sie heissen:

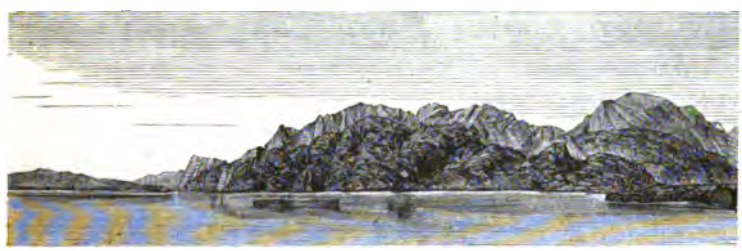
Hurale-ketjil, Bewohner Alfuren,
Romohlo, „ „
Waiuta, „ „
Sleman, „ Mohamedanen,
Passanéa, „ „

alle im Busen von Waiuta liegend. Weiter trifft man die Dörfer Hatüë, Sawai und Bessi (Mohamedanen), von welchen erſtgenanntes schon vor einiger Zeit, die beiden letzterwähnten jedoch erſt seit Kurzem auf Regierungsbefehl nach einem andern Orte verlegt wurden. Zu Hatüë und Sawai wohnen gegenwärtig nur noch wenige Familien, und in letztgenanntem Dorfe ſteht noch die malerische Ruine der vorerwähnten ſteinernen Redoute aus den Zeiten der oſtindischen Compagnie, von üppiger Vegetation beschattet und umrankt. (Siehe Abbildg. S. 304.) Ganz am öſtlichen Ende des Busens liegt das kleine alfurische Dorf Mesisülan. Nimmer werde ich den Anblick vergessen, der ſich mir darbot, als der Häuptling des Dorfes erschien, um seine Aufwartung zu machen. Man ſtelle ſich einen bejahrten, schmutzigen Alfuren vor, mit einem abgeschabten, dunkelblauen Uniformsrock auf dem blosen Leib und schmutzigweissen Gamaschen an den nackten Füssen, auf dem Kopfe einen dreieckig zusammengefalteten Hut von Papier, der mit einem Busch von Hahnenfedern verziert war. An der Stelle von Orden hingen an schmutzigen Schnüren eine holländische Militär-Dienſtmedaille, eine alte Hosenschnalle und ein kupferner Uniformsknopf. Stolz wie ein Pfau kam er auf mich zu und reichte mir seine mit einem schmutzigen Handschuh bekleidete Rechte zur Begrüssung. Es war wirklich ein Anblick zum Kranklachen. Uebrigens war er der

Vater von zwei reizenden Töchtern, Schönheiten erſten Ranges, selbſt für das Auge eines verwöhnten Europäers.

In der Bucht von Salawai liegt die Negorei Neu-Bessi und ausserhalb derselben um Weniges öſtlich von Kap Alakāma die Negorei Neu-Sawai, beide von Mohamedanern bewohnt. Von hier aus bis in die Nähe von Wahai iſt die Küſte gänzlich unbewohnt; nur an der Mündung des bei Tandjong-Pamali in die See fallenden Kua-Flusses findet man einige temporäre Hütten aufgeschlagen, welche den ab- und zugehenden Fischern und Sagoklopfern zum Aufenthalt dienen.

Die mohamedanischen Negoreien Hatīling, Hatūë und Hotti endlich liegen ganz in der Nähe des Regierungsetablissements Wahai, des einzigen auf der Nordküſte. Dasselbe beſteht aus einer kleinen, am Meere gelegenen Redoute, mehreren Officierswohnungen und einem



Ansicht des Berges Subun, zur Rechten im Hintergrunde der Hatu-sakka, von Sleman aus gesehen.

Packhaus. Der commandirende Officier iſt gleichzeitig Chef der Civilverwaltung. Von der gebildeten Welt so gut wie abgeschlossen, da nur alle drei Monate ein kleines Fahrzeug von Amboina herüberkommt, um Lebensmittel, Briefe und andere Dinge mehr zu bringen, gehört Wahai mit zu den einsamſten Garnisonsorten im indischen Archipel.

Der ganze Landſtrich, welchen wir durchwandert, iſt mit Wald bedeckt, in dessen Schatten der Küſte entlang viele Paku-Bäumchen (Cycas) und der schönblühende Bakung (Crynum asiaticum) üppig gedeihen. Hin und wieder werden auch Keulenbäume (Casuarina muricata) angetroffen, wie z. B. an der Mündung des Kua. Erſt in der Nähe von Wahai zeigt sich die Gegend offener und ſind die hinter dem Etablissement hinziehenden Hügel mit Graswuchs bekleidet.

4. Fussreisen quer durch Seram von der Süd- nach der Nordküste.

Ehe wir zur Beschreibung der beiden von mir unternommenen Fussreisen übergehen, ist es nicht überflüssig, über Bodenbeschaffenheit, Pflanzenbedeckung u. s. w. des bereisten Terrains einige Bemerkungen vorauszuschicken. Zum Ersten muss bemerkt werden, dass hier keine Rede ist oder sein kann von einem gehörig tracirten Weg oder nur einem gut begangenen Fusspfad, sondern dass man sich eine durch häufiges Betreten sichtbar gewordene Fussspur vorstellen muss, welche, mit vielen Biegungen längs Berg und Thal schlängelnd, bald gut zu erkennen ist, dann wieder dem Auge gänzlich entschwindet, hier im Bette eines schnell strömenden Flüsschens, dort steil über den Kamm eines Berges hinziehend, mit kurzen Worten einen Pfad, dem nur das geübte Auge des wilden Bewohners zu folgen im Stande ist. Der von Makariki nach Waiüta laufende, welcher in 3 Tagen zurückgelegt werden kann, wurde schon von verschiedenen Beamten und Officieren bereist, sowie auch von der bekannten Frau Ida Pfeiffer und zum Theil wenigstens auch von meinem berühmten Freunde A. R. Wallace. Den zweiten, durch die berüchtigte Landschaft Marhunu laufenden Pfad betrat vor mir noch niemals eines Europäers Fuss und wird auch vielleicht in langer Zeit kein Weisser mehr dort gesehen werden. Da ich mit einer geodätischen Aufnahme der beiden Wege betraut war und darum nur kleine Strecken täglich zurücklegen konnte, musste ich auch längere Zeit unterwegs bleiben und gebrauchte jedesmal für die Hinreise 6 und für die Rückreise 12 Tage. 20 Träger aus den Stranddörfern und die doppelte Zahl Alfuren begleiteten mich, erstere zum Tragen von Lebensmitteln und Bagage, letztere um etwa vorkommende Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Da nirgends während des Marsches Nahrung und Unterkommen zu erlangen ist, so musste ich Lebensmittel, Kochgeräthe, ein leichtes Feldbett und verschiedene Matten mitführen, letztere zur Bedeckung einer aus Stangenholz und Zweigen im Walde schnell herzurichtenden Hütte. Ein nicht zu entbehrender Gegenstand ist ein Musquitennetz, ohne welches ein Europäer die nach einem ermüdenden Marsch so höchst nöthige Nachtruhe unmöglich geniessen kann, wegen der Unmasse von beissenden und stechenden Insekten, welche in den Wäldern hausen und das Blut des Weissen demjenigen eines Farbigen vorzuziehen scheinen. Reines, wohlschmeckendes Wasser findet man überall, namentlich im Gebirge.

Ununterbrochener Urwald überzieht Berg und Thal. Ficus- und Damara-Arten, Laurineën, Melastomaceën, Rubiaceën, Sapintaceën, Myrthaceën, Papilionaceën und Pandaneën ſind die darin vorherrschenden Pflanzenformen. An vielen Stellen iſt der Wald frei von Unterholz, ein Fall, der selten in den Wäldern der Tropen vorkommt. Calamus, Eleutherien, Filiaceën und ein hartes, Rohr-ähnliches Gras bilden das Buschwerk. Palmen trifft man in einiger Entfernung von der Küſte nur selten an, dagegen fand ich zu meiner Verwunderung im Gebirge an den ſteilen Uferwänden des Pia-Flusses eine Casuarina von ähnlichem Habitus, wie die am Meeresſtrand wachsende Casuarina muricata. Auf den bei niedrigem Wasserſtand in den Flussbetten auftauchenden Sandbänken wachsen hohe Gräser und kleine Geſträuche, im Gebirge endlich iſt der Boden mit einer dicken Mooslage überdeckt, wodurch der Europäer, zumal an Stellen wo Unterholz mangelt, an die Wälder seiner kälteren Heimath erinnert wird.

Die vierfüssigen und geflügelten Bewohner werden wir später kennen lernen. Reich an Insekten, namentlich an glänzend gefärbten Schmetterlingen (Ornythoptera priamus, remus und hellen, Papilio codrus, Sarpedon, Fulysses, amphytrion, severus, deiphobus u. a. m.) ſind die Ufer der mit Rollſteinen erfüllten Flüsse, hauptsächlich die kleinēn, etwas aus dem Wasser hervorragenden Steinbänke. Schlangen ſieht man nur selten, aber deſtomehr kleine Lacerten.

Die Längenaxe der Insel bildet eine von Oſt nach Weſt laufende Gebirgskette, von welcher kleine, meiſt zerbröckelte Abzweigungen nord- und südwärts auslaufen. An vielen Stellen von tiefen Schluchten durchschnitten, bilden die Kämme öfters scharf gezackte, lothrechte Felswände, deren glänzendes Weiss sich grell von der dunkelgrünen Farbe des Waldes abhebt. Kalk bildet die Hauptmasse dieser Nebenketten, während die Hauptmasse an den Ausgangspunkten aus Grauwacke und Glimmerschiefer beſteht mit Durchbrüchen von Gneis. Von den Nebenketten laufen wiederum Aeſte aus, die namentlich am Pia-Fluss nach beiden Seiten ſteil abſtürzen, während der Kamm kaum wenige Fuss breit iſt. Hier und da läuft der Pfad über diese Gräten längs Schwindel erregender Tiefen, worein ein unvorſichtiger Tritt, oder das Ausgleiten einer Scholle oder eines Steines den Wanderer herabſtürzen kann.

Eine beträchtliche Anzahl von Gewässern entspringt nord- und südwärts dem Gebirge, jedoch ſind wegen der geringen nördlichen Abdachung die nach Norden ſtrömenden unbedeutender als diejenigen, welche der südlichen Abdachung entquellen. Unter den

Ruine eines alten Forts in der Nähe von Sawai.

nordwärts eilenden Gewässern ſind der Waiüta und Musiha die bedeutendſten, während die südwärts fliessenden dem Stromgebiet des Ruatan und Pia angehören. Unter diesen verdienen erwähnt zu werden: der Atau und Suné, erſterer ein Seitenarm des Ruatan, letzterer des Pia. Der Tāna vereinigt ſich mit dem Makariki-Fluss. Wegen des jähen Gehänges haben alle ein ſtarkes Gefälle; zwischen hohe Felsenufer eingezwängt, erweitert ſich ihr Bett erſt in der Nähe der Küſte und verflachen ſich die Ufer. Grosse Felsblöcke und Steintrümmer, zwischen und über welchen das Wasser mit gewaltiger Kraft hinbrauſt, füllen den grössten Theil des Bettes aus. In der trockenen Zeit wird eine nur geringe Wassermenge abgeführt, und liegen dann im Ruatan, Pia, Tāna, Atau und Suné viele mit kleinen Rollſteinen und Kies überdeckte Bänke trocken, zwischen welchen das Wasser in dünnen Armen ſich durchwindet. Kaum hat es aber im Gebirge einige Zeit lang geregnet, so ſteigt das Wasser so ſtark, dass da, wo man noch kurz vorher ein zur Hälfte trockenes Flussbett sah, nun ein Strom mit reissender Schnelle dahineilt. Alle Passage iſt dann gesperrt, und geduldig muss man abwarten, bis das Wasser wieder auf den gewöhnlichen Standpunkt gesunken iſt.

Betrachten wir nun, unsere Reise antretend, die beiden Fusspfade näher.

Den 20. November 1859 verliess ich das am öſtlichen Ende der Bay von Elpaputi gelegene Dorf Makariki, um den schon seit Jahren beſtehenden Weg von der Süd- nach der Nordküſte (Djallan-biäsa) einzuschlagen. Nachdem man einen bis hinter das Dorf ſich erſtreckenden Seearm passirt, führt der schmale Fusspfad über eine mit niedrigem Geſträuch bewachsene Ebene bis an den Ruatan, nachdem man zuvor die Bäche Uruwolé und Uassan-wono überschritten. Jenseits des Ruatan geht man einige 50 Schritte weit im Bette des 2—3 Fuss tiefen Flüsschens Sāna und betritt dann ein früheres nun trockenes Flussbett, über welches der Sāna, welchen man noch zweimal durchwaten muss, in einem grossen Bogen hinſtrömt. Nach ohngefähr 2 Stunden Wanderns kommt man an den Tana, der, aus Nordweſt kommend, eine Krümmung nach Weſten macht, um ſich mit dem Makariki-Fluss zu vereinigen. Sein grossentheils trocken liegendes Bett iſt 150—200 Ellen breit, und seine Tiefe beträgt bei gewöhnlichem Wasserſtand 1—2 Fuss. Bis an den Fuss des Gebirges läuft der Pfad nun beſtändig im Flussbett, und da man auf den glatten, von der raschen Strömung über- und umspülten Steinen nur langsam vorwärts kommmt, so hat man mehrere Stunden nöthig, bis

man ans Gebirge gelangt. Weil mit der Aufnahme des Terrains natürlich viel Zeit verloren ging, vertheilte ich dieses Trajekt in 2 Tagereisen, die erſte bis Muüru Tana (das Wort Muüru bezeichnet in der Volkssprache Nachtquartier oder Lager), die zweite bis Muüru Lolǫa, welcher Ort von Makariki aus in 6 Stunden zu erreichen iſt. Beide Plätze, kleine Waldblössen, die dicht am Ufer des Flüsschens und der Nähe des Gebirges liegen, dienen schon seit langer Zeit den Eingeborenen zum nächtlichen Aufenthalt, wie dies auch die Ueberreſte einiger Schutzdächer bewiesen, die ich zu Muüru Tana vorfand. Die Breite des Flussbettes beträgt daselbſt 12, bei Muüru-Lolǫa 8 Ellen; die Ufer haben von 5—12 Fuss Höhe. Oberhalb der Mündung des Tuni, eines Seitenarmes des Tana, von wo an der Boden rasch zu ſteigen beginnt, erhebt ſich längs dem rechten Ufer ein aus rothem Thon beſtehender Hügelrücken, der mit einer ſteilen, ohngefähr 80 Fuss hohen Wand nach dem Fluss zu abfällt. Hin und wieder verengen Felsblöcke von Gneis und Glimmerschiefer das Flussbett, welches zuletzt völlig das Ansehen einer tiefen Schlucht annimmt, hin und wieder mit einem schmalen Uferſtreifen versehen. Muüru-Tana liegt 350, Muüru-Lolǫa 500 Fuss über der Meeresfläche.

Von letztgenanntem Orte ſteigt man längs dem Bergrücken Heleheléa bis zu 2000 Fuss Höhe über ein schmales Joch, anfangs langsam, dann ziemlich rasch aufwärts. Aus dem Abgrund zur rechten Seite hört man das Brausen des Nua-Flüsschens, eines nicht unbedeutenden, südwärts fliessenden Nebenarmes vom Ruatan. Verschiedene kleinere Bäche kreuzen den Weg. Hat man die Kammhöhe des Heleheléa erreicht, so senkt ſich der Pfad 800 Fuss tief ziemlich ſteil abwärts zum Atau-Fluss, überschreitet ihn bei seiner Vereinigung mit einem Seitenarm, den man beim Hinunterſteigen von der linken Seite her brausen hört, und führt zu unserm am rechten Flussufer gelegenen dritten Nachtquartier Muüru-Atau, welches 1200 Fuss überm Meere und 7 Stunden Wegs von Lolǫa entfernt liegt. Die Eingeborenen, welche den ganzen Weg in zwei Tagen zurücklegen, halten hier Nachtruhe. Bei unserer Ankunft fanden wir daselbſt zwei ſich badende Alfuren, die aber, sobald ſie uns bemerkten, waldeinwärts flüchteten und ſich nicht weiter sehen liessen. Auch der Atau gehört noch immer zum Stromgebiet des Ruatan, hat bei unserem Halteplatz eine Breite von 16 Ellen bei einer Tiefe von 2 und an einzelnen Stellen von 5—6 Fuss; die Ufer ſteigen sanft an.

Den Marsch fortsetzend, folgten wir am vierten Tag dem Laufe des Atau aufwärts, indem wir in seinem Bett gingen und nur die

grossen Biegungen zu Land abschnitten, welche der Fluss macht. Später verliessen wir ihn und erreichten, nachdem wir noch eine gute Stunde weiter gegangen und zuerſt wenig, dann ziemlich ſteil 300 Fuss hoch geſtiegen waren, das vierte Nachtquartier, Muüru-Watséda. Es liegt 150 Fuss hoch am Gehänge des zur Hauptgebirgskette gehörenden Hatu-Liang auf einem schmalen Bergjoch, zu dessen rechter Seite tief unter uns der Atau, zur linken der Suné fliessen, letzterer ein Nebenarm des Pia. Eine halbe Stunde Gehens von dem Punkte, wo man den Atau verlässt, zweigt ſich ein nach Marhunu führender Pfad ab. Der fünfte Tagmarsch von Muüru-Watséda nach Muüru-Wailossa iſt der am meiſten ermüdende, zumal wenn man von der entgegengesetzten Richtung kommt. Fortwährend bald mehr, bald weniger rasch ſteigend, windet ſich der Pfad in nordöſtlicher Richtung über den Hatu-Liang nach dem 2500 Fuss hohen Theil der Centralkette, welcher den Namen Lumut trägt. Hat man die Kammhöhe erreicht, so folgt man dem Rücken über wellenförmigen Boden ohngefähr 800 Ellen weit in nordweſtlicher Richtung und befindet ſich dann plötzlich am Rande eines Abhangs, welcher ohne Unterbrechung 1900 Fuss tief ziemlich ſteil zum Wailossa abfällt. Nachdem man langsam und mit Vorſicht längs dem im Zickzack ſich abwärts windenden Weg, von wo aus man an mehreren Stellen das Meer an der Nordküſte zwischen den Baumwipfeln durchschimmern ſieht, hinuntergeſtiegen, überschreitet man eine zwischen Felswänden eingeschlossene Bergmasse und erreicht einige hundert Ellen weiter das Flüsschen Wailossa. Dasselbe fliesst in weſtlicher Richtung mit ziemlich ſtarkem Gefälle in einem mit grossen Steintrümmern gefüllten Bett und iſt 3—5 Fuss tief. Am jenseitigen Ufer führt der Pfad weiter nordoſtwärts über leicht gewellten, fortwährend ſich senkenden Boden, bis man nach einer guten halben Stunde aufs neue an den Wailossa kommt, welcher, eine Krümmung machend, nun nordwärts ſtrömt und bald darauf in den Waiüta mündet. Gegenüber dem Punkt, von wo aus wir das Flüsschen zum zweiten male überschritten, liegt auf sumpfigen Boden unser fünfter Halteplatz Muüru-Wailossa. Der sechſte und letzte Tagemarsch endlich führte uns einige hundert Schritte weit im Bette des Flüsschens, hierauf in nördlicher Richtung über sumpfiges Terrain, wo man mit jedem Schritt knietief einſinkt. Hat man ſich durch diesen Moraſt hingearbeitet, so ſtösst man auf den Waiüta und folgt dessen Lauf bis zum Fuss eines 400 Fuss hohen Hügels, auf dessen Gipfel das alfurische Dorf Alt-Hurāle liegt. Durch einen Buschgarten gehend, erreichten

wir endlich nach einer weiteren halben Stunde den Strand der Nordküſte. Einige hundert Ellen zur Rechten, der Mündung des Waiuta gegenüber am linken Ufer befindet ſich das aus einem Gouvernementshaus und der Wohnung eines Aufsehers beſtehende gleichnamige Etablissement. Die Reise dauerte vom 20.—25. November 1859.

Von Wahai zurückgekommen, wohin ich mich für mehrere Tage begeben hatte, beschloss ich, am 11. December die Rückreise anzutreten, und zwar theilweise längs dem nach Marhunu führenden Pfade, den wir am vierten Marschtag gekreuzt hatten, und weiterhin soviel als möglich dem Lauf des Pia folgend. Nach Aussage von Eingeborenen sollte dieses Terrain weniger schwierig zu begehen sein.

Von Waiuta aus schritten wir dem Strande entlang bis zum alfurischen Dörfchen Omaulu und beſtiegen hierauf einen Hügelrücken, auf dem ein zweites Dörfchen, Neu-Hurāle liegt, folgten nun in südweſtlicher Richtung dem Laufe des vielfach ſich krümmenden Muſiha, welcher mit schwachem Gefälle über ein durchschnittlich 5 Ellen breites, mit Kies bedecktes Bett fliesst und 1—3 Fuss Tiefe hat. Denselben verlassend, ſteigt man anfangs rasch, später langsamer bis zum erſten ohngefähr 800 Fuss überm Meere liegenden Nachtquartier Muüru-Koléa. Das Joch, worauf es liegt, iſt ein vorspringender Theil des Centralgebirges und so schmal, dass nicht hinlänglich Raum vorhanden, um zwei Hütten nebeneinander ſtellen zu können. Von Waiüta bis hierher waren wir etwas mehr als 5 Stunden unterwegs.

Am zweiten Tag verliessen wir kurz nach unserem Aufbruch den links abbiegenden Pfad und drangen nun, den Compass in der Hand, weiter vorwärts, anfänglich in südöſtlicher Richtung, fortwährend ſteigend bis zum Scheitel des zum Centralgebirgsſtock gehörenden 1800 Fuss hohen Kobbi. Von hier aus gings südwärts weiter über langsam fallenden Boden bis zu dem dem Stromgebiet des Pia angehörenden Marakuti, einem unbedeutenden Bächlein. In seinem Bette fortgehend, kamen wir nach kurzer Zeit an den Suné, welcher hier mit vielfachen Krümmungen über ſich senkenden Boden in südlicher Richtung dem Pia zueilt. Nachdem wir während einer halben Stunde in seinem Bett weiter gepatscht, liess ich nach einem Marsche von 5 Stunden an einem günſtigen Orte des linken Ufers Halt manchen, um daselbſt zu übernachten. Ich nannte die Stelle Muüru-Suné. Das Flüsschen hat bei derselben eine Breite von 20 Ellen, eine Tiefe von 2—4 Fuss und ein ſtarkes Gefälle.

Am dritten Tage aufs Neue längs dem linken Ufer anhaltend ſteigend, wurde der Marsch südwärts fortgesetzt bis zu einer Höhe,

von wo aus wir wieder längs einem ſteilen Hang zum Flüsschen hinunterſtiegen und anfänglich in seinem Bett, dann, je nachdem die Beschaffenheit des Terrains dazu nöthigte, am Ufer entlang bis zu dem Punkte fortgingen, wo der Suné ſich mit dem Pia vereinigt. Dieser letztere hat hier schon eine ziemliche Breite, kommt aus Weſten und macht eine Biegung nach Süden. Bis hierher hatten wir viele Seitenarme des Suné und ein höchſt schwierig zu passirendes Terrain überschritten. Noch am diesseitigen Ufer entliess ich die Hälfte meiner alfurischen Begleiter und setzte über den Fluss, was wegen des ſtarken Gefälles und der vielen im Bette liegenden Felstrümmer kein kleines Stück Arbeit war. Hierauf folgten wir seinem Lauf mehrere tausend Ellen weit, passirten den kleinen Seitenarm Hissi und machten nach sechsſtündigem Marsche Halt an einer Stelle, die ich nach einem in der Nähe mündenden Nebenflüsschen des Pia Muüru-Teliwagaga nannte.

Den vierten Tagemarsch traten wir an, indem wir uns längs dem jähen rechten Ufer des Pia im Schweisse des Angeſichts einige tausend Schritte weiter arbeiteten und so einen Vorgeschmack von den unsäglichen Mühen bekamen, welche uns am heutigen Tage bevorſtanden. Wir hatten nämlich jene schmalen, ſteil abfallenden Bergjoche zu passiren, deren oben Erwähnung geschah, und, nachdem dies vor ſich gegangen, mit dem reissenden Fluss zu kämpfen. Grösstentheils im Bette selbſt weiter patschend, unter ſteter Gefahr, durch den heftigen Strom mitgeschleppt zu werden, brauchten wir $1^1/_2$ Stunden, ehe wir den Fuss des letzten Ausläufers des Gebirgs erreichten und die bis zur Südküſte ſich ausſtreckende Fläche betraten. An diesem Punkte hat der Pia eine Breite von 300 Ellen. Noch $^3/_4$ Stunde weit seinem Laufe folgend, kamen wir an den auf dem rechten Ufer liegenden, seit Jahren von den Jägern der Umgegend gebrauchten Ruheplatz, Muüru-Pia, woselbſt auch ich nach einem unbeschreiblich anſtrengenden Marsch von 9 Stunden zu übernachten beschloss.

Von hier aus kamen wir am 15. December längs einem anfänglich in südweſtlicher, dann in südlicher Richtung durch Hochwald laufenden sehr betretenen Weg nach etwas mehr denn 2 Stunden Gehens an den Strand, ohngefähr $1^1/_2$ Stunden öſtlich von Awaija.

— - - - -

Zum Gegenſtand meiner Untersuchungen bei der zweiten Fussreise wählte ich das Terrain weſtlich von der im vorigen Jahre bereiſten Gegend, einestheils um ein weiteres Stück Land kennen zu

lernen, andrentheils um die durch Streitluſt und Wildheit ihrer Bewohner weit gefürchtete und berüchtigte Negorei Marhunu zu besuchen. Obschon körperlich leidend, trat ich am 21. Mai 1860 von dem kleinen, im Elpaputi-Busen liegenden Dorfe Warka aus die Reise an. Dem beinahe überall gut zu erkennenden Pfade folgend, passirten wir unmittelbar hinter dem Dorfe den Bach Harufui und kamen darauf an das jetzt trockene Bett des Ruësi, dem wir aufwärts folgten. Eine Stunde später gelangten wir an den Fuss der erſten mit der Küſte parallel laufenden Hügelkette, welche mit einer sanften Lehne bis zu 300 Fuss anſteigt. Nachdem wir den Rücken überschritten, ſtiegen wir längs einem gleich sanft abfallenden Hang zu einem sumpfigen Thalboden hinunter und gelangten so zu dem am rechten Ufer des Nari, einem Seitenarm des Pia, liegenden Ruheplatz Waäne, wo wir einige Hütten, oder besser Schirmdächer zum Gebrauch der Jäger aus der Umgegend vorfanden. Mit Rückſicht auf meinen leidenden Zuſtand beschloss ich hier zu übernachten und liess eine der Hütten wohnlich herrichten. Bis hierher war die Richtung des Weges im allgemeinen eine nördliche, die Pflanzenbekleidung mittelmässig hoher Wald.

Nachdem wir am andern Morgen früh während einer Viertelſtunde im Nari-Flüsschen aufwärts gewatet, begaben wir uns wieder aufs Trockene und kamen, nordwärts biegend, längs der nur unmerklich anſteigenden Böschung des Berges Saunawōno über leicht zu begehenden Boden nach einem dreiſtündigen Marsch zum zweiten von mir gewählten Nachtquartier. Dasselbe liegt auf der nördlichen Abdachung des mit dem Saunawōno durch einen Sattel verbundenen Uărŭi und iſt durch ein schmales, von letztgenanntem Berge ſich abzweigendes Joch vom Flüsschen Ua, einem zweiten Nebenarm des Pia, getrennt. Auch hier fand ich einige von Jägern aufgeschlagene Schutzdächer. Der Ort selbſt führt den Namen Muŭru-Ua. Meine Träger hatten unterwegs ein Rudel Hirsche (Cervus moluccensis) aufgejagt, aus denen es mir gelang einen Spiesser zu erlegen. Am dritten Tage dem mehr und mehr betretenen Wege folgend, ſtiegen wir zu dem oſtwärts zum Pia fliessenden Bache Ulatŭa nieder. Er brauſt in einer tiefen, zwischen lothrechten Wänden eingeschlossenen Kluft, die ſich, in dunkle Schatten gehüllt, als ein scheinbar unüberwindliches Hinderniss plötzlich vor den Füssen des Reisenden öffnet. Längs einem gefährlichen, zur Tiefe führenden Pfade kam endlich meine Bagage nach vielem Zeitverluſt glücklich unten an, und nachdem wir den 2 Ellen breiten Bach überschritten,

ſtiegen wir einige hundert Schritte aufwärts und kamen, über etwas abfallenden Boden weiterschreitend, zu den noch ſtets zum Stromgebiet des Pia gehörenden Bächen Pälätolla und Näläpina. Nachdem wir noch mehrere hundert Schritte weiter gegangen, erreichten wir den Pia selbſt, welcher hier eine Breite von 45 Ellen hat und oſtwärts ſtrömt. Sein Bett lag im Augenblick mehr als zur Hälfte trocken. Von hier aus bis zum Flüsschen Hinia folgten wir langsam ſteigend, dem in nördlicher Richtung laufenden Weg und machten am linken Ufer dieses gleichfalls zum Stromgebiet des Pia gehörenden Flusses Halt. Ich nannte den Ort Muüru-Hinia. Am vierten Tage ſtiegen wir in nordweſtlicher Richtung während ein paar Stunden langsam aufwärts längs der Lehne des zum Centralgebirge gehörenden Bergrückens Tomaëhe bis zu einer Höhe von ohngefähr 2200 Fuss und gelangten so zu dem Kamm, welcher ſich hier zu einem Plateau von 100 Ellen ausbreitet. Hat man diesen überschritten, so führt der Weg abwärts, verschiedene, der Nordküſte zueilende Bäche kreuzend durch ein Wäldchen prächtiger Baumfarren beschattet. Aus demselben heraustretend, ſieht man einen mit hohem Gras (Imperata spec.) bewachsenen Hügel vor ſich liegen, über welchen der Weg führt. Hat man den Gipfel erreicht, so überſieht man mit einem Male ein ausgebreitetes Panorama. Gerade vor uns in nördlicher Richtung verlängert ſich dieser Hügel zu einem zwischen 50 und 100 Ellen breiten Rücken, welcher gleiche Pflanzenbedeckung zeigt und nach Oſten und Weſten ziemlich ſteil abſtürzt. Einzelne Bambusſträuche und hochſtämmige Bäume ragen, zumal an den Hängen, aus dem Grase hervor. Zu beiden Seiten des Beschauers ziehen hohe, waldbewachsene Gebirgsrücken, worauf hin und wieder Blössen und hellgrüne Flecke die Anwesenheit von Waldgärten kundgeben. Ueber den zur Rechten hinlaufenden Rücken ragen die höheren Spitzen des nahe bei Sawai liegenden Gebirges mit dem Hatu-Sakka als deren höchſtem Punkte hervor. Den Hintergrund der Landschaft bildet das öſtliche Ufer des Sawai-Busens und der glänzende Spiegel des Meeres. Im Rücken des Beschauers ſtellt das Centralgebirge, dessen finſtere Wälder wir soeben verlassen, die natürliche Scheidewand zwischen der Nord- und Südküſte dar. Der Genuss beim Anschauen dieses schönen Landschaftsbildes wird noch erhöht durch den Anblick des Himmels, nachdem man mehrere Tage im Dunkel des Waldes jeder Fernſicht baar ſich zwischen Bäumen und Felsen durchgewunden, ohne mehr als hier und da ein Fleckchen blauer Luft durch die Laubkronen schimmern zu sehen.

Auf dem vor uns liegenden Hügelrücken, an dessen äusserſten Ende, liegt das Dorf Pataüéle-tuëte, die bedeutendſte der beiden zu Marhunu gehörenden Negoreien. Das zweite kleinere, Kala-tuëte genannt, liegt weiter weſtlich im Gebirge.

Meines plötzlich gefassten Entschlusses wegen noch vor Eintritt der Regenzeit die Reise nach der Nordküſte über Marhunu anzutreten, blieb mir keine Zeit übrig, den Abtheilungschef zu Wahai, unter dessen Gebiet dieser Theil Serams gehört, mit meinem Vorhaben bekannt zu machen. Niemand war also im Dorfe, der von meinem Kommen wusste, und als der erſte Europäer, dessen Fuss den Ort betreten sollte, hätte ich wohl Ursache gehabt mich rückſichtlich des zu erwartenden Empfanges weniger ſicher zu fühlen, wäre ich unterwegs nicht einigen Marhunern begegnet, worunter zwei alte Bekannte waren, die mich auf meiner Reise im verflossenen Jahre begleitet. Nachdem ſie einige Worte mit meinen Führer gewechselt, eilten ſie voraus, um unser Kommen zu melden. Bei meiner Ankunft im Dorfe war der Rādja und ein grosser Theil der Bevölkerung zum Bearbeiten der Waldgärten abwesend. Erſterer, durch wiederholtes Blasen auf einer grossen Triton-Muschel gerufen, erschien jedoch bald darauf. Inzwischen hatte ich es mir in der Veranda seines Hauses bequem gemacht, während mein Gefolge theils in der Baileo (Gemeindehaus), theils in ein paar leerſtehenden Hütten Unterkommen fand. Der bejahrte, schlau aussehende Regent kam in Begleitung seines älteſten Sohnes, eines schlanken, wohlgebildeten Jünglings. Nachdem wir uns begrüsst, nahmen Beide mir gegenüber Platz und entspann ſich mit Hilfe meines Dolmetschers rasch ein Gespräch. Meine Geschenke, die aus verschiedenen Kleinigkeiten beſtanden, worunter eine mit messingenen Zieraten verseḥene Kinderpatrontasche von lackirtem Leder dem alten Manne am meiſten gefiel, wurden anfänglich von demselben unter dem Vorwand, er beſitze nichts, was er mir zum Gegengeschenk anbieten könne zurückgewiesen; als ich ihm aber zu verſtehen gab, ich würde als solches gerne einen Bogen nebſt Pfeilen annehmen, wurde sogleich ein solcher geholt und der Radja acceptirte nun auch mein Geschenk mit Ausnahme einer kleinen holländischen Flagge, die er ſtandhaft zurückwies, weil er glaubte, durch Annahme derselben in ein gewisses untergeordnetes Dienſtverhältniss zur Regierung zu treten. Nachdem wir uns $^1/_2$ Stunde lang unterhalten, kehrte der Radja nach seinem Garten zurück und ich benutzte die Muse, um mir das Dorf anzusehen.

Dasselbe liegt, wie oben bemerkt, am äusserſten Rande eines Bergrückens. Der Raum, worauf die Häuser ſtehen, hat eine Länge von 600

und eine Breite von 30—50 Ellen und iſt so uneben, dass der Fussboden des einen Hauses öfters 10 Fuss höher liegt als derjenige des nächſten. Vollkommen ebene Stellen von nur 40 Quadratfuss würde man vergebens suchen. Aus dem sehr rein gehaltenen Boden ragen häufig Felsen von Grauwacke hervor. Die 50—60 von vielleicht 600 Menschen bewohnten Häuser ſtehen ohne jede Ordnung eben nach der Gelegenheit des Terrains gruppirt. Sie ruhen 6—8 Fuss hoch über dem Boden auf ſtarken, frei auf dessen Oberfläche ſtehen-

Alfure von Marhunu.

den Pfählen, welche manchmal mit Schnitzwerk verziert ſind. An der Stelle, wo die Querbalken befeſtigt ſind, welche die Flur tragen, ſind grosse Holzscheiben angebracht, um Ratten und Mäusen das Eindringen in das Haus unmöglich zu machen. Es iſt nichts weiter als ein 10—20 Fuss hohes Dach, an dessen unterem Ende der Fussboden angebracht iſt. Der innere Raum wird einzig und allein durch eine kleine Thür an der Vorderseite erhellt, die man vermittelſt einer Leiter erreicht, welche des Nachts oder bei Abwesenheit des Hausherrn weggenommen wird. In manchen Häusern ſieht man noch einen Boden,

der zum Aufspeichern von Cerealien benutzt wird. Matten, Körbe, Bambusköcher und einige Töpfe waren die einzigen Haus- und Kochgeräthe, die ich bemerken konnte. Die ganze Umwandung iſt voll Russ und, wie auch der Fussboden, schmutzig, das Innere selbſt bei hellem Tage dunkel. Die Wohnung des Rādja war in nichts besser als die der übrigen Dorfbewohner. Ihr gegenüber ſteht die Baileo (Gemeindehaus), welche ausser zum Abhalten von Volksversammlungen auch zum Beherbergen von Fremden dient. Sie iſt in der Form eines länglichen Vierecks gebaut; die beiden langen Seiten ſind offen, an der einen kurzen iſt der Eingang, an der gegenüberliegenden der Feuerplatz. An drei durch die ganze Länge des Gebäudes laufenden Schrägbalken hingen oberflächlich gezählt 200 Menschenschädel, in Bündeln von 5 und und mehr Stück zusammengebunden, alle von erschlagenen Personen herſtammend, die neuſten nicht älter als 4 Jahre. Bei vielen fehlte die untere Kinnlade und bei den meiſten Schädeln war die Gehirnschale durch einen Hieb oder Schlag theilweise zersplittert. Mit hereinbrechendem Abend kamen nach und nach die Männer und Weiber, welche den Tag über Feldarbeit verrichtet hatten, nach Hause, und es wurde im Dorfe lebendig. Nachdem man ſich ausgeruht und erfrischt hatte, trafen die jungen Leute im Dorfe Anſtalt, mir zu Ehren ein grosses Tanzfeſt in der Baileo abzuhalten, welche zu diesem Zwecke vermittelſt Harzfackeln und eines grossen Herdfeuers erleuchtet wurde. Nachdem die Feſtgenossen versammelt waren, ſtellten ſich zehn von ihnen im Halbkreis nebeneinander auf, fassten ſich bei der Hand und bewegten ſich nun Arm in Arm langsam in die Runde unter dem Singen einiger ſich ſtets wiederholender Worte, wobei Einer als Vorsänger fungirte und die Uebrigen abwechselnd im Chor einfielen. Dieser die Ohren nicht gerade angenehm kitzelnde Gesang wurde von 4 Weibern mit obligaten Paukenschlägen begleitet. Nach und nach schlossen ſich immer mehr Personen, darunter auch Knaben, den Tänzern an und der Gesang artete zuletzt in ein teufliſches Geschrei aus. Einen eigenthümlichen Effekt machte es, wenn Streiflichter von den unſtät brennenden Fackeln auf die kurz über den Köpfen der Tänzer hängenden Todtenschädel fielen, die dann den Spektakel unter ſich anzugrinsen schienen. Höflichkeits halber hatte ich die Geduld, das wüſte Treiben eine Stunde lang anzusehen und begab mich hierauf zur Ruhe, die mir freilich durch den diabolischen Lärm der Feſtgenossen und einen Fieberanfall sehr verleidet wurde. Letzterer Umſtand bewog mich denn auch, die Weiterreise um 24 Stunden zu verschieben.

Am folgenden Tage um Mittagszeit glückte es mir, einen geweihten Opferplatz (Tampat-pamali) heimlicherweise beſichtigen zu können, den einer meiner Diener am verflossenen Tage zufällig entdeckt. Ein Schmetterlingsnetz zur Hand nehmend, ſtieg ich die weſtliche Lehne des Berges seitlings vom Dorfe hinunter und fand, nachdem ich den Boden eines am Fusse ſich hinziehenden kleinen Thales erreicht hatte, eine viereckige im Geſträuch verborgene und von hohen Bäumen beschattete Blösse von wenigen Quadratellen. Mitten auf dieser Blöse war ein glatter länglicher Stein von 1 Fuss Breite und 4 Fuss Höhe errichtet, an dessen oberem Theil in sehr roher Weise ein Menschenantlitz eingehauen war. Vier kleinere Steine dienten als Piedeſtal. Vor dem grossen Steine auf dem Boden lag ein halbverwitteter Menschenschädel, eine verbleichte Muscheltrompete, ein paar zerbrochene Näpfe von ordinären chineſischen Porzellan und ein Gefäss von Kokosnussschale. Das Ganze schien früher unter einem Schutzdach geſtanden zu haben, dessen Ueberbleibsel auf dem Boden zerſtreut lagen. Nachdem ich von dem Platz ein flüchtige Skizze genommen, kehrte ich, von keinem Auge bemerkt, auf einem andern Wege ins Dorf zurück.

Dasjenige, was ich bezüglich Zweck und Gebrauch eines Tampat-pamali in Erfahrung bringen konnte, beschränkt ſich auf Nachfolgendes.

Jedem Stamm, selbſt jeder Familie ſteht es frei, einen Tampat-pamali, im Marhunu-Dialekt Maon genannt, herzurichten, wobei alle erwachsenen Männer verpflichtet ſind, mit Hand anzulegen und bei der Einweihung gegenwärtig zu sein, welche Ceremonie darin beſteht, dass die Seelen der Verſtorbenen unter wiederholtem Blasen auf Muscheltrompeten angerufen werden. Natürlich folgen die Geiſter dem Ruf und lassen ſich auf dem Maon häuslich nieder. Die Trompete, welche bei der Einweihung gebraucht wurde, bleibt für immer an Ort und Stelle liegen, und fügt man einige Opfergaben, wie Tabak, Betelnüsse und Obſt bei. Der erſte Menschenkopf, welcher nach Herrichtung des Maon geraubt wird, wird gleichfalls daselbſt niedergelegt. Bei jeder nur einigermassen wichtigen Begebenheit fragt man die Geiſter um Rath und zieht einen günſtigen oder ungünſtigen Schluss aus den während der Beschwörung zufällig ſtattfindenden guten oder schlechten Vorzeichen.

Was Aeusseres, Sitten und Gebräuche der Bewohner betrifft, so beſteht darin kein Unterschied mit denjenigen der im Elpaputi-Busen wohnenden Alfuren. In körperlicher Entwicklung übertreffen die

Marhunuer alle ihre Landsleute die mir unter die Augen gekommen ſind; die meiſten erreichen eine Länge von 6 Fuss und ſind dabei zierlich und doch auch kräftig gebaut. Das schwarze, lange Haar wird in einen dicken Wulſt gebunden und mit einem um den Kopf geschlagenen Tuch in der Weise befeſtigt, dass es auf der linken Seite des Schädels herausſteht. (Siehe Abbildg. S. 313.) Ring- und Vollbärte gehören nicht zu den Seltenheiten. Die Männer tragen den Schamgürtel (Tjidakko) so feſt um die Hüften gezogen, dass dadurch Hüften und Bauch in unnatürlicher Weise hervortreten; und doch bewegen ſie ſich trotz dieser Einschnürung mit der grössten Leichtigkeit. Lanzen, Pfeile, und Bogen, Schiessgewehre mit Steinschlössern und Hauer ſind die gewöhnlichen Angriffswaffen, womit beinahe Jeder gut umzugehen weiss. Die meiſten Schiessgewehre ſind alt und defekt, da Niemand auch die geringſte Reparatur daran vorzunehmen im Stande iſt. Ich sah z. B. welche, wo Schloss und Lauf mit dünnem Tau an den Schaft feſtgebunden waren; dennoch wurden ſie noch fortwährend gebraucht. Zur Vertheidigung dient ein sehr langer, aber schmaler Schild (Salawaku). Ein blaues oder rothes Kopftuch und der Tjidakko iſt die einzige Kleidung der Männer; letzterer, von Baumbaſt gefertigt, hat an dem Theil, welcher auf die Mitte des Rückens zu liegen kommt, eine rautenförmige Fläche, worauf öfters einer oder mehrere Ringe in schwarzer oder brauner Farbe angebracht ſind. Jeder dieser Ringe gibt zu erkennen, dass der Träger einen Menschen ermordet und dessen Kopf geraubt hat. Dieses Erbeuten von Köpfen, das selten im offenen Kampfe, sondern nur verrätherischerweise geschieht, wird als Zeichen von Tapferkeit angesehen und gereicht dem Thäter zur grossen Ehre. Ein Mann, der ſich um die Gunſt eines Mädchens bewirbt, kann ihr kein angenehmeres Geschenk machen, als ein abgeschlagenes Menschenhaupt; ja er kann keine Frau bekommen, ohne einen Kopf geraubt zu haben. Dieses Köpferauben (koppensnellen) beſteht aber nur bei den Bewohnern der Weſthälfte von Seram, welche überhaupt in so vielen Punkten von denen der Oſthälfte abweichen, dass man versucht werden könnte, ſie als zwei verschiedene Stämme zu betrachten. Der Oſt-Seramer spricht eine andere Sprache, iſt zierlicher und weniger kräftig gebaut, etwas heller braun von Hautfarbe, weit sanfter von Gemüth und hat mehr oder weniger abweichende Gebräuche. So weiss er nichts von dem auf Weſt-Seram eine grosse Rolle spielenden Kakean-Bund, einer geheimen Vereinigung, in deren inneres Wesen noch kein Europäer eingedrungen und deren Geheimnisse und Zweck bis heute ſtrenge

bewahrt geblieben ſind. Ueber Entſtehung, Einrichtung und Zweck dieses Bundes kam mir während der Zeit, worin ich Chef der Civilregierung auf Süd-Seram war, nachfolgendes zu Ohren.

Die in dem molukkischen Archipel weit verzweigten beiden Brüderschaften Uli-lima und Uli-siwa findet man auch auf Seram unter dem Namen Pata-lima und Pata-siwa vertreten. Der Ursprung dieser beiden Brüderschaften, welche bis zum heutigen Tage einander feindlich gegenüberſtehen, lässt ſich nicht mehr mit Sicherheit nachweisen. Bei den Pata-lima iſt das Band, welches die Genossen zusammenhält, kein sehr feſtes, während die Pata-siwa durch den Kakean-Bund eng an einander gekettet ſind. Dieser Bund in der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts entſtanden, scheint ſich zur Aufgabe geſtellt zu haben, Land und Volk von fremder Herrschaft und fremdem Einfluss frei und rein zu halten. Er iſt demnach auch gegen Einführung des chriſtlichen und mohamedanischen Gottesdienſtes gerichtet und kann also als eine politisch-religiöse Vereinigung betrachtet werden, welche auf alten Gebräuchen eines heidnischen Kultus zu beruhen scheint, ohne jedoch eine beſtimmte gottesdienſtliche Richtung zu haben, da auch Chriſten und Mohamedaner zugelassen werden. Sie beſteht einzig und allein aus Personen männlichen Geschlechtes; Frauen können nie und nimmer aufgenommen werden.

Der Kakean-Bund umfasst gegenwärtig, wie gesagt, nur den weſtlichen Theil von Seram bis zum Elpaputi-Busen und iſt in die drei Landsmannschaften Sapoléwa, Etti und Talla vertheilt, die ihren Namen nach den drei Hauptflüssen führen, woran dieselben wohnen. Sapoléwa bildet den nördlichen, Etti den weſtlichen und Talla den südlichen Theil des Bundesgebietes. Jede dieser Landsmannschaften ſteht unter einer Rathsversammlung, Saniri genannt, deren Haupt den Titel Kapala-Saniri führt. Alle drei zusammen tragen den Namen Tiga-kapala-ajer (die drei Häupter des Wassers). Sie ſind Vorſitzer des Rathes, Hüter von Zucht und Ordnung, haben die Rechtspflege in Händen, treiben die Steuern ein und sorgen für Aufrechterhaltung der altherkömmlichen Gebräuche. Dem Kapala-Saniri iſt ein Kapitan beigeordnet, welcher Sorge tragen muss, dass die geringeren Häuptlinge und Genossen ihren Verpflichtungen nachkommen, und die erlassenen Befehle vollzogen werden. Weiterhin gibt es noch in jeder der 3 Abtheilungen zwei Würdenträger, welche den Titel Udjung-bandera (Spitze der Fahne) und Pohon-bandera (Schaft der Fahne) tragen, die gleichfalls unter gewissen Umſtänden zu Rathe

gezogen werden und ohne deren Zuſtimmung kein Saniri zusammengerufen werden darf. Endlich hat man noch in jeder Negorei Unterbedienſtete, Mauen genannt; sie ſind mit Inſtandhaltung des Kakean-Hauses betraut, das man in jedem Dorfe findet, und sorgen, dass Profane von Zeit zu Zeit in den Bund aufgenommen werden, die ſie in dessen Geheimnisse einweihen. Personen, die den Bundesgesetzen zuwider handeln, müssen ſie zur Anzeige bringen und ſie werden gewöhnlich auch mit der Vollziehung der auferlegten Strafen betraut. Die niedrigſten Bedienſteten ſind der Masaloö, des Mauen's Bote, der Kakiai und Maätita, beide Bediente bei Feſtmahlen u. s. w. Bei Versammlungen wird durch die Bundesbrüder das Anciennetätsrecht in der Weise, dass die Aelteren ſtets über die Jüngeren Platz nehmen, ſtreng in Acht genommen.

Ein gewöhnlich auf die Bruſt tätowirtes Kreuz, Pélen genannt, iſt das Bundeszeichen. Die Aufnahme selbſt soll in nachfolgender Weise ſtattfinden. Durch eine Oeffnung in der Form eines aufgesperrten Krokodilrachens oder Casuarschnabels wird der Profane zur Nachtzeit in das Kakean-Haus geschoben, und es heisst dann von ihm, der Setan-besaar (grosse Teufel) habe ihn verschlungen. In dicker Finſterniss ſitzend, hört er nun allerlei fremdartige Laute, Waffengeklirr und einzelne Gewehrschüsse. Nachdem er mehrere Tage im Hause zugebracht, während welcher Zeit der Mauen für Speise und Trank sorgt, wird er heimlich entfernt und nach einer entlegenen Gegend geführt, woselbſt er ein paar Monate zubringt. Nach Ablauf dieser Zeit kehrt er wieder in scheinbar hilfsbedürftigen Zuſtand in den Schoos seiner Familie zurück, welche mit seinem Aufenthaltsort gänzlich unbekannt geblieben war, und wird nun von denselben mit Geschenken überhäuft, von denen aber der Mauen den beſten Theil an ſich nimmt.

Die Rathversammlungen werden am Seeſtrande in der Nähe der Mündungen der drei genannten Flüsse gehalten, wobei, wenn dies nur einigermassen möglich, alle Würdenträger zugegen sein müssen.

Siehe hier Alles, was mir über diesen gewiss merkwürdigen Bund zu Ohren gekommen, einen Bund, dessen Gleichen nirgends im Archipel angetroffen wird und dem es glückte, ſich in ein geheimnissvolles Dunkel zu hüllen, das bis jetzt noch kein profanes Späherauge durchdrungen. Ich hätte dieser meiner Schilderung noch Vieles zufügen können, unterlasse es aber, da Alles, was über den Kakean-Bund erzählt wird, aus dem Munde profaner, nicht der Vereinigung angehörender Personen ſtammt und darum nur wenig Glauben verdient.

Die Seram'schen Alfuren ſind Heiden, und zwar Pantheiſten. Götzenbilder oder Tempel giebt es keine und der Gottesdienſt beſchränkt ſich auf das Anbieten von Opfern, worunter in früherer Zeit auch Menschenopfer.

Die Dialekte, welche in dem untersuchten Theil Serams gesprochen werden, unterscheiden ſich wohl von einander, haben jedoch nichts deſtoweniger einen gemeinsamen Stamm. So z. B. verſtand nicht ein einziger meiner Elpaputi'schen Begleiter auch nur ein Wort vom Marhunuer Dialekt.

Nehmen wir nach dieser Abschweifung den Faden unserer Erzählung wieder auf.

Im Begriff, in der Frühe des 27. Mai die Reise fortzusetzen, bemerkte ich, dass beim Antreten meiner Leute ein grosser Theil der Kulis fehlte. Nach langem Suchen fand ich die Herrn links und rechts in den Häusern verborgen und abgeneigt mich weiter zu begleiten. Meinen Stock als argumentum ad rem zu Hülfe nehmend, brachte ich ſie endlich nicht ohne Mühe zur Stelle, während der Rädja, welcher in der Nacht wieder zurückgekommen, unter lautem Geschrei die Hausbewohner ausscholt, die mit meinen widerspenſtigen Leuten im Einverſtändniss gehandelt, was auch gewiss nicht ganz unbegründet war. Da zuletzt auch einzelne Weiber in keineswegs melodischen Tönen zu schreien anfingen und die Kinder heulend den Wohnungen entflohen, aus welchen ich meine Kulis herausprügelte, so entſtand ein kleiner Aufruhr im Dorfe, und ein Stein fiel mir vom Herzen, als es mir endlich mit vieler Mühe glückte, mein Gefolge in Marsch zu bringen und der letzte meiner Träger das Dorf im Rücken hatte.

Den Bergabhang an der Nordoſtseite abſteigend, führte uns der Weg durch einige verwahrloſte Gärten über mit Gras bewachsenen Boden bis zum Bache Bubu, welcher hier eine Breite von 12 Ellen hat. Oſtwärts weiterschreitend passirten wir einen Buschgarten, überſtiegen längs einer ſteilen, mit Geſträuch bewachsenen Lehne den erſten der beiden Höhenzüge, welche Marhunu vom Sawai-Busen trennen, betraten nun wieder Hochwald und gelangten so in das jenseitige Thal zum Flüsschen Sala, wo ich Halt machen und das Bivouac aufschlagen liess. Während des letzten Marschtages am folgenden Morgen gingen wir eine Viertelſtunde lang im Bette des Sala weiter und überschritten darauf den letzten, ohngefähr 600 Fuss hohen Hügelrücken. Von hier aus über flachen Waldboden dem ſtets oſtwärts laufenden Wege folgend, kamen wir längs dem Bache Waiotte an den

Muſiha und von da aus über den schon früher beschriebenen Pfad nach Waiüta.

Schliessen wir unsere Fussreise mit der Schilderung eines Bivouacs im Walde!

Ermüdet von einem anſtrengenden Marsch, ſind wir gegen 2 Uhr auf einer Stelle angekommen, die zum Aufschlagen des Nachtlagers ſich eignet. Dass dieselbe in der Nähe von fliessendem Wasser liegen und frei von Unterholz sein muss, iſt Hauptbedingung. Nachdem die Träger Kiſten und Gepäck niedergesetzt, dessen Gewicht für den einzelnen Mann gewöhnlich 25 Pfund nicht überſteigt, lasse ich eine ebene Stelle von 10—12 Fuss Flächenraum von kleinem Geſtrüpp und etwa darauf liegenden Aeſten und Zweigen säubern und nun von Stangenholz, das inzwischen geschlagen wird, ein lockeres Gerüſte setzen, worüber die mitgebrachten Matten von Pandan-Blättern gehängt werden. So ſteht nun in einer Viertelſtunde eine von drei Seiten geschlossene, mit einem schiefen Dache versehene Hütte da, welche keinen Tropfen Regen durchlässt. Iſt dieselbe fertig, so wird mein eisernes Feldbett mit Muskitennetz nebſt einigen Kiſten, die als Stuhl und Tisch dienen, hineingeſtellt, und die Wohnung iſt hiermit fertig. Mit Verlangen sehe ich diesem Augenblick entgegen, denn nun erſt kann ich die beschmutzten, von Schweiss durchzogenen Kleider mit reiner Wäsche wechseln und nach dem in der Nähe fliessenden Flüsschen eilen, um in seinem kryſtallhellen Wasser den Körper durch ein Bad zu erfrischen. Währenddem hat mein Koch, ſtets der Erſte auf dem Halteplatz, Holz und drei grössere Steine gesammelt, um einen Herd zu improviſiren, auf dem er Feuer anlegt und in einem eisernen Kesselchen Wasser kocht. Komme ich aus dem Bade zurück, so iſt im Augenblick eine Tasse Pulverchocolade angerührt und getrunken, und ich kann nun mit Ruhe dem Augenblick entgegensehen, wo der Koch zu mir tritt, um anzukündigen: «Tuan, makanan suhda klaar» (Herr, das Essen iſt fertig). Auch meine Kulis nehmen inzwischen ein Bad, worauf ſie den Reſt ihrer Speisen vom geſtrigen Tage hervorholen und, nachdem ſie gegessen, ſich langen Leibes auf dem Boden ausstrecken, um der Ruhe zu pflegen. Nachdem ich gegen 5 Uhr mein einfaches Mahl zu mir genommen, bleibt mir bis zum Sonnenuntergang gerade noch Zeit übrig, die während des Marsches gemachten Aufzeichnungen in Ordnung zu bringen. Mit Anbruch der Nacht wird es wieder lebendig im Lager: grosse Feuer flammen rundum auf und beleuchten in greller Weise die braunen Geſtalten, welche, zum Theil mit Kochen beschäftigt, auf

dem Boden ſitzen, hocken und liegen. Hin und wieder fällt ein Streiflicht auf den unteren Theil der uns umringenden Baumſtämme, deren oberer Theil, in dunkle Nacht getaucht, dem Auge entſchwindet. Wenige Sterne glitzern zwiſchen den Laubkronen durch und hier und da fällt der bleiche Strahl der Mondſcheibe auf den dunklen Waldboden. Nachdem die Leute einige Zeit miteinander geſchwätzt und gelacht haben, werden die Feuer nochmals geſchürt, und Jeder legt ſich zur Nachtruhe hin. Da weder von Menſchen, noch von wilden Thieren etwas zu befürchten iſt, kann das Ausſtellen von Wachen unterbleiben. Nachdem auch ich mich gegen 9 Uhr als der Letzte zur Ruhe begeben, ſchwebt Todtenſtille auf dem kurz vorher noch ſo belebten Platz, über dem ſich mehr und mehr die Schatten der Nacht lagern, je nachdem die Feuer erſterben, bis auch endlich die letzte Gluth dahingeſchwunden. Wohl laſſen ſich bis zum ſpäten Abend Inſekten bald im Chor, bald vereinzelt hören, doch die Stille der Nacht wird nur ſelten unterbrochen durch den rauhen Schrei eines rothhalſigen Jahrvogels oder das Krächzen eines Raben. Ueberhaupt habe ich gefunden, daſs zumal auf Seram im Innern des Waldes höhere Thiere nur in geringer Zahl vorkommen.

Noch vor Sonnenaufgang mache ich Reveille, damit die Leute etwas eſſen, und ſetze dann den Stab weiter. Unterwegs brauche ich für meine Perſon niemals Speiſe, nehme aber von Zeit zu Zeit einen Schluck aus meiner Feldflaſche, welche eine Miſchung von Wein und Waſſer, mit einigen Tropfen Pfeffermünzextract verſetzt und mit Zucker verſüſst, enthält. Verſpürte ich während des Marſches Durſt, ſo lieſs ich mich ſelbſt bei ſtärkſter Tranſpiration niemals abhalten, beim Paſſiren eines Bergbachs von deſſen eiskaltem Waſſer zu trinken, ohne jemals den geringſten Nachtheil für meine Geſundheit davongetragen zu haben, zumal ich die Vorſicht gebrauchte, ſogleich wieder weiter zu marſchiren.

Die Säugethiere und Vögel der Inſel.

Was dieſe beiden Thierklaſſen betrifft, ſo kann die Fauna der Inſel, mit der ich mich übrigens nicht ſehr eingehend beſchäftigt, gerade keine beſonders reichhaltige genannt werden. Entſchieden iſt dies der Fall mit den Säugethieren. Am reichſten darunter ſind die Handflügler vertreten, wovon vielleicht an 20 Arten hier vorkommen. Raubthiere fehlen, mit Ausnahme einer Viverra, der Inſel

gänzlich. Dafür kommen jedoch manche Thierarten in ungeheurer Anzahl vor. Schreiten wir zur Aufzählung: Pteropus funereus; P. phaiops; P. chrysoproctus; P. griseus; Xantharpya amplexicaudata; Macroglossus minimus; Harpyia pallasi; Rhinolophus nobilis; R. bicolor; R. tricuspidatus, R. euryotis; Hyposideros speoris; Miniopieris blepotis; Viverra zibetha; Cuscus maculatus; C. orientalis; Mus decumanus; Sus spec; Cervus moluccensis. Die letztgenannten beiden Thiere kommen in ungeheurer Menge vor und bilden das gewöhnliche Wild für die Alfuren. Delphinus spec, nicht selten in der Nähe der Küſte der Insel.

An Vögeln iſt Seram bei weitem reicher. Die meiſten Arten trifft man in der Nähe menschlicher Anſiedelungen und am Meeresufer, während die unheimliche Stille des Urwaldes nur selten durch das rauhe Geschrei eines Nashornvogels, das Gekrächze eines rothhäubigen Kakadus oder das dumpfe Ruksen einer grossen Baumtaube unterbrochen wird. Nachfolgende Arten, von welchen ich einen grossen Theil selbſt sammelte, ſind auf der Insel zu Hause: Falco communis; Falco moluccensis, sehr allgemein; Haliaëtus leucogaſter, selten; ich bemerkte den Vogel nur ein einziges Mal an der Mündung des Bobot; Haliaëtus indus, nicht selten längs der Küſte; Pandion haliaëtus; Nisus cirrhocephalus; N. iogaſter, ziemlich häufig; Baza reinwardti, allgemein; Noctua squampila; Scops magicus; Caprimulgus macrurus; Dendrochelidon myſtacea; Hirundo spec; Alcedo minor; Dacelo chloris; D. sancta; D. lazuli; D. lepida; Tanysiptera dea; Nectarinia eques; N. aspasia; N. frenata; N. melanogaſtra; Dicaeum vulneratum; Phylemon subcornutns; Criniger affinis; Dicrurrus amboinensis; Artamus leucogaſter; Sphecoteres forſteni; Pitta rubrinucha, ein ziemlich seltener Vogel; ich erhielt nur ein einziges Exemplar, jetzt zu Leiden. Aegithina monacha; Muscicapa hypogrammica; Myiagra galeata; Rhipidura cinerea; R. mimoides; Campephaga ceramensis; C. swainsoni; C. atriceps; Pachycephala macrorhyncha; P. xanthonemis; Corvus violacenus; Oriolus forſteni; Euryſtomus orientalis; Basilornis corythaix, ein ziemlich seltener Vogel; Calornis metallica; C. amboinensis; Buceros ruficollis, ziemlich häufig in den grossen Wäldern. Der Vogel muss als Localrasse von der auf Neu-Guinea lebenden gleichnamigen Art getrennt werden, da bei diesem Kopf und Hals des Männchens durchaus gelblich braun ſind, während bei dem Seram'schen Vogel der Hals mehr weiss und der Hinterkopf und Halsrücken dunkelbraun gefärbt iſt. Die Eingeborenen glauben, dass dem auf dem oberen Schnabel liegenden Sattel

jedes Jahr eine neue Kerbe zugefügt werde, und nennen das Thier deshalb Jahrvogel. Cuculus orientalis; C. sonnerati; Centropus rectunguis; Scythrops novae hollandiae, auf gewisse Plätze beschränkt; Eclectus cardinalis; E. intermedius; E. rhodops; E. megalorhynchus; Platycercus amboinensis; Trichoglossus haematotus; Nanodes placens; Lorius domicella; L. ruber; Cacatua moluccensis. Alle diese Papageien ſind an ihnen zusagenden Oertlichkeiten ziemlich häufig. C. moluccensis iſt der Insel ausschliesslich eigen, verfliegt ſich aber zuweilen nach Amboina. Carpophaga neglecta; C. bicolor; C. albigularis; Ptilopus melanocephalus; P. viridis; P. superbus; Macropygia turtur; M. reinwardti; Chalcophaps indica; Caloenas nicobarica; Megapodius forſteni; M. rubripes; Casuarius galeatus. Letzterer Vogel iſt zwar sehr häufig, doch werden alte Thiere nur selten geschossen oder gefangen; Junge und Eier wurden mir öfter gebracht. Die Legezeit fällt zu Anfang des trockenen Mousson. Das Neſt findet ſich tief im Walde unter dichtem Geſträuch; es beſteht aus Blättern, Grashalmen und ähnlichen Stoffen, welche das Weibchen zu einem platten Haufen von $1\frac{1}{2}$ Ellen im Durchmesser zusammenscharrt, und worauf es 3—5 Eier legt, und zwar in der Weiſe, dass ſie ein lateinisches V bilden. Mehrere Eier werden dem Rande des Neſtes entlang gelegt. Mit der Bruſt der Oeffnung dieses V zugewendet, brütet nun das Weibchen und überdeckt jedesmal, wenn es genöthigt iſt das Neſt für einige Zeit zu verlassen, die Eier mit Blättern. Nach Verlauf von 30 Tagen schlüpfen die Jungen aus, worauf die Alte jene längs dem Neſtrand liegenden Eier zertritt, damit die durch deren ſtinkenden Inhalt herbeigelockten Thierchen den Jungen zur erſten Nahrung dienen möchten. Bekanntlich tragen diese im erſten Jahre auf graugelblichem Grund dunkelbraune Längsſtreifen, werden im zweiten einfarbig graulich gelbbraun und nehmen erſt im dritten Jahre allmählig die schwarze Farbe der Alten an. Die Nahrung beſteht hauptsächlich aus Früchten, zumal aus denjenigen des Tomitomi. Die Alfuren jagen den Vogel hauptsächlich seines Fleisches wegen, welches, zumal bei jüngeren Vögeln, einen vorzüglichen Geschmack hat. Man erhält ihn am leichteſten, wenn man ihn eine Anhöhe hinuntertreibt, weil er dann leicht das Gleichgewicht verliert, ſtrauchelt und kopfüber ſtürzt. Auch wird er zuweilen vermittelſt einer ſtarken, an ein niedergebogenes, elaſtisches Baumſtämmchen gebundenen Schlinge gefangen, welche bei Berührung zurückschnellt und das Thier vom Boden wegreisst. Bei einer meiner Streifereien in der Umgegend von Atiāhu erlöſte ich einſt aus einer solchen Schlinge ein altes

Mütterchen, welches ſich darin kurz unter den Armen gefangen hatte und mehrere Fuss über der Erde schwebte, ohne im Stande zu sein, ſich selbſt aus der allerdings nicht angenehmen Lage zu erlösen. Ihr weithin durch den ſtillen Wald schallendes Gejammer hatte mich glücklicherweise an den verhängnissvollen Ort geführt. Auch die Eier des Vogels lassen ſich gut verspeisen. Ardea jugularis bemerkte ich nur ein einziges Mal im Busen von Sawai; A. javanica; A. flavicollis; Ibis strictipennis erlegte ich in der Nähe von Wahai, wo er den Namen Sawéla führt. Der Vogel iſt merkwürdig durch die auffallend bunte Färbung seiner Epidermis, welche am Kopf und Hals schwarz, unter den Flügeln hochroth und am Rumpf weiss iſt. Tringa acuminata; Limosa spec; Tringa spec; Totanus incanus; Actitis hypoleucus; Numenius phaeopus; Himantopus leucocephalus; Glareola orientalis; Oedicnemus magniroſtris; Charadrius geoffroyi; Pluvialis fulvus; Porzana cinerea; Gallinula haematopus; Porphyrio indicus; Anas radjah; Dendrocygna guttata; Fregatta aquila; F. minor. Die beiden interessanten Fregattvögel bekommt man oft genug zu sehen, wenn ſie an der Küſte hoch in der Luft schweben, scheinbar ohne Flügelbewegung kurze Kreise beschreibend, wobei ſie den scheerenförmigen Schwanz abwechselnd öffnen und schliessen. Man bemerkt dann öfters 20—30 zugleich. Es ſind übrigens über alle Beschreibung dreiſte Thiere, wie ich mich durch den Augenschein sattsam überzeugen konnte. Bei einem vermittelſt eines grossen Zugnetzes bewerkſtelligten Fischfang, den der Rādjă von Atiāhu auf mein Ersuchen an der Mündung des Bobot-Flusses veranſtaltete, ſtürzten ſich wohl mehr als 30 Fregattvögel auf die in den Prauen liegenden Haufen Fische und holten dieselben unter den Händen der Matrosen weg, wobei freilich die Hälfte der Vögel theils mit den Rudern erschlagen, theils lebend gefangen wurde. Wegen des tief eingeschnittenen Schwanzes nennen die Strandbewohner den Vogel Burung gunting (Scheerenvogel). Graculus sulciroſtris; Sula piscatrix iſt mir nur ein einziges Mal vorgekommen. S. fiber, sehr allgemein; Sterna pelecanoides; Podiceps minor.

B. Reise nach den Aru- und Südoster-Inseln.

(6. Januar bis 5. October 1865.)

Geographische Uebersicht.

Die Aru- und Südoſter-Inseln gehören gegenwärtig zur Reſidentschaft Amboïna, liegen zwischen 3° 58′ und 6° 54′ S. B. und 131° 17′ und 134° 56′ O. L. v. G. Die Südoſter-Inseln bilden gleichsam eine in einem Bogen von Nordweſt nach Südoſt laufende Kette, die ſich nördlich an Seram-laut anschliesst und aus der Goram-Gruppe, Watubella-Gruppe, den Inselchen Koor, Tijoor und der Kei-Gruppe beſteht. Diese letztere liegt etwas ausserhalb der Richtung der Kette, gehört aber ihrer geologischen Formation und Fauna nach noch zu derselben. Ganz davon isolirt, ohngefähr 18 geographische Meilen in südöſtlicher Richtung von Kei entfernt, liegen endlich die Aru-Inseln, welche ein Syſtem für ſich bilden und wahrscheinlich ein jüngeres Alter haben. Von dem nächſten Punkt Neu-Guinea's ſind dieselben ohngefähr 20 geographische Meilen und von Auſtraliens Nordküſte 72 geographische Meilen entfernt.

Geographische Lage einiger Punkte.

Kailäkat (Goram) = 4° 3′ 5″ S. B. und 131° 25′ 5″ O. L. v. G.
Dulla (Kei-Inseln) = 5° 33′ 53″ S. B. und 132° 44′ 12″ O. L. v. G.
Dōbō (Aru-Inseln) = 5° 39′ 56″ S. B. und 134° 22′ 37″ O. L. v. G.

Die Bergkuppen aller dieser Inseln erheben ſich kaum über 1000 Fuss Meereshöhe.

---

1. Die Aru-Inseln.

Mit einer wissenschaftlichen Untersuchung der Aru- und Südoſter-Inseln beauftragt, schiffte ich mich mit einem Gefolge von 9 Personen am 6. Januar 1865 auf meinem damaligen Standplatz Amboina an

Bord des kleinen Schooners Victoria ein. Gegen Mitternacht abgesegelt, liessen wir, nachdem wir in der Nacht vom 18. auf den 19. einen heftigen Sturm durchgemacht, am 25. das Anker vor Dōbō, der Haupthandelsſtation auf den Aru-Inseln, fallen. Am folgenden Tag liess ich meine Bagage ans Land bringen, und bezog die zur Unterkunft des Regierungsbeamten beſtimmte Hütte, der jährlich von Amboina aus mit einer Inspection der Gruppe beauftragt wird.

Werfen wir, ehe wir den Faden unserer Erzählung fortspinnen, einen Blick auf die Gruppe. Es iſt dies um so nöthiger, als mein Vorgänger Wallace in seinem Reisewerk «Der malaische Archipel» ſich manche Unrichtigkeiten zu Schulden kommen liess.

Sie liegt zwischen 5° 17′ und 6° 54′ S. B. und 134° 20′ und 134° 56′ O. L. v. G. und beſteht aus mehr als 600 grösseren und kleineren Inseln, wovon viele unbewohnt ſind und selbſt nicht einmal Namen haben. Durch verschiedene eingeborene Häuptlinge wurden mir folgende Namen der hauptsächlichſten Inseln angegeben. Sie heissen von Norden nach Süden: Nobă, Warialaü, Poba, Wāssir, Kōla, Jédan, Māmi, Kărkăi, Gānăn, Udjir, Komfané, Wokam, Wammer, Jabulenga, Kulmāmin, Réwan, Duar, Kūmun, Menlan, Djirſian, Kărwĕira, Marra, Warsiera, Wattelei, Kalgaréa, Fatnai, Waria, Litultulan, Meiriri, Kobroor, Meiran, Lumar, Pulu-Babi, Penambulai, Lolla, Laor, Méming, Lelantuting, Kokoida, Jambai, Gomu-gomu, Fenamblei, Maikoor, Tabberfāne, Trangan, Ngabur-damlu, Kōba, Batugojang, Kulor, Krei, Pulu-Babi II, Pulu-Bambu I, Workai, Gārang, Pulu-Bambu II, Dumar, Bărăkăn, Jaüdi, Maar, Djeh und Ngornor.

Die Seefahrer und Handelsleute theilen dieselben in Vor- und Hinterwall-Inseln ein. Die an der Weſtseite liegenden Inseln ſind die Vorwallinseln, weil man, von Macassar, Banda und Amboina kommend, dieselben zuerſt erreicht; die oſtwärts nach Neu-Guinea zu liegenden die Hinterwall-Inseln. Die Bewohner der Vorwall-Inseln ſtehen auf einer etwas höheren Bildungsſtufe, als die übrigen, und massen ſich eine gewisse Suprematie über die Hinterwaller an. Sie ſind Chriſten, Mohamedaner und zum sehr geringen Theil Heiden, die Bewohner der Hinterwall-Inseln Heiden und werden Alfuren genannt.

Die nachfolgenden Inseln ſind bewohnt, und man findet darauf die Dörfer: Weggelaü auf Warialaü, Wassir auf Wassir, Singaruni und Mălläking auf Kola, Kafoshal, Jerieri, Wailieli und Udjir auf Udjir, Sāmang, Pĕngambil, Wokam, Bombtin und Năflĕrŭ auf Wokam, Farutei, Dōbō, Wangil und Djurdjalla auf Wammer, Wattelej und Tabar auf Wattelej, Meiriri auf Meiriri, Komfané auf Komfané, Penambulai

auf Penambulai, Lolla auf Lolla, Djambudi auf Laor, Kobroor, Wärdjökō, Warloi, Kannai, Wailei, Fänöm und Wonumbai auf Kobroor, Maikoor, Ratu, Wangal, Radjina und Wardigai auf Maikoor, Jambai auf Jambai, Gōmu-gōmu auf Gōmu-gomu, Serūi, Naiwūli, Bardiur, Djuronmar, Erarsen, Fätäbläd, Wōmar, Lūtur, Jrébi, Tadbidjāron, Kumkai; Serwāku; Wätrāl; Ngailor; Bain; Sai und Batu-gojang auf Trangan; Kōba auf Kōba; Kūlor und Missidan auf Kūlor; Krei; Neuguli und Feruui änf Krei; Affāra; Löngär und Trei auf Workai.

Die Bevölkerung kann auf 15,000 Einwohner geschätzt werden. Davon ſind ohngefähr 400 Chriſten in den Dörfern Wokam, Wangil Djurdjalla und Maikoor und 300 Mohamedaner in den Dörfern Pengambil, Sāmang und Udjir. — Dōbō, Wonumbai, Meiriri und Gōmu-gōmu ſind die hauptsächlichſten Handelsſtationen. Alle diese Dörfer haben eine von Mohamedanern und Heiden gemischte Bevölkerung; letztere ſind in geringerer Zahl. Die grössere Zahl Alfuren wohnt tief im Innern des Waldes zerſtreut.

Die topographische Kenntniss, welche wir von den Aru-Inseln haben, bedeutet so gut wie nichts. Alle von der Gruppe beſtehenden Karten ſind mit Ausnahme einzelner Punkte figuratif und die darauf vorkommenden Namen unrichtig geschrieben.

Unzweifelhaft iſt die Formation der Gruppe keine sehr alte; Korallen, mit Sandlagen abwechselnd, bilden den Boden, der im Ganzen genommen wellenförmig, ſich nur an einzelnen Stellen zu niedrigen Hügeln erhebt. Der nach dem Innern zugekehrte Theil des Strandes von vielen Inseln iſt meiſtens sumpfig, ohne Küſtensaum, hier und da auch felſig, während die seewärts gekehrte Seite meiſtens trocken iſt und von einem breiten blendendweissen, mit fein geriebenen Korallen und Muschelſtücken bedeckten Ufersaum eingefasst wird.

Dōbō liegt an der Nordweſtküſte der Insel Wammer auf einer kahlen Landzunge von 210 Ellen Länge und 120 Ellen Breite und beſteht aus ohngefähr vierzig, in zwei Strassen dicht nebeneinanderſtehenden Hütten. Das Dorf, oder besser — die Station wird nur während der Handelssaison von Januar bis Auguſt bewohnt. Die Rhede iſt eine der beſten in der ganzen Gruppe.

Gleich nachdem ich so gut wie möglich eingerichtet, begann ich meine Untersuchungen auf Wammer und der Dōbō gegenüberliegenden Insel Wokam, wobei ich auch Besuche von verschiedenen Häuptlingen der umliegenden Inseln empfing. Unter allen diesen theilweise nach amboineſischer Mode gekleideten Personen machte der alte Häuptling von Udjir, Orang-kāja Osman, wohl den lächerlichſten

Eindruck durch seinen barocken Anzug, der aus einem weissen Hemd und gleichfarbiger Halsbinde, eben solchen Strümpfen, schwarzen Hosen, grünen Pantoffeln und rothem Tuchrock bestand, dessen schmale und lange Schösse dem kleinen magern Kerl bis an die Knöchel reichten. Auf diesem Rock war eine holländische Militär-Dienstmedaille befestigt, welche an einem schmutzigen orangenfarbenen Bande hing. Auf dem Kopfe trug er einen hohen schäbigen Cylinder mit orangenfarbener Cocarde und mit roth-weiss-blauem Band geziert.

Die interessantesten meiner Ausflüge waren nach einem Theil der Ost- und Westküste von Wokam gerichtet, deren ersterer beinahe einen schlimmen Ausgang für mich gehabt hätte. — Mit einer Lèpa-lèpa (ein Cano aus einem ausgehöhlten Baumstamm) hatte ich mich am 4. März von Dǫbǫ aus zum Besuch der beiden Dörfer Bomtin und Näflërü dorthin begeben. Nachdem wir den beide Inseln trennenden Meeresarm passirt, liess ich der felsigen Küste entlang bis zur Mündung des Flüsschens rudern, in dessen Nähe beide Dörfer liegen. Schon nach kurzer Zeit, nachdem wir dasselbe aufwärts gerudert, sah ich den Anfang eines Fusspfades vor uns, worauf wir das Cano verliessen und nach halbstündigem Wandern das ohngefähr 200 Fuss überm Meere liegende Dorf Bomtin erreichten. Der sehr unebene, über einen allmählich ansteigenden, schmalen Bergrücken in vielen Krümmungen sich windende Weg lief in nordwestlicher Richtung über ein von prächtigen Riesenbäumen beschattetes Terrain, aus deren Kronen das Geschrei des gelbhaubigen und der bei weitem wohlklingendere Ruf des schwarzen Cacadus herunterschallte. Zuweilen vernahmen wir auch den eigenthümlichen Lockton des Fanéam (Paradisea apoda), bekamen aber diesmal nicht einen einzigen zu Gesicht. Zwei aus Holzwerk, Bambus und Baumrinde zusammengestellte Hütten, zu denen eine Leiter führte, machten das ganze Dorf und fünf darin wohnende Familien die Summe der Bevölkerung aus. Bei unserer Annäherung hörte die Musik, die wir, noch im Cano sitzend schon gehört hatten, plötzlich auf. Einige Männer kamen uns entgegen und brachten uns in das grösste der beiden Häuser, dessen Eigenthümerin, ein hochbetagtes Weib, gerade vor einigen Augenblicken gestorben war. Mitten im Raum, welcher das ganze Innere des Hauses einnahm, lag die Leiche unter einem hohen Baldachin lang ausgestreckt auf einer Matte; zwei kleine irdene Töpfe stützten auf beiden Seiten den Kopf und ein flacher Porzellanteller lag umgekehrt auf der Brust. Das Antlitz war unbedeckt, der Körper in ein neues Umschlagetuch gehüllt. Rund um die Leiche sassen einige

Männer und Frauen, wahrscheinlich die nächſten Verwandten, und machten unter Weinen, Singen und Schlagen auf einen Gong einen ohrzerreissenden Lärm. Sobald wie möglich machte ich mich deshalb wieder aus dem Staube und auf den Weg nach dem zweiten, auf demselben Bergrücken $^1/_4$ Stunde weiter weſtlich gelegenen Dorfe, welches gleichfalls aus zwei Hütten beſteht und ebenso schmutzig und zerfallen ausſieht wie das erſte.

Die Bewohner beider Dörfer ſind Alfuren, haben jedoch durch ihren Verkehr mit den Händlern zu Dọbọ viel Ursprüngliches verloren. Die Männer, wovon einige mit Lanzen und Bogen bewaffnet waren, trugen als einziges Kleidungsſtück um die Hüften einen handbreiten Schamgürtel von grobem Baumwollzeug, die Frauen einen bunten, bis an die Knie herabhängenden Lappen Kattun.

Nachdem ich einige Geschenke ausgetheilt, kehrte ich wieder ſtrandwärts und war so glücklich am Ufer des Flüsschens noch eine Paradisea regia zu schiessen. Auf der Rückfahrt in See gekommen, liess ich auf einen der um uns her fliegenden Seevögel (Sterna pelecanoides) schiessen, der auch, jedoch nur leicht verwundet, ins Wasser fiel. Schnell wurde ihm nachgesetzt, in wenigen Augenblicken war er erreicht, und eben wollte der vorn ſitzende Ruderer, ſich weit ausbiegend, den Vogel ergreifen, als die Lèpa-lèpa durch diese Bewegung aus dem Schwerpunkt gebracht, umschlug und wir Alle in See fielen. Nun bin ich zwar ein geübter Schwimmer, aber die schwere Kleidung und Munition welche ich um und an mir trug, machten mir doch das Schwimmen so mühsam, dass ich gewiss ertrunken sein würde, wenn es mir nicht geglückt wäre, schnell das wegtreibende Cano zu erreichen und mit Hülfe der herumschwimmenden Ruderer dasselbe zu beſteigen. Langsam wurde es nun von diesen in seichtes Wasser gebracht, ich liess mich heruntergleiten, das Cano wurde wieder umgekehrt, und ſiehe da, wir fanden unsere Seeschwalbe ziemlich unverletzt darunter. Ganz durchnässt und mit einem ſtarken Fieberanfall behaftet kam ich Nachmittags auf Dọbọ zurück; mein Gewehr, welches ins Wasser gefallen, liess ich am folgendeu Tage bei Ebbe wieder auffischen.

Am 8. März machte ich einen Besuch im Dorfe Wokam, das auf der Weſtseite der gleichnamigen Insel liegt. Kokos- und Sagopalmen umringen es in der Nähe, Hochwald bildet den Hintergrund. Das Dorf ſelbſt ſieht nicht übel aus. Seine 14, auf Pfählen hoch über dem Boden ſtehenden Hütten nehmen die zwei Seiten eines Vierecks ein, in dessen Mitte die Wohnung des Häuptlings (Orang-

kaja) ſteht. An der Südseite dieses Platzes ſieht man eine ſteinerne Kirche, deren weisse Mauern ſich scharf auf dem dunklen Hintergrund des Waldsaums abheben. Noch am Vormittag besah ich weiter die Ruinen eines Forts, wovon man mir früher schon erzählt hatte. Nach den übrig gebliebenen Reſten zu urtheilen, muss es ein capitales Werk gewesen sein, welches in lange verflogenen Jahren der wilden Bevölkerung dieser weit entlegenen Länder ein Zeugniss gab von der Macht und Grösse der früheren oſtindischen Compagnie. Nachdem die Portugiesen, welche schon im erſten Decennium des 16. Jahrhuderts mit den Aru- und Südoſter-Inseln bekannt, durch die holländisch-oſtindische Compagnie aus den Molukken verjagt worden, liess letztere im Jahre 1659 dieses Fort zum Schutz des Alleinhandels der Bürger von Banda errichten. Bei einem Aufſtand der Bewohner von Udjir wurde es im Jahre 1787 von diesen eingenommen und theilweise demolirt. Nachdem die Veste wieder zurückerobert und hergeſtellt worden, ging sie 1808 aufs Neue durch Ueberrumpelung verloren, wurde theilweise verwüſtet und blieb von da an verlassen. Das Ganze war mit einer Ringmauer umschlossen, von der noch nach der Seeseite ein Theil übrig iſt nebſt einer thurmartigen Baſtion und zwei Thorwegen. Von den Gebäuden selbſt beſtehen nur noch die Aussenwände eines Wohnhauses in der Nähe des weſtlichen Thores, sowie ein neueres zur Kirche umgewandeltes Gebäude. Die Bewohner bekennen ſich faſt alle zum Chriſtenthum und ſtehen unter der Seelsorge eines durch die Regierung besoldeten amboinesischen Schulmeiſters.

Meine Jäger, welche schon einige Zeit im Dorfe zugebracht, hatten manches interessante Thier erlangt, worunter auch Exemplare von Paradisea apoda, Chalyb. Keraudreni, Lor. scintillatus, Mycrogl. atterrimum und andere mehr ſich befanden. Schmetterlinge waren ausserordentlich häufig, zumal die in einen goldglänzenden Harnisch gehüllte Cocytia d'Urvillei.

Nach Dobo zurückgekehrt, machte ich meine Vorbereitungen zur Fortsetzung der Reise, und segelte am 2. mit dem Vorhaben ab, den Diſtrict Wonumbai auf der Insel Kobroor zu durchforschen. Erſt öſtlichen und später weſtlichen Cours nehmend, passirten wir die Fahrstrasse zwischen Wammer und Meiran und ankerten am Nachmittag unter der Insel Tuman, um daselbſt zu übernachten. Am folgenden Tag wurde die Reise bis an den Eingang der Strasse Wonumbai fortgesetzt. Im Ganzen genommen zeigt ſich das Land als eine mit Mittelwald beſtandene Fläche, hier und

da von niedrigen Hügelketten durchzogen; aus dem grösstentheils flachen Ufer erheben sich vereinzelte Kalkfelsen, die mit einer hellgrünen Grasdecke bekleidet und mit einzeln ſtehenden Casuarinen bewachsen ſind. An dem senkrechten seewärts gerichteten Abſturz mancher dieser Felsmassen erblickt man Eingänge zu Grotten, und es geschah zum Zweck der Untersuchung einer solchen, dass ich meine Reise am Eingang der Wonumbai-Strasse für einige Augenblicke unterbrach und mich nach einem dieser Felsen bringen liess. Seine Masse beſteht im unteren Theil aus Muschelkalk, im oberen aus Kalkmergel. Die Grotten ſelbſt laufen nicht tief einwärts und entſtanden wahrscheinlich durch den Wellenschlag der anſtürmenden Brandung. In der grössten traf ich eine kleine Fledermaus an, sowie auch mehrere Schwalbenfamilien, welche ihre aus Grashalmen und Federn zusammengesetzten, an der Aussenseite mit einer dicken Erdlage versehenen Neſter an den Wänden befestigt hatten; Eier fand ich keine darin vor, und die Neſter ſelbſt fielen beim Abnehmen vom Felsen auseinander. Nachdem ich noch einige, am gegenüberliegenden Ufer ſtehende Hütten besucht, worin eine Familie in einem über alle Beschreibung gehenden Schmutz vegetirte, kehrte ich an Bord zurück, liess die Reise fortsetzen und lief mit günſtigem Strom in die Strasse ein bis zu einem ohngefähr 3 Meilen entfernten Punkt, wo ſie ſich in zwei Arme theilt. Der eine nordöſtlich laufende führt nach den Hinterwall-Inseln; der andere, in südlicher Richtung sich hinziehende theilt sich in viele kleine Zweige. Das zwischen den beiden Armen liegende Land iſt Wonumbai, ein zur Insel Kobroor gehöriger Landestheil. Bis zum Theilungspunkt ſind die Ufer der Strasse felſig, hoch, öfters senkrecht abfallend; weiter aufwärts und in allen Seitenkanälen ſtehen dieselben unter Wasser und ſind mit der in diesen Gegenden gewöhnlichen Strandvegetation bedeckt, die mit ihren unzählbaren, tausendfältig gekrümmten Wurzeln, worauf die kleinen Stämmchen ſtehen, aus dem ruhigen, dunkelbraunen Wasser emporſtrebt. Nichts iſt einförmiger und ermüdender für das Auge, wie dieses aus nur wenigen Arten beſtehende Pflanzenkleid. Ausser dem Geschrei einiger Papageien und dem dumpfen Lockruf grosser Fruchttauben hört man kein lebendes Wesen, und erſt nahe bei dem Ziel der Reise begrüsste uns der Burong-siang (Tropid. novae guineae) und mehrere andere kleine Vögel mit ihrem fröhlichen Gesang. Bei nasser Witterung und zur Nachtzeit machen Millionen von ſtechenden und beissenden Insekten (Tipula-Arten) den Aufenthalt in diesen sumpfigen Kanälen unerträglich, während bei Tag der Reisende durch den Biss einer grossen

Fliege gequält wird, die ich früher schon auf Neu-Guinea kennen gelernt hatte.

Der Boden beſteht aus einer mächtigen Humusschichte, woraus an vielen Stellen, als Beweis einer früher ſtattgefundenen Bodenerhebung, Muschelkalk hervortritt.

Am folgenden Mittag erreichte ich die Stelle, wo mein Vorgänger und Freund, der englische Reisende und Naturforscher A. R. Wallace vor ohngefähr 8 Jahren in der Wohnung des Alfuren Kamis, eines unter seinen Landsleuten sehr einflussreichen Mannes einen Monat zugebracht hatte. Von meiner baldigen Ankunft durch den Häuptling von Wokam im Voraus benachrichtigt bot derselbe mir bereitwillig seine Wohnung, ein noch neues, ziemlich grosses Haus zum Aufenthalt an, nachdem er vorher einige Familien, welche dasselbe mit ihm zeitweise bewohnten, ausquartiert hatte. So war denn für mein Unterkommen Sorge getragen. Das Haus, welches ich am 6. Mai bezog und das mich während eines Monats beherbergen sollte, liegt einsam inmitten einer Wildniss, worin die zerstörende Hand des rohen Bewohners nur an wenigen Stellen einen unaufhörlichen Kampf mit den ewig jungen Kräften einer über alle Beschreibung üppigen Vegetation führt. Die Umgegend wird nord- und oſtwärts durch den Seearm begrenzt, auf dem wir hergekommen und welchen ich zur Erinnerung an meinen Aufenthalt und den meines Freundes Wallace Naturalist-Kreek nenne. Nach Süden hin erhebt ſich der Boden zu einem breiten niedrigen Rücken, der ſich nach Weſten zu wieder im Flachland verliert. Ein grosser Theil dieses Rückens wird durch bebautes Land eingenommen, worauf $^2/_3$ der Bäume, womit es beſtanden war, umgeschlagen und ohne weitere Bearbeitung des Bodens Kokos, Pisang, Zuckerrohr, Pataten und Läbu gepflanzt worden waren. Alles ordnungslos durcheinander zwischen Gras und Geſträuch. Ein schmaler Fusspfad, bei dessen Anlage man jeden Moment das Axioma aus den Augen verloren, dass die grade Linie der kürzeſte Abſtand zwischen zwei Punkten iſt, windet ſich über den Rücken hin, in südlicher Richtung nach einigen anderen Hütten und Gärten führend. Fünfzig Schritte von dem hier endigenden Seitenkanal entfernt erhebt meine temporäre Wohnung ihr bescheidenes Dach. Sie ſteht 7 Fuss hoch über dem Boden auf Pfählen und hat einen Flächenraum von ohngefähr 10 Ellen im Viereck. Dünne Balken, Latten und Baumrinde ſind die Materialien, woraus ſie beſteht; Palmblätter bilden die Bedeckung. Das Innere iſt bis zur Dachfirſte ein einziger offener Raum, der durch niedrige Scheide-

wände in drei Abtheilungen geschieden ist, von denen eine mir zum Schlafgemach dient. Alles ist im Innern von Rauch geschwärzt und fingerdick mit Staub und Schmutz bedeckt. Geht Jemand im Hause über den dünnen, aus biegsamen, weit auseinander liegenden Latten bestehenden Fussboden hin und her, so wankt das ganze Gebäude, und da dies den Tag über fortwährend stattfindet, so blieb mir nur die Nacht zum Arbeiten übrig, wobei ich freilich jedesmal von den Mousquiten arg mitgenommen wurde. Wenige Schritte vom Hause entfernt stand das Gerippe eines zweiten Hauses, an dem jedoch schon lange nicht mehr gearbeitet wurde. Zwei alfurische Gräber waren ganz in der Nähe; bei dem einen stand der in der Form eines Canos aus einem Baumstamm gehauene Sarg, worin die Leiche eingeschlossen war, auf zwei 5 Fuss hohen Pfählen unter einem Schirm von Palm. blättern. In ein Loch an der Unterseite dieses Sarges schloss ein bis zum Boden reichendes Bambusrohr, wodurch alle beim Verwesungsprocess entstehende Flüssigkeiten zur Erde abgeleitet werden. Bei der zweiten Begräbnissstätte lag die Leiche in der Erde, ebenfalls unter einem Blätterschirm. Rund um beide Gräber waren einige alte Teller und Flaschen niedergesetzt, nebst Ueberresten von Feldfrüchten, welche die Gestorbenen bei Lebzeiten genossen. Unter den Schirmdächern hing die Matte, worauf sie geschlafen, und am oberen Ende war an einer Stange ein Körbchen aufgehängt, welches Messer, Feuerzeug, Kamm und einige andere Kleinigkeiten aus dem ehemaligen Besitz der Gestorbenen enthielt. Eine dritte Grabstätte befand sich hinter dem von mir bewohnten Haus. Als Sühnopfer für die Verstorbenen legen die Familienglieder zuweilen ein kleines Feuer an, wenn sie diess für nöthig erachten.

Während ich beschäftigt war, das umliegende Terrain zu durchforschen, hatten meine Jäger manches seltene Thier, hauptsächlich Vögel, erlegt, und sah ich die Naturaliensammlung für Leiden täglich zunehmen. Noch in höherem Grade trugen zu dieser Vermehrung die Eingeborenen bei, welche ich durch kleine Geschenke für meinen Zweck interessirt hatte und die mir nun täglich eine Menge kleiner und grösserer Thiere, namentlich Insekten und kleine Vögel brachten, welche letztere sie vermittelst Pfeil und Bogen höchst behende schossen. Ueberhaupt sind die Arunesen die besten Bogenschützen, die ich bis heute irgendwo angetroffen, und der Bogen ist in ihrer Hand immerhin eine gefährliche Waffe. Er wird von dem harten und elastischen Holz des Uriabaumes gemacht, hat eine Länge von 5—6 Fuss und ist sauber gearbeitet. Sein Name ist fier, auf Wokam feer. Die Sehne

fierela, wird aus dem gedrehten Baſt des Marar (eine Hibiscus-Art) gemacht und zum Schutz gegen die Nässe mit Baumharz beſtrichen. Die 4—4½' langen Pfeile beſtehen aus einem Schaft von Rohr, wovon das untere Ende mit Federn verziert iſt; im oberen Ende iſt die Spitze eingeſteckt, die aus verschiedenem Material gefertigt wird und wonach der Pfeil auch seinen besonderen Namen erhält. Iſt die Spitze von Eisen, dann heisst der Pfeil Rubil; man gebraucht ihn im Kriege und zur Jagd auf Wildschweine und Casuare. Kudaritulu heisst der Pfeil, wenn die Spitze von Knochen gemacht iſt; man gebraucht ihn zu demselben Zweck wie den eben genannten. Iſt die Spitze von Bambusrohr, so nennt man ihn Ful, und Langa, wenn dieselbe von Palmholz geschnitten iſt; beider Arten bedient man ſich zur Jagd auf kleineres Wild. Zum Schiessen kleiner Vögel bedient man ſich des Tubak und Kaiting-tinga; erſtgenannter hat eine runde, nach vorn beinahe platte Spitze; bei letzterwähntem trägt dieselbe einen ebensolchen Knopf, hat aber noch drei über demselben hervorſtehende Spitzen. Vermittelſt dieser Pfeile erhält man die Vögelchen unbeschädigt. Der Kaiting-tinga wird auch zur Jagd auf Fische gebraucht, iſt dann aber ohne Knopf und an der Innenseite der drei Spitzen mit Einkerbungen versehen. Endlich ſieht man Knaben als Spielzeug und zur Uebung kleine Bogen gebrauchen, deren Pfeile (Sigga) sehr leicht ſind und aus den Rippen oder Blattscheiden der Sagopalme gemacht werden.

Ungeachtet der ungünſtigen Witterung konnte ich in den erſten Tagen des Juni meine Untersuchungen auf hiesigem Platze für beendet annehmen und beschloss darum, die Reise fortzusetzen; als nächſtes Ziel die Insel Maikoor in's Auge fassend. Am 8. schiffte ich mich — mein Schooner lag auf einem der Kanäle in der Nähe des Hauses — ein, war, durch die Strömung unterſtützt, mit Sonnenuntergang schon ausserhalb der Strasse und wäre, die ganze Nacht durch segelnd, am beſtimmten Platze angekommen, hätte nicht ein ſtets an Stärke zunehmender Südwind, der ſich gegen Mittag erhoben, ein Weiterkommen unmöglich gemacht. Ich befahl deshalb vor dem Dorfe Ratu zu ankern und liess mich in einem Cano nach dem in der Nähe gelegenen Dorfe Maikoor überführen, während mein Schooner erſt 3 Tage später, am 15. Juni, vor dem Dorfe anlangte.

Dasselbe ſteht unmittelbar am Meeresufer und zählt 12 grössere und kleinere, von Kokospalmen beschattete Hütten. Vor ohngefähr 50 Jahren lag es 300 Ellen mehr landeinwärts und war von einer ſteinernen Mauer umschlossen, von welcher, wie auch von den Um-

fassungsmauern einer Kirche noch Reſte zu sehen ſind. Die Glocke, womit ſie ausgerüſtet war, hängt nun im neuen, von Holz erbauten, weiss angeſtrichenen Kirchlein. Sie hat einen lieblichen Klang, ein hübsches Aeussere und trägt die Inschrift: «Me fecit Jan .Albert de Grave Amstelodami MDCCXXI». Auch zwei aus früherer Zeit ſtammende Brunnen werden ihres köſtlichen Wassers wegen noch heute benutzt. Ausser der Kirche und Schulmeiſterwohnung — wir befinden uns in einem Chriſtendorf — gibt es noch eine für den reisenden Beamten beſtimmte Wohnung. Alle Häuser, auch dasjenige des Häuptlings, ſind baufällig. Dieser iſt ein alter abgelebter Trunkenbold und entbehrt jeglichen Ansehens.

Die grosse Insel, welche auf den Karten den Namen Maikoor führt, beſteht in Wirklichkeit aus den beiden Eiländern Maikoor und Tabberfane, die durch eine 2 Meilen breite Strasse von einander getrennt sind, in welcher, also an der Südküſte von Maikoor, das gleichnamige Dorf liegt. Das Land iſt flach und überall mit Wald bedeckt, worin einzelne Anpflanzungen von Mais, Pataten, Pisang und Zuckerrohr ſich befinden. An der Küſte begrenzt an vielen Orten ein Gürtel von Casuarinen den Wald. Der Strand iſt flach und sandig und fällt bei Ebbe bis weit ins Meer trocken. Hinter dem Dorfe zieht ſich ein Sumpf hin, der eine Meile mehr weſtlich einen kleinen See bildet und bei Fluth mit dem Meere in Verbindung ſteht. Bei hellem Wetter ſieht man vom Dorfe aus am weſtlichen Horizont die Berge von Gross-Kei.

Während meine Jäger mit Sammeln und Zubereiten von Naturalien beschäftigt waren, machte ich am 29. Juni einen Ausflug über See, der Südküſte der Insel entlang rudernd, welche hier 2 Meilen weiter öſtlich einen grossen Busen bildet. Die daran liegende Landſtrecke heisst Wangal und enthält zwei kleine Dörfer, die am Strande liegen und Weſt- und Oſt-Wangal genannt werden. Unter dem vorspringenden Dache einer der Hütten von Weſt-Wangal sah ich zwei Dujong-Schädel (Halicore) hangen, deren einer von besonderer Grösse war; leider waren beide in solch schadhaftem Zustand, dass sie das Mitnehmen nicht mehr verlohnten. Von hier aus setzte ich nach Tabberfane über, schoss daselbſt mehrere Exemplare einer Seeschwalbe (Sterna Douglasi) und im Rückweg mehrere Scharben (Carbo).

Die Pflanzenbekleidung von Tabberfane unterscheidet ſich wesentlich von derjenigen der von mir bisher besuchten Inseln. Grosse Grasflächen mit einzeln ſtehenden Bäumen wechseln daselbſt mit Hochwald ab, welches nach Aussage der Eingeborenen auch der Fall iſt

auf Trangan und den übrigen, mehr südlich gelegenen Eiländern. Da mir nun von Trangan's grossem Reichthum an Vögeln erzählt worden und ich bei einer solch verschiedenen Vegetation auch Thierformen dort anzutreffen hoffte, welche verschieden von den bis jetzt gesehenen wären, beschloss ich, meine Jäger dahin zu senden, da ich selbst, am Wechselfieber leidend, genöthigt war, zu Hause zu bleiben. Wegen des in dieser Jahreszeit vorherrschenden heftigen Südwindes, welcher sich jeden Augenblick einstellen konnte, musste ich diesen Entschluss ohne Zögern zur Ausführung bringen, und so liess ich am 4. Juli den grössten Theil meiner Jäger mit einem von mir zu diesem Zweck gemietheten grossen Cano nach Trangan abgehen. An dem Vorabend des folgenden Tages dort angekommen, nahmen sie von zwei leeren, in der Nähe des Strandes stehenden Hütten Besitz. Die Gegend war flach und bestand grösstentheils aus Grasland, worin jedoch nur wenige Thiere angetroffen wurden. Ein weiter entfernt liegender Wald gab bessere Ausbeute, zumal an Paradiesvögeln (Paradisea apoda).

Am 13. kamen meine Jäger wieder zurück und wurden von mir zwei Tage später nach Ost-Wangal geschickt, um auch dort die Gegend zu exploriren. Während ihres Aufenthaltes daselbst ereignete sich mit einem der Jäger ein Fall, wie mir selbst ein ähnlicher in früheren Jahren vorgekommen war, und dessen ich in der ersten Abtheilung dieser Schrift schon erwähnt. Bādir, einer meiner tüchtigsten Jäger, welcher schon meine Reisen auf Selēbes mitgemacht, war, im Walde jagend, von der Spur abgekommen und irrte zweimal 24 Stunden darin umher. Von seinem Ausbleiben benachrichtigt, that ich Alles, was nur möglich war, zu seinem Wiederfinden, und spät am zweiten Tage glückte es auch, den Verlorengeglaubten, weit von Wangal entfernt, in der Nähe des nach Workai führenden Seearmes anzutreffen. Zweige, die er der genommenen Richtung entlang an Bäumen und Sträuchern abgeknickt, führten, nachdem der Anfang gefunden, mit wenig Mühe auf seine Spur.

Am 23. kehrten meine Jäger, welche ungünstige Witterung getroffen hatten, nach Maikoor zurück, und ich traf meine Vorkehrungen zur Abreise nach den Kei-Inseln. Ehe ich über diese berichte, möge noch eine Beschreibung der Sitten und Gebräuchen der Bewohner folgen.

Die Arunesen unter eine bestimmte Rasse zu ordnen, ist kaum möglich, da sie mit den Bewohnern der Tenimber- und Kei-Inseln einen Uebergang von der malaischen zur papuischen Rasse bilden.

Die wenigen Bewohner der Vorwall-Inseln scheinen nicht zur ursprünglichen Bevölkerung zu gehören, sondern von Goram und Seramlaut abzustammen. In der nachfolgenden Beschreibung lassen wir dieselben deshalb auch unberückſichtigt.

Die Bewohner der mittleren und Hinterwall-Inseln ſind Negritos; von den Papuas unterscheiden ſie ſich durch das nicht in Büscheln ſtehende lange Haar, welches am Hinterkopf zusammengebunden wird, sobald es die nöthige Länge hat. Alsdann lässt man es wachsen wie es will, ohne dass jemals ein Kamm durchgezogen wird, wodurch endlich ein grosser, nicht zu entwirrender Haarbusch entſteht. Unzweifelhaft wurde die Gruppe später bevölkert als die umliegenden Inseln, und kamen die erſten Bewohner höchſt wahrscheinlich aus Weſten von Timor und Timor-laut. Von Geſtalt ſind ſie von Mittelgrösse; die Geſichtszüge haben grosse Aehnlichkeit mit denen der papuischen Rasse, doch ihre Hautfarbe iſt eine etwas hellere. Von Character iſt der Arunese im Allgemeinen sanft, friedlich und geduldig. Diese Geduld und Sanftheit verliert er aber, wenn man ihn beleidigt und in seiner Ehre kränkt, was beispielsweise geschieht durch Verleitung seiner Frau oder Tochter und die Beschimpfung seiner Eltern. Beleidigungen von geringerer Art vergibt er leicht, wenn ſie ſich nicht öfters wiederholen. Im Allgemeinen jedoch iſt das Volk durch den Missbrauch geiſtiger Getränke, der denn auch wirklich ins Fabelhafte geht, körperlich und geiſtig sehr heruntergekommen. Man darf mit Recht zweifeln, ob ein zweites Land gefunden wird, woselbſt ein ganzes Volk in so hohem Grade diesem verderblichſten aller Laſter huldigt. Besässe der Arunese die Mittel und wäre ihm Gelegenheit gegeben, ſich ſtets Spirituosen anschaffen zu können, so würde Trunkenheit sein normaler Zuſtand sein. Unzähmbar wie ein wildes Thier, lässt er in solchem Zuſtand seinem Character den Zügel schiessen; der geringſte Umſtand, wodurch er beleidigt zu sein glaubt, lässt ihn, der im nüchternen Zuſtand ein Feigling iſt, zu den Waffen greifen, so dass ich selbſt zu Maikoor beinahe das Opfer solch eines beſtialischen Wuthausbruchs geworden wäre. Nur meiner Ruhe und der feſten Haltung meiner Jäger muss ich es zuschreiben, dass damals kein Blut floss. Die Sache trug ſich folgendermassen zu.

Am Nachmittag des 3. Juli wurde in einem der meiner Wohnung am nächſten ſtehenden Häuser ein Trinkgelage gehalten, welches bis spät in die Nacht währte und in eine arge Völlerei ausartete. Mit Einzeichnungen in mein Tagebuch beschäftigt, wurde ich darin plötzlich durch einen heillosen Lärm unterbrochen; aus meiner

Behausung hervortretend, gewahrte ich beim Schein des Mondes, welcher den Platz hell erleuchtete, einen besoffenen Kerl, der zum Schrecken der Einwohner mit einer brennenden Fackel in der Hand wie rasend aus einem Haus in das andere ſtürmte. Brand befürchtend, liess ich den Häuptling entbieten und gab ihm den Rath, er möge den Ruheſtörer binden und nach seiner Wohnung bringen lassen, wo er dann seinen Rausch ausschlafen könne. Zu einem solchen Act von Autorität war jedoch der zaghafte Mann nicht zu bewegen. Inzwischen hatten ſich der Schulmeiſter, ein Bürger von Amboina, sowie meine Jäger bei mir eingefunden. Da der Lärm stets zunahm, so schickte ich auf Wunsch des Häuptlings einige dieser letzteren, um den Ruheſtörer feſtzunehmen. Doch kaum hatten dessen Freunde meine Abſicht errathen, als ſie ihren Wohnungen zueilten, Pfeile und Bogen ergriffen und damit wieder herausstürzten. Keine Minute dauerte es, so hörte ich einen Pfeil dicht an meinem Ohr vorbeisausen; aber auch meine Jäger waren rasch mit geladenen Gewehren herbeigeeilt. Ich winkte ihnen jedoch ab, und nachdem ich mein Spazierrohr, das ich in der Hand gehalten, weggeworfen, trat ich auf den grössten Haufen der Eingeborenen zu, meinen Dolmetscher, freilich ganz gegen dessen Willen, am Arme mitschleppend. Nachdem mit vieler Mühe die Schreier zum Schweigen gebracht worden, gab ich Aufschluss über meine Handlungsweise. Die darin enthaltene Wahrheit leuchtete dem nüchternen Theil meiner Zuhörer so ein, dass ſich mehrere derselben nun selbſt auf den Weg machten und den Trunkenbold nach seiner Wohnung brachten, womit der unangenehme Vorfall ein Ende nahm.

Die Häuptlinge kleiden ſich ähnlich den Mohamedanern und tragen auch das Kopftuch; die übrige Bevölkerung, Männer und Frauen, gehen nackt bis auf einen Schamgürtel, der aus einem Bande (Tjidakko) von Baumbaſt beſteht, welches um die Hüften gebunden und zwischen den Beinen durchgezogen wird. Nur auf Wattelej tragen die Frauen eine Art von geflochtenem Sack, welcher mit kupferner Kette um die Hüften feſtgemacht iſt.

Die Einwohner ſind in Adel, Freie und Dienſtpflichtige eingetheilt, welche letztere einem gewissen Stamm oder einer Negorei untergeordnet und zu gewissen Dienſten verpflichtet ſind, und endlich in Sclaven. Die letzteren ſtammen meiſtens von Neu-Guinea, wurden in früheren Jahren von Seram'schen Händlern hergebracht und gegen 30 Gulden per Kopf verkauft.

Die Wohnungen ſind roh und kunſtlos gebaut; ſtehen auf

Pfählen und bilden ein Viereck, das im Innern durch kleine Scheidewände in mehrere Abtheilungen getheilt ist, worin selten mehr als eine Familie lebt. Zieraten sind wenig im Gebrauch. Frauen und einzelne junge Männer tragen grosse Ohrringe von Elfenbein u. dgl. oder Kupferringe um die Arme; erstere haben auch je nach ihrem Stand zwei, drei, vier oder mehr kupferne oder Elfenbeinringe um die Knöchel der Beine.

Ausser Bogen und Pfeilen führt man als Waffen Hauer, Lanzen und sehr ordinäre Feuersteingewehre. Zur Vertheidigung dient ein aus biegsamen Zweigen geflochtener Kürass (Djabie) und ein grosser, mit Casuarfedern umsäumter Schild von Baumbast (Selle). Die Fahrzeuge sind nach einem festen Modell gebaut und sehr roh gearbeitet. Was Gebräuche und Gewohnheiten bei verschiedenen Vorfällen des Lebens betrifft, so bemerken wir darüber Folgendes.

Wenn eine Frau auf dem Punkt steht, niederzukommen, werden Freunde und Verwandte zusammengerufen, um bei der Geburt des Kindes gegenwärtig zu sein. Die Gäste machen während der Wehen, wobei die Frau auf eine schreckliche Weise misshandelt wird, unter dem Vorwand, ihre Niederkunft zu befördern, einen höllischen Lärm durch Geschrei und Schlagen auf Gong's und Tiffa's (kleine Trommeln). Ist das Kind eine Tochter, so entsteht grosse Freude, weil, wenn sich dieselbe später verheirathet, die Eltern einen Brautpreis empfangen, von dem auch alle Diejenigen, welche bei der Geburt anwesend, einen gewissen Antheil bekommen. Man feiert dann ein Fest, wobei ein Schwein geschlachtet und eine ungeheure Menge Arac getrunken wird. Die Geburt eines Sohnes wird mit Gleichgültigkeit entgegen genommen. Die Gäste begeben sich dann traurig und enttäuscht nach Hause, und der armen Mutter wird öfters noch vorgeworfen, dass sie keiner Tochter das Leben geschenkt. Sind die Söhne jedoch erwachsen, dann hat der Vater sie öfters lieber als Töchter, zumal wenn es starke und gesunde Knaben sind. Ein Mädchen wird gewöhnlich bei ihrer Geburt schon verlobt und die Grösse des Brautschatzes zugleich bestimmt.

Ein Jüngling, welcher heirathen will und nicht zum Voraus verlobt ist, schickt einen seiner Freunde nach den Eltern Derjenigen, welche er als Frau verlangt, um mit denselben über den Betrag des Brautpreises zu unterhandeln. Nachdem dieser festgesetzt ist, begibt sich der Jüngling, wenn er ihn nicht allein zusammenbringen kann, zu seinen Freunden oder anderen Personen, die als wohlhabend bekannt sind, und bittet, ihm helfen zu wollen. Solch ein Ansuchen

wird nimmer geweigert, da dies für eine grosse Schande gehalten werden würde. Dafür haben Diejenigen, die dem Freier beim Zusammenbringen des Brautschatzes behülflich waren, Ansprüche auf einen Antheil an dem Brautschatz aller Töchter, welche aus der Ehe geboren werden, und zwar nach Verhältniss der Hülfe, die Jeder geleiſtet. Glückt es dem Jüngling nicht, den ganzen Brautschatz zusammenzubringen, so wird ihm die Heirath zuweilen doch gestattet; in diesem Fall aber hat der Vater des Mädchens Anspruch auf den Brautschatz seiner Enkel bei einer folgenden Ehe, ebenfalls im Verhältniss zum Theil, welcher unbezahlt geblieben. Zwischen ganz unbemittelten Leuten wird auch öfters die Uebereinkunft getroffen, dass der Schwiegersohn für eine gewisse Anzahl Jahre dem Schwiegervater dienen muss. In diesem Falle mögen die jung Verheiratheten kein eigenes Haus bauen, ſind jedoch verpflichtet, bei den Eltern der Frau zu wohnen. Solche Ehen kommen aber selten vor, weil ſie nicht für ehrenvoll gehalten werden. Wenn der Vater geſtorben iſt, tritt der Grossvater in dessen Rechte; bei Abſterben Beider gehen die Rechte auf die Brüder über. Stirbt ein Arunese und hinterlässt eine Wittwe, so hat sein Bruder, wenn er selbſt nicht verheirathet iſt, das Recht, die Wittwe zur Frau zu nehmen, ohne irgend welchen Brautschatz zu bezahlen. Er tritt dann in die Rechte und Verpflichtungen seines Bruders. Iſt er dagegen verheirathet, oder will er von jehem Rechte keinen Gebrauch machen, dann kann die Frau keine zweite Ehe eingehen ohne Bewilligung der Blutsverwandten des erſten Gatten, und der Brautschatz kommt ihr zum Vortheil.

Macht ſich eine Frau eines Ehebruchs schuldig, dann hat der Mann das Recht, ſie zu tödten, oder den ganzen Brautschatz zurückzufordern. Will ihr Mitschuldiger diesen Brautschatz bezahlen, dann wird ſie seine Gattin; die Kinder aus der erſten Ehe bleiben jedoch bei dem Vater. In jedem andern Fall folgen die Kinder der Mutter und werden beim Tode des Vaters vor ihrer Volljährigkeit als zu der Negorei gehörig betrachtet, woraus die Mutter ſtammt. Wenn der Mann ſtirbt, iſt die Frau verpflichtet, ſich den Kopf kahl zu scheren, und darf ſich in den erſten sechs Wochen keinem männlichen Auge zeigen. Um dieselbe zu zwingen, dieser Verpflichtung treu nachzukommen, lässt man ſie während der ganzen Zeit ohne die mindeſte Schambedeckung nackt gehen. Stirbt die Frau zuerſt, so entfernt der Mann ſich sogleich aus dem Hause und hält ſich im Walde auf, bis das Begräbniss ſtattgefunden hat. Hierauf opfert er einen oder den andern koſtbaren Artikel, z. B. einen Gong oder Elephantenzahn, in-

dem er denselben in die See oder in eine Höhle wirft, damit seine verstorbene Gattin ihn nach ihrem Tode nicht beunruhigen möge.

Die Leichen werden theilweise unter der Wohnung des Gestorbenen begraben, theilweise auch auf Stangen in Särgen über dem Boden aufgestellt. Das Grab ist ein viereckiges, 3 Fuss langes und breites und 4 Fuss tiefes Loch. Die Leichen werden in einer sitzenden oder hockenden Stellung darin niedergelegt, das Kinn auf den Knieen und die Hände über die Schenkel zusammengefaltet mit ihren besten Kleidern und kostbarsten Zieraten versehen. Ist das Grab geschlossen, so werden einige Speisen nebst den Waffen des Gestorbenen darauf niedergelegt, mehrere grobe Teller und Flaschen auf demselben entzwei geschlagen und das Fahrzeug, dessen sich der Gestorbene im Leben bediente, zerhackt. Alle diese Anlässe sind von Trinkgelagen begleitet, die zuweilen mehrere Tage dauern.

Die Arunesen sind Heiden, deren religiöse Entwicklung noch auf dem denkbar niedrigsten Standpunkt steht. Ihr Gottesdienst, wenn man ihren abergläubischen Begriffen und Gebräuchen diesen Namen geben will, ist ein zu dem Polytheismus neigender Fetischismus und besteht blos in dem Glauben an eine Menge böser Geister, die sie sich in hohlen Bäumen, Höhlen oder in der Tiefe der See wohnend vorstellen, und die auch die Gestalt von Menschen, Thieren, Bäumen und anderen Pflanzen anzunehmen wissen. Dem Einfluss dieser Geister schreiben sie alles Leid zu, das sie betrifft. Auch besteht ein unbestimmtes Gefühl von einem Leben nach dem Tode, da sie sich einbilden, ihre abgestorbenen Voreltern durch das Thun oder Lassen von dem Einen oder Andern beleidigen zu können, wofür sie alsdann durch deren Geister gestraft würden. Darum ist es auch ein schweres Verbrechen, wenn man ihre Voreltern lästert und der Arunese glaubt sich verpflichtet, dafür Rache nehmen zu müssen, weil er anders selbst durch den Geist des beleidigten Verstorbenen beunruhigt werden würde. Von Heilkunde haben sie nicht den mindesten Begriff, setzen jedoch ein unbegrenztes Vertrauen in europäische Genesemittel und halten jeden Europäer für fähig, alle möglichen Krankheiten zu heilen, weil sie glauben, dass dieselben diese Macht von ihrem Gott empfangen. Die Geister (Swangi) der Arunesen haben darum auch ganz und gar keine Macht und keinen Einfluss auf den Europäer.

Die christliche Bevölkerung ist nicht weniger abergläubisch, wie ihre heidnischen Brüder. Das Christenthum steht denn auch auf einer sehr niedrigen Stufe und verdient kaum den Namen, da es sich grösstentheils auf das Besuchen der Kirchen, wenn ein amboinesischer

Schulmeiſter in der Negorei wohnt, und auf das Singen von Psalmen beschränkt. Die Mohamedanen ſind gleich schlechte Nachfolger ihres Propheten, doch können die meiſten derselben lesen und schreiben, worin ſie durch den einen oder anderen Imam unterrichtet werden. Die Regierung wird von den Dorfhäuptlingen geübt, die den Titel von Rädja und Orang-Kaja führen, unter Beiſtand einer Anzahl geringerer Häuptlinge mit dem Titel Orang-tua, Kapitan, Tuannegri u. s. w. Die ausführende und richterliche Macht iſt Atribut dieser Häuptlinge, die in kleinen Sachen unmittelbar, in bedeutenderen vereinigt ihre Befehle geben. Die Vortheile mit dem Amt verbunden, ſind sehr gering und unbedeutend; wenn ſie jedoch durch Krankheit, Alter oder andere Umſtände verhindert werden, für ihren Unterhalt zu sorgen, dann haben ſie das Recht, eine gewisse Anzahl Personen aus dem dritten Stande für ſich arbeiten zu lassen. Ihr Einfluss iſt dann auch nicht besonders gross; nur wenn ſie sehr reich und mild oder Väter von kräftigen und muthigen Söhnen ſind, können ſie einigen Einfluss erwerben. Angelegenheiten, welche das allgemeine Wohl betreffen, werden dem Urtheil aller männlichen Bewohner eines Dorfes unterworfen und auf dem Rathhaus discutirt. Die Nachfolge iſt nicht erblich, sondern hängt von der Wahl der Bevölkerung ab. Auch auf Aru beſteht die Vertheilung der Bevölkerung in zwei grosse Bundesgenossenschaften, welche, wie bekannt, in dem grössten Theil der Molukken beſtehen; es ſind die Bundesgenossenschaften Ur-sia und Ur-lima. Sie geben öfters Anlass, dass wegen eines unbedeutenden Zwiſtes zwischen zwei Dörfern die ganze Bevölkerung gewaffnet gegeneinander ſteht.

Feldbau wird wenig getrieben. Wenn der Arunese ſich nicht mit Jagd und Fischfang beschäftigt, so bringt er seine Zeit in Müssiggang oder mit Trinkgelagen zu. Den Frauen fällt dann die Unterhaltung der ganzen Familie anheim. Die Bewohner der im Innern der Gruppe gelegenen Inseln machen davon eine Ausnahme; sich weniger mit Fischfang beschäftigend, bebauen ſie den Boden und erzielen von ihren Erzeugnissen während der Handelszeit keinen unbedeutenden Gewinn.

Der Handel auf Aru wird hauptsächlich durch Mangcassaren und Goramer betrieben. Die hauptsächlichſten Einfuhrartikel ſind: Baumwollenzeuge, Eisen-, Stahl- und Kupferwaaren, Getränke und Esswaaren, Porzellan und Glas, Elephantenzähne und ordinäre Galanteriewaaren; die Exportartikel: Perlen und Perlenmuscheln, Tripang, essbare Vogelneſtchen, Schildkrot und Paradiesvögel. Den vorzüglichſten

Handelsartikel liefern die Perlenbänke in Perlen und Perlmutterschalen. Man findet diese Bänke, zumal an den Hinterwall-Inseln, in einer Tiefe von 3—12 Faden; doch auch an den Vorderwall-Inseln gibt es welche, aber dieselben werden nicht explorirt. Wegen der heftigen Brandung im Oft-Mousson kann auf den Hinterwall-Inseln nur im Weft-Mousson gearbeitet werden. Das Werk wird durch treffliche Taucher verrichtet, die vom Eigenthümer der Korallenbänke einen gewissen Antheil der Beute für ihre Mühe erhalten. Jeder Taucher opfert, ehe er an die Arbeit geht, den im Meere wohnenden Swangi's, damit fie ihm nichts Böses zufügen, während er unter Wasser ift. Auf jeder Bank wird solange gefischt, bis dieselbe gänzlich erschöpft ift. Fischt Jemand eine Perle von grossem Werth, so kommt ein Drittel des Erlöses dem Dorfe zu, wozu er gehört, und muss der Finder noch ausserdem dem Swangi ein Opfer bringen, damit ihn der Geift ein künftiges Mal wegen seiner Undankbarkeit nicht beftrafen möge. Auch die Häuptlinge erhalten einen gewissen Antheil vom Funde. Wird eine neue Bank aufgefunden, so rudert der Ortsvorfteher mit der ganzen männlichen Bevölkerung hin; zur Stelle gekommen, spricht irgend Einer, und zwar gewöhnlich der Aelteste, unter heftigen Bewegungen des Körpers eine Zauberformel und wirft ein mit einem rothen Lappen umwickeltes Zaubermittel ins Wasser und der Häuptling fügt einige Geldftücke hinzu, auf dass dieselben tausendmal ersetzt werden möchten. Jetzt erft ftürzen fich die Taucher ins Meer, um mit der Explorirung zu beginnen. Das Produkt des erften Fanges wird ausschliesslich verwandt, um davon ein Feft zu feiern. Durchschnittlich wird jährlich gefischt zu einem Werthe von 15—20,000 Gulden an Perlen und 3500—4000 Centner an Perlmutter. Das Thier selbft ift für den Eingeborenen ein grosser Leckerbissen.

Den Paradiesvögeln, welche in den Handel kommen, schneidet man niemals Füsse und Flügel ab und find deshalb deren Häute für Sammlungen ziemlich brauchbar.

Verbrechen werden meiftens mit Geldbussen und nur selten mit körperlichen Strafen oder dem Tode belegt. Ehebruch, durch die Frau begangen, kann, wie schon oben bemerkt, mit dem Tode beftraft werden, wenn der beleidigte Gatte dies vorzieht. Ehebruch von Seiten des Ehemanns gibt der Frau das Recht, ihn zu verlassen und einen andern Mann zu heirathen, ohne dass fie verpflichtet ift, den Brautschatz zurückzubezahlen. Misshandlungen, Verwundungen, durch den Mann der Frau angethan, geben dieser letzteren dasselbe Recht.

Der Mord eines freien Mannes durch einen freien wird nach Verhältniss zum Range des Getödteten mit grossen Bussen beſtraft. Iſt der Thäter jedoch ein Sclave und der Ermordete ein Freier, dann kann Erſteren nichts vom Tode retten. Findet jedoch das Umgekehrte ſtatt, so kann der Mörder ſich freikaufen, indem er den Werth des Sclaven an dessen Herren vergütet. Wird ein Sclave durch einen andern getödtet, so iſt der Herr des Mörders ebenfalls verpflichtet, den Werth des Ermordeten an den Eigenthümer zu bezahlen, da im Allgemeinen der Grundsatz beſteht, dass der Herr für den durch einen Sclaven verursachten Nachtheil verantwortlich iſt. Alle übrigen Verbrechen werden mit Geldbussen geſtraft, deren Grösse dem Urtheil der Häuptlinge überlassen bleibt. Diebſtahl wird nicht beſtraft, gibt jedoch Anspruch auf Vergütung gegen den Thäter, dessen Verwandte verpflichtet ſind, bei Unvermögen für ihn zu bezahlen.

Bricht ein Krieg zwischen zwei Dörfern oder Negoreien aus, so ſind während der Dauer desselben die Häuptlinge mit einer Dictatorialmacht in allen Angelegenheiten des Kampfes bekleidet, und iſt ein Jeder bei Lebensſtrafe verpflichtet ihnen unbedingt Gehorsam zu leiſten. Selten ſind diese Kriege blutig, da die Kriegführenden einander meiſtens aus der Ferne befehden. Glückt es aber der einen Partei, die andere zu überraschen, so iſt auf keine Gnade zu rechnen.

Gewöhnlich werden die Dörfer in der Nähe der Küſte auf einem Felsen angelegt, nicht weit entfernt von der einen oder anderen kleinen, mit Kokospalmen bewachsenen Insel, von woher die Frucht auf leichte Weise bezogen werden kann. Die Häuser ſind von Bambus und Baumrinde zusammengesetzt, ſtehen auf 12—15 Fuss hohen Pfählen und dicht aneinander.

Eine Probe der Idiome, die auf den verschiedenen Inseln gesprochen werden, findet man in dem angehängten Wörterverzeichniss.

---

2. Die Südoster-Inseln.

(29. Juli bis 1. October 1865.)

Geographische Uebersicht.

Im Gegensatz zu den Südweſter-Inseln (Zuid-Weſter-Eilanden) nennt man Südoſter-Inseln (Zuid-Ooſter-Eilanden) die Inseln, welche zwischen Timor und Timor-laut oder Tenimber liegen und in nord-

nordweſtlicher Richtung bis zur Seram-laut-Gruppe ſich hinziehen. Sie liegen zwischen 4° und 6° 16′ S. B. und 131° 22′ und 133° 18′ O. L. v. G. und beſtehen von Süden unserer Route gemäss zählend aus der Kei-Gruppe, den kleinen Inseln Nusa-tello, Koor, Kameer, Bun und Tijoor, der Watubella- und Goram-Gruppe, mit welch letzterer ſie ſich der Seram-laut-Gruppe anschliessen. Man kann die Kette als eine Verlängerung des Centralgebirges von Seram ansehen, die in ihren höheren Theilen über das Meer emporragt und ſich mit den Kei-Inseln in der Tiefe des Oceans verliert. Was die Bodenbeschaffenheit betrifft, so ſind alle Inseln als in jüngſter Zeit dem Meeresboden entſtiegen zu betrachten. Beweise für diese Annahme fehlen nicht. Der Thon und Thonsandſtein, welcher öfters sehr feinkörnig iſt und Foraminiferen und Madreporen enthält und die Hauptmasse der Inseln bildet, findet ſich häufig von mehr oder weniger metamorphoſirtem Korallenkalk überlagert, und die Ufer ſind grossentheils mit Korallen-Detritus überdeckt. Dieselben erheben ſich öfters ſteil aus dem Meere, ſind aber auch an vielen Orten niedrig und mit Rhyzophoren eingefasst, die auf sandigen Bänken und abgeſtorbenen Korallenriffen fussen.

Adminiſtrativ gehören die Südoſter-Inseln zur Reſidentschaft Amboina.

a. Die Kei-Inseln.

Am 27. Juli von Maikoor aus unter Segel gegangen, liess ich auf Gross-Kei Cours nehmen und kamen wir nach einer ſtürmischen Nacht bei hochgehender See am Abend des 29. an der Weſtseite von Kap-Adūar, der Südspitze der Insel, vor Anker. Wenig anlockend war der Anblick des wüſten Landes, welches, aus aufgethürmten Felsmassen beſtehend, ſteil dem Meeresschoosse entſteigt. Mehr nordwärts hat es ein freundlicheres Ansehen durch reichere Vegetation des von 3—700 Fuss hohen Bodens, in deren Grün man hier und da auf hervortretenden Felsplateaus kleine Dörfer als braune Flecke gewahrt. Am 30. liefen wir in die Strasse ein, welche Gross- und Klein-Kei scheidet, und warfen noch am Abend den Anker vor dem Dorfe Larrăt, wo ich mich einige Tage aufhalten wollte. Das Land blieb durchgängig bergig, trug ein ziemlich reiches Pflanzenkleid und zeigte ſich an der Küſte nicht gerade schwach bewohnt. Kokospalmen

erheben ihre ſtolzen Wedel zu Tausenden vom Strande bis zum Rücken der Vorberge, während finſterer Wald die höheren Kuppen krönt. Flaches Land war nirgends zu sehen, Korallenriffe und Sandplatten umsäumen die Küſte.

Larrät, ein kleines, aus 8 Hütten beſtehendes Dörfchen, liegt von einer Mauer umschlossen, auf dem abgerundeten Gipfel eines ins Meer hervortretenden, ohngefähr 20 Fuss hohen Hügels, dessen Hang mit Gras bewachsen iſt. An seinem Fuss ſtanden einige, erſt kürzlich aufgeſtellte Schutzdächer, unter deren einem ich mich häuslich niederliess.

Wie ich dies erwartet, trugen meine Jagdſtreifereien reiche Beute ein und gerne hätte ich meinen Aufenthalt bis Ende des Monats verlängert, wäre ich nicht durch schwerwiegende Gründe davon zurückgehalten worden. Der täglich mehr und mehr an Stärke zunehmende Südweſtwind ſtürzte ſich nämlich mit gewaltigen Stössen als Fallwind auf die Küſte und brachte mein Schiffchen einigemal in Gefahr, vom Anker gerissen und gegen die Felsen geworfen zu werden. Diese Gefahr wurde so augenscheinlich, dass ich am 7. Auguſt die Reise nach Klein-Kei weiter fortzusetzen beschloss, woselbſt wir noch am Abend desselben Tages ankamen und vor dem Hauptdorf Dulla ankerten. Wir hatten auf dieser Ueberfahrt eine Strasse passirt, welche auf keiner Karte vorkommt. Sie iſt am Eingang 2 Meilen breit und bedeutend tief, wird aber am weſtlichen Ausgang bis auf 50 Ellen schmal und iſt dort dermassen seicht, dass nur Fahrzeuge von weniger wie 6 Fuss Tiefgang ſie passiren können. In der Nähe des Dorfes Dulla mündet ſie in den Dulla-Busen. Die Ufer ſind überall mit Bäumen und Geſträuch bewachsen, hier hoch und ſteinig, dort flach, jedoch nirgends sumpfig. Auch liegen verschiedene kleine Dörfer längs den Ufern.

Der Hauptplatz der Kei-Inseln, Dulla, liegt demnach nicht auf der Insel Klein-Kei, wie dies unsere Karten angeben, sondern auf einer kleineren, durch die neu entdeckte Strasse davon getrennten Insel.

Meine Untersuchungen, in deren Kreis ich auch die in der Nähe liegenden Inseln bis zur Tjonfolök-Gruppe und Tiando gezogen, dauerten bis zum Ende des Monats, und das Glück begünſtigte mich dabei gleichermassen wie auf den Aru-Inseln. Werfen wir einen Blick auf die Gruppe und deren Bewohner.

Die Kei-Gruppe, der letzte Ring der Südoſter-Inselkette, liegt

zwischen 5° 11′ und 6° 6′ O. B. und 132° 38′ und 133° 18′ O. L. v. G. 17 geographische Meilen weſtlich von den Aru-Inseln. Sie beſteht aus den nachfolgenden Inseln:

Gross-Kei mit den Diſtricten:

Waieer, ...	worin	5 Dörfer,
Ellat, ...	„	4 „
Nierong, ...	„	12 „
Fehr, ...	„	9 „
Jamtilo, ...	„	9 „
Eli, ...	„	2 „
Watelaar, ...	„	8 „

Klein-Kei mit den Diſtricten:

Dulla, ...	worin	10 Dörfer,
Tualla, ...	„	9 „
Danneer, ...	„	10 „
Tiando-Inseln, . . .	8	Inselchen,
Dulla-laut-Gruppe. .	6	„
Wonim-munggur, . .	2	„
Tjonfolok-Inseln, . .	2	„
Ergodon, ...	2	„
Kei-tenimber, . . .	4	„

Die Bevölkerungsziffer beläuft ſich auf ca. 21,000 Seelen, wovon 15,000 auf Gross-Kei und 400 auf den Kei-tenimber-Inseln wohnen. Zum Islam bekennen ſich darunter höchſtens 4—5000, die übrigen ſind Heiden; Chriſten giebt es keine. Die Namen Kei, Gross-Kei und Klein-Kei, ſind durch mangcassarische Handelsleute gegeben und im Verlauf der Zeit in Gebrauch gekommen. Die Eingeborenen ſelbſt nennen die Gruppe: Evar, Gross-Kei, Jut und Klein-Kei: Nuhurũa. Ebenso wie dies bei der Aru-Gruppe der Fall iſt, lässt auch die Darſtellung dieser Inseln auf den Karten Vieles zu wünschen übrig. So iſt z. B. die Insel Watéla fictif und den Eingeborenen nicht einmal dem Namen nach bekannt. In Wirklichkeit beſteht dieselbe aus nachfolgenden sechs kleineren Inseln: Dulla-laut, Dranan, Rumahdan, Suan und Pulu-Mas (zwei Inselchen), welche mit den Inseln Ubur und Ut die Rhede von Dulla einschliessen. In der Lücke zwischen Ut und Dulla-laut ſieht man am Horizont die beiden Ergodon-Inseln liegen. Alle ſind, mit Ausnahme von Suan und Pulu-Mas, von der Rhede aus im Ganzen oder theilweise ſichtbar.

Das Dorf Dulla liegt, von Kokospalmen überwölbt, unmittelbar am Strande; dasselbe enthält ein mohamedanisches und ein heidnisches Viertel, beide von einer ſteinernen Mauer umringt. Vor dem seewärts gerichteten Eingang des letzteren ſteht unter dem Gerippe eines Daches auf einer Eſtrade ein roh gearbeitetes hölzernes Bild, welches den Schutzgott des Dorfes vorſtellt. Im mohamedanischen Dorfe befindet ſich ein im Ausbau begriffener Tempel. Uebrigens haben auch hier die Häuser ein ärmliches Aussehen. Ein für den reisenden Beamten beſtimmtes Haus, worin ich mein Quartier aufgeschlagen, war dagegen in ziemlich gutem Zuſtand, es liegt unmittelbar am Strande ausserhalb der Ringmauer.

Der mohamedanische Häuptling, ein freundlicher aber schwacher Mann, führt den Titel Rādja, die Häuptlinge des Heidenviertels nennen ſich Orangkaja. Die Letzteren ſind Vasallen. Ueber die Abſtammung der Bewohner fehlen alle Nachrichten; die Islamiten behaupten von Tidōre abzuſtammen. Nur dies iſt ſicher, dass ein grosser Theil der im 17. Jahrundert durch die oſtindische Compagnie aus ihrem Heimathland vertriebenen Bewohner von Banda ſich hierher flüchtete und der Stamm eines Theiles der gegenwärtigen Bevölkerung wurde, welcher noch gegenwärtig einen eigenthümlichen Dialekt spricht und ſich zum Islam bekehrt hat. Der heidnische Theil der Einwohner, den man hier sonderbarerweise Hindu nennt, iſt bei Weitem der zahlreichſte, und werden wir in der Folge nur von diesem sprechen, da Sitten und Gebräuche des mohamedanischen Theils so ziemlich dieselben ſind wie anderswo auf den molukkischen Inseln. Die heidnische Bevölkerung lässt ſich ebenso wenig wie die der Aru-Inseln unter eine beſtimmte Rasse bringen; beide kann man als eine Uebergangsform von der malaischen zur melaneſischen betrachten. Die Länge der Männer bleibt im Allgemeinen unter Mittelgrösse; der Körperbau iſt namentlich in jüngeren Jahren ziemlich kräftig, die Farbe ein mattes schwärzliches Gelbbraun. Das schwarze Haar iſt lockig, abar niemals kraus, obschon man es gewöhnlich dafür halten könnte wegen der wenigen Sorge, welche darauf verwandt wird. Die Stirn iſt breit, mehr oder weniger zurücktretend; die Augen liegen tief eingesunken, von schweren Brauen beschattet. Die Nase iſt mehr oder weniger platt, der Mund gross mit breiten hervortretenden Lippen, das zurückweichende Kinn schmal und zuweilen mit krausem Bartwuchs geziert. Die Frauen kann man in der Blüthe des Lebens hübsch nennen; sie altern jedoch frühzeitig und werden dann über alle Massen hässlich.

Im Allgemeinen ist der gesellschaftliche Zustand noch höchst primitiv; das Recht des Stärksten schreibt die Gesetze vor. Das Volk zerfällt in drei Klassen. Zu der ersten gehören die Häuptlinge und deren Familie; hierauf folgen die Meistbesitzenden (Jeijaan); zur letzten Klasse gehören die Besitzlosen (Koko) und die Sclaven. Die Häuptlinge, in der Landessprache Teteën genannt, führen den Titel von Orangkaja, Major, Kapitan und Rādja; sie bekommen ihre Anstellung vom Residenten von Amboina; ihre Macht ist gering und ihr persönlicher Einfluss hängt lediglich von dem Character der Person selbst ab. Einkünfte sind nicht mit dem Rang verbunden, doch ist die Bevölkerung verpflichtet, den Häuptlingen beim Bau ihrer Wohnungen und der Bearbeitung ihrer Felder und Gärten behülflich zu sein. Ueber Angelegenheiten von einigem Gewicht wird ein Rath gehalten, an dem die Aeltesten des Volkes und zuweilen auch alle Dorfbewohner theilnehmen; eine solche Volksversammlung findet immer ausserhalb des Dorfes statt. In der Regel erbt die Häuptlingswürde von dem Vater auf den ältesten Sohn und, sind keine Kinder vorhanden, auf die Bruder- oder Schwestersöhne. Fehlen männliche Blutsverwandte gänzlich, so wählt das Volk selbst den Nachfolger.

Auch das Rechtswesen ist sehr einfach. Mord kann mit Geld oder Geldeswerth gesühnt werden, wobei die Höhe des Blutpreises sich nach dem Rang richtet, welchen der Erschlagene bekleidete. Bei Ehebruch kann der Beleidigte die beiden Schuldigen tödten, doch zieht er meistens vor, eine Geldbusse aufzuerlegen, deren Betrag von eigener Willkür abhängt. Auf Diebstahl steht zwar Prügelstrafe, doch kann auch diese abgekauft werden. Wird der Dieb auf frischer That ertappt, so hat der Bestohlene das Recht, demselben das erste Glied des Zeigefingers der rechten Hand abzuschneiden. Derartig Verstümmelte sah ich mehrere. Der Grundbesitz ist zum Theil allgemein, zum Theil Einzelnen gehörig. Gemeinschaftlich ist Wald und in der Umgegend der Dorfschaften liegendes uncultivirtes Land; ein Jeder kann daraus nehmen und erzielen, was ihm beliebt. Persönliches Eigenthum werden aber Grundstücke mit Allem, was darauf haftet, sobald dieselben in Cultur gebracht sind.

Die Kriege bestehen in Ueberfällen, wobei jedoch meistens nur wenig Blut fliesst. Werden einige Streiter dabei verwundet oder getödtet, so findet sogleich der Rückzug statt und wartet man die Gelegenheit zu einem andern Ueberfall ab. Köpfe werden dabei niemals geraubt. Zur besseren Sicherheit gegen Ueberfälle sind die Dörfer auf Gross-Kei von steinernen Mauern umringt und öfter auf

mühsam zu erſteigende Höhen gebaut. Auf Klein-Kei, wo die Zuſtände in dieser Hinſicht besser und Streitigkeiten schon seit Jahren unbekannt ſind, iſt dies nicht der Fall. — Die Waffen, deren man ſich bedient, ſind Bogen und Pfeile nebſt Schiessgewehren von der geringſten Sorte. Der Bogen (Temar) iſt von Bambus, die Sehne (Wilet) von Baumbaſt gemacht. Die Pfeile (Ramät) haben einen Schaft von Rohr mit Spitze von Holz (Rübil), Bambus (Mes) und Eisen (Sneyt). In der Fertigkeit des Bogenschiessens ſtehen die Kei-Insulaner weit hinter den Arunesen zurück. Die in geringer Zahl vorhandenen Schiessgewehre (Binger) ſind Singapore'sches Fabrikat, sogenannte Tower-Gewehre; die Patronen werden in kleinen Bambusköchern an einem hölzernen Gürtel um den Leib, die Kugeln, meiſt Knüppelkugeln, um den Hals getragen. Endlich hat man noch Lanzen (Nganga), Hauer (Sbädie) und grosse hölzerne, mit Federn verzierte Schilde (Selwan). Um ſich ein wilderes Aussehen zu geben, ſtecken manche Fechter einen Haar- oder Federbusch auf den Kopf. Als einzige Bedeckung tragen die Männer einen Schamgürtel (Tjidakko), in früheren Jahren aus Baumbaſt gefertigt, gegenwärtig von Kattun. Frauen tragen ein von den Hüften bis über die Waden herabhängendes Umschlagetuch. Nur bei Feſten kleiden ſich Männer und Frauen in ein langes, vorn offenes Hemd. Als Zieraten werden geflochtene Rottan-Bänder um den Oberarm und kupferne oder ſilberne Ohrgehänge getragen, währenddem die Frauen ſich noch ausserdem mit Halsschnüren von Glasperlen schmücken. Tätowirung iſt nicht im Gebrauch. Gleichwie der Arunese iſt auch der Bewohner von Kei faul und indolent und arbeitet nur dann, wenn ihn die Noth dazu zwingt. Nichts wiegt bei ihm das dolce far niente auf, und kann er ſich im schlechteſten Arac betrinken, so schwimmt er in einem Meere von Wonne und Glückseligkeit. Beim Auffahren nach Larrat kam in unser Kielwasser ein grosses Cano, worin 12 Männer sassen, welche laut nach Arac schrieen und mit Verachtung wieder wegruderten, als ich ihnen erklärte, keinen an Bord zu haben. «Tjis tra bawa kita punja ajer«! (Pfui, er hat uns kein Trinkwasser gebracht!) riefen ſie uns beim Wegrudern hohnlachend zu.

Was Sitten und Gebräuche betrifft, so iſt darüber Folgendes anzumerken.

Schon in jüngeren Jahren werden die Mädchen verlobt, wobei zugleich die Höhe des Brautschillings feſtgesetzt wird. Hat man ſich darüber geeinigt, so wird das Mädchen sogleich der Familie ihres künftigen Gatten überantwortet; iſt das gehörige Alter erreicht, so

wird die Verehelichung ohne weitere Ceremonie vollzogen. Wer die nöthigen Mittel beſitzt, kann eine zweite Frau kaufen, ein Fall, der aber wegen des hohen Brautschillings selten vorkommt, der von einem Werthe von 100 bis zu 2000 Gulden ſteigen kann. Ehescheidung kann gegen Zurückgabe von einem Theil des Brautpreises ſtattfinden, und es können dann die Geschiedenen einen anderweitigen Ehebund schliessen. Die Geburt eines Kindes geht ſtill vor ſich; dasselbe bekommt einige Tage nachher einen Namen, den es während seiner ganzen Lebenszeit behält. Begräbnisse ſind immerwährend von grossen Feſten begleitet. Iſt Jemand geſtorben, so wird die Leiche soviel als möglich geschmückt und in ein Stück Baumwollenzeug gewickelt, worauf man ſie in einen hölzernen Kaſten legt und auf einem dafür beſtimmten Platz ausserhalb des Dorfes beſtattet. Iſt dies geschehen, so gibt die Familie des Verblichenen ein Feſtmahl, und die Sache iſt damit abgethan. Je höher ſich die Koſten eines solchen Feſtes belaufen, deſto mehr Ehre wird dem Todten erwiesen, und es liegt hierin die Ursache, dass Leichen öfters Monate, ja selbſt Jahre lang im Sterbehause bleiben, damit man Zeit und Mittel zum Abhalten eines glanzvollen Todtenfeſtes erübrige. Der Sarg ſteht solange im allgemeinen Versammlungszimmer des Hauses, hermetisch geschlossen. Ueber den Gräbern geliebter Personen werden Schutzdächer errichtet, auf denen der Häuptlinge ſelbſt ganze Häuschen. Auch ſieht man auf manchen Gräbern kleine, auf einem Pfahl ſtehende Kiſten, welche mit Schnitzerei und Fähnchen verziert und weiss getüncht ſind.

In religiöser Hinſicht ſtehen die Bewohner auf einem ebenso tiefen Standpunkt, wie ihre Nachbarn, die Arunesen. Jedes Dorf hat seinen besonderen Schutzgott, welchem, hat man seinen Beiſtand nöthig, geopfert wird. Ziemlich roh aus Holz geschnitzt, wird er gewöhnlich als eine ſitzende Menschenfigur, mit Lanze und Schild bewaffnet, dargeſtellt. Ein solches Bild von 2 Fuss Höhe ſteht vor dem seewärts gerichteten Haupteingang zum Heidendorf zu Dulla auf einer Eſtrade unter einem halb verwitterten Schutzdach. Es führt den Namen Steü (nicht Padeo, wie Manche schreiben). Auf Gross-Kei ſieht man diese Bilder nur in geringer Zahl, hat aber dafür einen geweihten Opferplatz (Tampat-pamāli); ein Ring regelmässig aufeinander gesetzter Steine bezeichnet denselben. Unter gewissen Umſtänden wird auch auf Gräbern von Familiengliedern geopfert. Abergläubische Ideen leiten alle Handlungen des Individuums. Um nur eine zu nennen, so wird der Flug des weissen Reihers als ein wichtiges Orakel

betrachtet. Geht Jemand nach einem fremden Ort und ſieht er unterwegs einen solchen Vogel in der Richtung fliegen, wo das Ziel liegt, so wird dies als ein günſtiges Zeichen angemerkt und die Reise weiter fortgesetzt; fliegt der Vogel jedoch in entgegengesetzter Richtung, so wird solches für eine schlimme Vorbedeutung angesehen und die Reise aufgegeben. Prieſter gibt es keine; ein Jeder opfert selbſt, sobald er dies für nöthig hält.

Die Artikel von Ein- und Ausfuhr ſind so ziemlich dieselben, wie auf den Aru-Inseln. Unter den Ausfuhrartikeln verdient noch vortreffliches Zimmerholz erwähnt zu werden, welches nach Jāva verschifft wird. — Von der Sprache gibt die angehängte Wörterliſte eine kleine Probe.

---

b. Die Inseln Koor und Tijoor.

Am 1. September gingen wir noch vor Sonnenaufgang unter Segel, passirten die beiden Ergödön-Inseln und befanden uns gegen 10 Uhr gegenüber Wonim-munggur. Beide Gruppen ſind bewaldet und werden nur ab und zu von Fischern besucht. Nachmittags 2 Uhr waren wir in der Nähe der drei Gebrüder oder Nusatello, dreier hügelicher Inselchen; mehrere am Strande ſtehende Hütten lieferten den Beweis, dass ſie bewohnt waren. Mit schwacher Brise weiter segelnd, erreichten wir spät am Abend Koor's Oſtküſte, hielten hie und da und dirigirten das Schiff am folgenden Morgen langsam nordwärts weiter bis zum Hauptdorf, vor dem wir gegen 10 Uhr ankerten. Noch während dem Ansegeln waren uns zwei grosse mit Früchten und Hühnern beladene Canos entgegengekommen, und es fand, obgleich ich keinem der Insulaner geſtattete, an Bord zu kommen, ein lebhafter Täuschhandel zwischen diesen und meinen Leuten ſtatt. Nachdem das Segel geborgen war, begab ich mich ans Land, um das Dorf Kilmas und dessen Umgebung zu beſichtigen. Dasselbe liegt im Grunde eines kleinen Busens, an der Nordseite der Insel, auf einer kleinen, seewärts abfallenden Fläche, von ſteilen Hügeln umschlossen, und zählt ohngefähr 25 sehr verwahrloſte und baufällige Hütten, worunter auch eine Missigit (Moschee), die einzige auf der Insel. Sie ſteht hoch über den Häusern am Ende des Ortes, auf einem ſteilen, ziemlich unbequem zu erſteigenden Felsen und ſieht so baufällig aus wie das Uebrige. Da weder der Rādja, noch ein Unterhäuptling anwesend war, kehrte ich bald wieder an Bord zurück.

Koor, das man als die nördliche Grenze der Kei-Fauna betrachten kann, hat einen nur geringen Flächenraum und beſteht gänzlich aus Bergland. Der Name Kanaloor, unter welchem es auf mehreren Karten figurirt, iſt den Bewohnern fremd. Muschel- und Madreporen-Kalk bildet wahrscheinlich die Hauptmasse der Insel, deren höchſte Partien ohngefähr 1000 Fuss überm Meere emporragen mögen. An vielen Stellen fällt das Land ſteil seewärts ab und nur hier und da erblickt man einen weniger ſteilen Hang oder flaches Ufer. Letzteres iſt rundum mit einem breiten Wallriff umsäumt, welches zur Ebbezeit grösstentheils trocken fällt und wogegen die Wellen mit entsetzlicher Gewalt brechen. Ankergrund für Schiffe findet man nirgends, gutes Trinkwasser iſt selten; eine dünne Humuslage befähigt jedoch den Boden zum Erzeugen einer ziemlich kräftigen Pflanzendecke, aus welcher hin und wieder nacktes Geſtein hervorragt.

Die 100 Köpfe ſtarke Bevölkerung wohnt gegenwärtig in dem einzigen Dorfe Kilmas. Zufolge einer Volksüberlieferung ſtammt ſie von bandanesischen Familien ab, die zur Zeit der Vertreibung der Einwohner von Banda ſich hierher flüchteten. Als in späteren Jahren die Compagnie auch die Südoſter-Inseln ihrem grossen Reiche einverleibte, liess ſie zum Zeichen der Besitzergreifung auf mehreren Inseln an weithin ſichtbaren Punkten Steinplatten errichten, worin die bekannte Chiffre der Compagnie (Vereenigde Oostindische Compagnie) eingehauen war. Noch heute ſteht ein derartiger Stein in der Nähe des Hauptdorfes auf einer ohngefähr 20 Fuss hohen Klippe, in einer Art von Umwallung, zwischen zwei Steinblöcken eingemauert, die Inschrift seewärts gerichtet. Dass die Bewohner in manchen Fällen bei diesem Steine noch immer opfern, liess ſich aus ein paar Schüsselchen schliessen, die vor dem Steine niedergesetzt waren.

Die Kooresen ſind Mohamedaner und ſtehen unter dem Befehl eines Rādja. Ausser mit Anpflanzung von etwas Reis, Ubi, Klādi, Mais und Pisang beschäftigen ſie ſich noch mit Fischfang und der Verfertigung irdener Töpfe, welche letzteren von den Händlern gerne gekauft werden. Kokos- und Sagopalmen liefern die Hauptnahrung, doch da beide nur in geringer Anzahl auf der Insel wachsen, muss das Fehlende von Kei und Watubella abgeholt werden. Koor wird jährlich von einigen wenigen Goramer und Seramer Handelsfahrzeugen besucht.

Am Abend des 4. September verliess ich Koor, um nach Tijoor zu steuern, dessen Gipfel bei hellem Wetter von Koor aus gesehen

werden kann. Durch einen ſteifen Weſtwind fortgetrieben, liessen wir in wenigen Stunden die Inselchen Kameer und Bun hinter uns, von welchen erſtgenanntes bergig, letztgenanntes flach iſt. Beide ſind unbewohnt. Gegen Mittag unter den Wall von Tigoor gekommen, liess ich längs der Oſtküſte hinsegeln und gegen Abend an der Nordweſtspitze der Insel auf ohngefähr eine Meile Entfernung von mehreren, auf einer schmalen Landzunge ſtehenden Häusern ankern.

Nachdem ich meine Jäger schon früh am folgenden Tage ans Land geschickt, besuchte ich Nachmittags das kleine auf einem Hügel in der Nähe des Strandes liegende Dorf Rumalussi. In früheren Zeiten ſtand es am Fusse desselben Hügels und war, den noch sichtbaren Ueberreſten nach zu urtheilen, damals bedeutender als jetzt. Vor einigen Jahren wurde es wegen einer damals ausgebrochenen Krankheit verlassen und das gegenwärtige Dörfchen angelegt, welches aus 4 Häusern beſteht und 20 Einwohner zählt.

Gleichwie Koor beſteht auch Tijoor (fälschlich auch Tejor, Tewer und Tewa genannt) aus hohem, ſteil aus dem Meere sich erhebendem Bergland, hat aber ein weniger freundliches Aussehen wegen der vielen Felsen, die zwischen dem Baumwuchs ſichtbar ſind. Die Vorhügel längs dem Strande ſind mit einer Grasdecke überzogen, worauf vereinzelte Loria-Bäume ſtehen (Diospyros). Ausser Madreporen- und Muschelkalk kommt auch rother und blauer Thon vor, welch letzterer zum Verfertigen von Töpfen gebraucht wird. Ein brauchbarer Ankerplatz fehlt auch auf Tijoor. Die kleine, wenige Meilen weiter oſtwärs liegende Insel Uran wird wegen der häufig dort vorkommenden Seeschildkröten öfters von Leuten aus Neu-Guinea besucht, mit welchen die Tijooresen jedoch in dauernder Feindschaft leben. Die Bewohner ſind zwar Anhänger des Propheten, haben aber noch viel von ihrem alten heidnischen Sauerteig übrig behalten. So betrachten ſie als Schutzgott ihrer Insel einen colossalen Anggar-Baum (Ficus), welchen ihre Vorfahren als kleine Pflanze hierhergebracht, opfern ihm und halten ihn höher als den Propheten selbſt. Derselbe steht $^1/_4$ Meile öſtlich von Ruma-lussi, unfern vom Strande. Sie geben ſich gleichfalls für Nachkommen bandaneſischer Flüchtlinge aus und nähren und beschäftigen ſich in gleicher Weise wie ihre Nachbarn von Koor. Die Zahl der Einwohner überschreitet kaum hundert; ausser in dem Dorf wohnen dieselben vereinzelt am Strande. An der Südküſte haben ſich weiter noch einige Familien von Koor und mehrere Bewohner von Goram niedergelassen, die ſich mit Handel und dem Bauen grosser Canos beschäftigen.

c. Die Watubella-Inseln.

Am Morgen des 5. September liess ich den Anker heben, um die Reise nach Watubella (nicht Matabello, wie auf den Karten geschrieben ſteht) fortzusetzen. Längs den beiden Baan-Inselchen segelnd, bemerkte ich, dass dieselben durch eine Sandbank verbunden ſind, die selbſt bei Fluth theilweise trocken bleibt. Sie ſind felſig, mit Busch bewachsen und unbewohnt. Gegen heftigen Wind und ſtarken südweſtwärts laufenden Strom aufkreuzend, kamen wir gegen 10 Uhr unter den Wall von Kassiwui und ankerten $^1/_2$ Stunde später vor dem Dorfe Temmer-timor auf einer durch ein todtes Korallenriff gut geschützten Stelle. Nachmittags besuchte ich das Dorf und wurde gegen meine Erwartung von dem Häuptling und Orang-tua freundlich empfangen, da man mir zu Amboina die Bewohner als bösartig und scheu beschrieben hatte. Sie waren nach mohamedanischer Sitte gekleidet und gaben ſich, im Glauben, mir dadurch einen Gefallen zu erweisen, für Orang-serani (Chriſten) aus. Nachdem ich mich einige Zeit lang mit den Leuten unterhalten, wobei ein seit Jahren hier ansässiger Buginese den Dolmetscher machte, kehrte ich, die Häuptlinge mit mir nehmend, an Bord meines Fahrzeugs zurück.

Die Eingeborenen haben keinen allgemeinen Namen für diese aus sechs Inseln beſtehende Gruppe; erſt die Händler von Seram und Goram legten ihr den Collectivnamen Watubella-Inseln bei. Die grösste davon heisst Kassiwui; ſie iſt ein aus dem Meere aufſteigender Bergrücken. Gegenüber unserm Ankerplatz hinter dem Dorfe dehnt ſich eine kleine Fläche aus, die in der Regenzeit von mehreren Bächlein bewässert wird. Der Boden iſt gut bewachsen und hat Ueberfluss an Kokos- und Sagopalmen. Vier Dörfer liegen auf der Insel, nämlich Temmer-barat an der Weſt-, Temer-timor, Uto und Amar an der Oſtküſte. Alle liegen am Strande, ſind von einer aus Steinen lose aufeinander geſtapelten Ringmauer umschlossen und enthalten 25 bis 30 meiſt sehr baufällige Hütten.

Das Eiland Watubella, nach welchem die ganze Gruppe genannt wurde, seiner Grösse nach das zweite, iſt ebenfalls bergig. Man findet darauf die Dörfer Watamanao, Kiwātir und Kilsoa. Von den übrigen Inseln ſind mir noch nennenswerth Ingar und Kurkăh, alle aus Flachland beſtehend. Gute Ankerplätze findet man nur bei Kassiwui. Die Bewohner ſind Heiden und ähneln in Sitten und Gebräuchen den heidnischen Bewohnern von Kei, ſtehen jedoch, was das Aeussere betrifft,

den Oſt-Seramern näher. Eine Volksüberlieferung rücksichtlich ihrer Herkunft fehlt; danach fragend erhielt ich zur Antwort, dass ihre Voreltern von undenklichen Zeiten her auf der Insel gewohnt hätten.

Der gesellschaftliche Zuſtand iſt ein trauriger; Mord und Menschenraub ſind an der Tagesordnung. Jedes Dorf bildet ein unabhängiges Ganze und wird durch einen Häuptling regiert, der den Titel Rädja, Major oder Kapitan führt. Feldbau und Fischfang ſind die Hauptbeschäftigungen der Insulaner. Zu letzterem braucht man ein Floss von Gabagaba (Blattſtiel der Sagopalme) von 12 Fuss Länge und 1 1/2 Fuss Breite. Dieses unbegreiflich leichte Ding, durch einen in der Mitte ſtehenden Mann mit Hülfe einer langen Stange auf untiefen Plätzen und zwischen Korallenriffen fortgeſtossen, gleitet pfeilgeschwind über die Wasserfläche hin. Neben dem Fischer iſt ein offener, kaſtenähnlicher Raum angebracht, worein die erbeuteten Fische geworfen werden, die man vermittelſt eines Lanzenſtiches tödtet. Weiber und Kinder suchen Weichthiere von mancherlei Art auf dem zur Ebbezeit bis weit in die See trocken fallenden Korallenriffe. Töpferwaaren werden hier wegen Mangel an brauchbarem Grundſtoff nicht verfertigt. Die Bevölkerung, die ausschliesslich die beiden grossen Inseln bewohnt, zählt ohngefähr 1500 Seelen, wovon 1100 auf Kassiwui und 400 auf Watubella kommen. Da mir ein Aufenthalt von 4 Tagen zur Ausführung meiner Untersuchung hinreichend schien, so setzte ich in der Frühe des 9. die Reise weiter nordwärts fort, und zwar nach Manawoka, der südlichſten Insel der Goram-Gruppe. Mit Sonnenaufgang längs Ingar hinsegelnd, sah ich, dass diese Insel und Watubella keineswegs durch eine Sandbank verbunden ſind, wie dies die neueſte holländische Seekarte angibt, sondern dass beide durch Tiefwasser geschieden ſind.

---

d. Die Goram-Gruppe.

In der Nähe der Südspitze von Manawoka von einem kleinen, uns entgegenwehenden Sturm überfallen, kamen wir erst gegen Mittag mit Ebbe unter den Wall; passirten ein kleines Dorf, dessen Bewohner auf den grösstentheils schon trocken liegenden Riffen eifrig mit Einsammeln von Seethieren beschäftigt waren, und ankerten 1/2 Stunde später vor dem Kampong Enlömin. Derselbe liegt an einer sehr untiefen, von steilen Gebirgen umringten Bucht. Kahler Fels blickt häufig aus dem Busch hervor und verleiht der Landschaft ein ernſtes Gepräge.

Da der Ankerplatz viel zu wünschen übrig liess, so segelte ich am folgenden Morgen etwas weiter bis zum Dorfe Loko, wo ich, vor dem herrschenden Weſtwind geschützt, mein Fahrzeug festlegen liess, da ich den Plan gefasst hatte, hier einige Tage zu bleiben. Ohne Zögern begab ich mich zum Ortsvorſteher, um mit demselben das Nöthige zur Unterbringung meiner Jäger zu verabreden. Loko liegt, von Kokospalmen beschattet, auf einem ſteinigen, nach dem Meere zu abfallenden Boden. Felsige, mit niederem Wald bewachsene Höhen bilden den Hintergrund der Landschaft. Richtet man den Blick seewärts, so ſieht man Goram in seiner vollen Länge vor ſich liegen und zur Linken einen Theil der Insel Pulu-Pandjang, wodurch der Meeresspiegel gleichsam das Aussehen eines Sees erlangt. Loko enthält nur 3 Häuser, welche von einer Menge lose aufeinandergesetzter Steine umringt ſind. Obgleich ſich die Bewohner für Bekenner des Islam ausgeben, bemerkte ich vor dem Hause des Häuptlings eine heidnische Opferſtätte. Ein wenig seitwärts ſtanden 5 von Watubellaresen bewohnte Hütten, deren Insassen des Handels wegen hierhergekommen waren.

Manawoka (nicht, wie auf den Karten ſteht, Manavolka), ist die grösste Insel der Goram-Gruppe. Sie beſteht aus zwei langgeſtreckten, durch einen schmalen, ohngefähr 200 Fuss hohem Sattel miteinander verbundenen Bergkuppen, Watu-lololie und Wotur genannt, beide ohngefähr 900 bis 1000 Fuss hoch. Der Watu-lololie erhebt ſich hinter dem Dorfe auf der Südhälfte der Insel und ist durch seinen tafelförmigen Gipfel bemerkbar, worauf zufolge Aussage der Eingeborenen, ſich ein kleiner See, wahrscheinlich ein Kratersee befinden soll. Der Wotur liegt auf dem nördlichen Theile hinter dem Dorfe Téré. Der Boden iſt überall klippig und die deckende Humuslage so dünn, dass man verwundert ſteht über den verhältnissmässig kräftigen Pflanzenwuchs, worunter namentlich viele Kokospalmen, welche die Oſtküſte einem Gürtel gleich umsäumen. Fliessendes Wasser trifft man nur während der Regenzeit in den Bergschluchten an. Mit Ausnahme der nach Weſten, also nach der vollen See zugekehrten Seite des dreieckförmigen Eilandes, welche ſteil in tiefes Wasser abſtürzt, ſind die Ufer mit bei Ebbe grösstentheils trocken fallenden Madreporen-Riffen umsäumt. Brauchbare Ankerplätze findet man nur vor den Dörfern Loko und Téré, und diese auch nur während des Weſt-Moussons.

Manawoka ſteht unter der Botmässigkeit des Rädja von Amar; die aus 1000 Köpfen beſtehende Bevölkerung wohnt in den Dörfern Amar, Arnäu, Maiwoka, Sigsig, Téré, Enlömin, Sigäi, Loko und Sigäro, welche alle an der Goram zugekehrten Seite liegen.

Am 16. September mit meinen Untersuchungen zu Ende gekommen, liess ich dem Rādja von Ondoor auf Goram meine auf den folgenden Tag bevorſtehende Ankunft melden und setzte auch am 17. dahin über. Von günſtigem Wind getrieben, erreichten wir schon nach 2 Stunden Segelns den Wall von Goram und ankerten um 11 Uhr vor Ondoor, begleitet von einigen mit Flaggen geschmückten Prauen, welche die Häuptlinge zum feſtlichen Empfang mir entgegengeschickt hatten. Kaum vor Anker gekommen, erfuhr ich, dass die unmittelbar daneben liegende Rhede von Kataloko vorzuziehen wäre, weshalb ich auch ohne Zeitverluſt den Anker heben und meinen Schooner dorthin bugsiren liess. Durch den Rādja des Ortes sehr freundlich bewillkommt, begab ich mich Nachmittags nach dem Dorfe und bezog das dortige Regierungshaus, während meine Jäger ſich unter einem in der Nähe ſtehenden Schuppen einquartierten. Zu meinem Verdruss musste ich während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes zu Katalōka wegen eines Fussübels, das ich beim Verlassen des Schiffes durch einen Fall bekommen hatte, das Haus hüten.

Freundlich iſt der Eindruck, welchen die Insel Goram auf den Beschauer macht; ſie beſteht aus ohngefähr 800 Fuss hohem Bergland, das nirgends Kuppen oder Kämme bildet und rundum durch eine, im Ganzen schmale, sandige Strandfläche von Meere getrennt iſt, auf welcher man die Insel in $1^1/_2$ Tagen umwandern kann. Auf diesem Gürtel, dem einzig bewohnten Theil, ziehen ſich in beinahe ununterbrochener Reihe die verschiedenen Dörfer, durch einen Hain von Kokospalmen und Fruchtbäumen beschattet, hin. In und vor den Dörfern ſtehen nicht selten uralte Waringin-Bäume (Ficus religiosa). Auf den Bergen, deren Hauptmasse auch hier aus Muschelkalk beſteht, findet man hin und wieder kleine Stückchen bebautes Land, das aber wegen der Unfruchtbarkeit des ſteinigen, mit kurzem Gras und Busch bewachsenen Bodens nur wenig hervorbringt. Von den vielen kleinen Bächen, welche die Insel bewässern, führen nur wenige in der trockenen Jahreszeit Wasser.

Iſt der Anblick auf das Land ein schöner, so iſt die Ausſicht meerwärts noch weit reizender; man überſieht Manawoka mit seinen beiden Bergen nebſt dem flachen Suruaki (Pulu Pandjang) in der vollen Ausdehnung, die zur Seram-laut-Gruppe gehörige Insel Gono und ferne im Hintergrunde bei heiterer Luft die Gebirge von Oſt-Seram mit den Bergen Saläko und Téré. Die beſten Ankerplätze findet man vor Ondoor und Kataloka im Oſt-Mousson.

Goram iſt gegenwärtig in die Landschaften Kenali und Lumādan an der Weſt-, Ainikka und Kailākat an der Oſtseite der Insel einge-

theilt. Jede dieser Landschaften beſteht aus mehreren Dörfern und wird von einem Rādja regiert, und zwar Kenali vom Radja von Katalōka, Lumādan vom Orang-Kaja von Ondoor, Ainikka vom Rādja von Manawoka, und Kailākat vom Rādja von Kailākat. Ausserdem hat jedes Dorf einen Ortsvorſteher, Orang-tua genannt. Alle Häuptlinge werden von Regierungswegen durch den Residenten von Amboina angeſtellt.

Die Bevölkerung beläuft sich auf ohngefähr 3200 Seelen.

Das dritte und letzte Eiland der Gruppe, welches ich meines Uebels wegen nicht persönlich besuchen konnte, iſt Suruaki. Auf den Karten führt es die Namen Salawako und Pulu-Pandjang, beides den Eingeborenen unbekannte Namen. Mit Ausnahme einer kaum bemerkbaren Erhöhung iſt es flach und mit Busch bewachsen. Von einem breiten Korallenriff umgürtet, bietet es keine Gelegenheit zum Ankern, selbſt kaum für kleine Prauen. Die beiden Dörfer, welche auf der Insel angetroffen werden, heissen Māgat an der Weſt- und Suruaki an der Oſtseite gegenüber Ondoor, von wo aus bei niedrigem Wasserſtand die Häuser gut zu sehen ſind. Beide Dörfer werden durch Orangkajas regiert, welche unter dem Befehl des Rādja von Manawoka ſtehen. Die Bevölkerung beträgt ohngefähr 300 Köpfe.

Zufolge Ueberlieferungen ſtammen Gorams Bewohner von Oſt-Seram ab, mit dessen Bevölkerung ſie die grösste Aehnlichkeit haben. Schon seit langen Jahren haben ſie den Mohamedanismus angenommen, ſind aber keineswegs Fanatiker, wie man allenfalls aus den zahlreichen Missigits schliessen könnte, die mit ihren spitzen, pyramidalen Dächern an vielen Stellen die Häuser überragen. Sitten und Gebräuche ſind dieselben, wie die der amboinesischen Mohamedaner. Im Allgemeinen iſt der Goramer weniger träge wie diese, aber heftiger und ſtreitsüchtiger, wodurch öfters blutige Fehden zwischen den Bewohnern verschiedener Dörfer entſtehen. Die leicht und lose gebauten Häuser ſtehen auf Pfählen und haben ein schmutziges verfallenes Ansehen. Auf dem Boden vor der Thür des Regierungshauses zu Ondoor liegt ein ähnlicher, mit der Chiffre der oſtindischen Compagnie versehener Stein wie derjenige, welchen ich zu Koor sah.

Die Induſtrie beschränkt ſich auf das Weben von Baumwollenſtoff und Verfertigen von Dosen aus Gaba-gaba und Palmblättern. Hauptbeschäftigung der Goramer ist jedenfalls Handel; auf allen molukkischen Inseln findet man Goram'sche Händler, welche Tripang, Perlmutter, Vogelneſtchen, Sago, selbſt gewebtes Zeug und Kiſtchen feil bieten. Die Fahrzeuge, deren man ſich bedient, werden auf Kei gekauft, da der Goramer im Schiffbau weniger erfahren iſt.

Mit meinen Untersuchungen auch hier zu Ende gekommen, hatte ich somit dem von der Regierung erhaltenen Auftrag Genüge geleiſtet, schiffte am 1. Oktober zu Kataloka ein, um nach Amboina, meinem damaligen Standplatz zurückzukehren, woselbſt ich am 5. Oktober nach einer Abwesenheit von 9 Monaten anlangte.

Die Säugethiere und Vögel der Aru- und Südoster-Inseln.

Im höchſten Grade differirend ſind die Faunen der bereiſten Inseln; denn während die Aru-Inseln zur Fauna von Neu-Guinea und die Goram-Inseln zu derjenigen von Seram gerechnet werden müssen, bilden die Kei-Inseln mit Koor ein eigenes Gebiet, in welchem Thierarten aus beiden erſtgenannten Faunen, aus Timor, ja selbſt von Auſtralien angetroffen werden. An Säugethieren ſind alle arm, doch kommen manche Arten ausserordentlich zahlreich vor.

Betrachten wir uns die verschiedenen Arten näher.

Pteropus argentatus traf ich an allen von mir besuchten Plätzen an; auf Aru heisst das Thier Nissi, auf Kei Jabar, auf Koor Panik. Pt. spec., schwärzlich-braun mit hell roſtgelbem Nacken und Oberhals und schmutzig ockergelber Iris. Eine um die Hälfte kleinere Art nannte ich Pt. insignis. Aru. Im Leidner Museum. Pt. spec. Einfach roſtfarbig; an Kopf und Hals am dunkelſten, an den Untertheilen am hellſten; mit braunrother Iris, etwas grösser wie Pt. argentatus. Ich nannte die Art Pt. rubiginosus Aru. Von dieser und der vorhergehenden erhielt ich nur je ein Exemplar auf Wokam, sah beide später auch nie wieder. Pt. spec. Einfarbig rauch-braun; Iris bräunlich gelb, Grösse unter der von Pt. argentatus. Aru. Ich nannte das Thier Pt. fumigatus. Häufig auf Wonumbai. Im Leidner Museum. Pt. funereus. Pt. phaiops. Beide kommen von Goram bis Tijoor vor. Hipposideros aruensis. Aru. Ausserdem kommen noch verschiedene kleinere Fledermäuse vor (Baduk auf Aru, Redil auf Kei), wovon eine, welche ich zu Wokam und Wonumbai erhielt, kleiner wie die Zwergmaus iſt. Paradoxurus hermaphrodita (Detitiran auf Aru, Ale auf Kei). Viverra tinggalunga (Lako); einzig und allein von mir auf Watubella gefunden. Mus decumanus (Goalal). Auf allen Inseln sehr häufig, zumal in den Häusern zu Dobo. Phascogale longicaudata (Kwāran). Aru. Ph. Wallacei (Kartāu). Aru. Perameles dorejanus. Aru. Ausser einem älteren Exemplar erhielt ich zu Wonumbai zwei junge Thiere dieser Art,

welche ſich in einem kugelförmigen, von Grashalmen verfertigten Neſte befanden. Dactylopsila trivirgata (Lādi). Ausschliesslich Bewohner von Aru, wo das schöne Thier aber auch nur auf den grösseren Inseln vorkommt. Die vier Exemplare, welche ich erhielt, ſtammen sammt und sonders von Wonumbai. Der Ladi schläft über Tag in hohlen Bäumen und geht während der Nacht seiner Nahrung nach, die er dem Thier- und Pflanzenreiche entnimmt. Er iſt ein guter Kletterer. Petaurus ariel. Aru. Das niedliche Thierchen macht ebenfalls ein Neſt und benutzt manchmal dazu eine ausgehöhlte Kokosnuss. Cuscus maculatus (Wangal auf Aru, Muder auf Kei und Koor). Das Thier kommt nach Aussage der Eingeborenen weder auf Tijoor, noch auf den Watubella- und Goram-Inseln vor; auf den Aru-Inseln iſt es sehr häufig und wird daselbſt in verschiedenen Farbenabſtufungen angetroffen, namentlich Grau und Rostbraun, Weiss mit Schwarz und Weiss mit brandrothen Flecken. Auch der Wangal bringt den Tag an einem dunklen Orte schlafend zu, wobei er auf den Hinterfüssen sitzt und mit gekrümmtem Rücken den zwischen den Vorderpfoten verborgenen Kopf gegen den Bauch andrückt. Seine Nahrung entnimmt er hauptsächlich dem Pflanzenreich, doch frisst er auch gelegentlich Neſtvögel und säuft die Eier aus. In allen Bewegungen iſt er träge, ſtützt sich beim Gehen auf den Schwanz, gleichsam als auf einen fünften Fuss, iſt ſtumpfsinnig und bissig und darum schwer zu zähmen. Die Eingeborenen essen das Fleisch gerne. C. orientalis. Das Vorkommen dieses Thieres auf Aru muss ich ungeachtet des Zeugnisses eines Wallace sehr bezweifeln. Dass mir das Thier nicht unter die Augen gekommen, will weniger bedeuten, als die Aussage aller Eingeborenen, welche ich darüber fragte, und die einſtimmig erklärten, nimmer einen weissen Wangal, das Männchen dieser Art, im Freien gesehen zu haben. Höchſt wahrscheinlich war das Thier, welches Wallace erhielt, von Händlern angebracht worden. Dagegen fand ich es auf der Insel Goram, und zwar gar nicht selten. Wenn es, was leicht möglich iſt, nicht früher von Neu-Guinea dahin übergebracht wurde, so iſt das isolirte Vorkommen des Thieres auf Goram jedenfalls eine merkwürdige Thatsache. Es führt daselbſt den Namen Kiedo und wird vermittelſt eines ſtark klebenden, aus dem Harze eines Artocarpus verfertigten Leimes häufig von den Eingeborenen lebend gefangen. Macropus Brunii. Auf Aru und der grössten der Kei-Inseln. Ueber dieses von dem holländischen Reisenden de Bruyn zu Anfang des vorigen Jahrhunderts entdeckte und von Valentyn unter dem Namen Filander beschriebene Thier hatte man bis in die neueſte Zeit

keine weitere Nachricht erhalten. Meinem Freunde Wallace war es während seines Aufenthaltes auf Aru nicht zu Geſicht gekommen, und ich ſelbſt sammelte zwar eine ganze Serie in verschiedenen Altersſtufen, verkannte aber das Thier gänzlich und erwähnte deshalb auch seiner nicht in meinen Schriften. Beim Auspacken der von mir für das Leidner Museum auf Aru gesammelten Thiere entdeckte der rühmlichſt bekannte Direktor desselben, Professor H. Schlegel, den von mir begangenen Irrthum und konnte nun das verloren geglaubte Thier wieder aufs Neue in die Wissenschaft einführen. Von seinem auf Neu-Guinea lebenden Gattungsverwandten, M. Mülleri, unterscheidet ſich unser Macropus durch eine kürzere und breite Schnauze, breitere Ohren, kürzere Vorarme und Schenkel und durch einen bis zur Spitze behaarten Schwanz. Die Behaarung iſt im Allgemeinen weniger zart und wollig, die Färbung von oben hell graubraun, unterhalb weiss; ein Streifen längs der oberen Kinnlade bis unter das Auge und ein breites Band auf dem hinteren Schenkel geben zwei gute Kennzeichen ab. Auf Aru wird das Thier Pëlandū genannt (durch die erſten Beschreiber in Pelandok und Filander verketzert), kommt auf allen Inseln häufig vor, scheint aber auf Kei seltener zu sein, woselbſt es den Namen Aha führt. Es nährt ſich mit den zarten Blättern und Knospen von Geſträuchen, die es nach Art der Eichhörnchen, auf den Hinterfüssen ſtehend, zum Maule führt, wird leicht zahm und seinem Pfleger sehr anhänglich. Ob das Thier eine Stimme hat, weiss ich nicht; der einzige Laut, welchen ich von meinen gefangenen Exemplaren hörte, beſtand aus einem eigenthümlichen Schnaufen, ähnlich demjenigen unserer Stallhasen. Seines Fleisches wegen, dessen Geschmack ganz angenehm iſt, wird dem Pelandu fleissig nachgeſtellt. Sus aruensis (Fāfu). Dasselbe kennzeichnet ſich durch einen weisslichen, von der Wange nach dem Hals laufenden Streifen, weissliche Kehle und Unterhals. Man findet das Thier in Menge auf allen grösseren Inseln der Aru- und Kei-Gruppe, sowie auf Koor, sowohl in der Nähe der Küſte, als tief im Walde; zumal in den baumlosen Grasflächen der Insel Trangan wird es ausserordentlich häufig angetroffen. Sus ceramensis (Bovi). Einfarbig schwarz ohne irgend welche Zeichnung, identisch mit dem auf Seram lebenden Schwein. Es findet ſich auf allen Inseln von Seram-laut bis Tijoor. Halicore australis (Riu). Während meiner Anwesenheit zu Wonumbai wurde ein über 6 Fuss langes Exemplar an der Küſte gefangen. Schädel des Thieres sah ich öfters in den Häusern der Eingeborenen aufgehängt, denen das Fleisch ein Leckerbissen iſt. Delphinus-Arten und endlich Physeter

macrocephalus ſind nicht ungewöhnliche Erscheinungen in den die Inseln umringenden Meeren.

Der Ornithologe findet auf allen unsern Eilanden und Inselgruppen ein reiches Feld zu interessanten Studien, da die Anzahl der vorkommenden Vögel bedeutend iſt, sowohl was Gattungen, wie Arten und Individuen betrifft. Dies gilt zumal von den Aru-Inseln, deren ornithologische Schätze durch meinen Freund Wallace der Wissenschaft erschlossen wurden. Obschon ich seinen wichtigen Entdeckungen nur wenig Neues zuzufügen im Stande bin, will ich dennoch, getreu dem einmal von mir angenommenen Plane, eine Liſte der beobachteten Vögel geben, die, was die Aru-Inseln betrifft, ziemlichen Anspruch auf Vollſtändigkeit machen kann, was jedoch die übrigen Inseln angeht, mehr oder weniger lückenhaft iſt.

Spizaëtus gurneyi. An der Küſte nicht selten; nur auf Aru von mir beobachtet. Pandion haliaëtus. An allen Küſten, aber doch ziemlich selten; merkwürdigerweise konnte ich niemals eines Exemplares habhaft werden. Haliaëtus leucogaster (Nawai auf Aru). Iſt weit verbreitet, lebt hauptsächlich von Seethieren und sitzt, wenn er ſich vollgefressen, zuweilen Stunden lang mit eingezogenem Hals auf längs dem Meeresufer ſtehenden hohen Bäumen. Haliastur indus. Aru, Kei und Goram, auf welch' letzterer Insel er Goar heisst. Falco moluccensis. Goram. Nisus poliocephalus. (Jellem auf Aru, Meneü auf Kei). Nisus rufitorques. Pernis longicaudatus. Kei und Aru, auf welch' letzterer Insel der Vogel Fernātar heisst. Ein seltenes Thier, welches ich nur ein einziges Mal erhielt. Da der Vogel gewöhnlich während der Mittagsſtunde auf irgend einem Baume Sieſta hält und zu schlafen scheint, glauben die Arunesen, er könne um diese Zeit weder sehen noch hören. Baza reinwardti (Baza ſtenozona iſt nur eine Lokalrace). Aru, Kei und Goram. Auch dieser Vogel führt die Namen Jellem und Meneü auf den entsprechenden Inseln. Noctua aruensis (Bŭhŭ). Aru. Eulen ſind dort zwar nicht selten, jedoch im Dickicht des Waldes ausserordentlich schwierig zu bekommen. Namentlich zu Wonumbai hörte ich jede Nacht ihr Geschrei ganz in der Nähe des Hauses von Kamis, konnte jedoch nur eines einzigen Exemplares habhaft werden, während Wallace gar keines erhielt. Scops magicus. Aru. Podargus papuensis. Aru. P. ocellatus. Aru. Beide Vögel heissen daselbſt Gonggābul und ſind keineswegs selten, zumal in dem Walde hinter Dobo, der aus niederen Bäumen beſteht, über deren Gipfel riesenhafte Casuarinen ſich erheben und in welchem trockene Blössen mit dick bewachsenem Schlammboden wechseln; der Länge nach

auf einem der unteren Aeſte einer Casuarine ſitzend, bringt der Gonggābul den Tag schlafend zu. Seine Nahrung beſteht aus Phasmen, Phalaenen und anderen Insekten, die er im Fluge fängt. Aegotheles Wallacei (Tutarwaru). Aru. Caprimulgus macrurus. Aru. Sehr allgemein. C. albigularis. Aru. Dendrochelidon myſtacea (Furkābel auf Aru). Man ſieht den Vogel häufig in der Spitze hoher Bäume auf dürren Zweigen ſitzen, von wo aus er ſich behufs der Jagd auf vorbei fliegende Insekten frei umschauen kann. Sein tief gegabelter Schwanz und die langen Schwingen machen ihn schon aus der Ferne kenntlich. Collocalia hypoleuca (Bebal auf Aru). Nicht selten; die Neſter werden zuweilen gesammelt. C. esculenta. Aru, Gōram. Hirundo nigricans. H. tahitica. Beide von Aru, wo ſie Teloloar, und Kei, wo ſie Wokwoka heissen, finden ſich höchſt wahrscheinlich auch auf den Südoſter und Goram-Inseln. Sie ſind sehr allgemein und versammeln ſich öfters in den Abendſtunden, zumal bei ſtarkem Wind, zu ganzen Flügen. Euryſtomus pacificus. Auf Aru, Kei, Koor und Tijoor. Auf Aru heisst der Vogel Lartau, auf Kei Mutlel-buan. Sehr allgemein. Dacelo tyro. Aru. D. gaudichaudi (Kaker-derdar). Aru, woselbſt der Vogel ziemlich allgemein iſt. D. Kajeli. Watubella. D. dea (Sinilbai). Goram. D. hydrocharis (Kwakokūdo). Aru. Alcedo sordida (Kakerdardat). Aru. Im Magen eines der getödteten Exemplare fand ich Ueberreſte einer Mygale. A. torotoro (Tenten-lare). Aru. Zu Wonumbai fand ich ein Neſt dieses Vogels in einer Lehmwand, zu dem ein Ellen langer Gang führte; auf einer Unterlage von Fischgräten und einigen Grashalmen lagen darin drei glänzend weisse, ziemlich runde Eier. A. pulchra. Aru. A. Lessoni. Nicht von mir beobachtet. A. pusilla (Kaker-dari). Aru. A. collaris. Aru, Khoor, Watubella, Goram und Kei, auf welch' letzterer Insel er Mantik heisst. A. sancta (Kan auf Aru, Assal auf Goram). A. solitaria. Aru. A. moluccensis. Goram, Watubella. Arachnothera novae Guineae. Aru. Nectarinia frenata. Aru, wo der Vogel Simsim heisst. N. zenobia. Kei, Watubella, Goram; Sowsi auf erſt-, Ossugil auf letztgenannter Insel. N. aspasia. Aru, Goram. Auf letztgenannter Insel sehr allgemein. Dicaeum ignicolle (Simsim). Aru. D. vulneratum (Kahoho). Kei, Goram. D. nigrum. Aru. Myzomela erythrocephala. Nicht selten in den Mangle-Büschen der Küſte. Aru. M. nigrita. Aru. Das einfach und dennoch reizend gekleidete Vögelchen iſt sehr häufig in der Umgegend von Wonumbai. Entomophila albogularis. Aru. Gliciphila modeſta. G. ocularis. Beide von Aru, woselbſt letztgenannter Matafallan heisst. Meliphaga simitis. Aru.

M. megarhynchus. Aru. M. filigera. Aru. Tropidorhynchus plumigenis (Fuhr). Kei. T. novae guineae (Waku). Aru. Ein interessanter Vogel, welcher die Aufmerksamkeit eines jeden Reisenden fesselt. Sein Gesang, den er zumal Morgens vor Sonnenaufgang und bis spät am Abend hören lässt, ist so characteristisch, dass man ihn nimmer vergisst, hat man ihn auch nur einmal gehört. Er besteht aus vollen Glockentönen, welche mit quakenden und dem Katzengeschrei ähnelnden Tönen abwechseln, die sich nicht beschreiben lassen. Dieser Gesang ist so kräftig, dass man ihn mehr wie eine Meile weit, auf der See noch hören kann. Bei regnerischer Witterung hört man übrigens den Vogel selten. Man findet ihn sehr häufig, sowohl an der Küste, wie im Innern, stets in den Wipfeln der Bäume, welche er, in den verschiedensten Stellungen sitzend und hängend, und mit seinen kräftigen Füssen sich an die Zweige klammernd, nach Insekten, seiner gewöhnlichen Nahrung, durchstöbert. Der Waku ist nicht scheu; sein Flug, ähnlich demjenigen unserer Spechte, geht gewöhnlich nur von Baum zu Baum. Die malaischen Seefahrer nennen ihn Burong siang (Morgenvogel), weil er unter allen gefiederten Waldbewohnern in der Frühe zuerst sich hören lässt. Gerygone chrysogaster. Aru. G. palpeprosa. Aru. G. citrinella. Kei, Khoor. Dicrurus assimilis (Beliléo). Aru. D. megalornis. Kei, Tijoor, Watubella, Goram. Auf Goram heisst der Vogel Karuin. Artamus papuensis (Kasser-frafu auf Aru und Mentjiewat auf Kei). Sehr allgemein; man findet den Vogel an offenen Stellen im Walde auf trockenen, hervorragenden Zweigen sitzend, zuweilen allein, gewöhnlich aber Paar- oder Familienweise, und in diesem Falle dicht aneinander geschlossen. In kurzen Pausen sieht man dann den einen oder anderen Vogel pfeilschnell abstreichen, um auf ein vorbeifliegendes Insekt Jagd zu machen, worauf er sogleich wieder nach seinem Sitz zurückkehrt. Er ist ein ausgezeichneter Flieger, welcher bald schwalbenartig die Luft durchschneidet, bald pfeilgeschwind über den Boden hinschiesst, wobei die schneeweisse Unterseite scharf gegen Luft und Boden sich abhebt. A. leucorhynchus (Mankūbie). Goram. Sphecotheres flaviventris. Eine meiner Entdeckungen auf den Kei-Inseln. Der Vogel wurde zuerst durch Gould beschrieben. Oriolus mülleri (Tutur). Aru; ziemlich häufig. Ptilonorhynchus melanotis (Batutu). Aru. Ein scheuer Vogel, träge von Art, der sich gewöhnlich in stark belaubten Bäumen aufhält. Sein wellenförmiger Flug ist schwerfällig und geht niemals weit; seine Nahrung besteht aus Früchten und Insekten. Pitta novae Guineae (Kawerbeer). Aru. P. macklotti. Aru, Kei und Watubella. Beide Pitta-Arten kommen vielfältig vor, und zu

Wonumbai erhielt ich auch deren Neſter und Eier. Erſtere ſind roh von Grashalmen, Moos und Blättern gebaut und enthalten 3 bis 4 weisse, roth und aschbraun gefleckte Eier. Die Nahrung beſteht aus Insekten. Monarcha inornata. Aru. M. guttula. Aru. M. griseogularis, M. leucura (Nurit). Kei. M. chrysomela (Weitoi). Aru. M. thelescophthalma (Waimeléba). Aru. Dieser und die vorhergehenden Arten ſind in der Umgegend von Wonumbai ziemlich häufig. Alcippe monarcha. Aru. Muscicapa flavovirescens (Dědénun). Ein Sammelname für verschiedenartige kleine Vögel. Aru. Seisura rufolateralis (Biei). Aru, zumal in der Umgegend von Maikoor. Myiagra latiroſtris, M. xanthogenys. Beide von Aru. Rhipidura assimilis. Kei, Watubella, Koor, Tijoor. Auf Kei heisst der Vogel Kauweel. R. maculipectus. Aru. R. hyperythra. Aru. R. atripennis. Aru. Todopsis bonapartei. Aru. Nicht selten im hohen Gras und Gebüsch, worin er mit grosser Gewandtheit herumklettert und — kriecht und ſich dem Auge des Jägers so rasch zu entziehen weiss, dass man ihn nicht leicht zum Schuss bekommt. Auf hohen Geſträuchen oder gar auf Bäumen ſieht man das niedliche Vögelchen niemals. T. grayi. Aru. Campephaga melanolora (Kartulla). Aru. C. hypoleuca (Sigŭjĕt). Kei. C. caeruleogrisea. Aru, Kei, Koor, Tijoor. C. atriceps. Goram. Rectes ſtrepitans (Kokei). Aru. R. dichrous. (Aru). Myioleſtes aruensis. Aru. Cracticus varius (Waklŏlăn). Aru. Sehr allgemein; hält ſich meiſt auf den unteren Aeſten der Bäume auf und kommt häufig auf den Boden, um daselbſt Nahrung zu suchen, die aus Insekten, Schnecken und Eidechsen beſteht. Es iſt ein lebhafter, keineswegs scheuer Vogel. C. quoii (Kan). Aru. Findet ſich hauptsächlich an sumpfigen, dicht bewachsenen Orten, nährt ſich auf dieselbe Weise und iſt sehr scheu. Pachycephala griseiceps. Aru. P. rufipennis. Kei. P. monacha. Aru. Corvus fuscicapillus (Gohl). Die einzig auf Aru lebende Art der weit verbreiteten Familie; kommt hauptsächlich auf den grösseren Inseln vor und ähnelt in Lebensweise ganz den europäischen Raben. Die schöne hellblaue Iris kennzeichnet die Art. Die jüngeren Vögel ſind anſtatt schwarz schmutzigbraun mit weissem oder weiss und schwarz gefleckтem Schnabel. Paradisea apoda (Fanĕăm). Lebt ausschliesslich auf den Aru-Inseln, woselbſt er auf allen grösseren Eilanden vorkommt und zu den häufig vorkommenden Vögeln gehört. Da, wo ihm vielfältig nachgeſtellt wird, muss man ihn weit im Inneren der Wälder suchen, auf den Inseln jedoch, wo dies nicht der Fall iſt, wie z. B. auf Trangan, ſieht man ihn nicht selten in der Nähe des Strandes und

der Dörfer. Das Thier iſt kräftig gebaut und hat namentlich ſtarke Flügel und Füsse und eine sehr dicke Haut. Sein Flug iſt kräftig, mit einigem Geräusch verbunden und mehr oder weniger wellenförmig, geht jedoch selten weit. Ausser der Paarungszeit leben die alten Männchen abgesondert, während man Weibchen und junge Vögel öfters Familienweise antrifft; kommt aber die Paarungszeit heran, was in den Monaten Juni und Juli der Fall iſt, so versammeln ſich die Weibchen in Flügen von 15 bis 20 Stück in der Krone des einen oder andern hochſtämmigen Baumes im Innern des Waldes und rufen nun durch einen lauten, wie Hu klingenden Lockton die Männchen herbei. Diese letzteren, dem ersehnten Rufe folgend, lassen ſich in der Nähe der Weibchen nieder und suchen, jedes für ſich, deren Andacht auf ſich zu lenken, indem ſie den Körper auf und nieder bewegen, die Federbüsche einem goldenen Fächer gleich öffnen und schliessen und abwechselnd senken und heben, wobei die prächtigen Büsche öfters über dem Rücken emporſtehen und in zitternde Bewegung kommen, was dem im Verborgenen lauernden Beobachter einen prächtigen Anblick bietet. Dies Alles geschieht unter einem eigenthümlichen Gequak. Hat ſich nun nach kürzerer oder längerer Zeit ein Pärchen zusammengefunden, so entfernt es ſich. Der Baum, aus dessen Krone ich bei einer solchen Gelegenheit mehrere Männchen herabschoss, war ein ohngefähr 100 Fuss hoher Lakka (Pterocarpus spec.), auf dessen unteren Aeſten noch die Ueberreſte einer durch die Eingeborenen gefertigten Schiesshütte zu sehen waren. Werden die Vögel nicht beunruhigt, so dient ein solcher Baum Jahre lang zum Versammlungsort der im Umkreis ſich aufhaltenden Paradiesvögel. Die gewöhnliche Stimme iſt ein rauher, laut klingender Ruf, aus ein paar hohen, in die Tiefe fallenden Tönen beſtehend, die von einem schnarrenden Ton begleitet ſind. In den Morgen- und Abendſtunden hört man denselben oft, dagegen nur selten bei Tag. Früchte und Insekten bilden die Nahrung, der ſie hauptsächlich in der Frühe des Morgens nachziehen. In der Gefangenschaft — ich besass zwei Männchen und ein Weibchen eine geraume Zeit hindurch — fressen die Vögel vorzüglich gerne grosse Schaben, sogenannte Kakerlaken (Blatta orientalis), die ſie mit einem Fusse festhalten, um ihnen mit dem Schnabel die Beine abzureissen und hierauf den Rumpf verschlingen. Meine Exemplare fütterte ich anfänglich mit reifen Pisang-Früchten und später mit gekochtem Reis. Sie wurden schnell zahm, zumal das Weibchen, welches schon nach wenigen Tagen mir das Futter aus der Hand nahm. Die Begattungszeit

fällt in den Juli, die Brütezeit in den Auguſt und September. Zufolge der Aussage der Eingeborenen, wählt das Weibchen zur Brüteſtätte ein Aſtloch in dem Wipfel irgend eines colossalen Baumes, in solcher Höhe über der Erde, dass es auch für den beſten Kletterer eine Unmöglichkeit iſt, dasselbe zu erreichen. Die Eier hat noch Niemand gesehen. Nach weiterer Verſicherung der Bewohner tragen die Männchen jährlich zwei verschiedene Kleider, die man füglich als Winter- und Sommer- oder Hochzeitskleid unterscheiden könnte. Da die Bälge der Männchen im Federschmuck ein gesuchter Handelsartikel ſind und desshalb den Vögeln eifrig nachgeſtellt wird, so kann man dieser Verſicherung wohl Glauben beimessen. Das Winterkleid wird von Oktober bis April getragen, der Sommeranzug während der übrigen Zeit des Jahres. Nach meinen an geschossenen Exemplaren gemachten Beobachtungen findet der Uebergang vom Winter- zum Hochzeitskleid, oder, wenn die Beobachtung der Eingeborenen nicht ſtichhaltig wäre, vom Jugend- zum Alterskleide in folgender Weise ſtatt. Das einfarbig braune Winter- oder Jugendkleid des Männchens gleicht vollkommen demjenigen, welches die Weibchen Zeitlebens tragen. Bei beiden Geschlechtern ſind die Fahnen der zwei mittelſten Schwanzfedern um die Hälfte schmäler, wie die der übrigen, und die Weichen und Unterschwanzdeckfedern ſind mit lose zerschlissenen Bärten versehen. Der Federwechsel, welcher durch Abſtossung vor ſich zu gehen scheint, beginnt mit dem Hervortreten jener sammtartigen, die Schnabelwurzel einfassenden Federchen, wobei zugleich einzelne goldgrüne Schüppchen auf der dunkelbraunen Kehle erscheinen. Während diese letzteren nun an Zahl mehr und mehr zunehmen, färbt ſich der Schädel von der Stirn aus hell ſtrohgelb, und verlängern ſich gleichzeitig die beiden mittelſten Schwanzfedern, wobei die Fahnen immer schmäler und mit Ausnahme einer kleinen Flagge an der Spitze, endlich ganz abgeſtossen werden. Inzwischen breitet ſich die Strohfarbe des Schädels weiter aus, bis ſie den ganzen Rücken eingenommen hat und, anfänglich noch mit Braun gewölkt, gänzlich rein geworden iſt. Zuletzt erscheinen die prächtigen Federbüsche, während die Schafte der beiden mittleren Schwanzfedern ſich in dünne Drähte mit einigen Häärchen verlängern. Ueberreſte der Flaggen an der Spitze. Von mir gesammelte Exemplare, woran in der erwähnten Reihenfolge dieser Federwechsel zu sehen iſt, befinden ſich im Leidener Museum. Im Leben ſind die Federbüsche feurig orangefarben, an den Spitzen in's Purpurbraune spielend, bei dem ausgeſtopften Vogel bleicht diese herrliche Farbe

leider sehr bis zu Gelblichweiss ab. Als grosse Seltenheit kommen zuweilen Männchen mit drei Drahtschaften im Schwanz vor, also mit 13 Steuerfedern an der Stelle von 12; ein solches, jetzt im Leidener Museum befindliches Exemplar erhielt ich während meines Aufenthaltes zu Wammer. In demselben Museum befindet sich auch ein Männchen im Gefieder der Weibchen, jedoch mit vollkommen entwickelten Federbüschen. Der erste Federwechsel findet beim Männchen im dritten Jahre statt. Die Diagnose, welche Prinz C. L. Bonaparte in seinem berühmten „Conspectus generum avium" vom Weibchen gibt, ist unrichtig; sie bezieht sich auf das Weibchen von Paradisea papuana. Bei beiden Geschlechtern ist der Schnabel hell aschblau, an den Rändern gelblich, die Iris weisslichgelb und die Füsse hell bräunlich-violett gefärbt.

Rücksichtlich der Art und Weise, auf welche die Paradiesvögel von den Eingeborenen erlegt und für den Handel zubereitet werden, verweise ich auf das bekannte Werk meines Freundes Wallace. Schon seit ein paar hundert Jahren bilden die Häute der Männchen einen gesuchten Handelsartikel und kosten zu Dobo 1 bis $1^1/_2$ Gulden, zu Macassar, dem Hauptstapelplatz, 8 bis 10 Gulden das Stück. Sie figuriren bei den Händlern unter dem malaischen Namen Burungmati-Aru (todter Vogel von Aru). Gekocht oder gebraten ist das Fleisch zähe und unschmackhaft.

Auf den Paradiesvogel Bezug habende Erzählungen und Ueberlieferungen besitzen die Arunesen nicht; nur dies kam mir zu Ohren, dass sie niemals Männchen im Uebergangskleide schiessen, weil man glaubt, dass, wenn dies geschehe, die ausgefederten Männchen die Gegend verlassen würden. Exemplare mit drei Drahtschaften nennen die Bewohner Radjás oder Könige ihrer Art.

Paradisea regia (Gobgobi). Die am weitesten verbreitete Art, die ausser auf Aru auch noch auf Misool, Salawatti, Neu-Guinea und Jappen (Jobi) angetroffen wird. Ein allerliebstes Thierchen, das sehr leblaft ist und im Affekt die Federbüsche an den Hüften fächerförmig ausbreitet. Sein Lockton, den es oft hören lässt, gleicht dem Worte Kau, mit etwas flötendem Klange ausgesprochen. Die Vögelchen halten sich gewöhnlich auf niedrigen Bäumen auf und nähren sich mit Insekten. Die jungen Männchen tragen im ersten Jahre das braune Kleid der Weibchen und erlangen erst im dritten den vollen Federschmuck; beim alten Männchen ist der Schnabel schön horngelb, die Iris dunkel graubraun und die Farbe der Füsse hell kobaltblau; beim Weibchen ist der Schnabel bräunlich und sind

die Füsse hell graublau. Auch von dieser Art kommt die Haut unter dem Namen von Burung-mati-keppeng in den Handel, hat jedoch gegenwärtig kaum noch einigen Werth.

Chalybaeus Kerandreni (Dobĕra). Aru. Neu für die Fauna der Gruppe. Der Vogel, gekennzeichnet durch eine rothe Iris, lebt im Innern der Wälder, ist ziemlich scheu, nährt sich von Insekten, Würmern, Schnecken und Beeren. Seine unmöglich zu beschreibende Stimme ist so eigenthümlich, dass sie sogleich die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich zieht; sie findet ihre Ursache in dem eigenthümlichen, von Lesson zuerst beobachteten Bau der Luftröhre, die in grossen Windungen bis zur Magengegend herabreicht. Mein Jäger Badir, welcher den ersten Dobera schoss und präparirte, kam, nachdem er die Haut abgezogen, mit dem Rumpfe zu mir gelaufen und sagte: „Tuan, tjoba lihat burung ini punja purut ada di luar; astaga!“ (Sieh, mein Herr, dieser Vogel hat wahrhaftig seinen Bauch aussen auf dem Leibe liegen.) Der Vogel ist keineswegs allgemein. Ch. ater (Kan). Aru. Sehr häufig; seine Haut wird gleichfalls von den Eingeborenen für den Handel präparirt, worin er unter den Namen Burung-mati-hitam (schwarzer todter Vogel) geht. Der viel seltenere Ch. viridis lebt nicht auf Aru. Gracula Dumonti (Tentenlare). Aru. Nicht selten; Schnabel nackt, Augenhaut und Füsse schön hochgelb. Calornis virescens (Bië). Aru. Wahrscheinlich eine Localrace von C. metallica. Der Vogel lebt gewöhnlich in Flügen sowohl im Walde, wie in der Nähe der Wohnungen und hält sich gerne in den trockenen Spitzen hoher Bäume auf. Aufgejagt, fliegen alle, einem Bienenschwarm ähnlich, unter lautem Geschrei davon. C. metallica (Nārit). Kei- und Südoster-Inseln bis Seram. Auf Goram heisst der Vogel Gesser. Sehr häufig. Beide Glanzstaare haben eine schön rothe Iris und heissen desshalb bei den malaisch sprechenden Küstenbewohnern Burung-mata-mera (rothaugiger Vogel).

Ausserordentlich reich an glänzend gefärbten Papageien sind die durchforschten Inseln und Gruppen, worauf nicht weniger wie 14 Arten leben. Sie heissen Macrōglossum aterrimum (Alkai). Aru. Ist daselbst ziemlich allgemein, unterscheidt sich von der papuischen Rasse durch geringere Grösse und dunkler rothe Wangenhaut. Der Vogel ist ziemlich scheu, hält sich gewöhnlich hoch über der Erde auf und fliegt rasch und kräftig, wobei er öfters sein eigenthümliches Geschrei ausstösst. Er frisst verschiedene Sorten weich- und hartschaliger Früchte, zumal diejenigen von Canarium moluccanum, deren eisenharte Hülle er durch einfachen Druck seines gewaltigen Schnabels mit Leichtig-

keit öffnet. Der Alkaii wird sehr zahm; zu Anfang der 60er Jahre besass einer meiner Bekannten zu Amboina einen derartigen Vogel, welcher frei in der Stadt herumflog und nur zur Essens- und Schlafenszeit nach Hause zurückkehrte. Cacatua triton (Guri) auf Aru, Katalu auf Goram. Sehr häufig. Nackte Augenhaut, hell aschblauer Schnabel, beim lebenden Thier mit einem pflaumenblauen Duft überhaucht. So merkwürdig ist das isolirte Vorkommen der Art auf der von Neu-Guinea weit entlegenen Goram-Gruppe, dass sich mir die Vermuthung aufdrängt, der Vogel stamme von einem in früheren Jahren daselbst der Gefangenschaft entflohenen Paare ab. Eclectus Linnaei (Woitau-Kuikui). Aru. E. cardinalis (Kanerbru). Kei und Goram. E. megalorhynchus (Gurak). Goram. E. polichlorus (Woitau auf Aru, Kanermaûk auf Kei). E. personatus (Keilïlïr auf Aru, Uilät auf Kei, Alümin auf Goram.) Lorius ruber (Lelui auf Kei). Südosten-Inseln bis Seram-laut. Auf Goram heisst der Vogel Ilier. L. scintillatus. Aru. Trichoglossus haematotus. Aru, Südosten-Inseln. Auf Aru heisst der Vogel Jarrau, auf Kei Sirteïn. Ein munteres Thier, dass sich meistens Paar- oder Familienweise zusammenhält und sich gerne in den Wipfeln der Bäume, zumal der Casuarinen herumtummelt. Es ist sehr zänkisch und fliegt ruckweise, wobei es öfters schreit. Gray's Trichoglossus coccineifrons ist wohl nur eine zufällige Spielart. Pstaitcula diophthalma. Aru. P. melanogenia. Eine für die Wissenschaft neue, von mir entdeckte und benannte Art. Ich erhielt nur wenige Exemplare, und zwar eines zu Wokam und zwei zu Wonumbai. Nanodes placens. Aru. Südosterinseln. Auf Aru heisst der Vogel Joa, auf Kei Sri, auf Goram Kakieluwut. Nasiterna pigmaea. Aru. Centropus menebeki (Katiejam). Aru. Nicht selten; Schnabel in jedem Alter gelblich. C. spilopterus (Skuk). Kei. Häufig; Schnabel in jedem Alter schwarz. Cuculus megarhynchus. (Gonggobul). Aru. C. spec. (Kawül). Kei. C. palliolatus. Goram. C. orientalis. Goram. C. sonnerati. Goram. Scythrops novae Hollandiae. Aru. Kei. Name auf Aru Katula, auf Kei Jaap. Neu für die Fauna der beiden Gruppen. Noch reicher wie an Papageien sind die Inseln an Tauben, welche man selbst auf den kleinsten antrifft und von denen viele in Farbenreichthum des Gefieders mit jenen wetteifern. Wir zählen die nachfolgenden 23 Arten auf. Carpophaga concinna. Aru, Südosten-Inseln. Name auf Aru: Kubéla, auf Kei: Taruht. Auf allen von mir besuchten Gruppen und Inseln ziemlich häufig. Iris orangegelb, bei dem auf Aru lebenden karminroth. C. neglecta. Goram. C. rosacea. Kei. C. zoeae. Aru. C. mülleri. Aru. Ziemlich selten. C.

cineracea (Walor) Nur auf Kei von mir beobchatet. C. pinon. Aru. C. bicolor. Aru und Südoſter-Inseln. Auf Aru heisst der Vogel Verjau, auf Kei: Walor und auf Goram: Wutiean. Ueberall von mir beobachtet; hält ſich gewöhnlich truppweise beisammen. Ptilopus coronulatus (Lungung). Ein Collectivname für kleinere, buntgefärbte Arten. Aru. Sehr häufig. P. diadematus (Uhdar). Kei und Koor. Sehr allgemein. P. iozonus. Aru. P. perlatus. (Kurirär). Aru. P. auranticollis. Aru. P. wallacei. Aru und Kei. P. viridis (Gahu). Goram. P. rivoli. Auf allen von mir besuchten Inseln mit Ausnahme der Aru-Gruppe. P. superbus. Aru. Macropygia turtur. Aru, Südoſter-Inseln. Name auf Aru: Kwaku. Geopelia maugei (Siklat). Kei und Koor. Chalcophaps indica (Fuht). Kei und Koor. C. ſtephani. Aru. Henicophaps albifrons, Aru. Eine von mir für die Fauna der Aru-Gruppe neu entdeckte Art. Nicht sehr häufig. Phlegoenas rufigula. Aru. Caloenas nicobarica. Kei. Ich erlangte den Vogel zwar nicht selbſt, sah jedoch zu Dulla mehrere, welche auf den Keitenimber-Inseln weſtlich von Gross-Kei gefangen worden. Die Eingeborenen nennen ihn wegen des metallischen Glanzes seiner Federn Burungmas (Goldvogel). Talegallus cuvieri (Kamŭr). Aru. Schnabel und Füsse gelb. Der Vogel liebt die einsamſten Stellen des Waldes und scharrt daselbſt einen Neſthaufen, ähnlich demjenigen der Maleos zusammen. Einen solchen frischen Brütehaufen fand ich zu Wonumbai, eine gute halbe Stunde von meiner Wohnung entfert im Walde. Er lag auf einer kleinen Blösse unter den überhängenden Aeſten eines dick belaubten Titi-Baumes (Vitex moluccana), beſtand aus Pflanzenerde, gemischt mit abgefallenen Blättern und anderen halb verfaulten vegetabilischen Ueberreſten und bildete eine ſtumpf kegelförmige Masse von 11 Fuss Höhe und 25 Fuss im Umkreis. Im oberen Theil befanden ſich fünf mit loser Erde gefüllte Löcher oder Röhren von ohngefähr 4 Fuss Tiefe. Vier davon enthielten je ein Ei. Die Wärme im Innern der Röhren betrug 93° F. bei einer Lufttemperatur von 85° im Schatten. Einige Tage später traf ich auf einen zweiten bedeutend grösseren Niſtplatz, welcher aber schon seit lange verlassen war. Die Eier haben die Grösse der Gänseeier, ſind regelmässig oval und ihre ſtarke, weisse Schale iſt mit einem feinen, backſteinrothen Ueberzug bedeckt; ſie geben, ebenso wie das Fleisch des Vogels, ein sehr schmackhaftes Essen. Megapodius reinwardti. Aru und Kei. Name des Vogels auf Aru: Djanggul, auf Kei: Kwaar. Der Vogel hält ſich gerne an dicht bewachsenen Stellen in der Nähe des Ufers auf, wo er ungeſtört seiner Nahrung nachgehen kann, die aus

Insekten, Sämereien, Knospen und Beeren beſteht. Niſthaufen fand ich keine, jedoch ältere, von den Vögeln seit geraumer Zeit verlassene sah ich mehrere in der Umgegend von Maikoor, wo der Djanggul ziemlich häufig vorkommt. M. forſteni. Goram. Casuarius bicarunculatus (Kudāri). Aru. Von diesem in den Sammlungen seltenen Vogel erlangte ich ein beinahe erwachsenes und ein junges Weibchen, welches letztere mir lebend überbracht wurde. Schnabel und Helm des älteren Thieres, im Umriss ähnlich demjenigen des Casuarius galeatus, waren graulich hornfarben, an der Baſis des Helmes und Unterschnabels ins Bräunlichrothe spielend. Die nackten Theile an Kopf und Hals ſind hell graulichblau; die Hautanhängsel am Vorderhals ziegelroth. Esacus magniroſtris. Aru und Südoſter-Inseln; auf Aru Boléma, auf Kei Uar. Charadrius longipes. Aru. Kei. Auf Kei heisst der Vogel Woalkwal, ein Sammelname für alle kleineren Uferläufer. C. veredus. Aru, Südoſter-Inseln. C. pyrrhothorax. Aru. Glareola grallaria. Aru, Südoſter-Inseln. Haematopus longiroſtris. (Kedider). Aru. Ardea typhon. Aru und sporadisch auf allen Inseln. Auf Aru heisst der Vogel Djiir. A. picata. Aru. Selten. A. garzetta. (Ngala). Ein Collectivname für alle weissen Reiher. Aru. A. egretta. Aru. Kei. A. intermedia. Aru. Kei. A. jugularis. Aru. Kei. A. novae hollandiae. Aru, Südoſter-Inseln. Auf Goram heisst der Vogel Baura. A. javanica. Aru. A. flavicollis. Aru. Kei. A. caledonica. Aru. Der Sammelname für Reiher überhaupt iſt auf Aru Durweyr, auf Kei Menhaar. Limosa uropygialis. Aru, Südoſter-Inseln. Tringa acuminata. Aru, Südoſter-Inseln. T. minuta. Kei. Totanus glottis. Aru, Kei, Goram. T. glareola. Goram. T. incanus. Goram, Kei. Actitis hypoleucus. Südoſter-Inseln. Numenius phaeopus (Golgal). Aru. N. uropygialis (Kulileka). Goram. Lobivanellus miles. Aru, Kei. Auf Aru heisst der Vogel Wolwal. Eulabeornis caſtaneiventris (Serat). Aru. Selten. Rallina tricolor (Tukar). Aru. R. plumbeiventris. Aru. Hypothenidia ſtriata. Koor, Goram. Porphyrio indicus. Aru. Dendrocygna vagans. Aru, Kei und Goram. Auf Aru heisst der Vogel Bursïl, auf Kei, Lerlĕrăt, auf Goram Blbeka. Tadorna radja. Aru. Podiceps minor. Aru. Kei. Graculus sulciroſtris. Aru. G. melanoleucus. Aru, Südoſter-Inseln. G. pygmaeus. Aru. Sula fiber. Auf Aru und an den Küſten aller Inseln; auf Aru führt er den Namen Opdai. Fregatta aquilla. Findet ſich gleichfalls überall an den Küſten. Sterna pelecanoides. Ueberall. St. poliocerca. Aru. Beide führen auf den Aru-Inseln den Namen Gaat. St. douglasi. Aru. Eine schon längere Zeit bekannte, jedoch von mir zuerſt in diesen Meeren aufgefundene

Art, merkwürdig durch Farbenabſtufung des Schnabels von grünlichgelb bis schwarz. Es wären noch einige kleinere Vögel (Campephaga, Ripidura, Monarcha und Myiagra u. s. w.) zu erwähnen, die ich zumal auf den Südoſter-Inseln erlangte, jedoch, da mir keine genaueren Hülfsquellen zu Gebote ſtanden, nicht näher beſtimmen konnte.

C. Reise nach Misool, Salawatti, Batănta und Waigeŭ.

(3. Juli bis 30. August 1860.)

Geographische Uebersicht.

Die Inseln Misool, Salawati, Batănta und Waigeŭ ſtehen unter Botmässigkeit des Sultans von Tidorĕ und gehören zur Residentschaft Ternatĕ. Auf keiner dieser vier Inseln beſteht ein Regierungsetablissement. Fassen wir Formation und Bodenbeschaffenheit der Inseln ins Auge, so deuten viele Umſtände auf einen früheren Zusammenhang von Waigeŭ und Batănta, während die durch eine sehr schmale, jedoch ausserordentlich tiefe Strasse von letztgenanntem Eiland getrennte Insel Salawatti in früheren Zeiten unzweifelhaft die nordweſtliche Ecke von Neu-Guinea bildete. Misool ſteht zwar mehr isolirt, erinnert jedoch wieder vielfach an die grosse Nachbarinsel Seram. Nehmen wir die Fauna als Richtschnur an, so gehören die vier Inseln sammt und sonders zum ausgeſtreckten Gebiet der Fauna von Neu-Guinea.

Was die geographische Lage betrifft, so liegt Waigeŭ, die zweitgrösste der vier Inseln, auf 0° 7′ — 0° 21″ 30″. s. B. und 130° 16′ 12″ — 130° 27′ 6″ o. L., ihr Flächenraum kann auf 81 Quadratmeilen geschätzt werden und die Einwohnerzahl auf 6000 Seelen. Batănta, die kleinſte der Inseln, liegt auf 0° 45′ 28″ s. B. und 130° 27′ 18″ — 130° 58′ 2″ o. L; der Flächeninhalt beträgt 41 Quadratmeilen. Salawatti, die grösste der Inseln, liegt auf 0° 21′ 18″ — 0° 54′ 49″ s. B., und auf 130° 43′ 36″ — 131° 14′ 40′ o. L.; ihr Flächenraum beläuft sich auf ohngefähr 85 Quadratmeilnn und die Bevölkerungsziffer auf 5 bis 6000 Köpfe. Misool liegt auf 1° 36′ — 2° 15′ s. B. und 129° 38′ und 131° 10′ o. L., ihr Flächenraum beträgt ohngefähr 50 Quadratmeilen mit 2000 Einwohnern.

Approximative Höhe einiger Punkte.

Misool: die Berge Fuhl und Adoa 3000 Fuss;
die Insel Loklogof 800 Fuss;
die Insel Fémen 800 Fuss.
Waigeü: Berg Nok 4000 Fuss.
Salawatti: Berg Wajöm 2500 Fuss.

An Bord einer seetüchtigen Orembaai, welche ich zu diesem Endzweck gemiethet, verliess ich am 3. Juli 1860 den meinen Lesern schon bekannten, auf Serams Nordküſte liegenden Ort Wahai, um eine Untersuchungsreise nach den bis heute noch so wenig bekannten papuischen Inseln Misool, Batänta, Salawatti und Waigeü auszuführen. Da bei der Schifffahrt die gerade Linie zwischen zwei Punkten nicht immer der kürzeſte Weg iſt, liess ich anſtatt direkt nach Misool überzusetzen, anfänglich mit öſtlichem Cours längs Serams Nordküſte bis Kap Kobie hinſteuern. Die Küſte iſt hier überall flach, an den sumpfigen Stellen mit Rhyzophoren, an den trockenen mit Casuarinen umsäumt, übrigens bewaldet; weit im Innern erhebt ſich ein 3—4000 Fuss hohes, in gleicher Richtung mit der Küſte ſtreichendes Gebirge. Am Abend des folgenden Tages befanden wir uns beim Kap, und liess ich nun bei ſtürmischem Wetter nordwärts auf Misool losſteuern. Am Morgen des 5. waren wir vor der erſten Reihe von Inseln, welche die Oſthälfte des Eilandes als ein Gürtel umgiebt. Die grösseren darunter beſtehen aus 3—400 Fuss hohen, ziemlich jäh abſtürzendem Bergland mit dürftigem Pflanzenwuchs; die kleinen Inseln ſind nichts weiter, wie kahle, scharfkantige Felsblöcke von öfters grotesker Form. Nachdem wir die schmale Strasse zwischen den Inseln Nord- und Süd-Femen passirt, sahen wir im Nordweſten auf ohngefähr 5 Meilen Entfernung mit einem Male Misool als hohes Bergland vor uns liegen, dessen Kuppen auf dem weſtlichen Theil abgerundet, sanft niederſteigende Profile zeigen, während die Berge der Osthälfte zu scharfen Spitzen und Nadeln anſteigen. Nach einer langweiligen und durch die vielen rund um das Eiland liegenden Sandbänke sehr verzögerten Fahrt erreichten wir um Mittag das an der Südoſtseite Misool's liegende Dorf Lelinta, wo ich wegen eingetretener ſtürmischer Witterung ganz gegen meinen Willen gezwungen wurde, bis zum 9. liegen zu bleiben, während ich den Plan hatte, schon am folgenden Tage die Reise weiter fort-

zusetzen. Dies war die erſte der mannigfachen Widerwärtigkeiten, welche mir im Laufe dieser Reise begegnen sollten. Jedoch benutzte ich meinen unfreiwilligen Aufenthalt natürlich so gut wie möglich zur Bereicherung meiner naturhiſtorischen Sammlungen und zum Erlangen von Berichten über Land und Leute. Was Erſteres betrifft, so mochte ich mich gerade keines sehr günſtigen Resultates erfreuen, da ein Präparator meines Freundes Wallace ſich behufs eines gleichen Zweckes schon seit 2 Monaten zu Lelinta befand und die ganze Umgegend derart durchforscht hatte, dass nicht viel mehr zu schiessen und zu fangen übrig blieb.

Das Dorf Lelinta liegt am Fusse eines kleinen, kaum 50 Fuss hohen Vorgebirges, hinter welchem die Küſte ohngefähr zur Höhe von 100 Fuss emporſteigt. Nach papuischer Sitte ſtehen die Wohnungen auf Pfählen im Wasser und ſind vermittelſt roh zusammengeſtellter Stege mit dem Ufer verbunden. Alle ſind höchſt baufällig und über die Maassen schmutzig. Von Hausgeräthe iſt im Innern so gut wie nichts zu sehen, und das Ganze trägt in auffallender Weise den Stempel der Verkommenheit, eine natürliche Folge der tidoresischen Missregierung. Der klippige, am Strande schlammige Meeresboden, auf welchem die Häuser ſtehen, senkt ſich nur allmählig zur Tiefe, fällt bei Ebbe längs der Ufer trocken und bildet so die Quelle eines unerträglichen Geſtankes. Längs den Seiten der Häuser liegen die Canos. Grössere Fahrzeuge ankern wegen der Untiefe eine Meile weiter südlich zwischen der Küſte und einem durch Kokuspalmen erkennbaren Inselchen.

Nachdem die Witterung am 9. günſtiger geworden, verliess ich noch am selbigen Tage Lelinta. Mit nordöſtlichem Cours längs der Gruppe der Pyramideninseln rudernd, passirten wir am Mittag die Strasse Fanna-fanna und ankerten kurz vor Sonnenuntergang bei Tandjung-Opönda, wo ich vergeblich auf schwarze Cacatus (Microglossum aterrimum) Jagd machte. Ungeachtet des ſteifen Windes und des sehr bewegten Meeres liess ich in der Vornacht gegen 10 Uhr weiterrudern, um nach Salawatti überzusetzen, und erblickte mit Tagesanbruch gerade vor uns liegend die äussere Inselreihe, welche die Weſtseite jenes Eilandes umfasst und ſich in südweſtlicher Richtung bis Misool fortsetzt. Inzwischen hatte der Wind an Stärke zugenommen, weisser Schaum bedeckte das wie in kochendem Zuſtande befindliche Meer, währenddem schwarze Sturmwolken den öſtlichen Horizont verfinſterten und Salawatti in dunklen Schatten hüllten. Da ich mich unter solchen Umſtänden in einem offenen Boote begreiflicherweise nicht à mon aise

fühlte, so trachtete ich, so rasch wie nur möglich, durch eine Insel geschützt vor Anker zu kommen, was auch schliesslich glückte. Nachdem kurz darauf der Himmel etwas heller geworden und Batanta in schwachen Umrissen aus dem Dunkel hervortrat, setzte ich die Reise fort. Cours nehmend auf Pitts-Passage passirten wir längs mehreren kleinen Inseln und waren Nachmittags 2 Uhr vor dem auf Sallawatti's Weſtküſte liegenden Dörfchen Kalwal, ohngefähr $1^1/_2$ Meile in See. Mit Sonnenuntergang liefen wir längs der Oſtküſte der kleinen Roggeveen-Insel (Effkesem der Papuas) Pitt's Strasse ein, passirten dieselbe während der Nacht, ruderten am 11. Bantanta's felsiger Oſtküſte entlang, umschifften gegen Mittag seine Nordspitze und ankerten in einem kleinen, nicht weit davon entfernt liegenden Busen, um abzukochen und Wasser einzunehmen.

Die Insel Batänta beſteht gänzlich aus ſteilen, vielfältig zerklüftetem Bergland, iſt trotz ihres felsigen Bodens üppig bewaldet und hat kein einziges fliessendes Gewässer von selbſt nur einiger Bedeutung. Die schmale Oſtküſte bildet eine flache Bucht, vor welcher eine kleine Felseninsel liegt. Vermittelst eines schmalen Kanals, dessen Oeffnung man sehen konnte, ſteht sie nach Aussage meines in diesen Gewässern sehr bekannten Djürümudi (Steuermann) mit der Dampier-Strasse in Verbindung. Die Nordküſte hat viele Einschnitte und Buchten, während die Salawatti zugewandte Südküſte nur flache Einbiegungen zeigt. Ständige Bewohner fehlen gänzlich; nur zeitweise besuchen Leute von den umliegenden Inseln Batanta, um sich während 1 bis 2 Monaten mit Fischerei, Tripang- und Schildkrötenfang zu beschäftigen und kehren dann wieder heimwärts.

Der kleine Busen, worin wir lagen, iſt beinahe rundum eingeschlossen, jedoch für grössere Fahrzeuge unbrauchbar wegen eines vor dem schmalen Eingang liegenden Riffes; derselbe ſtreckt ſich längs dem Fuss des 400 Fuss hohen, die Nordspitze des Eilandes bildenden Berges aus, hat beinahe überall ſteile Ufer und mehrere Süsswasser-Quellen. Dass er öfter besucht wird, dafür sprachen mehrere alte Feuerſtellen und Ueberreſte von Schildkrötschalen, die wir an verschiedenen Stellen an Baumzweigen befeſtigt fanden. Meine Jäger, welche ich waldeinwärts geschickt, kamen nach Verlauf einer Stunde mit einem schönen Exemplar von Tanysiptera dea, einer Pitta novae Guineae, einem Caprimulgus und mehreren kleineren Vögeln zurück. Mit Sonnenuntergang verliessen wir unsern Ankerplatz, gerade auf Waigeü losſteuernd, das in scharfen Umrissen als hohes Bergland vor uns lag, passirten im Lauf der Nacht die Dampier-Strasse und waren am Morgen des

12. Juli unter der Küſte der Insel, um ein Geringes weſtlich vom Eingang des sogenannten Chabrol-Busens. Da ich den im Innern des Busens wohnenden Radja von Waigeü zu sprechen wünschte, liess ich auf den Eingang zuſteuern und war in kurzer Zeit nicht vor der Oeffnung eines Busens, sondern vor derjenigen einer engen Strasse. Auf allen Karten iſt demnach der tiefe Einschnitt, welcher das Eiland gleichsam in zwei Theile scheidet, unrichtig dargeſtellt; an der Stelle eines tiefen, überall so ziemlich gleichbreiten Busens beſteht in Wirklichkeit nur ein ziemlich ausgeſtrecktes Meer von 5 Meilen Breite und 11 Meilen Länge, durch die höchſtens 15 Minuten breite, beide Hälften von Waigeü verbindende Landenge Fak-fak (Ofak) des französischen Weltumseglers Freycinet von dem Ofak-Busen getrennt. Mit der Dampier-Strasse hat dieses Meer durch eine enge, zwischen 2 und 400 Ellen breite Strasse Gemeinschaft, die ſich in südöſtlicher Richtung zwischen jäh anſteigendem Gebirge durchwindet und bei den Eingeborenen unter dem Namen „Strasse Rabiai“ bekannt iſt. Schon zu Wahai und später zu Misool hörte ich haarſträubende Erzählungen über die heftige Strömung in dieser Strasse und fand, mich mit einem Boote in der Oeffnung befindend, diese Schilderungen so wenig übertrieben, dass ich gerne Kehrt gemacht hätte, wenn dies ohne augenscheinliche Gefahr thunlich gewesen wäre. Das in voller Kraft aus der Strasse ſtrömende Wasser, welchem der gerade auf die Oeffnung ſtehende Südwind die empörten Meereswogen entgegenpeitschte, bäumte ſich in der 600 Ellen langen Mündung zu Wogen auf, welche denjenigen in offener See bei Sturm nichts nachgaben. Glücklicherweise trieb der ſteife Wind die Orembaai unter entsetzlichem Hin- und Herschleudern doch vorwärts, wobei von Seiten des Steuermanns die grösste Achtsamkeit beobachtet werden musste, da bei der geringſten falschen Bewegung mit dem Steuer das Fahrzeug umgeschlagen und wir mit Mann und Maus rettungslos zu Grunde gegangen wären. Nachdem wir eine Viertelſtunde zwischen Leben und Tod geschwebt, hatten wir die Gefahr im Rücken und erreichten eine Stelle, wo die Strasse, an der rechten Seite von Rhyzophoren umsäumt, eine flache Einbiegung macht. Da die Strömung längs dem linken Ufer in grader Linie vorbeirauscht, so iſt hier auch der einzige Ort, wo man mit Sicherheit ankern kann. Ein paar papuische Familien hatten ſich am Ufer etablirt und kamen an Bord, um einigen Handel zu treiben.

Nachdem inzwischen die Strömung zum Stehen gekommen war, liess ich weiter aufwärts rudern. Die Strasse verengert ſich jetzt

mehr und mehr bis 250 Ellen Breite, windet ſich gleich einer Schlucht zwischen hohem Kalkgebirge noch 3 Meilen weiter und zeigt in ihrem Lauf Landschaftsbilder, die das Gemüth des Reisenden eher niederdrücken als erfreuen. Das linke Ufer erhebt ſich mit seinen kegelförmigen, tief eingeschnittenen Bergen ohngefähr zur Höhe von 1000 Fuss mit ſteil abſtürzender, von dunklem Wald begrünter Lehne; das rechte, öfters mit ſteilen, senkrecht aus dem Wasser aufſteigenden Felswänden iſt weit niedriger und spärlicher bewachsen. Eine häufig vorkommende Palme, welche ich übrigens schon zu Misool bemerkt, ziert alle Hänge. Weisse Cacatus (Cacatua triton), von deren lauten Geschrei die Ufer widerhallen, waren die einzigen Bewohner des unheimlichen Ortes, welche mir zu Gesicht kamen. Schwere, dunkle Wolken umhüllten die hohen Kämme des Gebirges und warfen schwarze Schatten auf die enge Strasse. Vor einer ſteifen Brise segelnd, förderten wir rasch aufwärts, passirten an Steuerbord die Mündung des Flüsschens Rabiai, welches der Strasse den Namen gibt, und sahen um ein geringes weiter an Backbord die Oeffnung des Kanals, der nach vielfachen Biegungen in den Tĕlāga oder See mündet. Nachdem wir in unserer Erwartung, das Ende der Strasse erreicht zu haben, mehrere male getäuscht worden, wurde dieselbe endlich breiter, und sahen wir bei Umschiffung einer vorspringenden Ecke, wie durch ein mächtiges Felsenthor, das ſich plötzlich öffnete, eine ausgedehnte, spiegelglatte Wasserfläche mit einem Gebirge im Hintergrund, vor uns liegen, dessen höchſter Gipfel, Büffelhorn genannt, ſich durch ein scharfes, dreieckig zulaufendes Profil kennzeichnet. Es war, als ob die schöne Gotteswelt uns wieder ihre Arme erschlösse, und das beengende Gefühl, das uns während der Fahrt zwischen den hohen Felswänden unwillkürlich beschlichen hatte, wich vor dem ſich uns darbietenden freundlichen Anblick. Zur Seite des Ausgangs liegen mehrere Inselchen, mit Geſträuch bewachsene Sandſtein- und Kalkfelsen. Zu unserer Rechten iſt das Ufer des Sees hoch und fällt mit ſteiler Böschung ab, zur Linken bildet es eine alluviale Fläche, welche den Raum zwischen dem See und dem Fuss des Gebirges einnimmt, das sich längs der linken Seite der Rabiai-Strasse hinzieht und bei ihrem Ausgang bogenförmig landeinwärts zurückweicht. Das Ufer selbſt beſteht grösstentheils aus ertrunkenem Land.

Nachdem ich, der erſte Europäer, welcher Strasse und See besucht, letzteren zwei Stunden weit hatte hinaufrudern lassen, lies ich vor der seichten Mündung des Flüsschens Sam-sam ankern, an dessen rechtem Ufer die Residenz des Rādja von Waigeü liegt, der auch

nicht säumte, mir kurz darauf einen Besuch zu machen. Auf seine Einladung lies ich bis vor das Dorf rudern, welches $^1/_2$ Stunde aufwärts liegt, und nahm in Hause des Regenten meine Wohnung.

Meinen bis zum 17. des Monats währenden Aufenthalt benutzte ich zur Bereicherung meiner naturhiſtorischen und ethnographischen Sammlungen, wie auch zum Erlangen von Berichten über dieses merkwürdige, kaum mehr als dem Namen nach bekannte Eiland. Letzteres betreffend wurde mir von dem alten, sehr intelligenten Rädja Nachfolgendes mitgetheilt.

Waigeü (wai, Wasser und geü, Insel), auf manchen Karten unter den Namen Waigamma, Waigamme und Uarido vorkommend, liegt nur wenige Minuten südlich vom Aequator, von Batänta getrennt durch die $6^1/_2$ geographische Meilen breite Dampier-Strasse. Es hat eine länglich ovale Form mit zwei tiefen Einschnitten an der Südküſte, dem Busen von Gemin und der Rabiai-Strasse mit dem Tĕlāga-Waigeü. Eine durchschnittlich 2000 Fuss hohe, mehrfach abgebrochene und vielfältig zerrissene Bergkette erſtreckt ſich über die Insel, deren Culminationspunkt, Nok genannt, auf dem weſtlichen Theil der Insel liegt. Die schmale Landenge von Fak-fak (Ofak), welche die Oſt- mit der Weſthälfte verbindet, erreicht kaum 100 Fuss Höhe. Ebenen Boden trifft man nur wenig und in geringer Ausdehnung an; die Küſte iſt beinahe überall ſteil und felsig. Nennenswerthe Vorgebirge ſind: an der Nordküſte Kap Fak-fak, an der Oſtküſte Makerej, an der Südküſte Bessir, Umka und Tandjung Pandjang und an der Weſtküſte Kap-Kwej. Als gute Ankerplätze wurden mir die Busen von Kwej, Usba und Brej während des Oſt- und die Rheden von Umka und Makerej während des Weſt-Moussons genannt. Für Raaschiffe geschickt ſind die Busen von Gemin und Fak-fak, sowie die Rhede von Rawak, letztere bekannt durch den Aufenthalt der französischen Corvetten Uranie und Coquille in den Jahren 1818 und 1825 unter dem Commando von Freycinet und Duperrey, von deren Aufenthalt mir der Regent noch Manches zu erzählen wusste. Fliessende Gewässer ſind wohl in Menge zu finden, aber alle ſind sehr unbedeutend und trocknen während der heissen Jahreszeit selbſt theilweise aus. Der grösste Fluss iſt der Samsam, welchen man ein Stunde weit ſtromaufwärts rudern kann; er iſt an seiner Mündung 12—15 Ellen breit.

Die Fauna und Flora der Insel hat wohl im Allgemeinen grosse Aehnlichkeit mit derjenigen des nördlichen Theils von Neu-Guinea, bietet jedoch auch wieder manches Eigenthümliche dar. Namentlich gilt dies, wie wir später sehen werden, für die Säugethiere und Vögel.

Die weit vorgeschrittene Jahreszeit, welche tägliche Regengüsse mit ſich führte, war gerade zum Sammeln nicht die günſtigste, zumal was Insekten betrifft.

Ueber die geologische Bildung des Landes kann ich nur mittheilen, dass es zur Jura-Formation zu gehören scheint, und dass bis jetzt nirgends Spuren vulkanischer Thätigkeit gefunden wurden.

Die Jahreszeiten ſtimmen mit denjenigen überein, welche auf Neu-Guinea herrschen; von Mai bis September fällt der Regen- oder Oſt-Mousson, von November bis März der trockene oder Weſt-Mousson; meine Reise fiel demnach gerade mitten in die heisse Jahreszeit.

Viele grössere und kleinere Inseln umringen Waigeü; als die bemerkenswertheſten verdienen genannt zu werden: Batampéle, Tamăgui, Lontjui, Waglul, Aliu-ketu, Esmăl, Eritopago, Kamtŭm, Aalêbas, Făgi, Tip, Kêbu, Muter, Biantji, Beankeli, Gof-pial, Gof-kali, Gōfani, Kapĕgŏg, Gemin, Mangoleh, Uwǫffo, Kapatbus, Buiem, Ballabollah, Uwăjāgu, Metjeë, Jen, Bag, Patjao, Alifin, Oneh, Sipăsipă, Mammau und Lau-lau.

Die Einwohner zerfallen in Strand- und Bergbewohner; erſtere ſind Mohamedaner gemischten Ursprungs, letztere Papua's, die Aborigines des Landes, von den Strandbewohnern Orang hindu genannt. Die längs der Küſte liegenden islamitischen Dörfer heissen:

An der Nordküſte: Brej und Usba;

an der Südküſte: Bessir und Umka;

an der Oſtküſte: Makerej und im Innern am Ufer des Sees: Samsam, Nok und Kawalej. Sonderbarerweise schreibt Wallace in seinem Werke ſtets Muka für Umka.

Die papuische Bevölkerung wohnt im Innern theils zerſtreut, theils in kleinen Dörfern wie Fiaei, Kassăndon, Wakăf und Waita, welche alle vier dem Rādja von Samsam unterworfen ſind und eine Bevölkerung von 3000 Seelen haben.

Auch den Regenten von Umka und Makerej ſind einige papuische Dörfer zugewiesen, und der Rādja von Salawatti iſt Gebieter über einen Theil der Weſthälfte des Eilandes. Oberer Lehensherr des Ganzen iſt der Sultan von Tidǫrĕ, welcher auch die Häuptlinge anſtellt. Als Zeichen ihrer Würde empfangen sie bei der Inſtallation zu Tidǫre ein dunkelblaues, mit silbernen Franzen verziertes Kopftuch. Sie ſind verpflichtet, einen jährlichen Tribut in Landesproducten für ihren Herrn und Meiſter aufzubringen, und da sie bei dieser Gelegenheit nicht vergessen, auch für den eigenen Säckel zu sorgen, so lässt ſich

leicht denken, auf welch' schamlose Weise das arme Volk ausgezogen wird.

Der Handel, welcher nach und von Waigeü aus getrieben wird, iſt unbedeutend; ausgeführt wird roher Sago, Tripang, Schildkrötschale, Kulitlawan (der Baſt von Cynamomum kulilawan), Perlmutterschalen und Häute des rothen Paradiesvogels. (Paradisea rubra), mit dessen Jagd und Zubereitung ſich zumal die Bewohner von Bessir beschäftigen. Eingeführt wird Baumwollenzeug, Glasperlen, Messingdraht, Eisenwaaren, Feuergewehre und Schiesspulver. Der Handel iſt Tauschhandel, und jeder Gegenſtand hat einen feſt beſtimmten Werth.

Am 17. Juli, nachdem ich Abends zuvor einem Abschiedsfeſte beigewohnt, welches der gutherzige Rādja mir zu Ehren veranſtaltete, liess ich meine Orembaai zur Abreise rüſten, verliess noch am selbigen Tage das gaſtliche Samsam und setzte die Reise bis zur Strasse fort. Am folgenden Morgen segelten wir unter günſtigem Wind und bei fallendem Wasser in dieselbe und kamen diesmal ohne die geringſte Mühe und Gefahr wieder in offene See, womit mir ein Stein vom Herzen fiel, da diese Ausfahrt mir fortwährend wie ein drohendes Gespenſt vor Augen geschwebt hatte. Kaum waren wir jedoch zu unserm Glück draussen, als ſich der Südweſtwind aufs Neue erhob und schon nach Kurzem so ungeſtüm wurde, dass wir genöthigt waren, hinter Tandjung-Pandjang Schutz zu suchen. Vergebens mühten wir uns die beiden folgenden Tage ab nach Batänta überzusetzen, die ſteife Brise vereitelte alle Anſtrengungen. Am 21. liess ich weiter weſtlich nach Umka rudern und kam daselbſt im Dunkel der Nacht hinter einer kleinen Insel vor Anker, gerade vor Ausbruch eines Sturmes und nachdem das Boot in dem seichten Wasser mehrere Mal aufgeſtossen. Mit Tagesanbruch liess ich mein Fahrzeug nach der kleinſten der beiden Inselchen bringen, worauf einige ärmliche, von Fischern bewohnte Hütten ſtanden, deren Feuer wir schon am vorigen Abend gesehen. Daselbſt empfing ich Nachricht von der Anwesenheit meines Freundes R. A. Wallace zu Umka und erhielt auch bald darauf ein Billet von seiner Hand, worin er mich bat, ihn besuchen zu wollen. Leider wurde mir die Erfüllung dieser Bitte durch einen heftigen Fieberanfall total unmöglich gemacht. Noch am selbigen Abend liess ich zum vierten Male den Versuch machen, nach Bantänta überzufahren, wobei ich die Weisung ertheilte, auf die halbwegs liegenden Vuile-Eylanden loszuſteuern, um den vollen Wind nicht entgegen zu haben. Nachdem wir dieselben auch glücklich um Mitternacht erreicht, wünschte ich ohne Aufenthalt nach dem nächſten

Punkte von Bantänta zu gelangen, fand jedoch in dem seichten Wasser nicht allein nirgends eine Durchfahrt, sondern lief auch zuletzt auf und blieb mit der Orembaai feſt sitzen, glücklicherweise bei ſtiller See. Es blieb nun nichts Anderes übrig, als den Anbruch des Tages abzuwarten, und eine Stunde nach Sonnenaufgang befanden wir uns auch wieder in tiefem Wasser und liess ich nun auf ein paar Hütten losſteuern, welche am Strande sichtbar waren. Während wir uns der Insel trotz des ungünſtigen Windes mehr und mehr näherten, tauchten mit einem Male zwei Kaschelots (Physeter macrocephalus) ganz in der Nähe meines Fahrzeuges auf, ein monſtrös grosses und ein kleineres Thier. Nicht ohne Bangen sah ich nach den beiden Ungethümen, da es schon vorgekommen, dass solche Thiere mit Prauen zufällig in Berührung gekommen und deren Umschlagen verursacht haben. Am Mittage erreichten wir endlich Batänta und landeten in einer kleinen Bucht in der Nähe jener Hütten, die wir von einigen auf Waigeü heimischen Familien bewohnt fanden. Noch am Abend ruderten wir nach dem kleinen Busen weiter, worin wir am 12. übernachtet, doch blieben wir nun in der Oeffnung vor Anker. Ein auf unserem damaligen Bivouac glimmendes Feuer belehrte uns, dass auch noch andere Besucher hier waren, von denen wir jedoch nichts zu sehen bekamen. Am 24. Juli mit Tagesanbruch weiterrudernd, bemühten wir uns vergeblich, Batäntas Nordweſtspitze zu umschiffen. Nicht im Stande, die ſtarke Gegenſtrömung todt zu rudern, liess ich nach dem Ankerplatz zurückkehren, um die Umkehr jener daselbſt abzuwarten. Die vielen zwischen dieser Unmasse von Inseln laufenden, zumal bei Voll- und Neumond sehr heftigen Meeresſtrömungen haben das Eigenthümliche, zweimal in 24 Stunden ihren Lauf zu verändern, und zwar in entgegengesetzter Richtung. Eine solche ſtarke Strömung, ein Ausläufer der durch Pitt's-Passage eilenden, läuft längs Batänta's Oſtküſte, zur Fluthzeit nord-, während der Ebbe südwärts, und mussten wir deshalb das Eintreten der letzteren abwarten. Diese kam gegen Mittag. Wir fuhren nun rasch ums Vorgebirge und ſteuerten auf Salawatti los. Fortgetrieben durch eine ſteife, aus der Sagowien-Strasse wehende Brise, hatten wir rasch Jakson's-Eiland (Pulu Snapan) im Rücken, liefen auf den Eingang der Sakäbu- oder Gällĕwŏ-Strasse an und ankerten Nachts 10 Uhr vor Samäté, der Residenz das Rädja von Salawatti, in der Nähe zweier kleiner Inseln, auf eine Meile vom Walde entfernt. Einen reizenden Anblick in dem Dunkel der herrlichen Tropennacht gewährten eine Menge bald ſich uns nähernder, bald ſich wieder entfernender, grösser und kleiner werdenden Lichter, die ſich jetzt

in langer Reihe vor uns hinzogen, dann wieder in verschiedene Haufen zusammengedrängt erschienen. Es waren dies Fackeln von Leuten, welche ſich bei deren Schein mit Fisch- und Krabbenfang auf im Meer trocken gefallenen Sandbänken beschäftigten. Am andern Morgen liess ich mit der Fluth mein Boot bis vor das Dorf bringen und dort am Ufer feſtlegen.

Das Dorf Samäté zählt 14 am Ufer zerſtreut liegende Häuser, die, auf Pfähle gebaut, theilweise im Meere, theilweise auf dem Lande ſtehen; sie haben im Ganzen ein besseres Ansehen, wie alle Wohnungen, die mir während der Reise zu Gesicht gekommen waren. Das Land iſt flach, unmittelbar hinter dem Dorfe sumpfig und bewaldet. Vom Dorfe aus sieht man verschiedene am Eingang der Sakabu-Strasse liegende kleine Inseln und hier und da ein Stück von der Küſte von Neu-Guinea.

Da die Umgegend von Samäté kein günſtiges Jagdterrain darbot, fasste ich den Entschluss, meinen Aufenthalt daselbſt soviel als möglich abzukürzen, und ging am Abend des 26. wieder in See, um die Reise bis nach Kalwal, jenem kleinen Dorf auf der Weſtküſte des Eilandes, an dem ich auf dem Hinweg vorbeigefahren und dessen Lage am Fusse eines Höhenzuges guten Jagderfolg zu versprechen schien, fortzusetzen. Noch in der Nacht liefen wir in die Sagowien-Strasse ein, mussten aber wegen heftiger Gegenſtrömung in einer flachen Einbiegung nahe der mit Rhyzophoren beſtandenen, durch ein Korallenriff umsäumten Küſte ankern. Mit Tagesanbruch, nachdem die Strömung zum Stillſtand gekommen, wurde die Reise fortgesetzt und kamen wir gegen Mittag glücklich aus der Strasse heraus.

Was mir diesmal beim Passiren derselben — auf der Hinreise war ich zur Nachtzeit durchgekommen — besonders auffiel, war das verlassene Aussehen der Küſte. Einige halbeingeſtürzte Gerüſte von Wohnungen waren die einzigen Ueberreſte der kleinen Dörfer, welche vordem hier geſtanden. Da wo wir auf unserer Reise nach Neu-Guinea im April 1858 mit den Eingeborenen lebhaften Tauschhandel getrieben, war jetzt keine Seele zu sehen; Oede und Schweigen, nur zuweilen unterbrochen von dem lautschallenden Rufe des Burung-siang, herrschte ringsum. Später vernahm ich zu Sailolo, dass die Bewohner vom Sultan von Tidorĕ, ihrem Herrn und Meiſter, wahrscheinlich aus Caprice gezwungen worden waren, nach anderen Orten überzusiedeln. Nachdem wir ausserhalb der Strasse einige Stunden lang gegen ſteif ſtehenden Südwind angekämpft, kamen wir spät am Abend mit fallendem Wasser vor Kalwal, konnten jedoch nicht mehr die vor dem Ufer lie-

gende Barre passiren und mussten darum ausserhalb liegen bleiben. Erſt am nächſten Morgen konnte mein Boot in das Flüsschen gebracht werden, das zunächſt dem Dorf ausmündet, und ohne Zeitverluſt schickte ich meine beiden Jäger sogleich landeinwärts, während ich selbſt das ärmliche Dorf in Augenschein nahm. Kalwal liegt auf flachem, von Hochwald eingeschlossenem Boden, beſteht aus ohngefähr 20 zum Theil auf dem Ufersand, zum Theil auf Pfählen ſtehenden Hütten und iſt erſt kürzlich auf Sultans Befehl gegründet. Die Bewohner ſind zum Theil Papuas; als temporär ansässig lebten ausserdem noch im Orte einige Familien aus dem papuischen Dorfe Tepeng. An Bord zurückgekommen, erschienen auch bald meine Jäger mit einer nicht geringen Ausbeute an seltenen und interessanten Vögeln, worunter Epimachus albus, Paradisea regia, Pitta mackloti u. a. m. Da auch während der folgenden Tage die Jagdſtreifereien günſtig ausfielen und somit der Zweck meines Hierseins erreicht war, ausserdem auch die mir gegebene Zeit zu Ende lief, verliess ich am 3. Auguſt das Dörfchen, um auch noch die Negorei Sailolo zu besuchen. Jedoch kaum hatten wir drei Meilen zurückgelegt, als mein alter Gegner Südwind ſich aufs Neue einſtellte und uns zwang, hinter einem kleinen Vorgebirge Schutz zu suchen. Mit diesem Tage nun begann eine Kette von Widerwärtigkeiten, welche mich bis zur Rückkunft auf Misool verfolgten und meine Geduld auf eine harte Probe ſtellten. Obschon die Gegend nicht viel zu versprechen schien, gab ein guter Geiſt es mir ein, meine Jäger ans Land zu schicken und ſiehe da, nachdem dieselben kaum eine $^1/_2$ Stunde abwesend waren, hörte ich zwei Schüsse fallen. Bald kehrten ſie mit zwei Casuars (Casuarius uniappendiculatus) zurück, deren einer ein prächtiger alter Vogel, der andere ein junges Thier war. Das Fleisch beider, namentlich dasjenige des Jungen brachte eine angenehme und sehr erwünschte Abwechslung in unseren mehr wie frugalen Speisezettel. Gegen Sonnenuntergang legte ſich die Brise, doch leider, wie wir zu unserm Schaden erfahren sollten, nur für kurze Zeit. Nachdem wir wieder in See gegangen und kaum ein paar Meilen weiter südwärts gekommen waren, erhob ſich der leidige Südwind aufs Neue mit solcher Vehemenz, dass wir abermals Schutz suchen mussten hinter der kleinen Insel Sego, längs welcher wir gerade ruderten. Da die unselige Brise auch am folgenden Tage gleich ſteif ſtehen blieb, war an kein Weiterreisen zu denken, und ich benutzte deshalb meine unfreiwillige Muse, um am waldigen Ufer der Jagd obzuliegen. Die Kronen der Bäume waren von Tauben belebt,

welche Morgens früh von der kleinen Insel, die sie zum Schlafplatz erwählt, nach der Küste von Salawatti überflogen, um dort Nahrung zu suchen. Ich schoss mehrere davon und erkannte in ihnen die schön metallglänzende Carpophaga albigularis, welche meiner Sammlung noch fehlte.

Nachdem wir am 5. August mit schwachem Landwind wieder in See gegangen waren, bannte uns der hartnäckige Südwind schon nach Verlauf von kaum einer Stunde an die Stelle, wo wir uns befanden; doch konnten mit Sonnenuntergang wieder langsam vorwärts kommen und erreichten so im Laufe der Nacht endlich die Stelle, auf welcher Sailolo in früheren Jahren gestanden. Da das Einlaufen daselbst bei dem herrschenden Winde mit grossen Gefahren verknüpft war, beschloss ich mein Fahrzeug hier zu lassen und mich über Land nach dem Dorfe zu begeben, das eine Stunde von unserm Ankerplatz in südöstlicher Richtung entfernt liegt. Schon am folgenden Morgen brachte ich diesen Plan auf einem über den Waldboden führenden Fusspfad zur Ausführung. Der Wald bestand aus mittelmässig hohen Bäumen, in deren Kronen sich Schwärme von Papageien, weisse und schwarze Cacatus laut schreiend herumtrieben. Der Pfad war stellenweise mühsam zu begehen, zumal wegen den tiefen Sumpfpfützen, durch welche er öfters lief. Ziemlich ermüdet im Dorfe angekommen, begab ich mich unverweilt nach der Regentenwohnung, traf den Rādja jedoch nicht zu Hause, erhielt aber bald darauf einen Besuch vom Rādja-muda (der Aspirant zur Regentenwürde), einem angenehmen jungen Manne von Tidōre gebürtig und vom Imam begleitet. Zugleich mit ihnen erschien auch ein alter Bekannter von meiner ersten Reise nach Neu-Guinea der Korano von Mansinam, welcher sich in Handelsgeschäften hier aufgehalten und nun im Begriffe stand nach Dorej zurückzukehren. Von dem Rādja und Imam acquirirte ich einige ziemlich gute Häute von Epimachus magnus und albus, Astrapia gularis, Oriolus aureus und Paradisea papuana, freilich mit abgeschnittenen Füssen.

Nachdem ich noch einen Spaziergang durch das Dorf gemacht, kehrte auf demselben Wege nach meinem Ankerplatz zurück.

Sailolo liegt unmittelbar am Meeresstrand, welcher hier eine breite, sanft abfallende Fläche von halbmondförmiger, seewärts gerichteter Krümmung bildet. Die Häuser stehen, einige wenige ausgenommen, in einer der Biegung des Strandes folgenden Linie nebeneinander; sie ruhen auf Pfählen und sind — eine Seltenheit in dieser Gegend — meist alle in gutem Zustand. Zwischen den Häusern erheben Kokospalmen ihre

schlanken Stämme. Das hinter dem Dorfe zu sumpfigem Boden abfallende Terrain iſt mit Busch bewachsen. Die spiegelglatte Wasserfläche des geräumigen, aber sehr untiefen Busens iſt von der bei Südwind ungeſtüm wogenden See durch ein schmales Korallenriff getrennt, welches die ganze Oeffnung schliesst und nur von ein paar schmalen, die Ein- und Ausfahrt kleinerer Canos vermittelnden Kanälen durchbrochen iſt. Mit entsetzlicher Gewalt braust die Brandung gegen das Riff an, dasselbe mit einem glänzend weissen Rand umgebend, der scharf gegen das tiefe Blau des Meeres, den dunkelbraunen Ton des Riffes und die schön grüne Färbung des Wasserspiegels im Busen selbſt abſticht.

Kurz nach Mittag an Bord zurückgekommen, liess ich Alles zur Abreise für den kommenden Morgen in Bereitschaft bringen.

Bevor wir aber die Rückreise nach Misool antreten, finde eine Beschreibung von Salawatti hier ihren Platz.

Salawatti (von sala, hauen und Watt, Name einer häufig am Strande wachsenden Holzart) liegt nördlich von Batanta und iſt im Oſten und Süden von Neu-Guinea's Nordweſtecke eingeschlossen; von erſtgenannter Insel iſt es getrennt durch die Sagowien-Strasse, auch Strasse Waijŏm und auf den neueren Karten Pitt's-Strasse genannt; von Neu-Guinea iſt Salawatti durch die Sakābu- oder Gallowĕlo- (nicht Gallewo-) Strasse geschieden. Während das Fahrwasser in Pitt's-Strasse frei von Riffen und Bänken und mit Ausnahme des im weſtlichen Ausgang liegenden Sagowien- oder Roggeveen-Eilandes keine Inseln weiter darin angetroffen werden, iſt die Gallowĕlo-Strasse wie besäet mit Inselchen, Riffen und Bänken und darum höchſtens mit Canos zu beschiffen. Von Inselchen verdienen nachfolgende genannt zu werden:

Duf (Pulu Snapang, Lepel und Jakson's-Eiland), Dum (Pulu Sorrong), Baam, Ifman und Rumbŏbŏ, welche alle bewohnt ſind.

Was die Bodengeſtaltung betrifft, so ſtreicht längs der Nordküſte ein Bergzug hin, der ſich ziemlich ſteil aus der Sagowien-Strasse erhebt und zwischen seinem Gehänge schmale Thäler einschliesst; an der Oſtküſte erſtreckt er ſich bis gegenüber Jaksons's-Eiland, an der Weſtseite bis in die Nähe von Kalwal. Durchschnittlich erreicht er eine Höhe von 1000 Fuss und in seinem höchſten Punkt, dem nach der Mitte der Strasse zu liegenden Berge Waijŏm eine solche von 2000 Fuss. Landeinwärts fällt das Gebirge ſtufenweise zur Ebene ab, welche $^2/_3$ von der ganzen Oberfläche der Insel einnimmt und in ihrem südöſtlichen, südlichen und südweſtlichen Theile sehr sumpfig iſt. Gewässer fehlen nicht, ſind aber alle sehr unbedeutend.

Die Bewohner ſind zum Theil Mohamedaner, zum Theil Papuas. Erſtere wohnen in Dörfern an der Küſte, letztere weit und breit zerſtreut im Innern. Nachfolgende Dörfer liegen an der Küſte:

Samăté mit 24 Häusern und 180 Einwohnern,
Wapelĕlĕn » 3 » » 20 »
an der Oſtseite;
Kalwal, (jetzt verlassen),
Motābé mit 3 Häusern und 35 Einwohnern,
Sailōlo mit 260 Einwohnern,
an der Weſtseite;
Segetsĕrim mit 8 Häusern und 60 Einwohnern,
Selle » 3 » » 20 »
Segetpassia » 9 » » 80 »
Wutlĕŏ » 4 » » 30 »
in der Gallowĕlo- Strasse.

Rechnet man dazu eine Anzahl von 2000 Köpfen für das Innere, so erhält man eine Totalbevölkerungsziffer für das ganze Eiland von 3000 Seelen. Das Dorf Tepeng, welches früher an der Nordküſte lag, beſteht gegenwärtig nicht mehr und Kalwal wird in kurzer Zeit dasselbe Loos theilen.

Die Insel wird von einem zu Samăté wohnenden Häuptling im Namen des Sultans von Tidorĕ regiert; führt den Titel Rādja und iſt gleichzeitig Gebieter der Insel Batanta und der auf dem nordweſtlichen Theil von Neu-Guinea liegenden Landschaften Sorrong, As, Mega, Berāu, Karbra, Sarĕwuk, Samej, Rubākain, Karōro und Argun, sowie endlich von einem Theil von Waigeü.

Am 7. Auguſt liess ich mein Boot zur Rückreise nach Misool segelfertig machen, woselbſt ich am folgenden Abend einzutreffen hoffte. Doch auch in dieser Hoffnung wurde ich durch eine neue Folge von Widerwärtigkeiten jämmerlich betrogen, die abermals über mich losbrach, wodurch ich viel Zeit unnützer Weise verlor. Nachdem wir gegen die Mittagsſtunde des genannten Tages in See gegangen und bis zum 16. August mit dem heftigen, aus unserer Coursrichtung wehenden Südwind gekämpſt hatten, — wobei wir eine kleine Strecke vorauskamen, morgen um ebensoviel und noch mehr wieder zurückgetrieben wurden, — legte ſich am Morgen des 17. der Wind ein wenig, und es wurde uns möglich, auf die kleine, 6 Meilen südweſtlich von Salawatti entfernt liegende Pulu-Pandjang-Gruppe loszuſteuern, die zu erreichen wir uns 8 Tage vergebens abgemüht hatten. Wir passirten sie am Mittag, mussten aber gegen Abend bei der Insel

Fetefete wegen der Umkehr einer hier ſich ſtark fühlbar machenden Meeresſtrömung ankern.

Am folgenden Morgen zeigten ſich die Berge Misool's am südweſtlichen Horizont, und liess ich Cours auf Waigamma nehmen, dem an der Nordküſte liegenden Hauptort der Insel. Als wir gegen 10 Uhr vor ein paar kleine, mit Busch bewachsene Inseln gekommen waren, deren eine in eine Sandplatte von 60 Ellen Länge und 25 Ellen Breite endigte, wurde meine Aufmerksamkeit durch einen Schwarm von Vögeln gefesselt, welche laut schreiend über der Platte umherſtrichen, ſich darauf niederliessen und wieder aufflogen, um aufs Neue in allen Richtungen die Luft zu durchkreuzen, gegen deren reines Blau die glänzend weissen Körper ſich scharf abhoben. Wie ich näherkommend mit bewaffnetem Auge bemerken konnte, waren es grosse Seeschwalben von einer in diesen Gewässern sehr häufig vorkommenden Art (Sterna pelecanoides). Unter die Insel gekommen, liess ich ankern, und da ein nicht unbedeutendes Kopfleiden mich an Bord fesselte, schickte ich meine beiden Jäger aus, um einige der Vögel zu schiessen. Sie landeten unbemerkt von denselben und verschwanden in dem ſich bis zur Sandplatte erſtreckenden Gebüsche, welches die ganze Insel überdeckte. Nachdem ich mehrere Minuten in grösster Spannung gelauscht, hörte ich plötzlich kurz nacheinander mehrere Schüsse fallen und sah nun einen Aufruhr entſtehen, welcher mit keiner Feder zu beschreiben iſt. Der ganze aus ſicher mehr wie tausend Thieren beſtehende Vogelschwarm ſtob zuerſt weit auseinander, kehrte dann wieder zurück, strich nun über der Sandplatte hin und jeden Augenblick sah man aus dieser lebenden Wolke mehrere Vögel pfeilgeschwind nach dem Boden schiessen, um ſich gleich schnell wieder zu erheben. Verschiedene Verwundete schwammen auf den nur leicht gekräuselten Fluthen und machten vergebliche Anſtrengung zum Auffliegen, wobei ſie heisere Schmerzenstöne ausſtiessen, die, vereint mit dem scharfen Schrei, den die übrigen Vögel fortwährend hören liessen, einen erschrecklichen Lärm zu Wege brachten. Nicht lange darauf erschienen meine Leute wieder am Strande mit einem Haufen getödteter Vögel, von denen 21 durch zwei Schüsse gefallen waren. Was mich jedoch weit mehr erfreute, als diese Cadaver, war eine Menge grosser schöner Eier, die ſie mitbrachten, und die ſich als sehr schmackhaft erwiesen, was bei unserer mageren Schiffskoſt ein höchſt willkommener Umſtand war.

Als die Jäger, wie sie mir erzählten, an den Rand des Busches gekommen waren, sahen ſie die Sandplatte weiss von Vögeln. Nach-

dem ſie blindlings darauf los schossen, ſtob der entsetzte Schwarm in die Höhe, und die Leute liefen auf die todt und verwundet am Boden liegenden und aus der Luft heruntertaumelnden Vögel zu, um ſie aufzulesen, ohne weiter den Boden zu betrachten. Erſt ein leises Krachen unter den Füssen und gelbe Tropfen, die ihnen auf die blossen Beine spritzten, liessen sie ihre Aufmersamkeit auch dem Boden zuwenden und nun bemerkten ſie mit Erſtaunen, dass derselbe mit Eiern wie übersäet war, von denen ſie schon eine ziemliche Zahl zertreten hatten, während noch eine ungeheure Menge auf der Sandplatte lag. Ich schickte nun die ganze Bemannung ans Land, um soviele Eier wie nur möglich einzusammeln und erhielt auf diese Weise ohngefähr 600 Stück, worunter auch mehrere Eier eines Regenpfeifers Diejenigen welche nach dieser Razzia auf dem Eilande zurückblieben, schätzte mein Steuermann auf 800—1000 Stück.

Nach halbſtündigem Aufenthalt setzten wir die Reise fort, mussten aber kurz darauf wieder vor der kleinen, in der Nähe liegenden Insel Babi wegen des inzwischen an Heftigkeit sehr geſteigerten Südoſtwindes ankern.

Pulu-Babi, die grösste der zahlreichen zwischen Misool und Salawatti zerſtreut liegenden Inselchen, beſteht eigentlich aus drei, durch schmale Kanäle getrennten Parzellen, hat einen Flächeninhalt von 5—6 englischen Meilen, iſt flach und mit Busch bewachsen, worin Wildschweine hausen. Bei trockenem Mousson wird die Insel öfters von den Bewohnern der umliegenden Eiländer in der Absicht besucht, daselbſt Schildkröten zu fangen und zu fischen. Sie wählen dann gewöhnlich einen kleinen Busen an der Nordküſte zum Aufenthalt, worin auch wir eingelaufen waren. Derselbe iſt gegen Seewind geschützt und hat in seiner Nähe süsses Wasser. Eine Menge halbverkohlter Schildkröten- und zerbrochener Muschelschalen, welche rund um alte Feuerſtellen zerſtreut lagen gaben den Beweis, dass noch in jüngſter Zeit Menschen hier verweilt hatten. Ein von mehreren Kanälen durchschnittenes Korallenriff, gegen das eine haushohe Brandung bricht, umringt die Insel. Die übrigen in der Nähe liegenden Eilande ſind von keiner Bedeutung.

Am 19. Auguſt liess ich die Prau nach einer zweiten angrenzenden Bucht und von da aus weiter in See bringen, wobei wir um ein Haar auf's Riff geworfen worden wären. Stets beängſtigt, bei dem herrschenden Wind vom Course abzufallen, liess ich soviel als möglich bei den Wind ſteuern und so kamen wir, nachdem wir noch einige Inselchen passirt, endlich gegen meine Erwartung um 9 Uhr

Abends unter den Wall von Misool, nahe bei Tandjong-Goë. Nachdem wir bis zum Anbruch des folgenden Tages bei einer kleinen, mit Casuarinen beſtandenen Insel übernachtet, langten wir 2 Stunden ſpäter vor dem Dorfe Waigamma an, woselbſt ich einige Tage bleiben wollte, die Prau desshalb auf den Strand bringen liess und mich nach dem Hause des Ortsvorſtehers verfügte, welcher den Titel Tjau-tjau führte.

Alle Häuser des Dorfes ſtehen auf dem flachen sandigen Strande zunächſt der Mündung des Flüsschens Fegeü, an dessen linkem Ufer eine kleine Bucht einschneidet. Ohne gerade Zeichen von Wohlſtand zu tragen, hat Waigamma dessenohngeachtet ein besseres, zumal reinlicheres Ansehen wie Lelintă. Wie schon bemerkt, iſt der Küſtensaum bis auf einige tausend Ellen oſtwärts vom Dorfe flach und sandig, weiterhin felſig, weſtwärts dagegen sumpfig, ebenso wie die beiden Ufer der Flüsschen. Hinter den Wohnungen schwillt das Terrain zu einem Hügelrücken an, welcher zum Theil mit Gras beſtanden iſt.

Am 21. schickte ich meine Jäger mit Lebensmittel für drei Tage flussaufwärts und folgte ihnen zwei Tage ſpäter in Begleitung des Häuptlings. Nachdem wir den an der Mündung 18 Ellen breiten Fegeü in südlicher Richtung eine Stunde weit zwischen sumpfigen, mit Wald beſtandenen Ufern aufwärts gerudert, machte ſich trockener Boden bemerklich, erſt flach mit hier und da hervorragenden Kalkfelsen, ſpäter zu Hügeln anschwellend. Eine Viertelſtunde weiter aufwärts verriethen schlanke Kokos- und Areca-Palmen, sowie kleine im Busch verborgen liegende Anpflanzungen die Nähe menschlicher Wohnungen, und nicht lange darauf erreichten wir auch wirklich zwei Hütten, worin meine Jäger ihr Bivouac aufgeschlagen. Sie hatten einige schwarze Lories, Cacatus, Königs-Paradiesvögel und mehrere Tauben, sowie ein Exemplar des seltenen Peltops Blainvillei und verschiedene kleine Vögel erlegt und präparirt. Nach vierſtündigem Verweilen wurde die Rückreise angetreten, und kamen wir gegen Mittag wieder ins Dorf zurück. Da am folgenden Tage auch meine Jäger wieder eintrafen, so fesselte mich nichts mehr an den Platz, und ich trat am 25. die Fahrt nach Lelintă, und zwar längs der Weſtküſte der Insel an, so nahe wie möglich unter dem Wall hinſteuernd. Gegen 10 Uhr Abends in eine conträre Strömung gerathend, liess ich zu Telok-Motlöl, einer kleinen, von Hügeln umsäumten, jedoch seichten Bucht, ankern. Erſt am folgenden Nachmittag konnten wir längs der flachen, hin und wider durch felſiges, ſteil ins Meer abfallendes Vorgebirge unterbrochenen Küſte weiter rudern, umschifften gegend Abend

Misools Weſtspitze und liefen in der Nacht Telok-Adoa ein, wo wir bis zum andern Morgen liegen blieben. Am 27. der Küſte entlang weiter ſchiffend, passirten wir in der darauf folgenden Nacht die Elbe-Strasse, umſchifften mit Tagesanbruch Misools Südoſtspitze und langten gegen Mittag zu Lelintă an.

Sehen wir uns nun auch ein wenig auf dieser Insel um.

Misool («Wohnplatz auf dem Wasser» in der Sprache der Eingeborenen) iſt mit Ausnahme der weſtlichen Hälfte der Südküſte von unzähligen kleinen Inseln umringt, die grösste Zahl, welche zum Theil nur aus einzelnen Klippen beſteht, liegt vor der Oſtküſte. Längs der Nordküſte ſind dieselben flach, übrigens aber hoch, felſig und öfters die sonderbarſten Profile zeigend. Misool selbſt ſtellt ſich als Gebirgsland mit abgerundeten Kuppen auf dem weſtlichen Theile dar, während die Kämme der Oſthälfte in scharfe Pyramiden und thurmförmige Spitzen zulaufen. Die höchſten Berge, Ful und Adoa, liegen auf dem weſtlichen Theile und ſind bei heller Luft von Seram aus ſichtbar. Um ein Beträchtliches niedriger ſind die Berge Elfa, Kemălab und Wiei, welche alle drei weiter öſtlich liegen. Von den Inseln ſind Loklogof nebſt Nord- und Süd-Femen, alle drei zwischen 700 und 800 Fuss überm Meere, die höchſten. Die Küſte iſt grösstentheils hoch, ſteil und felſig, mannigfach eingeschnitten und nur an wenigen Stellen, namentlich an der Nordküſte, flach, sandig oder sumpfig. Die vielen Buchten ſind nur von geringem Belang, die grösste davon liegt ohngefähr in der Mitte der Südküſte. Gewässer von einiger Bedeutung gibt es nicht; das grösste darunter iſt der an der Nordküſte mündende Gesin und der an der Oſtküſte ins Meer fallende Gam, welche mit Canos einige Stunden weit aufwärts befahren werden können. Der Boden der Insel leidet namentlich während der trockenen Jahreszeit Mangel an Feuchtigkeit, wesshalb auch die Vegetation keine üppige iſt, wie auf den umliegenden Inseln. Mittelwald, aus dessen Boden häufig Kalkfelsen hervorragen, überzieht, hin und wieder mit kleinen Grasflächen abwechselnd, Berg und Thal. Unter den Bäumen fällt namentlich eine 30—40 Fuss hohe Palme auf, welche in Menge auf den ſteilſten Berggehängen wächſt. Die Witterungsverhältnisse ſind dieselben wie diejenigen auf Serams Nordküſte, ſtehen aber in umgekehrtem Verhältniss zu den auf Sallawatti und Neu-Guinea herrschenden.

Die rund um Misool zerſtreut liegenden Inseln tragen ganz den Character des grossen Eilandes selbſt; längs der Oſtseite ſind es Kalkberge und Klippen mit scharfgezahnten Profilen, öfters in den sonderbarſten Formen. Hauptsächlich iſt dies der Fall mit der Gruppe der

Pyramideninseln, welche mit dem vollſten Rechte ihren Namen verdienen. Zwischen den unzählbaren Klippen uud Felseninselchen dieser Gruppe hinſteuernd, glaubt man die Ruinen einer alten Nekropole mit riesigen Denkmälern zu erblicken: hier pyramidenförmig, dort thurmähnlich, oder einem abgeſtumpften Kegel, einer Säule oder Nadel gleichend. Ihrer Beschaffenheit nach beſtehen die spärlich bewachsenen Felsen aus Kalk und Sandſtein, der ſtellenweise durch Eisenoxyd lebhaft roth und gelb gefärbt erscheint. Die Entſtehung dieser merkwürdigen Gruppe liesse ſich vielleicht einem gewaltigen, durch vulkanische Kräfte verursachten Durchbruch der See zuschreiben, wobei die weicheren, im Bereiche der Wellen liegenden Erd- und Geſteinmassen einer grösseren Insel weggespült wurden und nur der feſte Fels ſtehen geblieben iſt. Diese Kataſtrophe kann möglicherweise noch in der hiſtorischen Zeit ſtattgefunden haben. Die wenigen an der Weſtküſte liegenden Inseln, Pulu-Kanari-Gruppe genannt, ſind flach und die grösste davon iſt theilweise cultivirt und gleich den Inselchen Efbe und Lumölöl bewohnt. Mehrere enge Strassen führen durch dieses Labyrinth von Inselchen zum Haupteiland; es ſind die Strassen Fanna-fanna, Forongket, Femen und Efbe.

Wie alle grösseren Inseln in den Molukken, iſt auch Misool im Verhältniss zu seiner Flächenausbreitung sehr schwach bevölkert. Die Bewohner leben theilweise an der Küſte, theilweise im Innern. Die Küſtenbewohner ſind Mohamedaner und meiſt fremden Ursprungs, die des Innern Papuas, in Sitten und Gewohnheiten mit den Bewohnern von Salawatti und Neu-Guinea's Nordweſtküſte übereinſtimmend. Sie hausen in kleinen, elenden Dorfschaften, führen, ungeachtet ihrer geringen Bedürfnisse, ein armseliges Leben und ernähren ſich mit Jagd und etwas Bodencultur. Die Strandbewohner haben ſich eine Suprematie über sie angemasst, welche als ein schwerer Druck auf ihnen laſtet und jede Entwickelung im Keime erſtickt.

Die von Mohamedanern bewohnten Küſtendörfer ſind:

an der Nordküſte:

Waigamma mit 14 Häusern und 100 Einwohnern,

an der Oſtküſte:

Faffanlaf mit 8 Häusern und 60 Einwohnern,
Gamda » 6 » » 50 »
Kassim » 4 » » 30 »

an der Südküſte:

Lelintă mit 10 Häusern und 80 Einwohnern
Efbe mit 3 Häusern und 15 Einwohnern.

Unter Waigamma gehören 17 papuische Dörfer, wovon 7 auf dem südlichen und die übrigen auf dem nördlichen Theile der Insel liegen.

Unter Lelinta ſtehen 4 papuische Dörfer, unter Gamda 2 und unter Faffanlaf gleichfalls eines.

Schon am 29. trat ich die Rückfahrt nach Wahai an und ankerte Mittags in der Nähe einer von einem Hügel gebildeten kleinen Insel, deſſen ſteiler Südoſtabhang wie mit Thonplatten belegt ſchien. Eine Stunde ſpäter bekamen wir weiter segelnd heftigen Wind mit schwerem Wellengang. Die ſich hoch bäumenden, in schiefer Richtung von hinten auf die Prau losſtürmenden Wogen bemühte ſich mein Steuermann zu besänftigen, indem er in die anſteigende Welle spuckte und einige Worte dazu murmelte. War dann die Woge ohne Schaden anzurichten, in ſich zusammengesunken, so ermangelte er nicht, zuweilen einen verschmitzten Blick nach mir zu werfen, mit dem er sagen zu wollen schien: Siehe, das kann ich machen. Die ganze Nacht durch wurden wir zwar tüchtig hin und her geschüttelt, doch kamen wir dabei ein ziemliches Stück vorwärts und erreichten am 30. Auguſt nachmittags um 2 Uhr nach einer Abwesenheit von 52 Tagen Wahai.

Die Säugethiere und Vögel der Inseln.

Wenngleich im Allgemeinen die Fauna der vier von uns geschilderten Inseln zum Gebiete derjenigen von Neu-Guinea gehört, so trifft man dessenohngeachtet auf Unterschiede, welche eine Trennung der vier Inseln unter ſich in zwei kleinere Gebiete bedingen. Das eine derselben umfasst Misool und Salawatti, das andere Waigeü und Batänta. Unsere Bekanntschaft mit den Säugethieren dieser beiden Unterabtheilungen lässt, zumal was die zweite betrifft, noch Vieles zu wünschen übrig, jedoch kann man auf grosse Entdeckungen in dieser Hinsicht nicht rechnen. Dies gilt namentlich für Waigeü und Batänta, woselbſt manche auf Neu-Guinea und gleichzeitig auf Misool und Salawatti lebende Thiere nicht mehr exiſtiren.

Die bis jetzt bekannten Säugethiere sind:

Petaurus ariël, M. S. Cuscus maculatus, M. S. B. W. C. orientalis, M. S. B. W. Phalangista bernsteini, S. Dendrolagus inustus M. S. Pernameles doreijanus, S. Phascogale thorbeckiana, S. Macropus mülleri, M. S. Mus decumanus, M. S. B. W. Sus papuensis, S. Physeter und Delphinus endlich finden ſich in den umringenden Meeren nicht selten.

Durch die Untersuchungen von Wallace, Bernſtein und Hoedt

ſind wir mit der Vogelfauna unserer Inseln ziemlich genau bekannt geworden, und kennt man nun die nachfolgenden Arten als dort lebend:

Spizaëtus Gurnyi, S. Haliaëtus indus, M. S. B. W. Falco communis, M. Nisus rufitorques, M. S. W. N. poliocephalus, M. S. B. Pernis longicauda, M. W. Baza reinwardti, M. Noctua squanipila, M. N. hoedti, W. N. franseni, M. Podargus papuensis. S. W. P. ocellatus, S. P. superciliaris, W. Caprimulgus papuensis, S. C. schlegeli, W. Dendrochelidon mystacea, M. S. B. W. Collocalia hypoleuca, M. Hirundo frontalis, S. B. Coracias pacificus. S. B. W. Peltops blainvillei, M. Dacelo gaudichaudi, M. S. B. W. D. dea, B. W. Alcedo nigrocyanea, S. A. albicilla, M. S. W. A. torotoro, M. W. A. lepida, S. A. solitaria, M. S. Merops ornatus, M. Epimachus albus, S. Nectarinia eques, M. S. B. W. N. aspasia, M. S. B. W. Arachnotera novae Guineae, M. S. A. vagans, W. Meliphaga similis, M. W. M. megarhynchus, M. W. M. polygramma, M. W. Philedon chrysotis, M. W. Philemon marginatus, W. Acanthiza neglecta, M. W. Petroica hypoleuca, M. W. Pomatorhinus Geoffroyi, M. W. Dicrurus carbonarius, M. S. B. W. Artamus papuensis, M. S. Oriolus striatus, M. S. W. Ptilonorhynchus buccoides, S. Pitta novae Guineae, S. P. mackloti, S. B. Malacopteron monacha, W. Monarcha guttula, M. S. B. W. M. telescophthalma, M. S. B. W. M. chrysomela, M. S. B. W. Muscicapa flavovirescens, M. S. B. W. Seisura rufolateralis, M. W. Myiagra albifrons, M. W. Rhipidura setosa, M. R. atripennis, M. S. W. Todopsis wallacei, M. Campephaga melanolora, M. C. melas, M. C. schisticepes, M. C. plumbea, M. C. atrovirens, M. Rectes cerviniventris, W. R. uropgialis, M. R. strepitans, M. R. leucorhynchus, M. R. aruensis, M. R. affinis, W. Cracticus personatus, M. S. W. C. quoyi, M. Pachycephala griseiceps, M. S. W. P. griseonota, M. Corvus orru, S. W. C. fuscicapillus, W. C. senex, S. Paradisea papuana, Misool, jedoch nicht auf Salawatti; auf Misool heisst der Vogel Sjak. P. rubra, B. W; auf Waigeü führt der Vogel den Namen Sebüm. P. wilsoni, B. W. P. speciosa, M. S. Auf Misool heisst der Vogel Arung, auf Salawatti Sabélo. P. regia, M. S Chalibaeus ater, S. W. Gracula dumonti, S. Calornis cantoroides, M. C. gularis, M. C. obscura, M. Buceros ruficollis. W. Ich verweise auf meine bei Anführung dieser Art unter der Vogelfauna von Seram gemachten Bemerkungen. Eclectus linnaei, W. E. polychlorus, M. S. W. E. megalorhynchus, W. E. personatus, M. S. W. Platycercus dorsalis, W. Lorius ater, M. S. L. tricolor, W. L. rubiginosus, W. L. ricinatus, W. Nanodes placens, M. S. N. rubronotatus, S. Psittacula diophthalma, M. S. P. gul-

lielmi, S. P. melanogenia, S. Trichoglossus haematotus, M. S. B. W. Nasiterna pygmaea, M. S. W. Cacatua triton, M. S. W. (Mein Plictolophus macrolophus iſt doch nur eine Localrasse). Microglossum aterrimum, M. W. Centropus menebeki, M. Cuculus leucolophus, W. C. sonnerati, M. C. lucidus, M. Megapodius freycineti, M. M. duperreyi, W. Carpophaga tumida, M. S. B. W. C. zoeae, S. C. pinon, M. S. B. W. C. rufigaster, M. S. B. W. C. bicolor, M. S. Macropygia reinwardti, M. S. B. W. M. turtur, M. S. Ptilopus pulchellus, M. S. B. W. P. coronulatus, S. P. humeralis, S. P. perlatus, S. P. auranticollis, S. P. nanus, M. S. P. pectoralis, M. W. P. rivoli; letztere auf den Inselchen zwischen Salawatti und Misool. P. superbus, M. B. W. P. puellus, M. S. B. W. Janthoenas albigularis,

Kopf von Casuarius uniappendiculatus.

S. Chalcophaps stephani, M. S. W. Henicophaps albifrons, S. W. Phlegoenas rufigula, M. S. Starnoenas terrestris, S. Goura coronata, M. S. B. W. Calvenas nicobarica, M. S. Otidiphaps nobilis, ein prächtiger, im schönſten Amethſtglanz schillernder Vogel. Casuarius uniappendiculatus, S. Mein Casuarius kaupi, nach einem verſtümmelten Exemplare aufgeſtellt, iſt damit identisch und muss darum als Art geſtrichen werden. (Siehe Schlegel «Museum d'histoire naturelle des Pays-bas» Livraison X. 34. pag. 12). Esacus magnirostris, M. Glareola grallaria, W. Ardea garzetta, S. A. intermedia, S.; beide Arten ausserordentlich häufig auf einer bei Ebbe trocken fallenden Sandbank in der nördlichen Oeffnung der Sakābu-Strasse zwischen Salawatti und Sorrong. Numenius minor, M. N. uropygialis, S. Rallina tricolor, M. W. R. plumbeiventris, M. Parra cristata, M. Tadorna radja, S. Sternanovae hollandiae, W. St. pelecanoides, M. S. Fregatta aquilla, M. S. Sula fiber, M. S.

D. Ternate, Halmahera, Tidore.

(4. September bis 15. December 1868; 9. Juli 1869 bis 10. Januar 1870; 20. Juni 1870 bis 26. Mai 1871.)

Den 8. Auguſt 1868 von Batavia abgereist, erreichte ich am 4. September Ternātĕ, den Ausgangspunkt der mir nach Rückkunft aus Europa aufs Neue aufgetragenen Untersuchungsreisen nach Neu-Guinea. Die Monate Oktober, November und December verflossen unter Zurüſtungen für diese Reisen. Die Muſeſtunden, welche mir dabei übrig blieben, benutzte ich zu Ausflügen auf der Insel, nach Tidōrĕ und Halmahéra.

Die Insel Ternātĕ, der Mittelpunkt des ehemals so mächtigen gleichnamigen Reiches, liegt, was die Stadt betrifft, unter 0^0 47′ 13″ N. B. und 127^0 22′ 21″ O. L. Sie beſteht aus einem vulkanischen 5336 Fuss hohen Berg, an dessen Fuss nur hin und wieder kleine Flächen ſich bemerkbar machen. Von der Stadt aus gesehen, zeigt ſich der Gipfel des Vulkans ziemlich breit und abgerundet, scharf zugespitzt jedoch von der Nord- und Nordoſtseite der Insel. Die Krateröffnung befindet ſich an der Nordweſtseite der Spitze.

Die Stadt Ternātĕ breitet ſich der Oſtseite der Insel entlang aus, unmittelbar auf dem Fuss des Feuerberges und beſteht aus zwei Theilen, der europäischen und der malaischen Stadt, erſtere Regierungs-, letztere Sultansgebiet. Auf dem nördlichen Theile des Sultansgebietes liegt des Sultans Palais, ein in europäischem Styl auf einem Hügel errichtetes Gebäude, südlich vom Palais zieht ſich der macassarische Stadttheil hin, welcher zum Gouvernementsgebiet gehört. An dessen Ende liegt das niederländische Fort Oranje, woran weiter südlich der chinesische Stadttheil und daran der europäische ſich anschliessen. Die ganze Bevölkerung der Insel beträgt 9000 Seelen. Ausser dem Fort, welches theilweise noch aus dem 16. Jahrhundert ſtammt, dem Palais des Sultans und dem Tempel, gibt es weiter keine bemerkenswerthen Gebäude. Bis zum Jahre 1840 war der europäische Stadttheil weit bedeutender wie gegenwärtig, wurde aber in genanntem Jahre durch ein heftiges Erdbeben bis auf wenige Häuser vernichtet, deren Ruinen man noch heutzutage überall längs den Strassen und in den Gärten findet. Ueberhaupt ſind vulkanische Ausbrüche und Erdbeben keineswegs selten. Bemerkenswerth ſind die Ausbrüche von

1673, 1687 und 1763, welche bei weitem die heftigſten waren. Von archäologischem und hiſtorischem Interesse ſind drei Inschriften, wovon ſich zwei im Regierungsfort (Fort Oranje) und eine auf dem europäischen Friedhof befinden. Die erſte dieser Inschriften befindet ſich auf einem an der Poterne eingemauerten Steine; ſie lautet:

De heer Simonsz
Gouverneur ende Direc-
teur over de O. J. V. C.

Die zweite befindet ſich am oberen Rande der über dem Eingangsthor hängenden Glocke; ſie heisst:

O Maria—flos—virginum—
velut— Rosa—vel—lilium—

und auf dem unteren Rande:

Funde—preces—ad—filium
pro—salute—fidelium
o—o
P D J Z B O T E Z en A—
1603.

Ohne Zweifel wurde diese Glocke von den Portugiesen erbeutet und gehörte einer Kirche an. Rief früher ihr feierlicher Klang die Schaar der Gläubigen zum Tempel, so verkündigt ſie heutzutage den Stadtbewohnern die Stunden des Tages.

Die dritte Aufschrift endlich, lautend:

Den dapperen Jan Mourits
Corporal en zyn makkers
ter eeren
gesneuveldt XX. July
1679,

befindet ſich auf einer Marmorplatte, welche noch vor ganz kurzer Zeit das Grab eines heldenmüthigen Kriegers aus den früheſten Zeiten der oſtindischen Compagnie deckte. Bei der vor ungefähr zehn Jahren geschehenen Aufräumung des an der Südseite des Forts gelegenen alten Begräbnissplatzes wurde das Grab geöffnet und die Ueberreſte des tapfern Mourits und seiner Genossen unter militärischer Ehrenbezeugung nach dem neuen Friedhof übergebracht. Nicht weit von dem Grabe ſteht auch das Denkmal meines Vorgängers, des Naturforschers Dr. H. A. Bernstein, geſtorben zu Batänta im Jahre 1865.

Das Leprosen-Haus zu Castella war das Ziel meiner erſten Excursion. Daselbe liegt auf der Südweſtseite der Insel in der Nähe des

Strandes und ist zu Pferd innerhalb zwei Stunden zu erreichen. Ein ziemlich guter, der Küste entlang laufender Weg führt dahin über einen Boden, welcher bis zum jetzt verlassenen Fort Kaju-merah flach ist. Nachdem man drei Barrancas (Schluchten oder Flussbetten, eines der wenigen aus der portugiesischen Zeit in der Sprache der Eingeborenen übrig gebliebenen Wörter) durchritten, steigt man über eine von dem Vulkan herunter laufende Rippe bis zu einer Höhe von ohngefähr 300 Fuss und reitet hierauf wieder etwa 200 Fuss ziemlich steil abwärts nach einem schmalen Sattel, welcher gleichsam einen Damm zwischen dem Meere und einem malerisch gelegenen kleinen See bildet, welch letzterer bei den Eingeborenen den Namen Laguna (portugiesisch) führt. Eine Stunde weiter liegt das Etablissement, welches aus zwei Gebäuden für die Kranken und einer Wohnung für den Aufseher besteht. Den Namen Castella führt dasselbe nach einem in der Nähe liegenden Platze, worauf im 17. Jahrhundert ein kleines portugiesisches Fort (Castella) stand. Wenige Ueberreste von dessen Ringmauer sind gegenwärtig die einzig übrig gebliebenen Spuren dieser alten Feste. Unter den 15 zur Zeit meines Besuches sich in Behandlung befindenden Kranken waren mehrere, die stark von der Krankheit mitgenommen waren und einen höchst ekelhaften Anblick darboten. Einer der Patienten hatte durch die Krankheit beide Hände verloren, konnte jedoch dessenungeachtet die übrig gebliebenen Stumpfe so gut gebrauchen, dass er im Stande war, Holz und Bambus zu spalten, zu flechten und zu rudern. Den ganzen Weg entlang trifft man Häuser und Gärten an, die in dem Schatten vielsortiger Fruchtbäume verborgen liegen.

Mein zweiter Ausflug hatte die Besichtigung einer $^1/_2$ Stunde von der Stadt entfernt liegenden Barranca zum Zweck, bei den Eingeborenen bekannt unter dem Namen Batu-antero (ganzer Stein). Auf dem Grunde dieser Schlucht erblickt man einen vielleicht Jahrhunderte alten Lavastrom, welcher den Boden eines Flussbettes bildet, worüber jedoch nur bei schwerem Regen Wasser hinströmt. Dieser aus sehr festem amorphem Trachyt bestehende Lavastrom liegt hier in einer Länge von 130 Ellen blos und ist durch die Reibung von Sand und Steintrümmern, welche das strömende Wasser mit sich führt, glatt gescheuert.

Auch das dem Sultan von Ternātĕ gehörige kleine Fort Terlŏkŏ, ohngefähr $^3/_4$ Stunden nördlich von der Stadt entfernt, ist eines Besuches werth, weniger um seiner strategischen Wichtigkeit willen, als wegen der schönen Aussicht, die man von da aus über Ternātĕ, Tidŏrĕ und Halmahéra geniesst. Es liegt auf einer 120 Fuss hohen,

ziemlich ſteil aus dem Meere aufſteigenden Landzunge, iſt von Steinen und Lavastücken errichtet und beſteht aus einer Ringmauer, welche die Contur eines phallus nachahmt; in der Mitte ſteht ein Wachthaus. Zunächſt der nach dem oberen Stock dieses Wachthauses führenden Thür iſt in der Steinwand des Ganges ein aus 4 Feldern beſtehendes Wappen eingehauen, wovon das rechte oberere Feld zwei Fische, das linke ein Rad, das rechte untere Feld ein Kaſtell und das linke drei Lilien zeigt. Das Fort iſt gegenwärtig ohne Besatzung und ſteht fortwährend offen; die Eingeborenen behaupten, dass auf demselben nie die auf der Insel sonſt so häufigen Erdſtösse fühlbar ſind.

Schon öfter hatte ich auf meinen Reisen Ternātĕ passirt und jedesmal, wenn ich an der Nordseite entlang segelte, wurde mein Auge durch die sogennannte verbrannte Ecke (Verbrande-hoek) gefesselt, bei den Eingeborenen Batu-angus gen annt. Da es die Zeit nun erlaubte, meine Neugierde befriedigen zu können, so begab ich mich am 11. Oktober über See dorthin. Nach zwei Stunden Ruderns an die Ecke gekommen, erblickte ich ein Naturschauspiel, wie man es selten zu sehen bekommt. Bei der letzten grossen Eruption im vorigen Jahrhundert (1763) war ein durch den Krater ausgeworfener Lavaſtrom längs der nördlichen Seite des Berges heruntergeflossen, hatte ſich ins Meer geſtürzt und eine lothrechte Wand von 70 Ellen Länge und 6 Ellen Höhe gebildet. Die schwarze Farbe, durch das Grün auch keiner einzigen Pflanze gemildert, gibt dieser Mauer den Anschein, als beſtünde ſie aus gegossenem Eisen. Stücke von allen Grössen, losgerissen durch den gewaltigen Andrang der nimmer ruhenden Brandung, liegen wild übereinander geworfen längs dem Fuss der Mauer und erleichtern einigermassen das Erſteigen, welches jedoch mit Vorsicht bewerkſtelligt werden muss. Noch jetzt, nach Verlauf von 90 Jahren erscheint dieser Lavaſtrom als ein schwarzer, vom Berg ſich herunterziehender Streifen, dessen dunkle Farbe scharf gegen das helle Grün abſticht, welches die übrige Landschaft überzieht. Die Masse, welche den Strom bildet, iſt an der Oberfläche schlackenartig und porös, doch im Innern sehr compact, enthält Feldspath und iſt nur schwach cryſtallinisch. Es iſt eine Trachytart, gleich der, welche man auf einigen der Vulkane von Jāva antrifft. Mit Ausnahme des Vulkans, welcher schon öfters erſtiegen wurde und des sogenannten ertrunkenen Landes (Gezonken land) hatte ich die auf der Insel befindlichen Merkwürdigkeiten besucht. Das ertrunkene Land iſt ein durch Inſichzusammensinken des Bodens entſtandenes Meer auf der Nordweſtseite der Insel und führt ebenfalls den Namen Laguna.

In Begleitung eines Freundes machte ich am 30. September 1868 einen Ausflug nach Obah, einem Platz auf der Oſtküſte von Halmahéra, gegenüber Tidōrĕ liegend, wo mein Genosse eine Kaffeeplantage beſitzt. Nachdem wir dieselbe beſichtigt, reiſten wir am folgenden Tage über See nach Dŏdingă, dem einzigen Regierungspoſten auf der Insel, der zugleich Sitz eines Civilbeamten iſt. Derselbe wohnt in einem kleinen, ſteinernen, aus der Zeit der oſtindischen Compagnie ſtammenden Fort, welches 200 Fuss überm Meeresspiegel an dem Rande eines

Leibwache des Sultans von Ternāte;

der Mann zur Rechten trägt einen alten portugiesischen kupfernen Helm, eben solchen Brustharnisch und Schild. Der Helm ist über und über mit Federn verziert.

Plateaus liegt und noch vor Kurzem eine geringe Garnison hatte. Durch die schmale, am Fusse dieses Plateaus liegende Fläche, worauf die kleinen Hütten des von Mohamedanern bewohnten Dorfes Dŏdingă zerſtreut liegen, schlängelt ſich ein seichtes Flüsschen, worin ſich viele Krokodile aufhalten, zwischen sumpfigen, mit Rhyzophoren oder Mangrove bewachsenen Ufern. Das kleine Fort iſt der Schlüssel des Fusspfades, welcher nach Babani über die schmale Landenge führt, die die nördliche Halbinsel mit den übrigen Theilen Halmahéra's verbindet. Ungeachtet des

schlechten Zuſtandes dieses Pfades, dessen öſtliches Ende einem trockenen Flussbett ähnlich ſieht, legt man die Entfernung zwischen der Oſt- und Weſtküſte in $^3/_4$ Stunden mit Leichtigkeit zurück, und die Eingeborenen tragen ihre kleinen Prauen darüber hin. Der Pfad dient zugleich als Grenze zwischen dem ternatesischen und dem tidoresischen Grundgebiet.

Noch am Abend desselben Tages kehrten wir nach Obah und am 2. October nach Ternātĕ zurück, nachdem wir zuvor auf Tidōrĕ angelegt und dem dortigen Sultan einen Besuch abgeſtattet hatten.

Halmahéra, das grösste, (350 Geogr. Quadrat-M.) und schönſte Eiland des molukkischen Archipels, figurirt auf den meiſten Karten unter dem unrichtigen Namen von Gilōlo oder Djilōlo, der richtige Name iſt bei den Eingeborenen der Insel: Kaha-lamo, bei den Tidorésen und Ternatānen Halmahéra, welche beiden Wörter «grosses Land» bezeichnen. Djailolo (die Namen Gilōlo nnd Djilōlo ſind ganz fehlerhaft) iſt nur der Name eines Diſtrictes an der Weſtküſte der nördlichen Halbinsel, wurde jedoch niemals der ganzen Insel beigelegt. Auffallend iſt ihre eigenthümliche Geſtalt, eine Wiederholung in kleinerem Massſtab derjenigen von Selĕbes und höchſt wahrscheinlich auch der von Bornéo, wie ſie vor langer, langer Zeit war. Denn ſtellen wir uns vor, dass letztgenanntes Eiland — gegenwärtig ein zusammengedrängtes Ganze ohne tiefe Einschnitte oder Busen — ein paar tausend Fuss unter das Meer sänke, so dass nur das Gebirge noch über dem Wasser hervorragte, ſo blieben vier durch drei grosse, tief eindringende Busen geschiedene Halbinseln übrig, eben wie bei Selébes und Halmahéra, von welchen zwei ihre Oeffnungen nach Oſten und einer südwärts haben würde. Diese Form kann vielleicht Bornéo noch eigen gewesen sein zur Zeit als der Berg Moria (Japāra) auf Jāva eine Insel war, und wo die Wellen des Jāva-Meeres den Fuss des Ardjūno-Gebirges umspülten. Ebenso wie die Fläche von Surabāja in einer späteren Zeit theils durch Anspülung, theils durch vulkanische Erhebung entſtanden iſt, so lässt ſich auch annehmen, dass die Tiefländer von Bornéo durch dieselben Kräfte entſtanden. Denken wir uns dagegen Selébes und Halmahéra ein paar tausend Fuss höher über den Meeresspiegel geſtiegen, so dass die tiefen Busen, welche die verschiedenen Halbinseln trennen, trocken zu liegen kommen, so erhielten beide Inseln einen Umriss, der im Allgemeinen demjenigen des heutigen Bornéo gleich wäre.

Dié Insel Tidōre (die Eingeborenen sagen Todōrĕ) bietet wenig Merkwürdiges dar; eine warme Quelle und die Ruinen einer por-

tugiesischen Feſte iſt Alles, was meldenswerth iſt, beide besuchte ich. Die Ruinen liegen auf der felsigen Weſtecke der Insel, gegenüber Maitāre (die kleine Insel Noorwegen), ohngefähr 300 Fuss überm Meere. Eine von Ternātĕ aus ſichtbare Gruppe hoch über dem niedrigen Gebüsch hervorragender Bäume überschattet diese geringen, mehr wie 200 Jahre alten Ueberreſte, die unter dem Namen Kota-Rum bekannt ſind. Sie beſtehen aus einem halb in die Erde gesunkenen Theil eines kleinen viereckigen Raumes, einem Theil der Ringmauer und einem kleinen, ziemlich gut erhaltenen Gewölbe nahe beim Fuss des Berges, höchſt wahrscheinlich Gefängniss oder Wachtſtube. Nach Aussage der Eingeborenen soll weiter noch ein unterirdischer, doch gegenwärtig verſtopfter Gang beſtehen, welcher vom Meere aus unterirdisch auf das Fort führe.

Die heisse Quelle entspringt an der Nordküſte der Insel, unmittelbar in der Nähe des Strandes; ſie enthält süsses Wasser ohne irgend einen Beigeschmack. Ein in der Nähe wohnender Mann erzählte mir, dass die Eingeborenen durch Baden in der Quelle Linderung gegen rheumatische Schmerzen und Hautkrankheiten suchen.

Von meiner Reise nach dem Geelvink-Busen am 9. Juni 1869 zurückgekommen, benutzte ich die wenigen freien Augenblicke, welche mir die Zusammenſtellung meines Rapportes an die Regierung und die Verpackung der während der Reise gesammelten Naturalien übrig liessen, zu einer Untersuchung des schon früher erwähnten sogenannten «gesunkenen Landes» an der Weſtseite der Insel.

Ich besuchte die Stelle am 21. October 1869, indem ich mich über See in einer kleinen, einem ternatānischen Prinzen gehörenden Prau dorthin begab. Morgens früh 3 Uhr von Ternātĕ wegrudernd, passirten wir um 5 Uhr Bātu-angus und kamen um 6 Uhr in der Nähe unseres Zieles an. Die Küſte, welche wir passirten, iſt felsig und wegen der schweren Brandung, die hier beinahe fortwährend ſteht, an vielen Stellen unnahbar. Einzelne, von kleinen Gärten umringte, von Sularesen bewohnte Hütten ſtehen zerſtreut auf dem im Allgemeinen nicht sehr üppig bewachsenen Boden. Ein kleines, aus 3 Hütten beſtehendes Dörfchen, Sula-matiha, liegt auf der Nordseite der Insel, öſtlich von dem kleinen Busen Sau-matiha, der weit und breit der einzige für kleine inländische Schiffe brauchbare Ankerplatz an dieser Seite der Insel iſt. Nicht ohne Mühe kamen wir durch die Brandung über das flache Ufer ans Land, und ich begab mich sogleich unter Geleite eines aus der Stadt mitgenommenen Führers auf den Weg. Der Fusspfad, dem wir folgten, führte uns landeinwärts über ein ſteini-

ges, mit Geſträuch bewachsenes Terrain und nachdem ohngefähr 100. Schritte zurückgelegt, kamen wir an eine Sumpflache, Sula-ta-di-bawa genannt, die ausser schönen Nelumbium, welche darin wachsen, nichts Sehenswerthes zeigt. Ohngefähr 800 Schritte weiter über sanft anſteigenden Boden schreitend, sahen wir uns plötzlich am Rande eines ringförmigen Abgrundes, dessen Durchmesser ich auf 300, den Umkreis auf 900 Ellen schätzte. Auf dem Boden dieses Abgrundes, zwischen ſteil niederſtürzenden, ohngefähr 100 Fuss hohen Wänden liegt zu unsern Füssen der glatte Spiegel eines Sees (Sula-takōmi-di-atas), dessen Oberfläche nur selten durch einen Windſtoss gekräuselt wird. Derselbe birgt in seinem Schosse die Gebeine der Bewohner eines Dörfchens, Sula-takōmi, welches vor einem Jahrhundert auf der Stelle ſtand.

Herr M. D. van Duivenbode, ein in jeder Hinſicht respectabler Mann, die reichſte Privatperson der Insel, erzählte mir in nachfolgender Weise den Lauf der Kataſtrophe, wodurch das Dorf den Untergang fand, wie er denselben in seinen Jugendjahren aus dem Munde weniger damals noch lebender Augenzeugen gehört hatte.

Es war in einer ſtillen, durch glänzenden Mondschein erleuchteten Nacht im Jahre 1763, einen Monat vor dem Ausbruch, wodurch die verbrannte Ecke entſtand, als der Berichterſtatter, welchen wir Amar nennen sollen, vor seinem Hause zu Sula-takōmi auf einer Degodego (eine Ruhebank von Bambusrohr) in ruhigem Schlummer lag. Plötzlich durch eine Erderschütterung geweckt, sah Amar eine grosse, aus dem Meere kommende Welle auf das Dorf losſtürzen und fühlte ſich beim Rückgang dieser Welle ſtrandwärts mit fortgeschleppt. Den Tod vor Augen erblickend, verlor er das Bewusstsein für den Augenblick, fand ſich jedoch nach kurzer Zeit mit noch einigen seiner Dorfgenossen wieder auf dem Strand liegend, die auf gleich wunderbare Weise Rettung aus der Noth gefunden. Nach dem Platze eilend, wo das Dorf geſtanden, sahen ſie mit dem grössten Entsetzen an der Stelle desselben ein tiefes Becken zu ihren Füssen, worin Menschen, Wohnungen, Hab und Gut versunken waren. Einige Bambussplitter ragten über dem Sumpfe hervor; welcher den Boden des Beckens bedeckte, als die einzig sichtbaren Ueberreſte von Sula-takōmi. Im Laufe der Zeit sammelte sich Wasser über diesem Sumpfboden und es entſtand der See, wie wir ihn jetzt noch erblicken; der Ternatäne nennt denselben Laguna-toliri oder Tanā-tinggāläm (gesunkenes Land). Die Wände, mit Geſträuch bewachsen, beſtehen, wie man an einem kahlen, erſt vor kurzer Zeit ſtattgefundenen Abſturz

sehen konnte, aus Lagen von Lava, Sand und Rapilli, das Wasser ist wohl flau, jedoch ohne eigenthümlichen Geruch oder Geschmack.

Nachdem meine Wissbegierde befriedigt war, kehrte ich nach Hause zurück.

Während meines Aufenthaltes zu Ternātĕ fanden 5 vulkanische Ausbrüche statt, von denen 3 im Monat November 1868 stattfanden. Der grösste darunter geschah am 30. dieses Monats Morgens um 8 Uhr 20 Minuten. Mit einem donnernden, 30 Sekunden anhaltenden Schlag schleuderte der Berg eine gelblichgraue Säule, welche sich nach oben mehr und mehr ausbreitete, zu einer Höhe von 2000 Fuss bei einem Durchmesser von scheinbar 1500 Fuss in die Luft. Sie schien aus tausend grösseren und kleineren Bällen zu bestehen, welche alle in drehender Bewegung waren und woraus unaufhörlich neue Bälle und Flocken hervortraten. In einem Augenblick vor das Auge gezaubert, bis in die Mitte der Säule durch die Morgensonne scharf erleuchtet, während der überhängende Gipfel dunkle Schatten auf den unteren Theil der Säule warf, machte diese Naturerscheinung einen mächtigen Eindruck auf das Gemüth des Beschauers. Durch den gerade kurz zuvor wehenden Südwind fortgetrieben, hatte die Säule, nachdem sie sich vom Berge losgelöst, gegen 9 Uhr die Form einer Stratus-Wolke angenommen und liess $^1/_2$ Stunde später feine Asche fallen, was bis 11 Uhr anhielt und wodurch alle Gegenstände mit einer schmutziggrauen Staublage bis zur Dicke von 3 Linien überdeckt wurden.

Die Säugethiere und Vögel der Insel Ternate.

Wie man dies nicht anders erwarten kann, ist die Anzahl der hier lebenden Säugethierarten eine geringe und findet man nicht eine darunter, welche der Insel ausschliesslich angehört. Am reichsten vertreten sind die Chiropteren, unter welchen der Manu (Pteropus personatus) erwähnt zu werden verdient, der häufig vorkommt und, eine Lieblingsspeise der Bewohner, bei Mondschein häufig geschossen wird. Zur Zeit der Obstreife besuchen diese Thiere allnächtlich die Stadt, um die Obstbäume ihrer Früchte zu berauben, und wird man dann öfters durch ihr widerwärtiges Geschrei im Schlafe gestört. Kleine Fledermäuse, worunter Thaphozous saccolaimus, sind ziemlich häufig, bedürfen jedoch noch einer genauern Untersuchung. Aus der Familie der Nager findet man eine Maus, eine Ratte und Sorex myosurus; eine

Zibetkatze (Viverra indica, Tinggālong), das einzige hier lebende Raubthier, iſt allgemein. Das Thier hält ſich gerne in der Nähe von vereinzelt ſtehenden Wohnungen auf und wagt ſich nicht selten bis in die Hühnerſtälle der Stadt. Weiter wird sehr häufig angetroffen ein Beutelthier (Cuscus ornatus), ein kleiner, nie mehr wie sechs Enden ansetzender Hirsch (Cervus moluccensis) und ein Wildschwein (Sus vittatus [?], Soho), welche Thiere sämmtlich auf der kaum bewohnten Nord- und Nordweſtküſte der Insel in grösserer Zahl leben. Unter den Hirschen kommen als Abnormität doch manchmal solche mit acht Enden vor. Als Hausthiere werden Pferde, Kühe, Ziegen, Schweine, Hunde und Katzen gehalten.

Von Vögeln, deren es eine ziemliche Menge gibt, ſind nachfolgende Arten auf der Insel vertreten:

Spizaëtus gurneyi. Pandion haliaëtus. Haliaëtus leucogaster. H. indus. Falco communis. F. moluccensis. Nisus cruentus. N. rufitorques. Baza reinwardti. Noctua hirsuta. N. hypogrammica. Scops magicus; letzterer sehr allgemein. Gewiss eine ſtattliche Zahl von Raubvogelarten! Caprimulgus macrurus. Hirundo rustica; sehr allgemein. Dacelo chloris. D. sancta. D. diops. D. lepida. Alle diese Eisvogelarten leben ferne vom Wasser und enthalten ſich der Fischnahrung. Merops ornatus; wird von April bis September auf der Insel häufig angetroffen, iſt aber während der übrigen Monate nicht zu sehen. Nectarinia auriceps; ſieht man häufig in den Gärten der Stadt, wo der Vogel von den Blumen, zumal denjenigen des Raja (Hibiscus rosa sinensis) kleine Insecten wegfängt. Sein niedliches geschlossenes Neſt iſt beutelförmig und stets zwischen Blättern eines dünnen Zweiges aufgehängt. Dicaeum schistaceiceps. Erythrura phoenicura. Zosterops chloris. Z. intermedia. Turdus erythropterus; findet ſich nur im Walde von 2000 Fuss an überm Meer. Criniger chloris. Pitta brachyura; selten. P. cyanonota; ziemlich allgemein. Monarcha cinerascens. Seisura nitens; Rhipidura torrida. R. mimoides. Campephaga melanolora. Ceplepyris aureus; kommt öfters in die Gärten der Stadt. Pachycephala melanura, ein hübscher, aber sehr gewöhnlicher Vogel. Amadina trichroa; sehr häufig, zumal an mit hohem Gras bewachsenen Orten. Corvus orru; sehr allgemein. Eurystomus orientalis. Cuculus striatus. C. orientalis. C. pallidus. C. sonnerati; äusserst häufig, zieht er die Aufmerksamkeit des Beobachters durch seinen Gesang auf ſich, ein ſtufenweise ſteigender Ton, welchen der Vogel 8—14 mal hintereinander ausſtösst. Die Eingeborenen, die ihn Burong swangi (Spukvogel) nennen, leiden ihn nicht gerne in der Nähe ihrer Wohnungen, da ſie seinem Ge-

schrei eine Unglück verkündende Bedeutung zuschreiben. Centropus rectunguis. Scytrops novae hollandiae; ein ziemlich seltener, von mir zuerſt auf Ternātĕ beobachteter Vogel.

Wie auf allen molukkischen Inseln ſind auch auf Ternātĕ die Papageien in ziemlicher Zahl vertreten; man trifft daselbſt nachfolgende fünf Arten an: Eclectus polychlorus. E. megalorhynchus. Nanodes placens. Lorius ricinatus. Cacatua cristata. Auch an Tauben iſt die kleine Insel ziemlich reich, und zwar kommen vor: Carpophaga perspicillata. C. basilica. Ptilopus monachus. P. iogaster. P. superbus. P. bernsteini. Janthoenas albigularis. Macropygia turtur. Turtur tigrinus. Chalpophaps indica und Caloenas nicobarica. Alle mehr oder weniger häufig, werden ihres Fleisches wegen von den Einwohnern gejagt. Megapodius freycineti. M. wallacei. Von diesem interessanten Vogel erhielt ich mehrere Exemplare. Er heisst sonderbarer Weise in der Landessprache Mamoa, ein Name, welcher auffallende Aehnlichkeit mit demjenigen der ausgeſtorbenen Riesenvögel (Moa) auf Neuseeland hat. Von Sumpf- und Schwimmvögeln, nur in geringer Zahl vertreten, nennen wir nachfolgende Arten: Ardea jugularis. A. albilineata. A. macrorhyncha. A. caledonica. Tringa acuminata. Totanus glottis. T. incanus. Actitis hypoleucus. Numenius phaeopus. Himantopus leucocephalus; selten. Das einzige Exemplar, das ich erhielt, schoss einer meiner Jäger im Laufgraben des Forts Oranje, also mitten in der Stadt. Charadrius geoffroyi. Strepsilas interpres. Pluvialis fulvus. Gallinula olivacea. Anas radja. Dendrocygna guttata. Fregatta minor. Sula fiber. Sterna pelecanoides. St. stolida. Podiceps minor.

III. ABTHEILUNG.

NEU-GUINEA

UND

JAVA.

Geographische Uebersicht.

Der unter niederländischer Oberhoheit ſtehende Theil von Neu-Guinea, nicht ganz die Weſthälfte der grossen Insel, liegt zwischen 0° 20′ und 8° 47′ S. B. und 136° 56′ und 141° O. L., der Flächeninhalt beträgt 3210 geographische Quadratmeilen. Der tidoresischen Herrschaft unterworfen, iſt derselbe eine Dependenz der Residentschaft Ternātĕ. Freilich bezieht ſich diese Unterwerfung nur auf manche Küſtenſtriche an der Südweſt-, Nord- und Nordoſtküſte und beſteht eigentlich mehr dem Namen wie der That nach. Weit ins Innere des Landes iſt bis heute noch kein Fremdling eingedrungen. Seit der im Jahre 1836 erfolgten Aufhebung des 1828 in der Lobo-Bai gegründeten Forts Du Bus mit dem Etablissement Merkusoord, befindet ſich keine Regierungsniederlassung auf Neu-Guinea. Dafür wurden an der Küſte gegenüber den Ankerplätzen zu Dorej, Run, Ansus und Soëk Pfähle von Eisenholz aufgerichtet, an deren oberen Ende eine ovale Eisenplatte befeſtigt iſt, die das Königliche Wappen und die Randschrift «Nederlandsch Indie» trägt. Ausserdem werden die Küſten älljährlich durch einen Beamten und von dem in den Molukken ſtationirten Kriegs- und Regierungsdampfer besucht, für dessen Bedürfniss an Feuerungsmaterial ein zu Dorej errichtetes Kohlendepot sorgt. Im Jahre 1855 liessen ſich zwei deutsche Missionäre im Dorej-Busen nieder, denen später noch mehrere nachfolgten; bis jetzt — 1872 — hatte jedoch noch kein einziger irgend einen namhaften Erfolg erzielt.

Die Bevölkerung lässt ſich nicht einmal annähernd beziffern; jedenfalls iſt dieselbe eine äusserſt geringe und ſteht in keinem Verhältniss zu der Grösse des Landes, welches ſie bewohnt. Die Mehrzahl der dazu gehörenden Stämme, welche noch heute in einem Zuſtand leben, der demjenigen der Bewohner Europas in der vorhiſtorischen Zeit während der Steinperiode analog iſt, müssen zu den niedrigſt ſtehenden menschlichen Wesen gerechnet werden, welche gegenwärtig die Erde

bewohnen. Die ganze 9000 Meilen grosse Insel iſt ein ungeheurer Wald und wahrscheinlich könnte ein Baumkänguru (Dendrolagus) von Baum zu Baum kletternd von der Nordküſte bis zur Torres-Strasse gelangen, ohne jemals genöthigt zu sein, die Füsse auf den Boden setzen zu müssen.

Geographische Lage und Meereshöhe einiger Punkte.

Karufa (Mündung des Flusses) 3° 48′ 17″ S. B. und 133° 28′ 20″ O. L.
Speelmanns-Bai (Mündung) 3° 44′ 52″ S. B. und 154° 44′ 27″ O. L.
Dorej (Pfahl) 0° 52′ 20″ S. B. und 134° 9′ O. L.
Mefoor (Mitte) 135° 2′ O. L. und 1° 5′ S. B.
Schouteninsel 0° 8′ — 1° 7′ 5″ S. B. und 135° 19′ — 136° 16′ O. L.
Soëk (Pfahl) 0° 40′ 2″ S. B. und 134° 26′ 11″ O. L.
Padeaido 1° 11′ — 1° 24′ S. B. und 136° 10′ — 136° 38′ O. L.
Meosnum 1° 32′ — 1° 35′ S. B. und 135° 10′ — 135° 20′ O. L.
Jappen 1° 36′ — 1° 56′ S. B. und 135° 28′ 7″ — 136° 58′ O. L.
Dorf Ansus (Pfahl) 1° 49′ 31″ S. B. und 135° 52′ 3″ O. L.
Kurūdu (Ankerplatz) 1° 50′ S. B. und 137° 9′ O. L.
Aropen 2° 12′ S. B und 136° 24′ O. L.
Insel Rhoon (Pfahl) 2° 21′ S. B. und 134° 38′ O. L.
Humboldt-Busen (Mündung) 2° 20′ S. B. und 140° 47′ O. L.
Arfakgebirge 0° 48′ 52″ S. B. und 134° 4′ 17″ O. L.

Die höchſte Spitze des Arfakgebirges erhebt ſich 9200 Fuss übers Meer. Berg Sipiori auf Soëk 1500 Fuss.

A. Reise nach der Südwest- und Nordostküste.

(15. März bis 21. Juli 1858.)

Zu Ende des Jahres 1857 hatte die indische Regierung eine Commission ernannt für die Untersuchung und Feſtſtellung eines Ortes, der zur Anlage einer Regierungsniederlassung geeignet wäre. Zwei Schiffe, der zu Amboina ſtationirte Kriegsdampfer Etna und die Barke Atie-atul-barie wurden der Commission zur Verfügung geſtellt, welche ſich zu Amboina versammeln und von da aus die Reise antreten sollte. Von der Regierung deſignirt, um dieselbe als Zeichner mitzumachen, schiffte ich mich am 9. Januar 1858 zu Batavia, meinem damaligen Standplatz an Bord des Poſtdampfers Macassar ein, um über Samārang, Surabāja, Macassar, Timor-Kupang und Banda nach Amboina zu reisen, woselbſt ich am 2. Februar anlangte. Nachdem die Mitglieder der Commisson, die ſich an verschiedenen Orten der Kolonie befanden, endlich alle eingetroffen, beſtiegen Beckmann, Kapitän der Infanterie, Mitglied der Commission, Lieutenant Tissot van Patot, Commandant eines Truppendetachements und ich die Barke und verliessen am darauf folgenden Tag Amboina, während der Etna, auf welchem die übrigen Mitglieder der Commission ſich eingeſchifft hatten, uns 3 Tage später folgen sollte. Ausser dem kleinen Truppendetachement hatten wir 30 Amboinesen bei uns, die uns bei Landreisen Kulie-Dienſte verrichten sollten.

Ehe ich in der Beschreibung der Reise weitergehe, möge die Bemerkung vorangehen, dass ich auch in dieser Bearbeitung die im holländischen Aufsatz von mir vorgenommene Scheidung in 3 Abtheilungen beibehalte, wovon die erſte die Reise nach und den Aufenthalt an der Südweſtküſte schildert, die zweite von der Ueberfahrt nach Dorej und dem Aufenthalte daselbſt handelt und die dritte die Weiterreise nach der Humboldt-Bai nebſt dem dort Erlebten umfasst. Ich habe es für nöthig erachtet, die erſte Abtheilung in beträchtlicher Weise auszudehnen, indem ich aus dem Rapport der Commission mir zu schöpfen erlaubte und danach auch nebenbei manche in meinem Aufsatz vorkommende Unrichtigkeiten verbesserte.

Reise nach und Aufenthalt an der Südwestküste.

(15. März bis 23. April.)

Um Mittag waren wir am Ausgang des tiefen Busens, welcher die Insel Amboina in zwei, durch die Landenge von Baguala verbundene Theile trennt, von denen der öſtliche Ley-timor, der weſtliche Hitu heisst, umschifften das südöſtliche Vorgebirge Nusanive und ſteuerten nur mit öſtlichem Cours weiter. Am 19. passirten wir die Enge zwischen Goram und der Watubella-Gruppe, kamen Tags darauf bei Kap van-den-Bosch (Tandjung Katimon) unter die hier sehr bergige Küſte von Neu-Guinea, durchsegelten die Nautilus-Strasse, welche die Küſte von der Insel Adi scheidet und ankerten Nachmittags 4 Uhr an der Nordseite dieses Eilandes gegenüber einem kleinen auf dem Strande liegenden Dorfe, um hier die Ankunft unseres Kriegsdampfers abzuwarten, der auch 2 Tage später eintraf. Die wenigen Bewohner hatten ſich bei unserer Ankunft geflüchtet; doch da ſie bald inne geworden, dass wir nicht gekommen waren, um ihnen Böses zuzufügen, kehrten ſie bald wieder nach ihren Wohnplätzen zurück, ohne jedoch in lebhaften Verkehr mit uns zu treten.

Am 23. machte ich einen Ausflug nach der Insel und besuchte auch das kleine Dorf. Es führt den Namen Mangawitu und beſteht aus fünf elenden, von Bambusrohr und Palmblättern zusammengeſtellten Hütten, deren Insassen mich mit der grössten Gleichgültigkeit ankommen sahen und nur zuweilen einen ſtupiden Blick auf mein Gebahren warfen. Fischfang und das Anpflanzen einiger Nahrungsgewächse auf nur ganz oberflächlich von Holz und Unkraut gesäuberten Waldblössen bildet die Beschäftigung der Männer und Frauen, die übrigens so indolent ſind, dass ſie nicht einmal ihre Waffen, Pfeile und Bogen selbſt anfertigen, sondern von ihren auf der feſten Küſte wohnenden Landsleuten eintauschen. Adi oder Wezel's Eiland iſt ohngefähr 8 Meilen lang und $1\,^1/_2$ Meile breit und beſteht gänzlich aus durch vulkanische Kräfte gehobenem Boden, wie dies die Ueberreſte von Korallen beweisen, welche man vom Ufer bis zur Kuppe der wenigen Hügel findet, die hauptsächlich an der Nordküſte der Insel zu einer Höhe von kaum 100 Fuss emporſteigen. Unmittelbar hinter dem Dorfe schwillt der Boden zu einem Plateau an, das höchſt wahrscheinlich die ganze Breite

und einen grossen Theil der Länge des Eilandes einnimmt. Süsses Wasser iſt nur in geringer Menge vorhanden; die meiſten Bächlein führen brackes Wasser ab. Mittelmässig hoher Wald, worin hin und wieder colossale Baumriesen angetroffen werden (vor allem Artocarpeën) überzieht den Boden. Von Fruchtbäumen sah ich Klappa (Kokos), Pisang, Papaja und eine Limonen-Art (Citrus) mit ſtark in die Länge gezogenen Früchten. Die ländlichen Produkte, welche zum Tausch an Bord gebracht wurden, beſtanden in Klādi (Colocasia), Térong (Solanum), Ubi (Dioscorea), Melonen (Citrullus) und Tjābe (Capsicum). Die wenigen Vögel, die ich traf, waren grosse Tauben (Carpophaga), Papageien (Cacatua triton und Lorius tricolor), Raben (Corvus orru), eine Rhipidura und ein Fusshuhn (Megapodius), ein Vogel, welcher ziemlich häufig vorkommen muss, wenn man nach der Menge von Eiern urtheilen will, die uns die Eingeborenen zum Kaufe anboten.

Die Zahl der Bewohner beträgt noch keine 200 Köpfe, welche theils zu Mangawitu, theils zu Towassi wohnen, einem zweiten, weiter öſtlich liegenden Dörfchen, dem Wohnplatz des Radjas von Adi. Sitten und Gebräuche ſind ähnlich denjenigen, die wir später bei den Bewohnern der gegenüberliegenden Küſte werden kennen lernen.

Zwischen Adi und der feſten Küſte liegt die Wardenaar-Gruppe, aus den Inseln Urōbi, Unāga, Mustika, Kalimala und Karawātu beſtehend. Alle ſind unbewohnt und sehr unbedeutend.

Nachdem für die Weiterreise ein Eingeborener als Lootse an Bord genommen worden, verliessen wir, vom Etna ins Schlepptau genommen, am Morgen des 25. mit nördlichem Cours die Rhede und ankerten Mittags ohngefähr 3 Meilen von der Küſte entfernt, während der Etna nach einer oberflächlichen Untersuchung des hier ziemlich seichten Fahrwassers noch etwas weiter dampfte und vor der Mündung des Flusses Karufa den Anker fallen liess. Am andern Morgen kamen auch wir in der Nähe des Dampfers vor Anker.

Das vor uns liegende Land bildet eine grosse Fläche, beherrscht von einer in nordöſtlicher Richtung aus dem Innern kommenden Bergkette von ohngefähr 2000 Fuss Höhe, welche bei Kap van den Bosch den Strand erreicht und daselbſt ein ziemlich hohes, an vielen Stellen schroff abfallendes Küſtenland bildet. In nordweſtlicher Richtung erhebt ſich im Innern eine zweite Bergkette, deren scharf gezahnter Kamm auf Kalkformation schliessen lässt. Hinter einem Einschnitt dieser Kette ſieht man tief landeinwärts einen scheinbar isolirten, spitz zulaufenden Bergkegel, vom Aussehen eines Vulkanes. Unermesslicher Wald, aus welchem nur hier und da glänzend weisse Felsen hervor-

blicken, überzieht das ganze Land soweit das Auge reicht. Obschon die Gegend, wie ſich ſpäter erwiess, bewohnt iſt, war dessen ungeachtet keine Spur von Eingeborenen zu entdecken. Am 28. März wurde eine Untersuchung des Flusses bewerkſtelligt, an welcher ich theilnahm. In zwei Booten und begleitet von einer bewaffneten Escorte verliessen wir früh Morgens das Schiff, hielten Mittags Raſt in dem kleinen Dorfe Kom-kom, dessen Bewohner kurz vor unserer Ankunft geflüchtet waren, und sezten die Reise hierauf weiter fort, bis wir am Abend eine Stelle erreichten, wo eine das Flussbett quer durchsetzende Bank von Sandſtein jedes Weiterkommen unmöglich machte. Zufolge dieses Umſtandes wurde in den Schaluppen an der Stelle übernachtet, und kehrten wir mit Anbruch des neuen Tages an Bord zurück.

Der Fluss entspringt wahrscheinlich auf jener bis Kap van den Bosch hinziehenden Bergkette, hat im Allgemeinen südöſtlichen Lauf und mündet an der Südweſtseite des geräumigen, jedoch sehr seichten Kamrau-Busens. An der Mündung, vor welcher eine Sandbank liegt, ſtehen die Ufer 800 Ellen auseinander; eine Meile aufwärts erweitert ſich die Wasserfläche bis zu 1200 Ellen, nimmt hierauf erſt langsam, dann rascher an Ausdehnung so sehr ab, dass die Breite bei unserm Kehrpunkt nur noch 20 Ellen betrug. Von der Mündung bis zum Dorfe Kom-kom beträgt die Tiefe $2^1/_2 - 3$ Faden; weiter oben nimmt ſie bis zu wenigen Fuss ab. Nur im oberen Lauf fanden wir das Wasser süss und hell, das sonſt bis zur Mündung trübe und brack iſt. Im Unteren ſind die Ufer sumpfig und so niedrig, dass ſie zur Fluthzeit überspült werden, wobei dann Bäume und Geſträuche aus dem schmutziggelben Wasser hervorragen. Nach vierſtündigem Aufwärtsrudern gegen eine wenig ſtarke Strömung ſieht man am linken Ufer, worauf das genannte Dorf ſteht, einen kleinen, ohngefähr 80 Fuss hohen Hügel, der aus hartem, grobkörnigen Sandſtein von bräunlich grauer Farbe beſteht. Noch eine Stunde weiter aufwärts gelangt man an die trockene Stelle, worauf Kom-kom ſteht. Gleich vorbei an diesem Fleck gewinnt der Sumpf wieder die Oberhand, nur dass am linken Ufer hin und wieder 30—50 Fuss hohe Felsen des oben erwähnten Sandſteins hervortreten. Erſt nach neunſtündigem Rudern erreichten wir die Stelle, wo die sumpfige Beschaffenheit ein Ende nimmt. Hohe Felsen von Sandſtein ſteigen auf beiden Seiten aus dem Wasser empor und engen den in vielfältigen Krümmungen ſich zwischen denselben durchzwängenden Fluss mehr und mehr ein bis zu jener Barre, welche uns ein weiteres Vordringen unmöglich

machte. Ueppige Vegetation bedeckt die Ufer; der Sumpfboden trägt einen aus den gewöhnlichen, in dieser Gegend vorkommenden Moraſtpflanzen beſtehenden Wald, deren einförmiger Habitus und dunkles Grün das Auge des Reisenden rasch ermüdet. Erſt im oberen Lauf entfaltet ſich der tropische Pflanzenwuchs in all seiner Herrlichkeit; Palmen, Mimosen, Feigenbäume, Baumfarren, wilde Muscatbäume und andere Hölzer mehr, tausendfach von Lianen umschlungen, bedecken den Boden und hüllen das enge Flussbett in tiefe Schatten. An dem sandigen Meeresufer wachsen Keulenbäume (Casuarina muricata) und in grosser Menge eine Sophora. Zahlreiche Schaaren von Papageien (Microgl. aterrimum, Cacatua triton, Eclectus Linnaei, Trichogl. hae-

Todtengrotte am Strande von Kaimāni. (S. 419.)

matotus und Lorius tricolor) nebſt Tauben (Carpoph. pinon, C. tumida, Goura coronata und Ptilop. superbus) treiben ſich lautschreiend in dem Gewirre der Blätter und Aeſte herum. Auch der eigenthümliche Ruf des Mambefoor (Parad. papuana) wurde zuweilen vernommen, der Vogel selbſt liess ſich aber nicht blicken. Dieses Leben zeigte ſich jedoch nur in der Nähe des Waldrandes und im innern gebirgigen Theil; die Stille der sumpfigen Küſtenwaldung wurde nur selten unterbrochen durch den lauten Aufschrei eines am Ufer vor uns hinfliegenden Königfischers (Dacelo Gaudichaudi) und Reihers (Ardea albilinea). Dafür belebten prächtige Schmetterlinge das sandige Meeres-

ufer, worunter namentlich die Farben-glänzenden Ornithopt. priamus und Papilio ulysses die Blicke auf ſich lenkten.

Das Dörfchen Kom-kom beſtand aus 7 elenden, von Baumrinde und Palmblättern zusammengeklebten Hütten. In der grössten, vor deren Eingang eine Stange in dem Boden ſtak, woran ein Kranz von Krokodileierschalen hing, fanden wir einen mit wilden Muscatnüssen gefülten Sack. Bis auf 30 Ellen vom Flussufer war der Boden hinter den Hütten von Bäumen und Geſträuchen gesäubert und urbar gemacht.

Der Landſtrich, welchen der Karufa durchſtrömt, trägt, wie solches in diesem Theile von Neu-Guinea nicht selten der Fall iſt, verschiedene Benennungen, und zwar die von Tangiri, Karufa und Sopokoor, mit welch letzterem Namen jedoch gewöhnlich das höher gelegene Innere bezeichnet zu werden pflegt.

Die Bevölkerung iſt eine sehr geringe, Handel und Verkehr kaum nennenswerth.

Am 30. März wurde die Reise in nordöſtlicher Richtung weiter fortgesetzt und beide Schiffe ankerten noch vor Sonnenuntergang in der Bucht von Kaimäni, gegenüber mehreren kleinen auf dem Strande ſtehenden Hütten, deren Insassen gegen alle Erwartung unbekümmert ihren Beschäftigungen nachgingen. Die Bucht wird im Weſten durch Tandjung-Smora, eine flache Landecke; nach Oſten durch Tandjung-Boswéri, ein ſteiles, zum Meere abſtürzendes Bergjoch, begränzt. Von Tandjung-Smora aus zieht ſich ein Streifen flachen Landes längs der Küſte, welcher, ſtets schmäler werdend, in der Nähe von Tandjung-Boswéri endigt. Hinter demselben erhebt ſich ein von Südweſt nach Nordoſt ziehender Gebirgsrücken, dessen vielfach ausgezackter Kamm eine Höhe von 6—800 Fuss erreicht. Eine üppige Pflanzendecke, ein in allen Färbungen von Grün prangender Wald, woraus nur hier und da grauweisse Kalk- oder Dolomitfelsen hervorleuchten, umhüllt das Gebirge. Eine Masse der verschiedenartigſten Bäume und Geſträuche, zumal Eleocarpen, Mimosen, Artocarpeen, Sterculien, Melastomen, Urticeen, Myristiceen, Pandaneen, Aegicereen, Filiaceen u. s. w. ſtehen hier dicht an einandergedrängt, ein beinahe undurchdringliches Dickicht bildend. Ueberaus häufig zeigt ſich an der Berglehne eine schöne Palme (Arausiaca excelsa), die ich zum erſtenmale hier bemerkte. Am Strande wachsen hohe Casuarinen, die Repräsentanten unserer Nadelhölzer, welche einen eigenthümlichen Platz in dem Landschaftsbild, worin ſie vorkommen, einnehmen. In ziemlich regelmässigen Zwischenräumen neben- und hintereinander wachsend und keine anderen Bäume zwischen ſich duldend, bilden ſie lange Reihen; colossalen, im alt-

französischen Gartenstyl verschnittenen Hecken vergleichbar. Das sandige Ufer ist überzogen mit Convolvulaceën (Convolv. cimosus und peltatus) und dem sonderbaren Spinifex squarosus, dessen ballenförmige Blüthenballen gleichsam eine Nachbildung en miniature von den Köpfen der Papüas darstellen. Von Culturpflanzen erwähne ich mehrere Kokospalmen, die mit ihren reichen Blätterkronen die elenden Hütten beschatten.

Was die Bucht selbst betrifft, so findet man darin guten Ankergrund bis auf 1700 Ellen Entfernung vom Walde. Eine breite Sandbank, nur wenige Fuss unter Wasser liegend, erstreckt sich längs der West- und Nordseite bis vorbei dem Dörfchen; die Ostseite wird bis weit vorbei Tandjung-Boswéri von einem Korallenriff umsäumt. Einige hundert Ellen in nordwestlicher Richtung von den Hütten entfernt, fällt ein kleiner Bach in die Bucht, der ausgezeichnetes Trinkwasser liefert und uns eine gute Gelegenheit zu einem erfrischenden Bad bot. Bei einem am folgenden Morgen dem Strande entlang unternommenen Spaziergang wurde eine der Grotten besucht, von denen wir vom Schiffe aus mehrere im Felsenufer östlich von Tandjung-Boswéri erblickt hatten. Sie ist in grauweissen, grobkörnigen, hin und wieder crystallinischen Kalk eingesprengt, während der Boden durch einen Eisenoxyd haltenden Staubsand braunroth gefärbt ist. Die Weite an der Oeffnung ist ohngefähr 50 Fuss in Höhe und Breite, die Tiefe des nach Innen enger werdenden Raumes mag 40 Fuss betragen. Wie uns die Untersuchung belehrte, diente die Grotte nach papuischem Gebrauche als Beinhaus. In ausgehöhlten Holzblöcken lagen eine Masse menschliche Gebeine, während die dazu gehörenden Schädel auf dem Deckel dieser Blöcke standen. Ausserhalb der Grotte, 100 Schritte weiter dem Strand entlang, stand ohngefähr 30 Fuss über dem Boden auf einem Vorsprung der Felsenwand ein ähnlicher Behälter, auf dessen Deckel gleichfalls 5 Schädel lagen.

Der am Kaimāni-Busen hinziehende Bergrücken läuft in südöstlicher Richtung ein paar Meilen weiter fort bis zu einer tiefen Bucht, Telok-Bitjāru genannt. Sie wurde in 1678 durch holländische Seefahrer entdeckt und Quaelberg-Bai genannt. Ein Besuch dieses seither von keinem Europäer wiederbesuchten Busens wurde für den folgenden Tag in Aussicht genommen. Demnach verliessen wir — zwei Mitglieder der Commission, ein Seeofficier und ich — am 3. April mit zwei Schaluppen das Schiff und liefen nach $1\frac{1}{2}$ stündigem Rudern in den Busen ein. Nachdem ein Theil des westlichen Ufers untersucht worden war, wandten wir uns dem östlichen zu und zwar einer Stelle,

woselbſt wir ein einzeln ſtehendes Haus erblickten, vor dem einige Eingeborene ſtanden, die uns zuwinkten, aber im Augenblick des Landens das Hasenpanier ergriffen und ſich auch nicht mehr sehen liessen. Nachdem wir das Haus besichtigt und auch hier einen Theil der Küſte untersucht hatten, machten wir uns kurz vor Sonnenuntergang auf den Rückweg und kamen gegen 8 Uhr wohlbehalten an Bord zurück.

Der Quaelberg-Busen*) greift in norweſtlicher Richtung 3 Meilen weit ins Land ein, während seine volle Breite sich auf $1\frac{1}{2}$ Meile beläuft. Das in der Oeffnung liegende, ziemlich grosse Eiland Namatotte verschafft zwei Einfahrten, eine weſtliche von $1\frac{1}{4}$ und eine öſtliche von $\frac{1}{2}$ Meile Breite. Der Busen iſt gegen alle Winde geschützt und hat in seiner Mitte guten Ankergrund. Im Weſten trennen ihn die Berge von Kaimäni vom gleichnamigen Busen, während er im Oſten durch einen andern Bergrücken von der bekannten Triton-Bai geschieden wird, an deren Ufern ſich vor 30 Jahren Fort Du Bus befand, der einzige Regierungspoſten, der jemals auf Neu-Guinea beſtand. Die Ufer, soweit ſie untersucht wurden, erheben ſich meiſt ſteil aus dem Wasser, und nur an einzelnen Orten bemerkt man einen flachen, durch Anspülung von Sand und Korallentrümmern entſtandenen Ufersaum von geringer Breite. Der circa 5000 Fuss hohe Tafelberg Gënofo bildet den Hintergrund und scheint vom Busen geschieden zu sein durch flaches, höchſt wahrscheinlich alluviales Land.

Die Insel Namatotte beſteht aus einem nicht sehr breiten Bergrücken mit meiſt ſteiler Lehne, welcher eine Kammhöhe von 1000 Fuss erreichen mag. Nach den Mittheilungen des Radja iſt ſie nur spärlich bewohnt.

Die Vegetation trägt überall denselben üppigen Charakter mit Ausnahme vom oberen Theil des Bergrückens, wo häufig Kalkfelsen (Dolomit) zu Tage treten. Kokospalmen und Brodbäume (Artocarpus incisa) umſtanden das von uns besuchte Haus.

Dieses letztere, grösser und besser gebaut als alle Wohnungen, welche wir bis jetzt gesehen, war 36 Fuss breit und 20 Fuss tief, ſtand auf Pfählen und hatte Wände von Bohlen, ein mit Palmblättern gedecktes Dach und einen Fussboden von Stücken Baumrinde. Der innere Raum war in mehrere kleine Kammern vertheilt, die mit einer

*) Sowohl in dem Rapporte der Kommission wie in meiner Beschreibung der Reise wird dieser Busen fälschlich Speelmans-Bai genannt, ein Irrthum, welchen mein um die Reiseliteratur Neu-Guineas hochverdienter Freund P. A. Leupe unlängst aufgeklärt hat.

einzigen Ausnahme mit Feuerſtellen versehen waren. Weiterhin fanden wir darin Dosen von Pandan-Blättern, irdene Töpfe, Bogen, Pfeile, Lanzen und unter dem Hause ein 50 Pfund schweres Stück Gusseisen. An der Südseite bemerkten wir unter einem Schutzdach eine Grabſtätte von 10 Fuss Länge und 6 Fuss Breite, worauf ein hölzernes, einem Sargdeckel ähnliches Geſtell ſtand, das mit feinem weissen Sand beſtreut war. Aus der Mitte dieses Geſtelles ragte ein $2^1/_2$ Fuss hohes Brett hervor, das mit schwarzen unregelmässigen Figuren bemalt war und am oberen Theil in eine Sförmige Verzierung auslief. Auf einem der zur Hälfte über das Grab hinreichenden, den Fussboden des Hauses tragenden Balken ſtand weiterhin ein hölzerner, weiss und schwarz bemalter Vogel.

Wir sahen hier zum erſtenmal Hausthiere der Eingeborenen: einen Hund, mehrere Hühner und einen gezähmten Papagei. Zunächſt und hinter dem Hause lagen Haufen zerbrochener Auſterschalen, von deren Thieren ſich die Bewohner genährt hatten.

Unsere nächſte Untersuchungsreise, woran mit Ausnahme vom Commandanten des Dampfers alle Mitglieder der Commission ſich betheiligten, hatte den nordweſtlich von unserm Ankerplatz gelegenen Arguni-Fluss und -Busen zum Ziel, wurde in 3 Schaluppen unternommen und währte vom 5. bis 8. April. Wir hatten am Morgen des erſtgenannten Tages eben das Schiff verlassen, als der lange erwartete Rādja und Kapitan von Namatotte anlangten, welche uns auf der Reise begleiten sollten. Die auf einen Augenblick hierdurch unterbrochene Reise wieder antretend, kamen wir um Mittag an die im Arguni-Busen liegende, aus drei dicht nebeneinander dem Meeresboden entſteigende Sandſteinfelsen beſtehende Insel Sirotta. Ein indischer Handelsschooner von Mangcassar lag hier vor Anker, während auf dem Inselchen selbſt ohngefähr 60 Papūas von Arguni, die in Handelsbeziehungen zum Commandanten des Schooners ſtanden, unter leichten Schutzdächern hauſten. An keine Zeit gebunden, machten wir einen Besuch an Bord und wurden sehr freundlich von dem Kapitän aufgenommen. Durſtig wie wir waren, erhielten wir auf unsere Frage, ob er keine Getränke an Bord habe, von ihm — er war ein Farbiger, sogenannter Liplap — die naive Antwort: «Ach, meine Herrn, nehmen Sie es mir doch ja nicht übel, ich habe nichts Anderes an Bord als Champagner», worauf wir lachend erwiderten, wenn denn nichts Anderes vorhanden wäre, so würden wir uns auch mit Champagner begnügen. Nachdem wir ein halbes Stündchen verplaudert, wurde die Reise fortgesetzt, auf die Mündung des Arguni-Flusses losſteuernd, welche in nördlicher

Richtung zwischen zwei niedrigen Landzungen vor uns lag. Vor die ohngefähr 400 Ellen breite Oeffnung gekommen, ruderten wir in einen kurzen Durchgang und gelangten hierauf in ein ausgeſtrecktes Bassin, worin auch nicht die Spur eines Flusses zu bemerken war. Wegen eintretender Dunkelheit wurde in den Booten nahe beim rechten Ufer übernachtet und Morgens früh gegen 3 Uhr bei hellem Mondschein die Reise fortgesetzt. Das ovale, von Nord nach Süd ſich ausſtreckende Wasserbecken, in dessen Mitte wir uns nach kurzer Zeit befanden, hat eine Länge von 2 Meilen bei einer halb so grossen Breite und wird an der linken Seite durch das Kalkgebirge von Kaimani begrenzt, während das rechte Ufer aus bewaldetem, bei Fluth überschwemmtem Sumpfboden beſteht. Im Nordoſten erhebt ſich der Tafelberg Gĕnofo, der jedoch von hier aus, von seiner schmalen Seite gesehen, ein kegelförmiges Profil zeigt und erſt späterhin, als wir seiner Weſtseite gegenüber gekommen waren, ſich wieder als Tafelberg bekundete. Nach Norden zu verlängert ſich das Becken zu einer ziemlich tiefen, trichterförmigen Bucht, vor welcher mehrere, mit hohen Bäumen beſtandene kleine Inseln liegen. Auf einer am rechten Ufer gegenüber diesen Inselchen befindlichen trockenen Stelle ſtand ein papuisches Haus, an dessen Rückseite ſich eine eingefriedigte, mit Klādi und Pisang beſtandene Anpflanzung ausbreitete. Vor der an das Wasser grenzenden Vorderseite lagen einige Canos. Die Insassen bekamen wir nicht zu sehen; ein noch unter Asche glimmendes Feuer lieferte jedoch den Beweis, dass ſie erſt vor Kurzem waldeinwärts geflohen.

Die trichterförmige Bucht, in welche wir nun einliefen, iſt ohngefähr 1 Meile lang, 900 Ellen breit und die Beschaffenheit der Ufer die gleiche wie bei dem grossen Becken. Mit Ausnahme eines kleinen, an der linken Seite ausmündenden Gewässers bemerkt man hier und in dem darauf folgenden Busen nirgends die Spur eines aus dem Innern kommenden Flusses.

Weiter rudernd gelangten wir gegen 11 Uhr wiederum in ein grosses ovales Bassin von einer Meile Länge und 800 Ellen Breite, an dessen Ende ſich dieselbe Erscheinung von einigen Inselchen mit einer sackähnlichen Bucht dahinter wiederholte. Die Beschaffenheit der Ufer blieb fortwährend die gleiche, nur dass die Berge zur Linken allmählig höher wurden. Auf einem dieser felsigen, mit Busch bewachsenen Inselchen hatten Seram'sche Handelsleute einen Schuppen errichtet, worunter wir ſie zwischen einem Haufen Eingeborener antrafen, mit denen ſie Tauschhandel zu treiben beabſichtigten. Die Eingeborenen, weit im Innern lebend, hatten noch niemals Weisse gesehen, mischten

ſich jedoch nichtsdeſtoweniger ohne Scheu unter uns; ja manche von ihnen nahmen selbſt ungenirt Theil am Mahle der Matrosen. Sie gingen alle nackt, waren kräftig gebaut und viele auf Bruſt und Armen ſtark behaart.

Nachmittags $^1/_24$ Uhr die Reise fortsetzend, gelangten wir in die sackähnliche, ohngefähr 2 Meilen lange und $^1/_2$—1 Meile breite Verlängerung, in der einige kleine Inselchen zerſtreut liegen. Fortgetrieben durch eine frische Brise, welche das beigesetzte Segel blähte, erreichten wir kurz nach Sonnenuntergang das Ende des Sackes und sahen uns daselbſt vor der Oeffnung eines neuen nicht weniger geräumigen Beckens. Da aber unser Vorrath an Proviant nahezu verzehrt war und ausserdem nicht viel Zeit zu weiteren Untersuchungen an der Südweſtküſte übrig blieb, so wurde die Rückkehr beschlossen. Bis hierher hatten wir kein auf das Beſtehen eines grösseren Flusses hindeutendes Merkmal wahrgenommen. Zufolge Aussage des Rādja von Namatotte erſtreckt ſich diese Reihenfolge von ovalen Wasserbecken noch weit ins Innere, ohne irgend einen Fluss aufzunehmen, bis an den Fuss des hohen Gebirges, welches am nördlichen Horizont auftauchte. Das Nichtbeſtehen des Arguni-Flusses kann deshalb mit Sicherheit angenommen werden. Höchſt wahrscheinlich war in längſt entschwundenen Zeiten dieser ganze Landſtrich ein ungeheurer, von Kap van den Bosch im Weſten und Tandjung-Boswéri im Oſten begrenzter, sehr seichter Seebusen und entſtand im Lauf von Jahrhunderten durch Bodenanspülung und Vorwärtsschreiten der Vegetation. Die Richtung dieses Wassersystems läuft von Nord nach Süd; Ebbe und Fluth machten sich bis zu unserem Kehrpunkt fühlbar. Das Wasser selbst iſt salzig, bräunlichgelb von Farbe, die Strömung mittelmässig ſtark. Steifer Wind verursacht ziemlich ſtarken, kurz brechenden Wellenschlag. Der rundum liegende, den Namen Laurissa führende Landſtrich scheint unbewohnt zu sein; wenigſtens war keine weitere Spur von Insassen sichtbar geworden, seitdem wir jenes früher erwähnte, einsam ſtehende Haus verlassen.

Im Gegensatz zu dieser Oede ertönte aus dem Walde ein vielſtimmiger Vogelchor, worin ſich manchmal das Geschrei von Papageien, der Gesang des Burung-siang (Tropidorhynchus) und der rauhe Ruf des Jahrvogels (Buceros ruficollis) bemerkbar machte.

Ungeachtet der eingetretenen Dunkelheit machten wir uns unter ſtrömendem Regen auf den Rückweg und übernachteten auf jener kleinen Insel, wo wir die Seram'schen Händler angetroffen. Nimmer sah ich das Leuchten des Seewassers in solch wunderherrlicher Pracht,

als während dieser nächtlichen Fahrt. Unsere an der Aussenseite durch den ſtrahlenden Glanz hell erleuchteten Schaluppen schienen in flüssigem Feuer zu schwimmen, und jeder Ruderschlag liess Tausende von Funken umhersprühen. Beim Erwachen am 7. April ſtellte es ſich heraus, dass der Rādja von Namatotte mit seinem ganzen Gefolge ſich in der Frühe auf Nimmerwiedersehen aus dem Staube gemacht; was die Veranlassung zu dieser Flucht gegeben, iſt uns ein Räthsel geblieben.

Nachdem wir bald nach Sonnenaufgang uns eingeschifft, ankerten wir noch am selbigen Tage zu Sirotta und kamen am Nachmittag des 9. an Bord unseres Schiffes zurück.

Das Dorf Timbōna in der Etna-Bai. (S. 429.)

Werfen wir noch einen Blick auf die Arguni-Bai selbſt. Dieselbe liegt nordweſtlich von der Kaimani-Bucht und im Norden des grossen Kamrau-Busens, wird im Südoſten durch die aus trockenem Boden beſtehende Landecke Smora und im Nordweſten durch niedriges Sumpfland begrenzt, welches überhaupt die Beschaffenheit des die Bai umfassenden Küſtenſtriches iſt. Sie iſt halbmondförmig, im Ganzen seicht und hat an ihrer Oeffnung eine geschätzte Weite von 5 Meilen.

Während unserer Abwesenheit hatte ſich ein vertrauter Umgang zwischen den Bewohnern von Kaimani und ihren fremden Besuchern angebahnt; erſtere, jedoch nur Männer, kamen täglich an Bord, während Frauen und Mädchen, obschon keineswegs schüchtern, jedwelche Gemeinsamkeit sorgfältig vermieden.

Inzwischen war auch die hydrographische Aufnahme dieses Theils der Küſte zum Abschluss gekommen und machten wir uns zur letzten

Wasserfall in der Etna-Bai. (S. 428.)

Untersuchungsfahrt in diesen Gewässer fertig. Sie hatte die südöſtlich von Kaimāni liegende Insel Lakahia zum Ziel, wo nach glaub-

haften Aussagen Steinkohlen angetroffen werden sollten. Diesen Punkt näher zu untersuchen, war der Commission von Regierungswegen aufgetragen worden.

Durch den Etna geschleppt, verliessen wir in der Frühe des 12. April unsern Ankerplatz, befanden uns Mittags vor der bekannten Triton-Bai, an deren Ufer das längſt geschleifte Fort Du Bus lag und liessen, fortwährend dicht längs der Küſte hinſteuernd, Nachmittags 5 Uhr an der Nordseite der genannten, ohngefähr 15 geographische Meilen von Kaimāni entfernt liegenden Insel den Anker fallen. Malerisch iſt der Blick auf die hohe, hier und da tief eingeschnittene Küſte und die durch die Iris-Strasse von ihr getrennten Berginseln Namatotte, Saghil, Semeeu, Aidūma, Drămai und Kaju-merah. Hügel und Bergzüge von 800—2000 Fuss Höhe, hier eine fortlaufende Kette bildend, dort durch tiefe Einschnitte getrennt, bald mit scharf gezacktem Kamm, bald — und zwar dies letztere vorherrschend — mit tafelförmigem Gipfel, überragt von den weiter im Hintergrund liegenden Gĕnofo und Lamantsjieri, ziehen, ſteil aus dem Meere emporſteigend, der Küſte entlang. Bis Aidūma scheint das Gebirge, sowie die mehr im Innern in öſtlicher Richtung ſtreichende Bergkette aus Dolomit zu beſtehen, welches Geſtein namentlich an der Südseite von Aidūma an nackten, mitunter 100 Fuss hohen lothrecht abſtürzenden Felswänden scharf hervortritt. Von hier an verdrängt rother Sandſtein den Dolomit und tritt nun als Hauptmasse des Küſtengebirges auf. Der Vegetationscharacter der Gegend erleidet keine Veränderung; nur die Inseln ſind ihres ſteinigen Bodens halber spärlicher bewachsen, als das Feſtland. Die zierliche Arausiaca excelsa kommt überall in Menge vor und trägt nicht wenig zum Schmucke der Landschaft bei. Die vielen kleinen, von finſterem Wald und Felsen eingeschlossenen Buchten, welche durch den ſie umsäumenden glänzend weissen Sandſtreifen ſich schon aus einiger Entfernung bemerkbar machen, dienen gewöhnlich zum Aufenthaltsort für einzelne Papūafamilien, welche hier in tiefer Abgeschiedenheit ein ſtilles der Jagd und dem Fischfang gewidmetes Beſtehen führen.

Die Insel Lakahia hat eine Länge von ohngefähr 2800 und eine Breite von 800 Ellen, liegt mit Ausnahme des Ufersaumes 3 Ellen überm Meere und iſt, obwol die Oberfläche aus Seesand beſteht, üppig bewachsen. Sie hat eine eigenthümliche geologische Formation. Der Kern der Insel beſteht aus rothem Sandſtein, welcher längs der Weſt-, Süd- und Oſtseite an vielen Stellen in horizontalen Lagen zu Tage kommt, zuweilen jedoch auch, zumal längs der Nordseite, mit See-

sand überdeckt iſt. Diesen Kern durchſtreichen zwischen Lagen von blauem Thon und Seesand eingeschlossen, fünf theilweise zu Tage kommende Bänke einer blättrigen schwarzen Kohle von sehr junger Formation. An der Südweſtecke der Insel fand ich Bruchſtücke eines grobkörnigen Conglomerates aus Trümmern von Quarz, Feldspath und Kiesel, die durch Mergel verbunden waren; an den Sandſteinbänken hin und wieder auch Spuren von Roth- und Brauneisenſtein.

Nicht weit vom Ufer bemerkt man einen Pfahl, welcher beſtimmt war, eine mit dem niederländischen Wappen versehene Platte zu tragen; doch, da dieselbe abhanden gekommen, liess der Rādja von Namatotte an deren Stelle einen bunt bemalten Porzellanteller einfügen.

Der Lakahia-Busen, worin die Insel liegt, beginnt an der Weſtseite bei der hohen Landecke von Awura (Kap Baudin von Dumont d'Urville), dem letzten Ausläufer einer ziemlich ſteil ins Meer abfallenden Gebirgskette, die bis zum Berge Baik in einer Länge von ohngefähr 3 Meilen nach Nordoſten dem Ufer entlang ſtreicht, ſich von da an südwärts wendet und 3 Meilen weiter bei der Landecke Bohia endet, einen Streifen Sumpfland zwischen ihrem Fusse und dem Meere übrig lassend. Von Kap Bohia, der Südoſtecke des Busens, erſtreckt ſich die Küſte nach Oſt-Südoſt ohngefähr 4 Meilen weiter bis zu der Bergkette, welche, weit ins Meer eingreifend, bei Kap Buru endigt. Das zwischen dem Berge Baik und Kap Bohia liegende Land bildet eine sumpfige Ebene, über welcher während der ganzen Zeit unseres Aufenthaltes dicker Nebel (Nimbus) schwebte, woraus im Hintergrunde die Bergkette vor Kap Buru hoch emporragte. Eine in diesen sumpfigen Küſtenſtrich einschneidende flache Bucht führt den absonderlichen Namen von Telok-Tarera. Auch ein grosser Theil des Ufers an der Weſtseite iſt sumpfig. Eine Strasse von ohngefähr $^1/_2$ Meile Breite trennt die Insel vom öſtlichen Ufer des Busens. Dieser letztere selbſt iſt an vielen Stellen so ausnehmend fischreich, dass wir eines Tages vom Morgen bis zum Abend an Bord der Barke mit ohngefähr 50 nicht sehr grossen Angelhaken bei 1100 Pfund Fische fingen.

Eine durch unsern Geologen, Dr. Croockewit, veranſtaltete mehrtägige Untersuchung der verschiedenen Kohlenlager führte zu dem Ergebniss, dass eine Explorirung derselben koſtspielig und kaum nutzbringend sein würde und dass alle weiteren Schritte überflüssig seien.

Während die Officiere des Etna ſich mit einer hydrographischen Aufnahme des Busens beschäftigten, wurden verschiedene Ausflüge ge-

macht, von welchen der am 18. April unternommene wohl am interessanteſten war. Nordöſtlich von unserm Ankerplatz zeigte ſich auf etwa $2^1/_2$ Meilen Entfernung zwischen zwei ſteil aus dem Meere emporſteigenden 2000 Fuss hohen Bergen die Oeffnung eines Busens, welcher näher untersucht werden sollte. Da dieser Busen nach Aussage unseres Lootsen, des Rādja von Aidūma, bei den Eingeborenen keinen beſtimmten Namen trägt und nimmer von Seram'schen Händlern besucht worden iſt, wurde ihm zur Erinnerung an unsern Aufenthalt der Name Etna-Bai zugelegt. In zwei Schaluppen verliessen wir am 18. April das Schiff und ruderten eine Strecke dem Felsenufer des Busens entlang bis zum weſtlichen Eckpfeiler des Eingangs zur Etna-Bai. Kaum hatten wir denselben umschifft, als ſich ein trotz seiner Wildheit unbeschreiblich schönes Landschaftsbild unseren Blicken darbot, ein Gemälde von erhabener Majeſtät, einzig und allein durch die raſtlos schaffende Hand der Natur hergeſtellt. Von bewaldeten Höhen eingeschlossen, greift die Bai, welche hier zwischen 3—4000 Ellen Breite hat, ohngefähr 1 Meile weit ins Land ein, wodurch eine kleine, von den Eingeborenen Borra-borra genannte Bucht entſteht; oſtwärts zieht dieselbe, ſtets in gleicher Breite fortlaufend, einem künſtlich angelegten Kanal nicht unähnlich, in gerader Richtung in grosser Ferne weiter. Das dem Eingang gegenüberliegende, jäh aus dem Wasser emporſteigende Ufer bildet eine der ganzen Länge des Busens entlang laufende Bergkette, von welcher an einer dem weſtlichen Eckpfeiler des Eingangs gegenüber befindlichen Stelle ein grossartiger Wasserfall herunterrauscht. Um dieses Naturphänomen näher zu betrachten, landeten wir beim Fall und, bis in das vor demselben zur Bucht abſtrömende Wasser hineinwatend, genossen wir in ſtummer Bewunderung den majeſtätischen Anblick. In einer Höhe von 300 Fuss aus dunkelgrünem Busch hervorbrechend, ſtürzt längs einer nackten, mehrere Vorsprünge bildenden Felswand mit donnerndem Tosen eine mannigfach gebrochene Wassermasse herab, welche, einer silbernen Draperie gleich, an ihrem unteren Theil in einer Breite von 50 Fuss auf den Felsboden niederfällt. Aus dem glänzend weissen Gischt, welcher durch das Brechen der mit entsetzlicher Gewalt herabſtürzenden Wasser die verschiedenen Felsenvorsprünge mit einer silbernen Schaumwolke krönt, ragen hin und wieder schwarze Felsblöcke hervor, die mit eiserner Stirn dem ungeſtümen Wogenschwall Trotz bieten. Obschon von dem die Luft weithin erfüllenden Waſſerſtaub durchnässt und betäubt von dem Getöse des Falles, konnten wir uns nur mit Mühe von dem grossartigen Anblick losreissen.

Auf dem südöſtlichen, zu unserer Rechten liegenden Ufer erhebt ſich gleichfalls eine jedoch weniger hohe Bergkette. Dem Fusse beider Ketten entlang zieht ſich in gerader Linie ein Streifen mit Rhyzophoren bewachsenen Sumpfbodens hin, welche den kanalähnlichen Busen auf beiden Seiten wie mit einer Hecke einfriedigen. Hinter der längs dem nördlichen Ufer zu unserer Linken ſtreichenden Kette erblicken wir weiter rudernd, hin und wieder die Kämme zweier noch höheren Gebirge, die ſich nach Aussage von Eingeborenen über die schmale Halbinsel fortsetzen, welche die beiden Hälften von Neu-Guinea verbindet.

Nachdem wir noch einige Stunden weiter gerudert und mit eintretender Nacht ſich noch immer keine trockene Stelle am Ufer zeigen wollte, die gross genug gewesen wäre um das Bivouac für die ganze Gesellschaft aufschlagen zu können, beschloss unsere Reisegesellschaft in den Schaluppen zu übernachten. Erwägt man, dass an Orten wie derjenige wo wir lagen, Mousquiten in Millionen angetroffen werden und den nächtlichen Aufenthalt in freier Luft zur Folter machen, erwägt man ferner den grossen Unterschied der Temperatur bei Tag und Nacht, erwägt man, dass ſich um Mitternacht die Schleussen des Himmels öffneten und der herabſtürzende Regen uns in kurzer Zeit bis auf die Haut durchnässte, so werden mir meine Leser wohl aufs Wort glauben, wenn ich ihnen die Versicherung gebe, dass wir nicht auf Rosen gebettet waren und die Nacht uns von ewiger Dauer zu sein schien. Doch, wie Alles hienieden ein Ende nimmt, so auch ſie. Noch vor Sonnenaufgang wurde zum Aufbruch gerüſtet, doch trat unsere Schaluppe in Folge eines Missverſtändnisses die Rückreise an, während die zweite die Untersuchung des Busens fortsetzte. Um Mittag befanden wir uns wieder im Ausgang, umschifften die Oſtecke der Oeffnung und ſteuerten nun der Oſtküſte des Lakahia-Busens entlang. An den Dörfern Wansĕkai und Baik vorbeirudernd, sahen wir zum erſten Male eines jener langen, zur Wohnung für viele Familien eingerichteten Häuser, deren Salomon Müller in seiner Beschreibung des Dorfes Utanatta erwähnt. Vor Wansĕkai, das aus 10 elenden Hütten beſteht, lagen einige Seram'sche Handelsprauen. Noch am Abend des nämlichen Tages kamen wir an Bord unseres Schiffes zurück und machten uns zur Weiterreise nach Dorej segelfertig. Die zweite Schaluppe war inzwischen bis zu dem am Endpunkte des Busens liegenden Dorf Timbona, dessen Bewohner jedoch geflüchtet waren, fortgerudert. Die Länge des Busens wurde auf 4 geographische Meilen geschätzt. Da die Witterung fortdauernd ungünſtig

blieb, wurde es für rathsam erachtet, ebenfalls zurückzukehren und kam man am Nachmittag des 20. April an Bord des Dampfers wieder an.

Nachdem einige Mitglieder der Commission am 23. noch einen Ausflug nach dem öſtlichen Theil des Lakahia-Busens unternommen, woran ich jedoch keinen Theil nahm, wurden auch an Bord des Etna Massregeln zur Fortsetzung der Reise getroffen. Obwol dieser Theil von Neu-Guinea ziemlich ſtark bevölkert iſt — wir schätzen die Einwohnerzahl auf 4000 Seelen — und man täglich an der Küſte Leute in Canos hin- und herfahren sah, bekamen wir doch im Ganzen wenig Besuch an Bord der Schiffe und zeigten ſich die Bewohner trotz ihres häufigen Verkehrs mit Seram'schen Händlern mehr oder weniger scheu und zurückhaltend. Sie wohnen grösstentheils am öſtlichen Ufer des Busens in den kleinen Dörfern Baik, Wansëkai, Basaruaka und Taréra, sowie zu Olla und Lamäwé. Die hier nachfolgende Beschreibung der Leibesbeschaffenheit, Sitten und Gebräuche passt im Allgemeinen so ziemlich auf alle längs der Südweſtküſte wohnenden Stämme mit geringen Ausnahmen, deren an der betreffenden Stelle Erwähnung geschehen soll.

Die Männer ſind von mittlerer Statur, die Frauen gewöhnlich etwas kleiner; beide gut und kräftig gebaut mit öfters regelmässigen Geſichtszügen. Das Haar iſt schwarz, dick, ſtark gekräuselt, jedoch keineswegs wollig, wie der Schreiber des holländischen Reiseberichts es unrichtigerweise gewöhnlich nennt. Man ſtutzt es in mannigfacher Weise zu; auf Lakahia und ¦Adi hatten es die Männer kurz abgeschnitten, während es die Frauen in drei auf dem Wirbel zusammenſtossende Felder getheilt zu kurzen Tressen geflochten tragen. Am Karufa und weiterhin sahen wir die Frisur ganz ähnlich dieser letzteren, bei den Frauen dagegen war das Haar in kurze Locken gedreht. Die Stirn iſt meiſtens hoch und schmal, die Brauen dick, die Nase ziemlich hervortretend, nur wenig platt, jedoch mit breiten Nasenflügeln. Die Augen ſind dunkel, lebhaft und der Blick offen. Der Mund iſt gross, jedoch ohne wulſtige Lippen, das Kinn schmal und etwas zurückweichend. Viele Männer tragen einen ſtarken, krausen Vollbart, und nicht selten ſieht man auch welche mit ſtarker Behaarung auf Bruſt und Arm. Diese letzteren Theile, sowie die Beine ſind im Allgemeinen wohl gut geformt, aber öfters, zumal bei Frauen, unverhältnissmässig mager. Die Hautfarbe iſt ein dunkles, ins Grauliche oder Schwärzliche spielendes Braun, am hellſten bei den Bewohnern von Adi, am dunkelſten bei denjenigen des Innern, den sogenannten Mairassi, von welchen wir mehrere im

Arguni-Busen zu sehen bekamen. Haare und Bart werden im Alter weiss, wodurch ein eigenthümlicher Contraſt mit der dunklen Hautfarbe entſteht. Männer und Weiber gehen nackt mit Ausnahme einer Schambedeckung, die aus einem Stück Baumbaſt beſteht, welches über die Bauchmitte heruntergeht, zwischen den Beinen durchgeſteckt wird, hinten bis zum Kreuz reicht und vermittelſt einer Schnur um die Hüften befeſtigt wird. Im Etna-Busen sahen wir als einzige Schambedeckung der Männer einen kleinen Köcher von Bambusrohr, während die Frauen eine $1^1/_2$ Fuss lange Schürze von Blattfasern oder Casuarfedern trugen. Auf Adi, dessen Bewohner häufig mit Seram'schen Händlern in Berührung kommen, kleiden ſich die Frauen in Baumwollenſtoffe und ſieht man auch hin und wieder Männer mit einem turbanähnlich um den Kopf gewundenen Tuch. Die Häuptlinge von Namatotte, Adi, Aidüma und Lakahia erschienen an Bord nach ternatanischer Weise mit Kopftuch, langer Jacke und kurzer Hose bekleidet. Die Zierraten ſind einfach und sehr primitiver Art. Zu Lakahia und im Arguni-Busen trugen beide Geschlechter in der durchbohrten Nasenscheidewand Stückchen von einer Federspuhle oder auch einen Holzſtift; als Ohrgehänge dienen allgemein Ringe von Silber, Messingdraht oder Schildkrotschale. Halszierraten ſind nicht im Gebrauch, wohl aber tragen die Bewohner von Karufa an einer Kordel am Halse ein Stückchen mit einem Lappen umwickelten Holzes, dessen oberes freies Ende ein menschliches Angeſicht vorſtellt. Doch iſt dies kein Schmuckgegenſtand, sondern ein Talisman. Ringe ſieht man bei Männern und Frauen vielfältig, und zwar am Handgelenk solche von Muschelschale, Knochen und Messingdraht, um den Oberarm solche von geflochtenem Rottang, die sehr feſt um den Arm schliessen. Aehnliche die Waden umschlingende Bänder bemerkt man hin und wieder auch bei manchen Männern. Zu den Verschönerungsmitteln gehört weiter die Tätowirung von Figuren auf die Stirne und zwischen die Augenbrauen, das Schwärzen des Gesichtes und das Einbrennen unregelmässiger Figuren auf Gesicht, Bruſt, Bauch und Armen. Die perlenweissen Zähne werden in keiner Art verunſtaltet.

Die Waffen beſtehen aus Bogen, Pfeilen, Lanzen, Keulen, Hauern und einzelnen Schiessgewehren. Die Bogen, 5—7 Fuss lang, ſind von Bambus oder auch Palmholz mit einer Sehne von Rottang. Der Schaft der 4—6 Fuss langen Pfeile iſt nicht von Bambus, wie man in manchen Reisebeschreibungen liest, sondern vom feſten und doch leichten Stengel eines Rohres (Canna), am unteren Ende mit einem Blättchen von Federn versehen. Die lose, in dem Schaft ſteckende

Spitze iſt aus Palmholz verfertigt, mit Widerhaken versehen und zuweilen auch mit einem geschärften Knochen, oder dem Schwanzſtachel eines Roggen zugespitzt. Die 7—10 Fuss langen Lanzen ſind entweder ganz und gar von Holz, mit Widerhaken oder einem geschärften Knochen an der Spitze, worunter öfters ein Busch von Casuarfedern gebunden wird, oder ſie ſind auch von einem Stück zugespitzten Bambusrohr gefertigt. Hin und wieder ſieht man auch Lanzen mit Eisenspitzen, welch letztere theilweise schon fertig von den Händlern eingeführt, theilweise durch die Eingeborenen selbſt von eingeführtem Eisen auf rohe Weise geschmiedet werden. Ein Gleiches gilt auch von den $1\frac{1}{2}$—2 Fuss langen Hauern, die jedoch weniger als Waffe, wie als Werkzeug benutzt werden. Schiessgewehre mit Munition werden ebenfalls eingeführt, schlechte Fabrikwaare von Singapore. Keulen sahen wir nur zu Lakahia; ſie waren $4—4\frac{1}{2}$ Fuss lang, von sehr hartem Holz gemacht und an den beiden Breitseiten über $\frac{2}{3}$ der Länge sägenartig gezahnt.

Ueber die Bauart der meiſt ärmlichen Häuser iſt schon früher gesprochen worden, und es bleibt uns nur noch übrig, eine kurze Beschreibung jener langen communiſtischen Wohnungen zu geben, welche weiter südweſtlich im Gebrauche ſind und von denen mehrere am Lakahia-Busen angetroffen wurden. Dieselben ſtehen auf dem Erdboden, ſind von 20—50 und mehr Fuss Länge, jedoch bis zum Dachgiebel nicht höher wie 5—6 Fuss. Das Innere bildet einen freien Raum; in geringer Entfernung von einander ſind Baumäſte angebracht, welche das von Bambuslatten und dünnen Aeſten verfertigte Dachgerippe tragen, worüber zur Deckung Palmblätter liegen. Die Wände beſtehen aus roh geflochtenen an dünne Stämme gebundenen Matten, worin für jede das Haus bewohnende Familie ein Eingang von $1\frac{1}{2}$—3 Fuss Höhe angebracht iſt. Alle diese Häuser, mögen ſie nun vereinzelt ſtehen, oder kleine Ortschaften bilden, muss man ſich übrigens nicht als feſte Wohnplätze vorſtellen; nichts iſt unrichtiger, denn die Bewohner des von uns bereiſten Landſtrichs ſind wirkliche Nomaden, die um der geringfügigſten Ursache willen ihre Wohnungen verlassen und die Ortsgemeinschaft lösen, um vereinzelt zu wohnen.

Die Geräthschaften, welche in den Wohnungen angetroffen werden, beſtehen in rohen, viereckigen Thonformen, um Sagobrod zu backen, wenigen eisernen Pfannen, aus Säcken, Tragkörben, grossen Bambusköchern und endlich aus von Pandan-Blättern geflochtenen Schlafmatten mit einem Stück Holz als Kissen. Dieses letztere, ohngefähr 8 Zoll breit und 5 Zoll hoch hat nach oben einen halbmond-

förmigen Ausschnitt, welcher auf einem zierlich mit Figuren versehenen Fussstück ruht.

Die Musikinstrumente bestehen aus Pauken — ausgehöhlten Baumstämmen kleiner Palmen, am unteren Ende offen, am oberen mit Thierfell überspannt — und Trompeten — Tritonshörnern mit einem Blasloch am geschlossenen Ende.

Jagd und Fischerei ist ausschliessliche Beschäftigung der Männer. Zur Jagd bedient man sich des Bogens und der Lanzen und treibt das Wild, Schweine, Kängurus und Beutelthiere, mit Hülfe kleiner, glatthaariger Hunde mit spitz stehenden Ohren und fuchsähnlicher Schnauze. Der Fischfang wird vermittelst Pfeile und Bogen und Wurflanzen mit loser eiserner Spitze betrieben. Die Canos, deren man sich beinahe ausschliesslich nur zur Fischerei bedient — denn weitere Ausflüge der Küste entlang werden niemals unternommen — sind zwar so ziemlich nach einem Muster gemacht, weichen jedoch nach den verschiedenen Oertlichkeiten wieder in mancher Hinsicht von einander ab. Zu Adi sind sie meist klein, höchstens für 6 Personen geschickt, und laufen vorn spitz zu. Die paar grossen Prauen, welche wir sahen, konnten 16 Personen aufnehmen und hatten Mast und Segel. Die Leute sitzen im Cano und hantiren ein kleines Ruder. Zu Kaimāni sind die Fahrzeuge 8—24 Fuss lang und laufen am Vorder- und Hintertheil hoch empor. Stets sind dieselben mit Balancen versehen, welche Stützen tragen, worüber eine bis zu 10 Fuss breite Flur gelegt wird um darauf zu sitzen, zu liegen oder zu rudern. Man rudert auf gleiche Weise wie zu Adi. Zu Lakahia waren die Canos, welche wir sahen, sehr roh gearbeitet, nach vorn und hinten stumpf zulaufend und führten weder Segel noch Balancen; auch ruderte man stehend mit längeren Rudern. Männer und Frauen sind im Gebrauch derselben gleich erfahren.

Das bischen Landbau, welches getrieben wird, liegt den Frauen ob. Angepflanzt werden Mais, Melonen, Pataten, Klādi, Pisang und Zuckerrohr; Kokospalmen gibt es nur in geringer Zahl. Nennen wir noch Papāja und Sago, so haben wir gleichzeitig einen Speisezettel der Eingeborenen gegeben. Die Speisen werden gekocht oder über Feuer geröstet, erlegtes Wild mit Eingeweide und Allem. Salz wird niemals gebraucht, man kennt es nicht einmal.

Einfach wie die ganze Lebensweise sind auch die Sitten und Gebräuche. Wie überall im indischen Archipel kauft sich auch hier der Mann eine Frau von deren Eltern zu einem Preis, dessen Höhe je nach den Vermögensverhältnissen oder den Forderungen der Eltern der

Braut variirt. Iſt derselbe entrichtet, so führt der Mann das Mädchen nach seiner Wohnung und giebt nun Verwandten und Freunden ein Feſt, wobei gegessen, getrunken, gesungen und getanzt wird. Bei diesen Feſten wird ſtets nur Wasser getrunken, da die Bewohner, vielleicht mit Ausnahme derjenigen von Adi, Spirituosen bis jetzt noch nicht kennen. Wird die Frau schwanger und fühlt ſie die Zeit ihrer Entbindung herankommen, so entfernt sie ſich aus ihrer Wohnung und wartet die Niederkunft in einer besonderen Hütte ab. Erſt 10—20 Tage nach der Geburt kehrt ſie wieder in ihres Mannes Wohnung zurück. Der Vater gibt nun dem Kinde einen Namen, den es Zeitlebens behält. Um diesen bekannt zu machen veranſtaltet er weiter ein Feſt, wo wiederum tüchtig gegessen wird. Kinder beider Geschlechter tragen bis zum 10. Jahre keine Schambedeckung. Bei Ehebruch, welcher jedoch selten vorkommt, hat der Mann das Recht die Frau zu verſtossen, die dann zu ihrer Familie zurückkehrt. Sind Kinder vorhanden, so bleiben die Knaben in diesem Falle dem Vater, während die Mädchen der Mutter folgen. Stirbt der Mann, so kann die Wittwe nach Verlauf der Trauerzeit ſich aufs Neue verehlichen. Zum Zeichen der Trauer trägt ſie eine bis auf die Schulter herabhängende Kopfbedeckung von blauem Kattun. Die Trauer endet zur Zeit wo man die Gebeine des Verſtorbenen wieder ausgräbt, um ſie irgendwo in einer Felsenhöhle beizusetzen. Vielweiberei iſt zwar erlaubt, kommt jedoch selten vor.

Aerzte und heilkundige Behandlung ſind gänzlich unbekannt und es iſt ein Glück für die Bewohner, dass ſie bei ihrer einfachen Lebensweise im Ganzen genommen wenig von Krankheiten heimgesucht werden. Stirbt Jemand, so wird die Leiche in ein Stück weisses Zeug oder eine Schlafmatte eingewickelt und in der Nähe der Wohnung des Verſtorbenen in einer 3—4 Fuss tiefen Grube beerdigt, bei welcher Gelegenheit die hinterbliebenen Freunde und Bekannten ein Feſtmahl geben. Nach Ablauf eines Jahres wird das Grab geöffnet, Schädel und Knochen herausgenommen und in des Verblichenen Haus zurückgebracht, wonach wieder ein Feſt gefeiert wird, das gewöhnlich mehrere Tage dauert. Iſt man damit fertig, so werden die Gebeine, wie schon oben erwähnt, in Höhlen oder auf Felswänden am Meere niedergelegt und man bekümmert ſich nun nicht weiter um ſie. Im Busen von Lakahia werden dieselben im Innern der Häuser selbſt in Körben oder Säcken von Baumbaſt aufbewahrt.

Am 22. April wurde auf Veranſtaltung des Rādja von Lakahia zu Ehren seiner weissen Gäſte in dem Dorfe Taréra ein Feſt veran-

ſtaltet, dessen Verlauf ich nach dem Rapport der Commission meinen Lesern mittheilen will, da ich selbſt demselben nicht beiwohnen konnte. Beim Landen wurden die Herren von den versammelten Eingeborenen mit einem entsetzlichen Geschrei empfangen. Letztere waren nackt bis auf Einige, welche um den Kopf ein Tuch geschlungen hatten, worin ein Paradiesvogel ſtak, währenddem ein paar Andere Hüften und Ellenbogen mit Blättern umhängt trugen; die meiſten hatten ſich auf Stirne, Nase, Wangen und Bruſt mit Kalk beschmiert. Ein Papūa trug eine ziemlich hohe Mütze von Flechtwerk, welche einen Schweinskopf vorſtellen sollte; er ſtand in der vorderſten Reihe und machte gewaltige Luftsprünge, wobei er ein durchdringendes Geschrei ausſtiess. Auf dem Feſtplatz angekommen ſtellte ſich die Schaar in zwei Reihen auf, ſtimmte nun von zwei Pauken accompagnirt ein ohrzerreissendes Geheul an, wobei Alle mit den Füssen trippelten, jedoch ohne ihren Platz zu verändern. Jedesmal, wenn dies einige Minuten gedauert, wurde auf die grosse Pauke ein ſtarker Schlag gegeben, worauf sogleich die Stimmen schwiegen und die Füsse für einen Augenblick zur Ruhe kamen. Nachdem dies einige Male wiederholt worden war, hockten die Tänzer zu Boden mit Ausnahme eines der mit Blättern umhangenen Leute, welcher vor den übrigen ſtehen blieb und unter Begleitung von Musik und Gesang die Beine weit auseinanderspreizte, seine Arme in horizontaler Richtung ausſtreckte, die Wangen aufblies und nun mit allen Gliedmassen zitterte als würde er vom heftigſten Froſte geschüttelt. Auch diese Pantomime endigte mit einem ſtarken Paukenschlag, gefolgt durch einen heftigen Aufschrei. Nun kam ein Kampfspiel an die Reihe, wobei ſich die Anwesenden in zwei Parteien, Anfallende und Vertheidigende, theilten. Kamen die Anfallenden den Vertheidigern zu nahe, so nahmen letztere die Flucht und wurden von Erſteren verfolgt, bis ſie innehielten und nun ihrerseits Angreifer wurden, wo ſich dann dieselbe Scene wiederholte. Als Waffe bediente man ſich kleiner Stückchen Holz oder auch einer Hand voll Seesand. Hiermit ging das ziemlich langweilige Schauspiel zu Ende.

Eine andere, ganz eigenthümliche Weise ſich zu vergnügen, beſteht darin, dass ſich die Männer mit dem oberen Ende einer hölzernen Pike spielenderweise gewaltige Schläge auf den Rücken versetzen, ohne dass daraus Anlass zu ernſtlichen Streitigkeiten entſteht.

Verbrechen und Diebereien kommen höchſt selten vor; Streitigkeiten der Männer untereinander werden mit den Waffen geschlichtet. Wie einträchtig aber auch die Bevölkerung eines Ortes unter ſich

lebt, kommt es darum doch zu Kriegen mit benachbarten Stämmen. Manche dieser letzteren sind sogenannte Koppensneller (Kopfabschneider). Wenn diese einer einzelnen fremden Person begegnen, so überfallen sie dieselbe verrätherischerweise, selbſt wenn dazu nicht der mindeſte Grund beſteht, tödten ſie und schneiden den Kopf ab. Die Rache, welche darauf folgt, verlangt zur Sühne ein neues Opfer, dieses letztere wiederum ein anderes und so entſtehen Fehden, welche viele Menschenleben koſten und das Land entvölkern. Iſt man endlich des Mordens müde, so bittet die Partei, welche die meiſten Menschen verloren, einen befreundeten Häuptling aus der Umgegend die Beilegung der Feindseligkeiten zu vermitteln und den Frieden zu schliessen, was durch Auferlegen eines Blutpreises geschieht, den diejenige Partei zu entrichten hat, auf deren Seite nach des Vermittlers Ermessen die grösste Schuld liegt. Kinder werden niemals des Kopfes beraubt, sondern mitgeführt und zu Sclaven gemacht. Die erbeuteten Köpfe werden mit nach Hause genommen, Augen und Gehirn herausgenommen, von Blut und Schmutz gereinigt und hierauf mit Fleisch und Allem über Feuer geräuchert und getrocknet. Sobald dies geschehen, gibt derjenige, welcher den Kopf erbeutet, ein Feſt, das mehrere Tage währt, worauf der Kopf zum Schluss in der einen oder andern Todtengrotte niedergelegt wird.

Die Bewohner kennen keinen Gott, oder, besser gesagt, Gottesdienſt; dessen ungeachtet haben sie einen dunklen Begriff von einem oberen Wesen das über den Wolken wohnt und nach dessen Willen die Menschen leben, handeln und ſterben. Sie nennen dieses Wesen Auré, kennen oder fühlen aber nicht die Verpflichtung ihm zu danken oder ihn zu verehren. Von Sonne, Mond und Sterne hat man nicht den geringſten Begriff, ebenso wenig von Zeitrechnung oder Rechnen überhaupt. Mit Hülfe der Finger zählen unsere Papüas bis 10; muss bis 20 oder 30 gezählt werden, so bemühen sie ſich, im Gedächtniss zu behalten, wie vielmal ſie an den Fingern der Hand rund herum gezählt haben oder ſie machen irgend ein Merkzeichen für je eine Zehnzahl.

Ueberlieferungen über Herkunft, Voreltern u. s. w. mangeln gänzlich. Andere Dialekte wie der eigene werden nicht gesprochen und verſtanden und nur selten trifft man Personen, welche durch fortgesetzten Umgang mit fremden Händlern ſich die malaische oder seram'sche Sprache zu eigen gemacht haben.

Der Handel, welcher längs der Küſte getrieben und durch seramsche und mangcassarische Händler vermittelt wird, iſt von geringer Be-

deutung. Die Insel Adi iſt Hauptſtapelplatz. Die vornehmſten Einfuhrartikel beſtehen in Baumwollenzeug, Messingdraht, Eisenwaaren, silbernen Ringen, Schiessgewehren und Schiesspulver, wofür eingehandelt werden: wilde Muscatnüsse (von Myristica dactyloides), Massooibast (von Sassafras goehianum), Perlen nebſt Perlmutter und Tripang.

Der ganze Küſtenſtrich von Kap van den Bosch bis Lakahia iſt dem Sultan von Tidōrĕ unterworfen, der auch die Häuptlinge anſtellt, von welchen er einen jährlichen Tribut in Landesprodukten entgegennimmt. Ungeachtet der Sultan als Vasall der niederländischen Colonialregierung zu einer Null herabgesunken iſt, ſteht sein Name bei diesen rohen Naturmenschen noch fortwährend in hohem Ansehen und der tidoresische Prinz Amir, welcher der Commission als Bevollmächtigter des Sultans beigegeben war, wurde von den Eingeborenen mit weit grösserer Ehrerbietung begrüsst und nahm in ihren Augen einen höheren Platz ein, als die Mitglieder der Commission. Die Macht der Häuptlinge iſt übrigens nicht besonders gross, wozu die abgesonderte Lebensweise der Eingeborenen und deren Streben nach Unabhängigkeit wohl das Meiſte beiträgt. Endlich verdient auch angeführt zu werden, dass die Bewohner von Adi durch langjährigen Umgang mit fremden Personen manches Ursprüngliche von ihren Sitten und Gebräuchen verloren und dafür einige mohamedanische Gebräuche angenommen haben.

Zum Schluss dieser Abtheilung mögen noch ein paar Worte folgen über die beobachteten meteorologischen Erscheinungen.

Im Allgemeinen fand täglich eine regelmässige Abwechslung von Land- und Seewind ſtatt. Am 31. März traten die erſten Vorboten des Uebergangs von der trockenen zur nassen Jahreszeit ein. Land- und Seewind nahmen eine mehr öſtliche und südliche Richtung und beinahe täglich fielen Regenschauer. Höchſt merkwürdig iſt der grosse Unterschied der Tag- und Nachttemperatur, welcher nicht selten 20° F. beträgt. Der höchſte beobachtete Thermometerſtand belief ſich auf 95° F. im Schatten. Erdbeben ſind häufig und zuweilen sehr ſtark, wurden jedoch während unserer Anwesenheit nicht wahrgenommen. Ebbe und Fluth laufen zweimal innerhalb 24 Stunden, erſtere hält durchgehends einige Stunden länger wie letztere an. Die Declination der Magnetnadel belief ſich auf 2° Nordoſt.

b. Ueberfahrt nach Dorej und Aufenthalt daselbst.

(24. April bis 16. Juni.)

Am 24. April verliess der Atie-atul-barie gegen Mittag Lakahia's Rhede mit nordweſtlichem Cours, befand ſich am 26. April gegenüber der Oeffnung des Mac-Cluer-Busens und lief am 29. April in die Pitt-Strasse ein. Nachdem unser Schiff 30 Stunden lang gegen die heftige, in dieser engen Passage herrschende Strömung gekämpft, wurde dasselbe in der Nähe der kleinen, am öſtlichen Ausgang der Strasse liegenden Jacksons-Insel (Pulu-Snapan) vom Etna eingeholt, der am 27. April Lakahia verlassen. Da wir ſtarken Gegenwind hatten und keine Ausſicht für uns war vorwärts zu kommen, nahm der Dampfer unser Fahrzeug ins Schlepptau und führte dasselbe bis zum Kap der guten Hoffnung (White point der englischen Karten, Kain-kain-beba der Eingeborenen), der Nordspitze von Neu-Guinea, wo das Schiff losgelassen wurde, der Etna weiter dampfte und am 4. Mai zu Dorej ankerte, während der Atie-atul-barie erſt am 24. Kap Mamōri, die Nordecke des grossen Geelvink-Busens umschiffte und in der Nähe des Etna den Anker warf. 10 Tage lang hatten wir beſtändig gegen ſteifen Oſtwind und Gegenſtrom hin und her gekreuzt, dabei siebenmal die Linie geschnitten und unseren Vorrath an Trinkwasser beinahe erschöpft, als es endlich glückte, Dorej zu erreichen.

Von Lakahia bis zum weſtlichen Eingang der Gallewo- oder Sakābu-Strasse lief unser Cours so weit seewärts, dass nur hin und wieder die höheren Gebirge Neu-Guinea's am Horizont ſichtbar wurden. In die Nähe von Salawatti gekommen, näherten wir uns wieder dem Lande, das zuerſt eine niedrige Waldfläche bildet, später in der Pitt-Strasse als ſteiles Bergland emporſteigt. Auch die ganze Nordküſte von Neu-Guinea iſt hohes Bergland, das ſich an den meiſten Stellen ſteil aus dem Meere erhebt und nur hin und wieder von diesem durch schmale Streifen flachen Landes getrennt iſt. Durchschnittlich erreicht das Gebirge eine Höhe von 2 bis 3000 Fuss, während einzelne mehr im Innern liegende Kuppen auf die doppelte Höhe geschätzt werden können. Auch hier iſt alles Land, soweit das Auge reicht, bewaldet, und nur hin und wieder, zumal beim Kap der guten Hoffnung leuchtet ein weisser Felsen aus dem dunklen Grün des Waldes hervor. Eine Menge kleiner Gewässer ſtürzt ſich vom

Gebirge ins Meer. Nicht weit vom erwähnten Cap erblickten wir hoch oben in den Bergen aus weiter Ferne einen Wasserfall, der als ein einem silbernen Faden ähnlicher Streifen auf dem dunklen Hintergrunde erschien. Nicht weit von der Nordspitze liegen zwei kleine, unbewohnte Inseln, von den Eingeborenen Meospalu, auf den Karten Middelburg und Amsterdam genannt. Beide ſind flach und bewaldet. Längs der ganzen Nordküſte läuft eine heftige, von Oſt nach Weſt eilende Strömung.

Mit den Bewohnern der Insel Salawatti kamen wir während unserer Fahrt durch die Pitt-Strasse wiederholt in Berührung und ein paar Eingeborenen von der Nordküſte begegneten wir bei den Meospalu-Inseln. Mit Ausnahme des ſtarken Haarwuchses glichen ſie ganz ihren Landesgenossen von der Südweſtküſte. Ohne Scheu näherten ſie ſich dem Schiffe, Waffen, Vögel und Früchte feilbietend. Ihre Sprache, aus der ich einige Worte aufzeichnete, war jedoch eine andere.

Zu Dorej fanden wir den Etna auf der Aussenrhede ankernd, gegenüber dem papuischen Dorfe Lonfäbi. Das von Java aus im Januar hierher geschickte Kohlenschiff, die Barke Ydrussie, war, nachdem es beinahe während zweier Monate vergeblich auf den Dampfer gewartet, nur wenige Tage vor dessen Ankunft zu Dorej von da weg nach Amboina zurückgesegelt, wurde aber vom dortigen Gouverneur unverzüglich wieder zurückgeschickt und langte zum zweiten male vor Dorej an, gerade 36 Stunden vor dem zur Heimreise feſtgesetzten Termin. So rasch wie möglich wurden nun Kohlen und Lebensmittel vom Ydrussie herübergenommen und Alles für die Fortsetzung der Reise bereit gemacht. Da jedoch die empfangene Quantität von Proviant bei Weitem nicht für die Zeit zureichte, welche zur Untersuchung aller durch die Regierung vorgeschriebenen Punkte nöthig war, so wurde beschlossen, nur die Humboldt-Bai zu besuchen und dann heimwärts zu kehren.

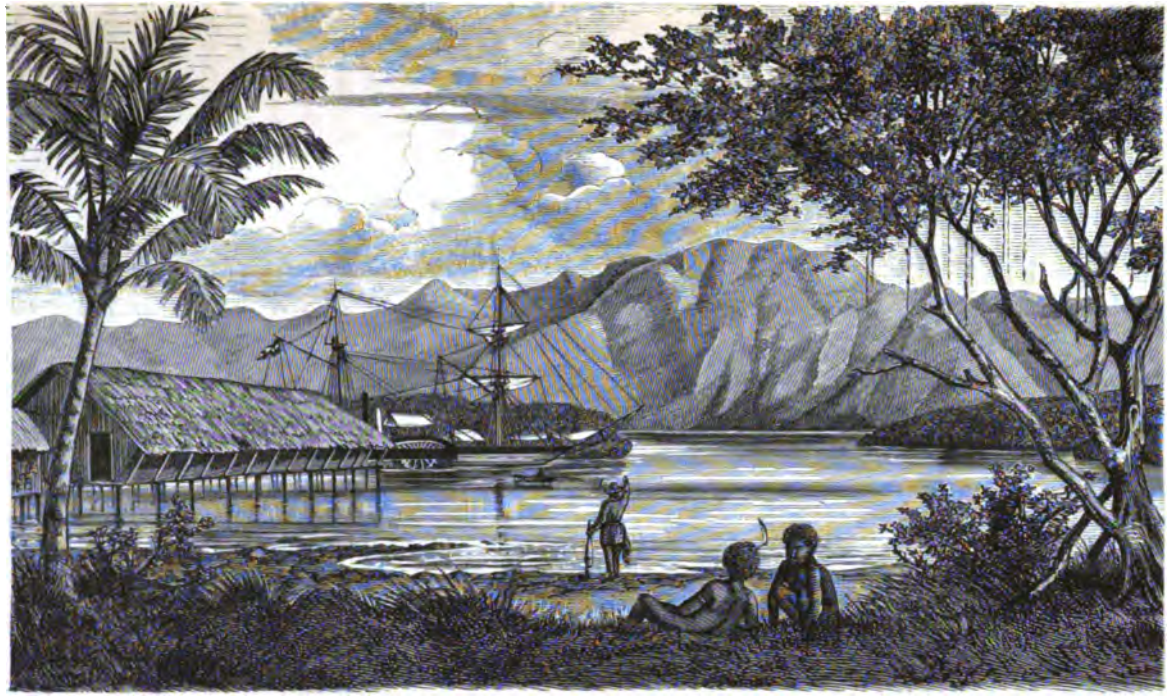
Die Bucht, welche ſich vor unseren Blicken ausbreitet, führt den Namen Dorej (nicht Dori, Dorerie und Doreby, wie man gewöhnlich auf den Karten geschrieben findet), ein Wort aus der meforischen Sprache, welches einwärts oder innerhalb bezeichnet, womit die Lage der im Innerſten der Bucht liegenden kleinen papuischen Stranddörfer bezeichnet iſt. Sie bildet den nördlichen Theil des grossen Geelvink-Busens und bietet hinter den beiden, am oberen Theil ihrer Oeffnung liegenden Insel Manaswari und Meosmapi selbſt den grössten Schiffen einen ſicheren Ankerplatz.

Wiederholt wurde der Busen von europäischen Reisenden und Naturforschern besucht. Forrest, Duperrey, Lesson und Dumont-d'Urville haben davon Beschreibungen geliefert, von welchen die von Lesson ziemlich genau iſt. Woher jedoch Dumont-d'Urville die «longue suite des petites iles basses et riantes à l' entrée de Dori» holt, iſt unbegreiflich, denn diese «longue suite» beſteht einzig und allein aus den beiden eben genannten Inseln. Ganz und gar Fiction iſt der Inhalt eines Aufsatzes auf Seite 523 des Jahrganges 1857 der Zeitschrift «Das Ausland», betitelt: «Ausflug eines Deutschen aus Bremen ins Innere von Neu-Guinea».

Unmittelbar an dem von Korallenriffen umsäumten Ufer, das nur hin und wieder durch einen glänzend weissen Sandſtreifen unterbrochen wird, iſt das Land flach, erhebt ſich jedoch rasch landeinwärts zu Hügeln, die, zumal in weſtlicher Richtung, ſtets höher anſteigen und ſich endlich dem Hochgebirge anschliessen, welches längs der Nordküſte hinſtreicht. Im innerſten Theile des Busens und längs seiner Südweſtseite ſtreichen Hügel dem Ufer entlang, die öfters mit senkrechten Wänden meerwärts abfallen. Soweit das Auge reicht, prangt das in dunkler Waldesnacht verborgen liegende Land im reichſten Schmuck üppiger Vegetation, und imposant iſt der Blick auf das in duftigem Blau getränkte Arfak-Gebirge, welches am südlichen Horizont mit seinem breiten Kamme hoch emporſteigt; es ſtreicht von Oſt nach Weſt und scheint aus Granit- und Porphyrmassen zu beſtehen. D'Urville's Worte: «les immenses monts Arfakis forment six plans successifs, terminés par quelques pitons aigus» geben eine ganz unrichtige Vorſtellung. Mit dem nördlichen Küſtengebirge ſteht der Arfak in keiner Verbindung.

Was das Klima betrifft, so findet auch hier ein regelmässiger Wechsel von Land- und Seewind ſtatt, gleichwie auf der Südweſtküſte. Die beiden Jahreszeiten ſtehen im umgekehrten Verhältniss zu den auf der Südweſtküſte herrschenden.

Durch den wiederholten Besuch wissenschaftlicher Reisenden, unter denen mein Freund R. A. Wallace eine hervorragende Stelle einnimmt, iſt die Fauna der Umgegend von Dorej ziemlich bekannt geworden. Im Gegensatz zur Fauna liegt die Kenntniss der Flora noch ganz in incunabilis. Im Allgemeinen iſt ſie ihrem Habitus nach derjenigen der Südweſtküſte ähnlich. Einzelne Formen fehlen freilich, z. B. die zierliche Arausiaca und die lärchenähnliche Casuarina, welch letztere jedoch weiter südlich wieder massenhaft auftritt. Im Hochwald wachsen in bunter Mischung durcheinander: Myrtaceen, Sapotaceen, Ster-



Das Arfak-Gebirge, vom Dorfe Kwawi aus gesehen, der Dampfer Etna bei Meosmāpi vor Anker liegend.

culiaceen, Laurineen, Ebenaceen, Olacineen, Artocarpeen, Verbenaceen, Apocinaceen, Clusiaceen, Myristiceen, Urticaceen, Cordiaceen, Sapindaceen, Malvaceen, Meliaceen, Bursenaceen u. a. m. Obschon die den Tropenwald so sehr characterisirenden Palmae, Musaceen, Pandaneen und Cycadeen keineswegs fehlen, treten sie doch mehr zerstreut auf und fallen darum auch weniger ins Auge. Die nicht minder characteristischen Bambusae sieht man häufiger. Das nur stellenweise undurchdringliche Unterholz ist gleich bunt zusammengesetzt aus: Melastomaceen, Protaceen, Mimosae, Euphorbiaceen, Aquilarineen, Diosmeen, Rubiaceen, Loganiceen, Goodeniaceen u. s. w., während der Boden, zumal an der Sonne zugänglichen Orten, mit Polypodiaceen, Amaryllideen, Gramineen u. s. w. überzogen ist. Ueppige Parasiten, worunter namentlich manche prächtig blühende Orchideen umkleiden die Stämme vieler riesenhaft grosser Waldbäume, welch letztere wiederum zum Oefteren untereinander verbunden sind durch Schlingpflanzen (Papilionaceen, Lepidocarineen, Convolvulaceen, Rhamneen u. a. m.), die, gleich Festons und Guirlanden von den Aesten herunterhängend, zuweilen ganze Laubwände darstellen. Rhyzophorae endlich, gleichsam der Gürtel dieser herrlichen Vegetation nach Aussen, ziehen sich längs der Küste hin und senden an seichten Stellen ihre Vorposten oft weit seewärts. Kokospalmen erblickt man nur in der Nähe der Dörfer, Culturgewächse aber selbst da nur in geringer Menge.

Fünf unter den Collectivnamen Dorej bekannte Dörfchen liegen im Innern des Busens dem Strande entlang; sie heissen in der Reihenfolge von Ost nach West: Ambobridai, Kwawi, Rasambōri, Rohdi und Makwari. Das erste und zweite Dörfchen heisst auch Lonfabi. Das erste, zweite und fünfte Dorf zählte 1858 jedes 4, das dritte 2 und das vierte 6 Häuser. Des sechsten auf der Insel Manaswari liegenden Dorfes Mansinam (nicht Mansinama) ist schon Erwähnung gethan. Ein siebentes, Ajambōri, liegt 2 Stunden weit im Innern auf dem Hang des Gebirges; ersteres, Mansinam, das grösste von allen, zählt 14, Ajambōri 7 Häuser. Die Dörfer 1 – 6 werden von Strand-, das siebente von Bergpapūas bewohnt; die Bevölkerungsziffer kann auf 1200 Köpfe geschätzt werden.

Ein Comptoir der holländisch-ostindischen Compagnie hat weder hier, noch irgendwo sonst auf Neu-Guinea jemals bestanden, wohl aber besassen die Engländer zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts auf hiesigem Platze eine Handelsstation, deren Standort man noch nachweist. In dem mit England im Jahre 1824 ge-

schlossenen Traktat wurde der 141. Längegrad als Grenzlinie der niederländischen Besitzungen von Neu-Guinea feſtgesetzt. Um von diesem Besitzrecht Zeugniss zu geben, liess die Colonialregierung an mehreren dem Handel geöffneten Orten Pfähle errichten, an deren oberem Theile eine ovale gusseiserne Platte angebracht iſt mit dem niederländischen Wappen und der Randschrift «Nederlandsch Indie.» Ein solcher Pfahl ſteht bei dem Dorfe Kwawi zunächſt der Mündung eines Baches.

Auf Mansinam trafen wir zwei deutsche Missionäre an, Ottow und Geissler, welche auf Koſten der Berliner Missionsgesellschaft vor ein paar Jahren ſich auf Manaswari niedergelassen hatten, ohne bis jetzt aber irgend welchen Erfolg erzielt zu haben. Durch ihre Bekanntschaft mit Sprache, Character und Gebräuchen der Eingeborenen leiſteten ſie der Commission während ihres Aufenthaltes zu Dorej wesentliche Dienſte.

Der hier nachfolgenden ethnographischen Skizze möge ein Wort bezüglich des Volksnamens vorausgehen. Bis heute iſt man noch im Unſichern über die Ableitung des Wortes «Papūa»; manche Schriftſteller leiten es mit Bezug auf den Haarwuchs der Bewohner von dem malaischen Worte papūa ab, welches «kraus» bezeichnet, während andere Schriftſteller die Wurzel in einem gleichlautenden Worte der tagalischen Sprache (Philippinen) zu finden glauben, welches dunkelbraun bezeichnet und ſich auf die Körperfarbe beziehen soll. Die Gründe beider Hypothesen würdigend, erlaube ich mir dennoch, nachfolgende dritte aufzuſtellen. Eine Art grobes, am sandigen Meeresufer von Neu-Guinea wachsendes Gras (Spinifex squarrosus) heisst im Dialekt der Nordweſtküſte Pāpu. Der runde, auf einem dünnen Stiel ſtehende, mit spitzen, nach allen Seiten divergirenden Blättchen versehene Fruchtknoten dieser Pflanze hat im Umriss wohl Aehnlichkeit mit dem Kopfe eines Eingeborenen auf dünnem Hals. Sollte es also nicht haben geschehen können, dass um dieser Aehnlichkeit willen die erſten fremden Besucher den Namen jenes Grases spottweise den Bewohnern zulegten?

Die Papūas haben eine dunkelbraune, mehr oder weniger ins Graulichschwarze spielende Hautfarbe und ſind von kurzer Geſtalt, mehr fleischig als muskulös. Unverhältnissmässig dünne Beine bei sonſt wohlproportionirtem Körper ſind gerade nicht selten. Ihre Aehnlichkeit mit den Negern fand ich weniger ins Auge fallend, wie von manchen Schriftſtellern behauptet wird. Das Haar iſt nie wollig, die Stirn des Papūa höher, der Hinterkopf mehr abgerundet, die

Nase nicht so glatt und mehr hervorspringend, der ganze Körperbau übrigens nicht so kräftig wie beim Neger. Von Farbe iſt das Haar schwarz, zuweilen auch, namentlich in den Spitzen, ins Fuchsrothe spielend; im Alter wird es weiss und bildet dann mit der dunklen Hautfarbe einen ſtarken Contraſt. Es iſt, wie schon bemerkt, niemals wollig, wird $1\frac{1}{2}$ Fuss lang und jedes einzelne Haar, bis zur Spitze pfropfenzieherähnlich gewunden, ſteht lothrecht auf der Kopfhaut. Als ein Spiel der Natur ſieht man übrigens zuweilen Personen mit herabhängendem Haar. Männer und Frauen lassen es gewöhnlich in voller Länge wachsen und kämmen es ſtets von Innen nach Aussen, wodurch der Kopf das Ansehen einer enormen Kugelbürste bekommt. Der Geſichtswinkel beträgt durchschnittlich 66°; das Antlitz iſt rund, die Nase meiſt klein nnd hat weite Flügel. An den Schläfen iſt der Schädel oft etwas eingedrückt; die Jochbogen treten hervor. Der Mund iſt gross, mit dicken, mehr oder weniger wulſtigen Lippen versehen, das Kinn klein, zurückweichend, die Zähne gut gebildet und perlenweiss. Die Geſichtszüge tragen in vielen Fällen ein auffallend jüdisches Gepräge. Im Affekt, wenn die in den wilden Bewohnern schlummernden Leidenschaften erwacht ſind, erglänzt das Auge des Papūa in einem unheimlichen Feuer; kommt er aber in Lagen, wo er, aus seinem normalen Zuſtand gerissen, unter fremdem Einfluss handeln soll, dann zeigt das Auge Unruhe und Mangel an Selbſtvertrauen, während bei Mittheilungen ihm fasslicher Begriffe dasselbe Erſtaunen und Neugierde ausdrückt. Mit lang ausgekämmten, gleichsam zu Berge ſtehenden Haaren, welche, weit nach vorn überſtehend, einen dunklen Schatten auf Stirn und die mit unheimlichem Feuer darunter hervorleuchtenden Augen werfen, zeigt ſich der Papu auf seinen Raub- und Mordzügen als ein wahrer Dämon seines Landes, dessen urplötzliche Erscheinung überall Angſt und Schrecken erregt.

Die Schambedeckung ausgenommen, tragen beide Geschlechter weiter keine Kleidungsſtücke; nur die Häuptlinge kleiden ſich bei Ankunft fremder Gäſte in leichte Kattunkleider, die nach tidoresischem Schnitt verfertigt ſind. Die Schambedeckung beſteht bei Männern aus 5—6 Fuss langen, ohngefähr handbreiten Stücken Baumbaſt (Maar, vom Baſte des Hibiscus tiliaceus), die zwischen den Beinen durchgezogen und in der Weise an einer um die Hüften gebundenen Schnur befeſtigt werden, dass hinten und vorn einer langer Streifen herunterhängt. Die Frauen schlagen ein vom Nabel bis dicht oberhalb des Knies reichendes Stück blaues oder weisses Baumwollenzeug (Srie) um den Leib, welches mit den Seitenrändern zusammengenäht wird.

Um ſich vor Regen zu ſchützen, tragen Männer, Frauen und Kinder eine Matte von Pandan-Blättern, welche in der Mitte gebrochen, an einem der ſchmalen Enden zugenäht und längs der offenen Vorder- und Hinterſeite mit bunten Arabesken und Flechtwerk à jour verziert iſt. Diese Matte wird über den Kopf geſtülpt und bedeckt den ganzen Hinterkörper; eine damit bekleidete Person hat aus einiger Entfernung Aehnlichkeit mit einem herumspazierenden Schilderhaus.

Die Sucht, den Körper auf verſchiedenartige Weise zu verzieren, iſt den Doresen in höherem Masse eigen, wie den Bewohnern der Südweſtküſte. Die Grundſtoffe zum Schmuck erwirbt man zum Theil im Handel, zum Theil ſind ſie ein Erzeugniss der eigenen Induſtrie. Zu erſtgenannten gehören Glasperlen für Hals- und Schulterbänder (Esrun und Sarak), Messingdraht zu Armringen, kupferne Knöpfe und Fingerringe; zu den letzteren die Samenkörner von Abrus praecatorius und Adenanthera pavonina zu Hals- und Armbändern (Kaak und Kabise), weiterhin Rottang und kleine Muschelhäuschen zu gleichem Zweck, sowie auch Schafte von Casuarfedern (Samfaar und Manpapis). Weiter tragen viele Armbänder, die aus Muscheln geschliffen (Brongo), oder von den Hauern wilder Schweine verfertigt werden; die Armbänder werden zum Theil um den Oberarm zum Theil um's Handgelenk getragen und schliessen am Oberarm gewöhnlich so feſt, dass ein Abſtreifen derselben unmöglich iſt. Auch über die Waden tragen viele Männer Bänder von weissen, aneinandergereihten Muscheln. Eine grössere Art schmaler Rottang-Bänder werden über die Schulter geworfen, so dass ſie ſich auf Bruſt und Rücken kreuzen; als Kriegsschmuck dient eine mit Casuarfedern besetzte Schulterbinde (Mamasrun). Ohrschmuck iſt zumal beim weiblichen Geschlechte sehr beliebt. Derselbe beſteht in Ringen und Ketten aus Karet (Misbĕfo) und am häufigſten aus einem triangelförmigen, von geschmolzenen Glasperlen verfertigten Ohrgehänge (Krimpepeisin), das gewöhnlich von hellblauer Farbe iſt. Die Gewohnheit einen Zierrat in der durchbohrten Nasenscheidewand zu tragen, iſt hier unbekannt. An dem Halse ſieht man öfter noch bearbeitete Casuarknochen (Mamgueer), weil die Leute durch das Tragen eines solchen Knochens der Laufgeschwindigkeit des Vogels theilhaftig zu werden glauben. Endlich tragen noch beinahe alle Männer an einer Kordel gleichfalls um den Hals ein Holz mit einer geschnitzten Menschenfigur am oberen Ende (Korambo), das jedoch mehr Talisman wie Zierrat genannt werden muss. Männer und Frauen umgürten die Hüften mit gespaltenen, roth gefärbten Rottang-Reifchen (Wagim).

Das Haar wird häufig am Hinterkopf zu einem dicken Wulſt zusammengebunden, zuweilen auch kurz abgeschnitten; verziert wird es mit Federn, mit Blättern und Blumen, gewöhnlich denen von Hibiscus rosasinensis. Den Hauptschmuck jedoch bildet bei den Männern ein Kamm von Bambusrohr (Assis) mit 4 langen, ſtrahlenförmig auseinanderlaufenden Zinken und einer langen, dünnen Spitze oben am Ende, welche mit herunterhängenden Läppchen und einer Schwungfeder aus dem Flügel eines weissen Cacadus verziert iſt. Der Kamm wird horizontal über der Stirn, etwas nach der rechten Seite derartig in's Haar geſteckt, dass die Cacadufeder aufwärts gerichtet erscheint. Zu den Verzierungen gehören weiterhin einzelne tätowirte Figuren auf dem Oberkörper, die übrigens weiter keine Bedeutung haben. Die Brandflecke, die man häufig an Bruſt und Armen bemerkt ſind keine Zierraten, sondern Merkmale vollbrachter Seereisen.

Die Waffen, welche von den Doresen aus Faulheit nicht selbſt verfertigt, sondern von ihren Nachbarn eingetauscht werden, ſind die an der Südweſtküſte gebräuchlichen, mit einziger Ausnahme der Keule. Der Bogen heisst Marija, von Palmholz gemacht Marija-srah, von Bambus Marija amin, die ziemlich kurzen, am Schaftende mit Federn verzierten Pfeile Jkoh. Unsere Doresen bewährten ſich als gute Bogenschützen bei einer Schiessübung, welche auf Ersuchen der Commission veranſtaltet wurde. Auf Manaswaris flachem Sandufer wurde Länge und Breite einer Schaluppe von mittlerer Grösse abgeſteckt und dieser Raum ohngefähr 20 Männern auf 100 Schritte Entfernung für ihre Pfeile als Ziel angewiesen, das natürlich nur durch einen Bogenschuss in einer Curvenlinie zu treffen war. In kurzer Zeit, nachdem das Zeichen zum Anfang gegeben, war die beſtimmte Anzahl Pfeile verschossen und erwies es ſich, dass nur wenige das Ziel verfehlt hatten. Unsere tidoresischen Begleiter schilderten einen Ueberfall durch Papūas als unwiderſtehlich, wobei zufolge ihrer Aussage die Pfeile, wovon ſtets ganze Bündel mitgeführt werden, wie vom Himmel herunterregnen. Die Lanzen heissen Miol und Misnaf, je nachdem ſie mit einer Spitze von Knochen oder Bambusrohr versehen ſind. Hauer oder Schwerter ſieht man nur in geringer Zahl, ebenso Dolchmesser. Als Vertheidigungswaffe dienen kleine hölzerne, mit roher Schnitzarbeit und Malerei verzierte Schilde und platte Schalen der Perlenmuschel, welche an der linken Hüfte getragen werden.

Die Kriegsführung beschränkt ſich, wie bei allen wilden Völkern, auf Raub- und Mordanfälle. Wird jemand aus einem Dorfe durch

einen Bewohner eines anderen Dorfes überfallen, verwundet oder getödtet, so ſtehen alle Mitbewohner wie ein Mann auf um Rache zu nehmen. Achtet man ſich dazu nicht ſtark genug, so wird ein befreundetes Dorf um Hülfe angesprochen, die nur selten verweigert wird. Iſt eine Anzahl Streiter zusammengekommen, so rückt man in der Stille nach dem feindlichen Dorfe, legt ſich in dessen Nähe gekommen in Hinterhalt und wartet nun so lange, bis ſich die Gelegenheit darbietet, die eine oder andere Person aus dem Dorfe, sei es Mann, Weib oder Kind, meuchlings zu ermorden und deren Kopf zu erbeuten. Bekommt der Feind Wind von dem

Papua von Dorej, zum Streit geschmückt.

Hinterhalt, so verlässt Niemand das Dorf, und der Ueberfallende, welcher nie des Dorf selbſt anzutaſten wagt, zieht ſich dann unverrichteter Sache zurück, ohne darum seine Rachepläne aufzugeben. Zuweilen kommt es auch zwischen zwei feindlichen Partheien zu einem Gefecht im offenen Felde, wie dies kurz vor unserer Ankunft auf Manaswari geschah, bei welcher Gelegenheit der Streit durch Vermittlung des Missionärs Ottow ohne grossen Blutverluſt geschlichtet wurde. Auch geschieht es, dass, wenn Fahrzeuge ſich auf der See begegnen, das ſtärker bemannte und ausgerüſtete das schwächere ohne jedwelche Ursache zu entern trachtet. Während unseres Aufent-

halts kam öfters ein Papua an Bord, der uns als einer der Haupttheilnehmer am Mord bezeichnet wurde, welcher vor kurzer Zeit an Schiffbrüchigen eines in der Nähe verunglückten Hamburger Schiffes verübt worden.

Zu einem Raubzuge ausziehend, schwärzt der Papua Geſicht und Oberkörper und sucht ſich durch mancherlei Zuthaten ein schreckenerregendes Aussehen zu geben. Dazu gehört u. A. m. ein Kopfschmuck von Casuarfedern an einer Binde von roth gefärbtem Baumbaſt, welche mit grossen, weissen Muscheln verziert iſt. Hat der

Papua von Mansinam, eine Kriegsmütze auf dem Kopfe.

(Letztere befindet sich jetzt im Museum der Gesellschaft für Künste und Wissenschaften zu Batavia.)

Träger eines solchen Kopfputzes einen oder mehrere Menschen gemordet, so iſt es ihm geſtattet, daran soviele weisse Cacadufedern zu befeſtigen, als er Mordthaten verübt hat. Gleiche Bedeutung haben auch die am spitzen Ende des Kammes befeſtigten Federn. Je grösser die Anzahl derselben iſt welche Jemand trägt, deſto höher ſteht er im Ansehen. Ich erinnere mich Personen gesehen zu haben, die mehr als zehn solcher Federn trugen und selten ſieht man einen älteren Mann, welcher keine aufzuweisen hätte. Man beneidet einander sehr um dieses Ehrenzeichen und achtet genau darauf, dass der Eine

oder Andere nicht mehr Federn trägt, als wozu er wirklich berechtigt iſt. Gewöhnlich ſteckt man ſie einfach ins Haar und trägt ſie bei allen möglichen Anlässen.

Die an der Küſte liegenden Dörfer zeigen allenthalben Spuren von Verfall. Sie beſtehen aus Pfahlwohnungen, die im seichten Meere ſtehen und vermittelſt einer rohen Brücke mit dem Ufer verbunden ſind. Alle Häuser, die mit ihrer Längenaxe seewärts gerichtet ſind, haben gleiche Form und ähneln sehr umgekehrten Fahrzeugen. Das Dach läuft nach den Seiten bis beinahe zu der Stelle rund ab, an welcher der Fussboden eingefügt iſt; die Firſte bildet einen seewärts abfallenden flachen Bogen und endigt in eine etwas aufwärtsgerichtete, weit hervorragende Spitze. An der Landseite iſt das etwas hervorſtehende Dach gerade abgeschnitten und überdeckt einen schmalen Vorplatz, welcher bei schönem Wetter der gewöhnliche Aufenthaltsort für die Weiber iſt. Die Männer halten ſich meiſt an der Seeseite auf, woselbſt ſich eine ähnliche überdeckte Plattform befindet. Die Häuser ſind von verschiedener Grösse; gewöhnlich haben ſie eine Länge von 60—70 Fuss, während die Breite 20—25 und die Höhe 12—15 Fuss beträgt. Die Wände ſind von Stücken Baumrinde oder rohen Blättern, die Bedachung von Palmblättern; der Fussboden, welcher bei Fluth nur wenig über dem Wasserspiegel erhaben liegt, von querliegenden Baumſtämmchen, Stangen und Aeſten hergeſtellt, welche, lose nebeneinanderliegend, auf rohen Balken ruhen, die von in den sandigen Meeresboden eingetriebenen Pfählen getragen werden. Das Gehen auf diesem beweglichen Boden, durch dessen grosse Fugen man das Meer unter sich erblickt, erfordert Uebung und Vorsicht. Jedes Haus iſt der Länge nach von einem 10 Fuss breiten, mitten durchlaufenden Gang in zwei Räume geschieden, welche durch Wände von Flechtwerk in soviel Kämmerchen getheilt ſind, als Familien im Hause wohnen. Diese Kammern dienen als Schlafzimmer und Küche und ſind durch den darin hängenbleibenden Rauch, welcher nur theilweise durch kleine Spalten und Ritze in Wand und Bedachung entweichen kann, von Russ geschwärzt. Bei den meisten Häusern befindet sich neben der Brücke eine kleine Hütte, worin die Wittwen ſich aufhalten, deren Männer bei Lebzeiten das grosse Haus bewohnten. Die Hütten, welche man im Walde in den Anpflanzungen antrifft, ſind klein und ſtehen 20—25 Fuss hoch über dem Boden. Man ſteigt zu diesen balancirenden Taubenschlägen vermittelſt eines langen, mit Kerben versehenen Bambusrohres hinan. Die Hütten des Bergdorfes Ajambori waren in ähnlicher Weise gebaut.

In einem der Dörfer fanden wir ein durch eigenthümliche Bauart von allen übrigen abweichendes Haus, dessen Zweck und Gebrauch für uns ein Räthsel, höchst wahrscheinlich dem Andenken an die Vorfahren der jetzigen Bewohner von Dorej geweiht ist. Es trägt den Namen Rumsram. (Siehe Abbildung Seite 456.) Im Gegensatz zu allen übrigen Häusern steht es mit seiner langen Seite dem Ufer zugekehrt, ohne Verbindung mit diesem frei im Meere, hat eine Länge von 85 Fuss bei 16 Fuss Breite, ist bis zur Firste 6 Fuss hoch und ruht auf 24 Pfählen, mit dem Boden ohngefähr 3 Fuss über Fluthhöhe. Dieser letztere, nebst Bedachung und den beiden nur an den langen Seiten befindlichen Wänden — die schmalen sind offen gelassen — bestehen aus denselben Materialien, wie die der gewöhnlichen Häuser. Von Aussen gesehen hat das Dach die Form einer Prau mit in die Höhe laufendem Vorder- und Hintertheil. Ueber die ganze Firste zieht eine Reihe von aus Palmblättern zusammengefalteten Dreiecken. Aus der Mitte des Daches erhebt sich ein ohngefähr 10 Fuss langes und 4 Fuss hohes kleineres Dach, dessen Firste in gleicher Weise mit Dreiecken verziert ist. Die in lange Spitzen auslaufenden Stangen, welche den Giebel der beiden Dächer stützen, laufen durch grosse, über dem Giebel angebrachte runde Scheiben, und alle vier Spitzen sind durch ein freischwebendes, über die Firste hinlaufendes Tau mit einander verbunden. Mitten im Innern des Gebäudes liegt ein Balken, auf welchem männliche und weibliche Figuren, den Beischlaf vollziehend, in roher Arbeit ausgeschnitzt sind. Bilder von Schlangen, Fischen, Krokodilen u. s. w. sieht man an den Tragbalken des Dachstuhles, während an den beiden Hauptstützpfählen zwei grosse Figuren befestigt sind, welche die Ureltern der Doresen vorstellen. An der westwärts gekehrten, offenen Seite des Gebäudes liegen zwei hölzerne, 4 Fuss lange Figuren, Mann und Frau in Vollziehung des Coitus vorstellend; ersterer mit in die Höhe gezogenen Knien, beide mit bemaltem Antlitz und an denjenigen Körpertheilen, welche mit Haar bewachsen sind, in Nachahmung desselben mit Gumutu (Fasern aus der Blattscheide der Sagopalme) belegt. Der Kopf des Mannes ist dergestalt beweglich, dass man ihn an einem darin befestigten Tau in die Höhe ziehen und auf das Antlitz des Weibes wieder niederfallen lassen kann. Hinter dem Manne liegt ein $1^1/_2$ Fuss langes Kind auf dem Rücken, seine Beine gegen den Anus des männlichen Bildes stemmend. Nach der Ueberlieferung ist das Kind ärgerlich auf den Vater, dass er die Mutter aufs Neue beschläft, während es selbst noch hülfsbedürftig ist. Hinter dem Kinde

iſt eine kleine napfähnliche Vertiefung ausgehauen, worin ſich frisches Wasser befindet, womit ſich die das Gebäude besuchenden Personen das Haar anfeuchten. An der gegenüberſtehenden Seite des Gebäudes liegen ähnliche Figuren, jedoch ohne das Kind. An der Aussenseite der Pfähle, welche das Gebäude tragen, ſind männliche und weibliche Figuren von 3 Fuss Höhe mit unverhältnissmässig grossen Geschlechtstheilen angebracht. Die an der dem Meere zugekehrten Seite ſtrecken den rechten Arm drohend in die Höhe, die an der Landseite befindlichen Frauen bedecken damit die Schamtheile. Bezüglich des Ursprungs der Bilder und des Gebäudes, welches nimmer durch Frauen mag betreten werden, erzählen die Doresen, dass die Figuren ihre Stammeltern vorstellen und die Bilder von Schlangen, Krokodilen und Fischen auf diejenigen ihrer Vorfahren hindeuten, welche von solchen Thieren abſtammen. Noch bis vor Kurzem ſtand ein ähnliches Gebäude im Dorfe Mansinam; im Jahre 1857 iſt dasselbe eingeſtürzt und bis heute — 1870 — nicht wieder aufgebaut.

Das Hausgeräthe, welches man in den Wohnhäusern findet, beſteht aus Trinkgefässen (Kimu, das Gehäuse von Nautilus pompilius oder auch Kalebassen), kleinen Kiſten und Dosen (Mek) von Bambus und Blättergeflechte, Bambusköchern (Ampesosebin) zum Aufbewahren von Tabak, Tragsäckchen (Nokkeng), ausgehöhlten Kokosnüssen (Olik), Körbchen von Bambusrohr (Ariai), Matten um darauf zu ſitzen und zu schlafen und endlich aus den sehr künſtlich geschnitzten Hölzern (Affia), welche wir auch an der Südweſtküſte gesehen und worauf beim Schlafen der Hals zu ruhen kommt. Als Kochgeräthe ſind im Gebrauch: eiserne Bratpfannen (Kwari), Töpfe von Thon, hölzerne Spachteln (Aduar), Kochlöffel (Katei) von Holz, Esslöffel von Palmblättern (Osis), Näpfchen von Kokosschalen (Sobek), Körbchen (Nauen) und kleine Messer (Rawi). Viele dieser Gegenſtände ſind sehr sauber gearbeitet und mit netter Schnitzarbeit verziert. Die eisernen Geräthe werden eingeführt. Sago und Fische ſind Hauptnahrungsmittel dieser Leute. Der Sago wird zu einem ſteifen Brei gekocht, ähnlich unserm Buchbinderkleiſter, und an der Stelle von Salz, einem auch hier unbekannten Artikel, durch Beifügung von etwas Seewasser pikant gemacht. Fische isst man roh, an der Sonne getrocknet, oder auf Kohlen geröſtet. Uebrigens geniesst der Papua alle möglichen Thiere, welche ihm Jagd oder Zufall in die Hand liefern, sowie die schon bei Beschreibung der Südweſtküſte erwähnten Erd- und Baumfrüchte, die auch hier auf kleinen Waldblössen angebaut werden. Feuer erzeugt man durch Aneinanderreiben zweier Stückchen Holz oder

Bambusrohr. Viele Personen, zumal die Häuptlinge (Koräno), ſind Liebhaber von geiſtigen Getränken, die ſie entweder ſelbſt aus den Blüthenträgern der Kokospalmen bereiten oder von den Händlern erwerben. Das Kauen von Sirih iſt ebenfalls hauptsächlich nur bei Häuptlingen im Gebrauch, welche diese Gewohnheiten von den Tidoresen angenommen haben. Dagegen iſt das Tabakrauchen sehr allgemein, zu welchem Zweck etwas Tabak in ein Stückchen eines Pisang-Blattes gewickelt wird. Die Qualität desselben iſt nicht schlecht; er wird von der Bevölkerung selbst angebaut, welche die Blätter in an beiden Enden spitz zulaufende Rollen verpackt. Er würde ſicherlich bei besserer Behandlung ein preiswürdiges Produkt für den europäischen Markt liefern.

Beim Anlegen von Pflanzungen geht man in ähnlicher roher und oberflächlicher Weise zu Werk, wie auf der Südweſtküſte. Grundeigenthum giebt es nicht; Jeder nimmt nach Willkür eine Bodenſtrecke in Beſitz und wird, solange er dieselbe bepflanzt, als deren Eigenthümer betrachtet.

Zur Jagd bedient man ſich der Pfeile und des Bogens; grössere Thiere werden auch in Schlingen und Fallgruben gefangen. Die Fische werden theils mit einer besonderen Art von Pfeilen geschossen, theils in Reusen gefangen. Zur Vollmondszeit vergiftet man auch ſtille, von Korallenriffen eingeschlossene Wasserbehälter, indem man Säckchen ins Wasser legt, mit der zerſtampften Wurzel einer Milletia gefüllt; die ſtark narcotisch wirkenden Beſtandtheile dieser Wurzeln theilen ſich dem Wasser mit, wodurch die Fische betäubt und nun ohne Mühe gefangen werden.

Die Doresen ſind Seeleute im vollſten Sinne des Wortes. Jeden Gang der Küſte entlang vermeidend, machen ſie den grösstmöglichen Gebrauch von ihren Canos und von Kindesbeinen an wird die Handhabung des Ruders, das Schwimmen und Tauchen geübt. In allen diesen Fertigkeiten ſind weder Junge noch Alte leicht zu übertreffen. Die Prauen ſind mit Ausliegern versehen und in der Grösse sehr verschieden. Der Rumpf wird aus einem ſtarken Baumſtamm gehauen, die Flügel von leichtem Holz oder Bambusrohr lose am Cano befeſtigt, so dass sie abgenommen werden können. Am Bug der grösseren Fahrzeuge (Tapabehri) iſt gewöhnlich als Zierde ein kunſtfertig ausgeschnittenes, zuweilen auch bunt bemaltes und mit Federn und Gumutu-Fasern geschmücktes Brett angebracht; in der Mitte erhebt ſich ein kleines Dach. Der Maſt hat die Form eines dreifüssigen Bockes und kann niedergelegt werden, die Segel ſind von Matten, die Seile von geflochtenem Baumbaſt oder Rottang gemacht.

An der Spitze der Dorfgemeinschaft ſteht ein Häuptling (Korāno), welchen der Sultan von Tidōrĕ mit dem Titel Rādja, Major, Kapitan und Djudjau anſtellt. Die Inveſtitur findet ſtets zu Tidōrĕ ſtatt, und überreicht dabei der Sultan dem Betreffenden ein baumwollenes Oberhemd und ein Kopftuch. Dafür iſt der Häuptling verpflichtet, einen jährlichen Tribut aufzubringen, welchen er von der Bevölkerung erhebt. Gegenwärtig, seitdem die Raubzüge (Hongi) der Tidoresen von der holländischen Regierung untersagt wurden, hat die Furcht der Papūas vor ihren Ueberwältigern bedeutend nachgelassen, und der Tribut iſt kaum noch nennenswerth. Auch die Häuptlinge geniessen nur geringes Ansehen und unterscheiden ſich im gewöhnlichen Leben in nichts vom geringſten Dorfbewohner.

Das Oberhaupt der Familie iſt der Mann; seine Anordnungen werden genau befolgt. Angelegenheiten, welche das Dorf betreffen, bespricht man in einer allgemeinen Versammlung. Die Dorf- und Familienregierung iſt im Uebrigen sehr lax, so dass jeder Dorfbewohner so ziemlich sein eigener Herr iſt. Die Frau hat keine Geltung in der Gesellschaft; ſie iſt das Laſtthier des Mannes und hat ausser ihren häuslichen Verrichtungen noch am Fischfang und Landbau theilzunehmen. Um nicht noch obendrein mit grossen mütterlichen Sorgen beschwert zu werden, betrachten die Frauen zwei Kinder für hinreichend und treiben bei jeder folgenden Schwangerschaft die Frucht ab. Daher die geringe Zunahme der Bevölkerung.

Wird eine Missethat im Dorfe begangen, so beſtimmen die Aelteſten die zu erlegende Busse oder Strafe nach dem Herkommen. Mord wird mit dem Tode des Thäters beſtraft, und zwar erleidet er denselben durch die Hand des nächſten Blutsverwandten des Gemordeten. Doch kann die Todesstrafe abgekauft werden, wenn die geschädigte Familie damit einverſtanden. Alle übrigen Missethaten, Ehebruch ausgenommen, werden mit Geldbussen gesühnt, das will sagen mit Gütern, welche hier das Geld repräsentiren. Macht ſich Jemand der vorsätzlichen Brandſtiftung schuldig, so wird er Desjenigen Sclave, dessen Eigenthum er geschädigt. Nothzucht und Verführung werden nicht beſtraft und der Thäter kann nicht einmal gezwungen werden, das Opfer seiner Luſt zur Frau zu nehmen. Junge Leute rühmen ſich sogar öffentlich solcher Thaten und tragen als Merkzeichen des genossenen Triumphes, der übrigens dem Rufe des betreffenden Opfers in keiner Weise schadet, die Blätter der Justicia picta im Haar. Handelt es ſich jedoch um Entführung, so giebt dies Ursache zu heftigem Zwiſt zwischen den betroffenen Familien, der

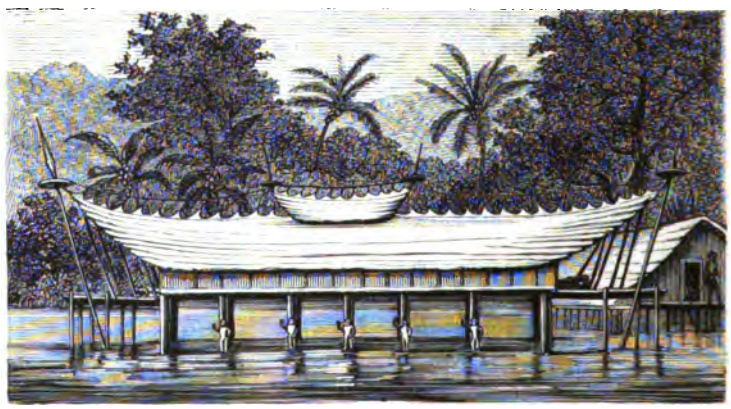
gewöhnlich durch Heirath oder durch Bezahlung einer Busse an die Familie der Entführten beigelegt wird.

Der Umgang zwischen jungen Leuten beiderlei Geschlechtes ist frei und unbehindert, und so früh wie möglich nimmt der junge Mann eine Frau zur Hausgenossin und Gehülfin bei seinen Arbeiten. Hat er seine Wahl getroffen und die Zustimmung des Mädchens erlangt, so richtet er ein Gesuch an deren Eltern und tritt mit ihnen in Unterhandlung über den zu zahlenden Brautschatz. Sobald dieser Letztere entweder ganz oder auch nur theilweise bezahlt ist, kommen die Verlobten zusammen und setzen sich vor den Karwar nieder, worauf der Bräutigam der Braut etwas Sirih und Letztere Ersterem Tabak anbietet. Ist dies in Gegenwart der beiderseitigen Familien geschehen, so reichen sich Beide die rechte Hand, und der Ehebund ist hiermit geschlossen, um einzig und allein durch das Absterben eines der Gatten wieder gelöst zu werden. Nicht selten kommt es vor, dass zwei Familien Sohn und Tochter noch in den Kinderjahren miteinander verloben, wobei gleichzeitig die Grösse des Brautschatzes fixirt und ein gewisser Theil desselben auch sogleich bezahlt wird, während der Rest erst bei Vollziehung des Ehebundes zu berichtigen ist. Ist die Uebereinkunft soweit gediehen, so wird jeglicher Umgang zwischen beiden Familien in der Weise abgebrochen, dass es selbst verboten ist, miteinander zu sprechen, dass die Verlobten weder einander ansehen, noch ihre wechselseitigen Namen aussprechen dürfen. Ist die Ehe geschlossen, so bleibt die junge Gattin noch kurze Zeit bei ihrer Familie und wird dann ihrem Gatten zugeführt, und zwar stets über See. Die junge Frau sitzt dabei in einem Cano, ihre Verwandten in einem andern. Letzterer wird in der Weise in Kreisen vorwärts bewegt, dass das Cano, in welchem die junge Frau sitzt, stets an der inneren Seite des Kreises bleibt. Wenngleich Vielweiberei erlaubt ist, so leben doch bei Weitem die meisten Männer in Monogamie.

Die Weiber gebären gewöhnlich sehr leicht. Gleich nach der Geburt wird der Nabelstrang mit einem zugeschärften Stück Bambusrohr durchgeschnitten. Nach Verlauf von einiger Zeit giebt der Vater dem Neugeborenen einen Namen, den er aber in reiferen Jahren wechselt. Ist der Name gegen einen neuen vertauscht, so wird dies den Dorfbewohnern mitgetheilt, und es gilt nun für eine Beleidigung, das Kind bei dem abgelegten Namen zu nennen.

Die Behandlung der Leichen ist hier gänzlich von derjenigen verschieden, welche wir an der Südwestküste beobachtet haben. Die

Leichen werden in eine 4—5 Fuss tiefe Grube gebettet und später nicht wieder ausgegraben, um die Gebeine zu sammeln. Beim Verscheiden eines Häuptlings versammeln ſich die Dorfbewohner im Sterbehaus und tragen die Leiche, nachdem man ſie gebadet und in weisses Baumwollenzeug gehüllt, zum Grabe. Nachdem man zuvor den Karwar mit heftigen Vorwürfen überladen, dass er den Tod des Patienten zugelassen, wird die Leiche mit dem Ohre auf einem Porzellanteller oder Napf in die Grube niedergelegt. Einige Waffen und Zierraten werden beigefügt, das Grab hierauf geschlossen, mit einem Schutzdach versehen und der Karwar mitten darauf geſtellt. Nach dem Begräbniss versammeln ſich die Leidtragenden zu einem Leichenschmaus im Sterbehause, zu welchem jedoch ein jeder Theil-

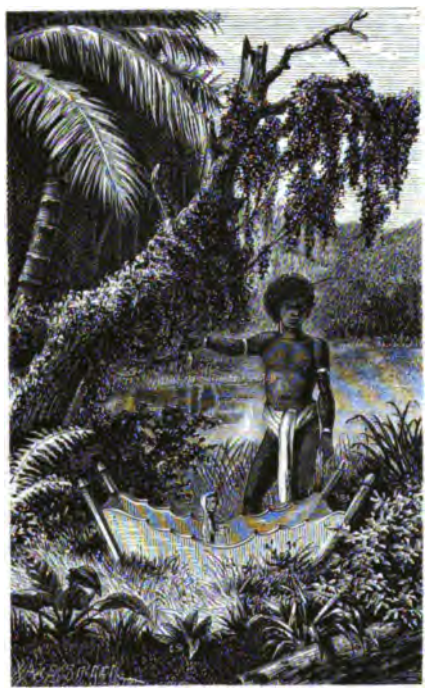


Das Rumsram bei Rasambŏri.

haber einen gewissen Beitrag zu liefern hat. Bei Beerdigung geringerer Personen werden weniger Ceremonien beobachtet. Während der erſten Tage nach der Beſtattung werden ſtets einige Speisen auf dem Grabe niedergesetzt; der Leiche eines Säuglings giebt man eine Kalebasse voll Muttermilch ins Grab mit. Die Leichen von Sclaven wirft man ins Meer oder irgendwo anders nieder. Meosmapi iſt der gewöhnliche Begräbnissort der Doresen. In seinem Werke «L' Océanie» giebt der französische Reisende und Geograph Rienzi eine Beschreibung doresischer Gräber, die gänzlich aus der Luft gegriffen iſt. Er sagt: «tombeaux faits de roche dur de corail, avec des coussinets en bois ornés d'espèces de têtes de sphinx et présentant une analogie extraordinaire avec ceux, que l'on trouve sous la tête des momies

de l'Egypte.» (!!!) Als Zeichen von Trauer tragen die nächſten Verwandten eine Schnur, und zwar um den Hals beim Tode näherer, um den Oberarm beim Abſterben entfernterer Familienglieder.

Die Hinterlassenschaft geht auf die Kinder oder nächsten Blutsverwandten als natürliche Erben über. Wittwern und Wittwen iſt es geſtattet, ſich aufs Neue zu verehelichen; Letztere ziehen gewöhnlich zu der Familie ihres verſtorbenen Gatten, und diese erhält



Papu'sche Grabstätte bei dem Dorfe Rasambori.

dann auch den neuen Brautpreis. Als Zeichen der Trauer trägt eine Wittwe ausser der erwähnten Schnur noch ein kurzes, bis an die Knie reichendes Kleidchen; legt ſie es ab, so giebt ſie zu erkennen, dass ſie ſich wieder zu verheirathen wünscht.

Die gewöhnlichen, unter den Eingeborenen vorkommenden Krankheiten ſind Wechselfieber, katarrhale Leiden, Bauch- und Hautkrankheiten und Geschwüre. Mit Ichtyoſis (weisser schuppenartiger Hautausschlag) iſt gewiss der dritte Theil der Bevölkerung behaftet; von

syphilitischen Krankheiten ſind bis heute noch keine Fälle vorgekommen. Die sehr einfachen Heilmittel, deren man ſich bedient, beſtehen in Decocten verschiedener Blätter und Rinden. Fieberkranke legt man während der Froſtperiode in die brennende Sonne oder auch innerhalb des Hauses auf ein über dem Feuerherd angebrachtes Gerüſte, während man in der heissen Periode den Kranken durch Begiessen mit kaltem Wasser abzukühlen sucht. Helfen die angewandten Mittel nichts, so wird die Krankheit dem Einfluss des einen oder andern bösen Geiſtes (Manoën) zugeschrieben, und man holt ſich nun Rath bei alten, erfahrungsreichen Personen. Gelingt es auch diesen nicht, das Uebel zu beseitigen, so überlässt man den Kranken seinem Schicksal.

Wie Sitten und Gebräuche im Allgemeinen, so tragen auch die feſtlichen Zusammenkünfte im Besonderen einen characteriſtischen Stempel. Dieselben finden ziemlich oft ſtatt, und mancherlei Ereignisse im Leben geben dazu Anlass; so z. B. Geburten und Todesfälle, Heirathen, Namensveränderungen, der erſte Haarschnitt bei Kindern, das Anfertigen eines Karwar u. s. w. Ein Feſt aus letztgenannten Anlass geht in nachfolgender Weise vor ſich. Am Vorabend des Tages, an dem die Figur gefertigt werden soll, wird im Freien gesungen und getanzt; am nächſten Morgen begeben ſich mehrere junge Leute mit einem geladenen Schiessgewehr nach dem Walde, um ein taugliches Stück Holz zu hauen. Hat man ein solches gefunden, so wird das Gewehr gelöſt und das Holz heimwärts gebracht, worauf die Familie, welche das Bild anfertigen lässt, den Ueberbringern etwas Tabak verabreicht. Der Holzblock wird nun dem Bildschnitzer überwiesen, welcher ſich damit in dem Schatten eines in der Nähe ſtehenden Baumes niederlässt und nun zu arbeiten anfängt, wobei er von den Dörflern umringt iſt, welche ſingen und zuweilen auch tanzen. Dies währt solange, bis das Bild fertig, worauf auch die feſtliche Zusammenkunft beendet iſt. Findet eine Mahlzeit ſtatt, so ſitzen die Anwesenden auf dem Boden mit untergeschlagenen Beinen und speisen, was die Vornehmeren betrifft, von gewöhnlichen chineſischen Tellern, die Geringeren von Pisang-Blättern. Das grösste Feſt, an welchem ſich Alles betheiligt, wird bei der Rückkehr aus einem glücklich vollendeten Krieg oder Raubzug gefeiert, namentlich wenn derselbe, um den Mord eines Dorfbewohners zu rächen, unternommen wurde. Durch Blasen auf Muscheltrompeten verkünden die Ausgezogenen schon aus der Ferne ihre Rückkunft. Vor dem Dorfe angekommen, bleiben ſie gegenüber dem Hause ſtehen, worin der Ermordete wohnte und über-

reichen seiner Familie die erbeuteten Köpfe, welche dieselben mit lautem Jubel entgegennimmt und unter Gesang umtanzt. Kehren die Ausgezogenen zu See zurück, so nähern sich die in einer Linie geschaarten Canos unter Gesang der Ruderer dem Dorfe, wobei jedes Cano, an dessen Bord ein geraubter Menschenkopf befindlich ist, ein besonderes, von ferne sichtbares Zeichen führt. Eine Mahlzeit, wobei tapfer gegessen und getrunken wird, bildet den Schluss.

Ein kaum weniger wichtiges Fest findet bei Zurückkunft der Prauen statt, welche den jährlichen Tribut an den Lehensherrn nach Tidōrē bringen. Zu dieser Reise, die alle 3 oder 4 Jahre einmal stattfindet, wird ein besonders gebautes Fahrzeug gebraucht; mehrere Häuptlinge wohnen der Fahrt bei. Eine solche Reise dauert 6—8 Monate. Heimlicherweise in die Nähe ihres Dorfes gekommen, verbergen sich die Zurückkehrenden bis zur Dunkelheit, rudern hierauf still bis vor das Dorf und schiessen nun unter lautem Geschrei einige Gewehre ab, worauf sie wieder nach ihrem Schlupfwinkel zurückeilen. Am andern Morgen kommen sie singend und die Canos in Kreisen vorwärts bewegend nach dem Dorfe gerudert und halten vor dem Hause des vornehmsten der zurückkehrenden Häuptlinge still, welcher hierauf das Fahrzeug verlässt, sich in sein Haus begiebt und unter der seewärts gekehrten Veranda Platz nimmt, um den Zurückgebliebenen die während der Reise stattgehabten Ereignisse haarklein zu erzählen. Am folgenden Tage findet ein allgemeines Festessen statt, zu dem jeder Dorfbewohner das Seine beiträgt, um somit selbstverständlich das Recht der Theilnahme daran zu erwerben. Das Fahrzeug bleibt noch einige Tage flott vor des Häuptlings Wohnung liegen, mit dem Bug nach derselben gekehrt.

Auf Verlangen der Commission wurde auf dem flachen Strande von Manfinam kurz vor unserer Abreise ein Kriegstanz veranstaltet, an welchem Männer, Frauen und Kinder theilnahmen. Die Männer erschienen gewaffnet, das Haar mit Federn und Blumen verziert, manche mit schwarz und weiss bemaltem Antlitz. Die Verheiratheten trugen auf der rechten Schulter am Arm herunterhängende grosse gelbe Blätter. Die Tänzer stellten sich in zwei Reihen auf mit dem ältesten Mann als Vortänzer an der Spitze, der einen reich mit weissen Cacadufedern gespickten Kopfschmuck trug. Ihm folgten paarweise sechs Männer als Paukenschläger, und hierauf kam die lange Reihe der übrigen Männer, hier und da mit Kindern zwischen sich; die Frauen, ebenfalls paarweise machten den Schluss. Durch eine Schwenkung nach rechts wurde nun ein Kreis gebildet, jede Person

faſste die ihr zugekehrte Hand des Nebenſtehenden mit der nach Aussen gekehrten, Waffen trägenden, und mit etwas vorgebeugtem Oberkörper wurden die Füsse rasch auf und nieder bewegt, als ob man schnell liefe, ohne dass man jedoch weit von der Stelle gekommen wäre, während der Vortänzer und zwei innerhalb des Kreises befindliche Männer unter dem Schwingen ihrer Waffen ſich in allerlei Luftsprüngen zu überbieten suchten. Ausser der eintönigen Paukenmuſik wurde das Ballet von einem wenig modulirten Geschrei begleitet, welches öfters mit einem ſtarken, dem Blasen einer Schlange ähnlichen Zischen abwechselte. Nachdem wir dem Spektakel zur Genüge zugesehen, wurden die schweisstriefenden Tänzer mit einigen Geschenken entlassen.

Die gebräuchlichen Muſikinſtrumente beſtehen aus Flöten von Bambusrohr und Pauken (Robrak), welche mit der Hand geschlagen werden. Sie ſind von verschiedener Grösse und mehr oder weniger verziert. Beim Tanzen wird oft ein kleiner runder Schild (Kab) gebraucht, der von Holz gemacht und an der Aussenseite beschnitten und bemalt iſt. In der Mitte befindet ſich ein rundes Loch, durch das ein Pfeil geſteckt wird, vermittelſt dessen der Schild in drehende Bewegung gebracht werden kann.

Wenn auch ein gewisser Begriff von einem höheren Wesen beſteht, so kennt man doch kaum eine Spur von Gebräuchen, welche ſich auf religiöse Anschauungen zurückführen lassen. Allgemein iſt der Glaube an höhere, dem Menschen feindliche Wesen (Manoën), welche die verschiedenſten Orte bewohnen. Sie ſind die Ursache aller Widerwärtigkeiten und Uebel, die den Menschen heimsuchen. Bildliche Darſtellungen dieser Geiſter exiſtiren nicht; die hölzernen Figuren, Karwar genannt, deren schon verschiedene Male Erwähnung geschah, ſind einzig und allein Bildnisse verſtorbener Personen, deren Fürsprache durch das Angebot von Opfern zur Abwehr von Uebeln erlangt werden muss. Diese Karwars ſind ohngefähr 1 Fuss hoch und ſtellen ohne Rückſicht auf Proportion eine menschliche Figur vor, Mann oder Frau, in ſtehender Haltung. Der unverhältnissmässig grosse Kopf der Figur zeigt eine gerade, ſtark vorspringende Nase und einen weiten, gut mit Zähnen versehenen Mund; als Augen werden grosse grüne oder hellblaue Glaskorallen eingesetzt, deren Bohrloch, mit einer schwarzen Masse gefüllt, den Augapfel vorſtellt. Die männlichen Figuren zeigen meiſt einen ungeheuerlichen Penis und tragen in der linken Hand einen langen Schild, während die rechte das Schwert schwingt. Die Frauenbilder dagegen fassen mit beiden Händen eine

auf dem umgebogenen Schwanz ſtehende züngelnde Schlange an. Eine zweite Art männlicher Karwar's ſtellt eine Figur ohne Geschlechtstheile vor, die mit beiden Händen gerade vor dem Unterkörper einen auf dem Fussſtück ſtehenden Schild von durchbrochener Arbeit feſthält. Hat man den Figuren die Augen eingesetzt, so werden sie gerüttelt und angeredet in der Meinung, dass damit die Seele des Verſtorbenen, den die Figur vorſtellen soll, ihren Wohnſitz darin nimmt. Die Männerfiguren mit dem schildartigen Zierrat, sowie die Frauenbilder werden auf Gräber geſtellt, die mit geschwungenem Schwert gewaffneten dagegen in den Häusern angebracht. Will Jemand den Beiſtand eines Karwar anrufen, oder ſich bei einem solchen Raths erholen, so hockt er vor dem Bilde nieder und legt die mitgebrachten Opfer, Tabak, Stückchen Baumwollenzeug, Glasperlen u. s. w. vor denselben auf den Boden nieder. Er spricht nun über die Ursache seines Anliegens und theilt dem Karwar seine Wünsche mit. Ueberkommt dem Supplikanten während der Verrichtung dieses Aktes Niessen, Zittern oder irgend ein anderer körperlicher Reiz, so gilt dies für ein ungünſtiges Zeichen und die Angelegenheit, um die es ſich handelt, hat dann keinen Fortgang. Ueberhaupt spielt Aberglaube und Zauberei eine Hauptrolle im Leben des Papūa. Anlass zu solchen Absurditäten findet er auf Schritt und Tritt. So hegt er grosse Furcht vor den Geiſtern erschlagener Personen, wesshalb auch deren Leichen unbeerdigt auf der Stelle liegen bleiben, wo ſie ermordet wurden. Wird ein Todschlag im Dorfe verübt, so versammeln ſich die Bewohner mehrere Abende hintereinander und erheben ein erschreckliches Geschrei, um die Seele zu verjagen, wenn dieselbe möglicherweise gesonnen wäre ins Dorf zurückzukehren. Für die Geiſter der an Krankheit oder in Folge unglücklicher Zufälle Geſtorbenen werden auch in der Form eines Hauses zugehauene Holzklötze auf Bäumen hier und dort im Walde befeſtigt, im Glauben, die Seelen schlügen darin ihren Wohnſitz auf. Die mit Lappen umwickelten Holzſtückchen, welche die Männer um den Hals tragen, haben nach papuischem Glauben die Kraft, das Leben des Trägers unter gefährlichen Umſtänden zu beschirmen. Um ſich rückſichtlich Ausschlags einer Unternehmung zu vergewissern, geht man auf verschiedene Weise zu Werk. Eine davon beſteht darin, dass man einen Tropfen Speichel auf die Handfläche fallen lässt; spritzt er dabei auseinander, so gilt dies für ein gutes Zeichen. Steht Jemand im Verdacht ein schweres Verbrechen begangen zu haben, so unterwirft man ihn einem sogenannten Gottesurtheil. Er muss z. B. mit

der Hand irgend einen kleinen Gegenſtand aus einem Topfe voll kochenden Wassers holen; oder man legt ihm eine glühende Kohle in die Hand u. s. w. Bleibt die betreffende Person unverletzt, so gilt dies für einen Beweis von Unschuld. Stürzt ein Haus ein, so geräth das ganze Dorf in Aufruhr, da man ein solches Ereigniss als einen Ausfluss vom Zorn der Karwar's des Dorfes betrachtet, welche die Manoëns auf dasselbe loshetzen. Unternimmt ein Theil der Bewohner eine Reise von längerer Dauer, so holen die Zurückgebliebenen ein 50 und mehr Fuss langes Stück Rottang und vertheilen ſich nun in zwei an Körperkraft soviel wie möglich gleiche Parteien, von welchen eine die Abgereiſten, die andere die Zurückgebliebenen vorſtellt. Jede Partei greift nun ein Ende des Rottangs und zieht mit Aufbietung aller Kräfte daran; bricht der Rottang dabei, oder muss die Partei, welche die Zurückgebliebenen vorſtellt ihr Ende loslassen, so gilt dies für eine Bürgschaft des günſtigen Ablaufs der Reise. In der letzten Nacht vor dem Auszug oder der Ausfahrt wird im Dorfe die möglichſte Stille beobachtet, um ſelbſt den leiſeſten, von Aussen her kommenden Ton auffangen zu können, weil jeder verdächtige Laut, wie das Brechen eines Baumaſtes, das Geschrei eines Cacadus u. s. w. für ein ungünſtiges Vorzeichen gilt. Bei dem oben beschriebenen Fischfang durch Vergiftung des Wassers endlich müssen die am Strande Zurückgebliebenen ſich todtenſtill halten und die Blicke nur auf ihre auf dem Wasser befindlichen Genossen richten; namentlich aber darf keine schwangere Frau dabei gegenwärtig sein und nach dem Wasser schauen, weil dann das Betäubungsmittel sogleich seine Kraft verliert, infolge dessen die Fische natürlich nicht ſterben.

Von einer Metempsychose und einem Fortbeſtehen nach dem Tode haben die Eingeborenen einen dunklen Begriff; letzteres findet ihrer Meinung nach in gleichen Verhältnissen ſtatt, wie auf dieser Welt und zwar unter der Erde.

Prieſter gibt es nicht, wohl aber Zauberer (Kokinsor), welche Beschwörungen machen, Zaubereien verrichten und Kranke heilen, wofür ſie eine geringe Bezahlung in Tauschwaaren oder Lebensmitteln erhalten.

Zufolge einer sehr phantaſtischen Volksüberlieferung ſtammen die Doresen von der Insel Nufoor ab, deren Bewohner auch wirklich ganz ähnliche Sitten und Sprache haben. Ungeachtet des niedrigen Grades von Entwickelung unterscheiden ſie nichts deſtoweniger die hauptsächlichſten Sternbilder und haben eine Zeitrechnung. Von dem Wesen der Sonne (Ori) und des Mondes (Paik) haben ſie

nicht die geringſte Vorſtellung. Von den Sternen unterscheidet man Venus als Morgen- (Samfari) und als Abendſtern (Maklendi), weiterhin Jupiter (Maksra) und Orion (Kokori). Das Jahr theilen ſie, wie wir die Mondphasen zur Basis nehmend, in 12 Theile ein, indem ſie von Vollmond zu Vollmond rechnen. Diese Theile werden nach den darin culminirenden Sternen oder nach der vorherrschenden Witterung benannt. So heisst der erſte, zweite, dritte und vierte Monat nach einem Sternbild, welches den Namen Schlange (Muncuanje) führt. Der Name Rowéri des erſten Monats bezeichnet den Kopf, derjenige des zweiten Monats Rawamsi, den Hals, der des dritten Wepursi, den Rücken und des vierten Purāri, den Schwanz des Thieres. Der fünfte Monat trägt den Namen «Sterbemonat» (Maandi), weil in diesem Monat durchschnittlich die meiſten Todesfälle vorkommen. Der sechſte Monat, in dem nicht selten Fieber herrschen, heisst darum der Fiebermonat (Wambābis). Eine Definition der Namen des siebenten, achten, zehnten, elften und zwölften Monats war nicht zu erlangen, ſie hiessen: Romūri, Sarmōri, Konēmbi, Jāwi und Swābi. Der neunte Monat endlich iſt nach dem Orion Kokōri genannt.

Die Ausfuhrartikel ſind dieselben, welche bei Beschreibung der Südweſtküſte namhaft gemacht wurden. Die Handelsbewegung iſt äusserſt gering; ſie wird jährlich durch ein paar nach Ternātĕ gehörende Schooner vermittelt.

Von der Sprache, dem sogenannten nuforischen Dialekt, mögen die in unseren Liſten vorkommenden Wörter eine Probe geben. Ich schöpfte ſie aus dem Munde des Korāno's von Mansinam. Vergleicht man die Liſte mit derjenigen, welche die auf der Südweſtküſte gesammelten Worte enthält, so kommt man unwillkürlich zu der Schlussfolgerung, dass beide Dialekte, ungeachtet ihrer grossen Verschiedenheit, dennoch ein und demselben Stamme entsprossen ſind.

---

c. Nach der Humboldt-Bai, Aufenthalt daselbst und Rückreise nach Amboina.

Am Nachmittag des 17. Juni verliessen wir Dorej öſtlichen Kurs nehmend, passirten während der Nacht die Ineln Nufoor und Meosnum und kamen den 18. in Sicht von Jobi-Jobi, unter dessen hoher Oſtküſte wir diesen und den folgenden Tag weiter ſteuerten. An

Backbord zeigte ſich in der Entfernung die Gruppe Pade-aido oder die Verräther-Inseln, niedrige mit Sträuchern bewachsene Korallenbänke.

Nachdem wir den 20. Juni Kap Jacquinot, Jobi's Oſtspitze passirt, kamen wir wiederum in die Nähe der feſten Küſte von Neu-Guinea, und zwar bei Kap d'Urville, dem nordweſtlichen Ende einer grossen Fläche, die ſich viele Meilen weit ins Innere erſtreckt und von den Gewässern des Amperno durchſtrömt wird. Dieser grosse Strom entspringt auf den der Südweſtküſte entlang ziehenden Schneegebirgen, nimmt während seines Laufes durch das Flachland verschiedene Nebenflüsse von Bedeutung auf und mündet, ein ausgebreitetes Delta bildend bei Kap d'Urville ins Meer. Mit dem Fernrohr konnten wir deutlich mehrere der Mündungen als breite Einschnitte in den Gürtel von Kasuarinen unterscheiden, welcher die Küſte umsäumt. Ueber dem Walde, der das Land mit grünem Kleide überzieht, sieht man weit im Innern hohes Gebirge emporſteigen.

Den 21. Juni hatten wir die kleinen Inseln Moa und Arimoa an Steuerbord und waren in der Mittagsſtunde des 23. vor dem Eingang der Humboldt-Bai. Bis gegenüber Arimōa erſtreckt ſich die grosse Fläche, von welcher soeben die Rede war; ein aus dem Innern des Landes kommender Bergrücken begrenzt ſie aber hier, zieht mehrere plateauförmige Kuppen bildend der Küſte entlang und erreicht in dem weſtlich von der Humboldt-Bai liegenden Cyclop-Gebirge eine Höhe von 7000 Fuss. Vor der Küſte liegt eine Anzahl kleiner, üppig mit Kokospalmen bewachsener Inseln, von denen einige Bewohner haben, deren Feuer wir während der Nacht im Vorbeifahren erblickten.

Oeſtlich vom Hauptſtock des Cyclop-Gebirges zwischen zwei ſteil aus dem Meere aufſteigenden Felsenvorgebirgen sahen wir die Oeffnung eines grossen Busens vor uns, der tief landeinwärts zu dringen schien. Den Kriegsdampfer voraus, segelten wir vor dem Wind unter klein Segel ein und liessen Nachmittags 1 Uhr, zwei Kabellängen von der Etna und circa eine Meile von der Küſte entfernt, den Anker fallen.

Eine prächtige Landschaft bietet ſich hier dem Auge dar; gerade vor uns ein flacher dicht mit Kokospalmen bewachsener Küſtensaum, über den zur Linken ein zuckerhutförmiger Hügel in der Nähe eines mit hellgrüner Grasdecke überzogenen Bergrückens emporragt. An Steuerbord ein amphitheatralisch aufſteigendes Hochland, gekrönt durch die Kernmasse des Cyclop-Gebirges, mit allen Nuancen von

grün und blau übertuscht. An Backbord endlich eine weite Waldfläche mit dem Bougainville-Gebirge im Hintergrunde. Nach der Seeseite bilden die Felsen von Cap Caille weſt- und von Cap Bonpland oſtwärts die Eckpfeiler dieses reizenden Panoramas, hinter welchem die offene See ſich ausbreitet. Das ewig grüne Land iſt vom dunkelblauen Meeresspiegel durch den glänzend weissen mit Korallensand überdeckten Ufersaum scharf getrennt. Schon während des Einlaufens in den Busen waren wir von zwei Canos begleitet worden, die es aber nicht wagten näher an die Schiffe heranzukommen. Nur an einer Seite waren dieselben mit einem Flügel oder Auslieger

Papua der Humboldtbai.

versehen und hatten einen kleinen Maſt, der an der Spitze mit einem Ball von Gúmútú-Fasern verziert war.

Kaum aber war der Anker gefallen, so sahen wir aus einer engen, durch einen Felshügel verdeckten Oeffnung zur Seite jenes schmalen mit Kokospalmen bewachsenen Küſtenſtreifens einige vierzig grössere und kleinere Canos herauskommen, die mit mehreren Hunderten von Wilden angefüllt waren. Um ihnen Vertrauen einzuflössen, wurde eine Schaluppe des Atie-atul-barie geſtrichen, worin Herr Beckman, Kapitän der Infanterie, Mitglied der Commission und ich Platz nahmen, mit einem kleinen Vorrath von Glasperlen, Spiegelchen, Kupferdraht, Nägeln u. dgl. mehr zu Geschenken ausgerüſtet. Zum persönlichen Schutz nahmen wir ausser unseren Waffen einige Soldaten von dem Detachement mit, welches an Bord der Barke eingeschifft

war und liessen die Gewehre laden. Nur wenige hundert Ellen vom Schiffe entfernt ſtiessen wir mit der Papuschen Flotille zusammen, waren in wenigen Augenblicken ganz und gar von derselben umzingelt und wurden nun wohl oder übel zu Mithandelnden eines Schauspiels gemacht, welches mir lebhaft manche Scene in Erinnerung brachte, die man in Cooks Reisen beschrieben findet.

Wir befanden uns mitten in einem Haufen kräftig gebauter Wilden, welche Bord an Bord mit unserer Schaluppe lagen und dieselbe feſt auf einen Fleck gebannt hielten. Sie hatten Pfeile und schussfertige Bogen vor ſich liegen, waren gross und muskulös gebaut, braunschwarz von Farbe und mit verschiedenen Zierraten bedeckt, unter denen hauptsächlich eine mit den rothen Früchten von Abrus precatorius verzierte, von den Hauzähnen wilder Schweine gefertigte Bruſtplatte auffiel, die durch ihre helle Farbe scharf mit der dunklen Haut contraſtirte. Mehrere trugen in einem um den linken Oberarm geschlungenen Band einen langen, scharf gespitzten von Knochen gearbeiteten Dolch. Ein aus Schweinszähnen gemachter Zierrat ſtak bei vielen in der durchbohrten Scheidewand der Nase und erhöhte im Verein mit der feuerrothen Farbe des Kopfhaares ausnehmend den Eindruck, welchen die wilden Geſtalten auf uns machten. Unter ohrzerreissendem Geheul griffen die uns am nächſten Sitzenden nach Allem, was nur lose war, rissen die mitgebrachten Geschenke aus unseren Händen, die blanken Knöpfe von den Kleidern und wurden, da wir nur schwachen Widerſtand leiſteten, immer übermüthiger. Ein ganz in meiner Nähe befindlicher Wilder entriss mir mein Jagdmesser, wobei ich eine tiefe Handwunde bekam und während ich den Dieb mit dem Kolben meines Revolvers einen Schlag auf den Arm versetzte, that ein hinter im sitzender Papu mit seinem ſteinernen Streitbeil einen Hieb nach meinem Kopf, der mich unfehlbar würde getödtet haben, wäre er nicht durch einen Soldaten mit dem Gewehre noch rechtzeitig aufgefangen worden. Da inzwischen auch ein Matrose verwundet worden und ein Wilder unbemerkt die kupferne Handhabe des Steuerruders aus dem Zapfen gehoben, in sein Cano gelegt und damit weggerudert war, so wurde es die höchſte Zeit, diesem frechen Betragen der Eingeborenen ein schnelles Ende zu machen, um unsere eigene Sicherheit nicht zu gefährden. Einem der Soldaten wurde befohlen, dem flüchtenden Diebe der Steuerruderhandhabe in der Weise einen Schuss nachzufeuern, dass ihm die Kugel am Ohre vorbeipfeifen musste. Der Knall, das Feuer und der Rauch des Schusses, etwas ganz Neues für unsere Angreifer, liess

diese erschreckt zurückweichen, wodurch wir Freiheit erhielten dem Dieb mit Kraft nachzurudern. Obschon wir ihm ſtets näher kamen, setzte er gleichwohl die Flucht fort, bis ein zweiter Schuss dass Cano traf. Erſtaunt schaute er ſich um und da er wohl bemerken konnte, dass es ihm unmöglich sein würde den geraubten Schatz in Sicherheit zu bringen, richtete er ſich in seinem Cano auf, ergriff die Handhabe und warf ſie mit kräftiger Fauſt in unsere Schaluppe, wo ſie im Aufschlagen einen unserer Leute leicht verwundete. Inzwischen hatten ſich die übrigen Canos zurückgezogen, und auch wir kamen ungefährdet an Bord zurück.

Um mit den Eingeborenen in nähere Berührung zu kommen, wurde für den Morgen des 24. Juni eine Excursion nach jenem Orte der Küſte feſtgesetzt, aus dem wir die Eingeborenen hatten zum Vorschein kommen sehen und welchen wir für eine Flussmündung hielten. Am beſtimmten Tage kurz nach Sonnenaufgang traten wir in zwei gewaffneten Booten unsern Ausflug an und erreichten rasch jenes die Oeffnung deckende Vorgebirge. Eine prächtige Orchidee (ein Dendrobium) überzog mit ellenlangen weissen Blüthenbüscheln den überall zerrissenen, nur mit dünner Humuslage bekleideten Felsen. Einige von mir mitgebrachte Wurzelſtöcke dieser reizenden Pflanze ſind im botanischen Garten zu Buitenzorg auf Jāva zur Blüthe gekommen und erwiesen ſich als eine noch unbeschriebene Species, die man zum Andenken an den Entdecker Dendrobium-rosenbergi genannt hat. In jene Mündung eingerudert, sahen wir eine enge Strasse vor uns liegen, die den Zugang zu einem grossen Busen bildet, welcher vor unserm Blick erschien, nachdem wir den schmalen, mit Kokospalmen prangenden Küſtenſtreifen, eine Landzunge, passirt. Gerade vor uns sahen wir auf dem glatten Wasserspiegel ein Dorf (Tobadi) schwimmen, ein zweites (Todŭs) lag zu unserer Linken in der Nähe des Eingangs und ein drittes, das grösste von allen (Wăwā) zeigte ſich in der Ferne am jenseitigen Ufer des Busens. Alle drei schienen ſtark bewohnt zu sein, ſtanden im Wasser auf Pfählen und erhielten ein ganz eigenthümliches Aussehen durch die spitzen pyramidalischen Dächer der Häuser, für uns eine ganz neue Erscheinung. Während wir noch in der Strasse waren, kam uns eine Anzahl von Canos entgegen, welche theilweise bei uns zur Begleitung blieben, theilweise ſich nach Aussen begaben, um die Schiffe zu besuchen. Ohne auch nur im mindeſten beläſtigt zu werden ruderten wir nach dem Dorfe Todus und passirten langsam dicht an der äusserſten Häuserreihe vorbei. Jedes Haus ſtand auf einem besonderen, von

Bambusrohr und zähen Latten von Palmholz zusammengefügten Fussboden, hoch genug, um auch bei Fluth nicht unter Wasser gesetzt zu werden; schmale, leicht gebaute Brücken dienten als Verbindungsmittel mit den angrenzenden Wohnungen, welche sich auf dem hinteren Theil der Plattform erhoben. Dieselben sind viereckig und von unten bis oben mit zusammengereihten Palmblättern bekleidet. Einzelne der auf niedrigem Unterbau ruhenden Dächer erheben sich bis zu 25—30 Fuss Höhe. Der freie Raum vor den Häusern war mit Gestellen versehen, worauf grosse Fischernetze zum Trocknen hingen. Schon aus der Ferne hatte ein am Westende des Dorfes stehendes und alle übrigen Wohnungen überragendes Gebäude durch seine eigenthümliche Gestalt unsere Neugierde geweckt; näher kommend, erkannten wir es als ein mit einem doppelten Dach versehenes Achteck, zwischen 35—40 Fuss hoch bei einem Durchmesser von 25 Fuss. Es stand ganz frei, war, eine kleine, nach Osten gerichtete Oeffnung ausgenommen, rundum geschlossen und gleichfalls mit Palmblättern bekleidet und gedeckt. Nur in den beiden Dächern waren auf jeder Fläche drei schmale, horizontal laufende Oeffnungen als Luftlöcher angebracht. Das obere Dach ruhte auf einer Wand von geringer Höhe und lief in eine scharfe Spitze aus, woran ein Lappen von weissem Baumbast befestigt war. Aus den acht Firsten ragten in gleicher Höhe mit erwähnten Luftlöchern lange unterwärts geneigte Latten hervor, worauf à jour gearbeitete hölzerne und bemalte Thierfiguren angebracht waren, worunter Hunde, Schweine, Hühner, Reiher und Krokodile zu erkennen waren. Unter dem oberen Dach hingen Guirlanden von Schildkröteierschalen und einige Kokosblätter; ein Paar Bambusstangen, woran Büschel von Pandanusblättern befestigt waren, sahen unter dem Dache hervor. Vor der Ostseite des Gebäudes war eine Stange aufgerichtet, an deren Ende vermittelst einer Querstange eine schon in Keim geschossene Kokosnuss gebunden war.

Unsere Neugierde, das Innere dieses merkwürdigen Hauses zu besichtigen, blieb für heute unbefriedigt, da die uns begleitenden Eingeborenen rundweg den Zugang verweigerten. Ein paar Tage später glückte es jedoch einigen unserer Reisegefährten ins Innere zu dringen; mit Ausnahme mehrerer an den Wänden hängender Flöten war nichts darin zu sehen. Höchst wahrscheinlich dient das Gebäude zu abergläubischen Zwecken. Auch das Betreten des freien Raumes vor den Wohnhäusern wurde uns durch die massenweise herandrängenden Papus unmöglich gemacht. Mehrere mit Bewaffneten bemannte Canos fuhren be-

ſtändig zwischen der Häuserreihe und unseren Booten hin und her, um allzugrosse Annäherung an diese zu verhindern. In allen lagen schussfertige Bogen mit Pfeilen zum Kampf bereit und auch die auf der Plattform ſtehenden Männer waren damit gewaffnet. Frauen und Kinder bekamen wir gar nicht zu sehen; doch hörte man zuweilen ihre ängſtlich klagenden Stimmen und bemerkte hier und da ein neugieriges Auge durch die Ritzen der Dächer und Wände blitzen.

Vor Todus fuhren wir der Küſte entlang bis an den Fuss des etwa 100 Ellen hohen zuckerhutförmigen Kalkberges, dessen Spitze vom Ankerplatze aus über den Wipfeln der Kokospalmen erblickt wird. Stets von einigen Canos begleitet, ſteuerten wir weiter auf das Dorf Tobādi zu, wo wir auf gleich misstrauische Weise empfangen wurden. Um die Mittagsſtunde kamen wir an Bord zurück, woselbſt inzwischen ein lebhafter Tauschhandel ſtattgefunden hatte. Am folgenden Morgen wurde nach Kap Bonpland, einem aus dem Meere aufſteigenden, spärlich bewachsenen Dolomitfelsen ein Ausflug gemacht.

Der Character der Vegetation iſt im Allgemeinen in dieser Gegend von Neu-Guinea weit weniger üppig, wie in den früher von uns besuchten Theilen des Landes, wovon der Hauptgrund in der trockenen, ſteinigen Art des Bodens zu suchen iſt.

Der Rückweg wurde dem flachen Strande entlang unter Begleitung einer Escorte von Soldaten angetreten. Mehrere Eingeborene begleiteten uns auch heute wieder und liessen ſich nicht einmal durch einen Gewehrschuss abschrecken, welcher auf einen am Ufer gravitätisch hinspazierenden Reiher gelöſt wurde. Augenscheinlich war ihnen die tödtliche Wirkung des Schiessgewehres fremd und schienen ſie dasselbe mehr als Spielsache zu betrachten.

Der 26. Juni wurde zu einem Ausflug nach dem am weiteſten entfernt liegenden Dorfe Wăwă verwendet, dessen letzte Häuserreihe ſich in unmittelbarer Nähe des Landes hinzieht. Auf kurze Entfernung herangekommen, sahen wir einige hundert Papūs am Strande ſtehen und unter wüſtem Geheul ihre Waffen schwingen, die gespannten Bogen auf uns gerichtet. In diesem kritischen Augenblick landeten glücklicher Weise einige der uns schon befreundeten Bewohner von Todus und verbürgten ſich bei den Wawanesen für unsere friedliche Gesinnung. Dies hatte denn auch zur Folge, dass die Waffen niedergelegt wurden und viele der Eingeborenen ins Wasser wateten, um unsere Schaluppen über den hier sehr sumpfigen Meeresboden so nahe wie möglich ans Land ziehen zu helfen, damit wir trockenen Fusses die Küſte erreichen könnten. Unter ihnen befanden ſich verschiedene,

welche grosse, mit Trinkwasser gefüllte Gefässe herbeischleppten und dasselbe uns anboten, nachdem sie erst davon getrunken, um den Beweis zu geben, dass es nicht vergiftet wäre. Ueberhaupt scheint das Anbieten von Wasser an Fremde ein Zeichen von Freundschaft und Vertrauen zu sein. Von einem dichten Haufen über unsern Anblick zum höchsten erstaunter Wilden begleitet, machten wir einen Spaziergang der Küste entlang und standen in wenig Augenblicken vor einem ganz nahe am Ufer befindlichen Tempel, der dem früher beschriebenen ganz ähnlich war. Der dazu gehörende Vorhof lag auf dem Lande und hatte vermittelst einer Brücke Gemeinschaft mit dem Tempel. Alle unsere Bemühungen um auch nur jenen betreten zu dürfen, wurden hier ebenfalls energisch abgewiesen und schon machten wir uns fertig um den Rückweg nach den Booten anzutreten, als einer aus unserer Reisegesellschaft auf den Einfall kam, vor der Umzäunung dieses Vorhofs niederzuhocken. Sogleich folgten die in unserer Nähe befindlichen Eingeborenen diesem Beispiele. Nachdem man einige Augenblicke in dieser Stellung verblieben, wurde uns der Zugang zum Vorhof gestattet. Dieses Niederhocken ist höchst wahrscheinlich in den Augen der Papus eine dem unbekannten Abgotte, dem man im Tempel huldigt, dargebrache Ehrenbezeigung, die uns die Erlaubniss erwirkte, an demselben vorbeigehen zu dürfen, denn an ein Betreten war noch immer nicht zu denken.

Hier geschah es zum ersten Male, das wir einige Frauen in grösserer Nähe zu Gesicht bekamen. Wie die Männer, so waren auch sie ganz nackt und in verschiedenartiger Weise verziert.

Vollkommen mit unserm Ausflug zufrieden, kehrten wir Nachmittags 2 Uhr an Bord zurück, um uns zu einem neuen Streifzug vorzubereiten.

Leichte Unpässlichkeit fesselte mich den 27. an Bord und fand ich dadurch Gelegenheit, meine Sammlung ethnologischer Gegenstände zu vervollständigen.

Obgleich im Allgemeinen gute Harmonie zwischen den Eingeborenen und ihren fremden Besuchern herrschte, betrugen sich dessen ungeachtet manche der Ersteren noch immer reht bösartig und hauptsächlich diebisch. Wegen der Menge und Verschiedenartigkeit unserer Schiffsbemannung wurde kein Papu an Bord zugelassen und Tag und Nacht stand eine Schildwache mit geladenem Gewehr auf der Campanje. Die Eingeborenen legten sich mit ihren Canos an die Schiffsseiten und wünschten wir den einen oder andern Gegenstand zu besitzen, so gaben wir mehrere Tauschgüter zugleich in ihre Hände,

damit ſie darunter selbſt nach eigenem Geschmack eine Wahl träfen. Da Niemand unter unsern inländischen Begleitern des hiesigen Dialektes mächtig war, so mussten Zeichen und Geberden zur Aushilfe dienen, insoweit dies möglich. Bis jetzt hatte auch ein solches Verfahren noch zu keinem unangenehmen Auftritt Veranlassung gegeben, bis gegen Mittag ein Papu mit seinem Cano ſich an Steuerbord legte und einen hübsch gearbeiteten Halszierrat zum Vertauschen anbot. Nach dessen Besitz verlangend, liess ich ihm ein Päckchen mit Kleinigkeiten zur Auswahl reichen, doch anſtatt dessen legte mein Freund das Päckchen ruhig neben ſich hin, ergriff sein Ruder und «pagaide» ganz gemächlich am Spiegel des Schiffes hin, um an Backbord anzulegen. Ueber solche Unverschämtheit ärgerlich geworden sprang ich auf die Campanje, nahm der Schildwache das Gewehr aus den Händen und legte auf meinen Papu an. Dieser, welcher mit gutem Grund in meiner Handlung eine Drohung erkannte, ergriff ohne ſich zu besinnen den vor ihm liegenden Bogen, legte einen Pfeil auf und zielte gleichfalls auf mich. Hierdurch im erſten Augenblick überrascht, nahm ich, da es gar nicht meine Abſicht war den Kerl zu erschiessen, das Gewehr ab, gab es der Schildwache zurück und blieb mit übereinander gelegten Armen an der Brüſtung des Campanjedecks ſtehen, indem ich den Kerl, der immer noch auf mich zielte, scharf ansah. Da dieser nun bald bemerkte, dass ich weiter nichts Feindseliges gegen ihn im Schilde führe, legte auch er seine Waffe nieder, machte ſich aber doch sachte aus dem Staube, natürlich meinen ganzen Schatz mit ſich nehmend. Zur Ehre der Wahrheit muss ich offen geſtehen, dass es mir bei der ganzen Geschichte doch nicht recht wohl zu Muthe war.

Ein ähnlicher Auftritt trug ſich auch an Bord der Etna mit gleich glücklichem Ausgang zu. Dort hatte man es den Papüs erlaubt, in nicht allzugrosser Zahl an Deck zu kommen, welche Erlaubniss aber wieder eingezogen wurde, da die brutalſten Diebereien vorkamen. So gelang es ihnen unter Anderem, zwei mit ſtarken Stiften befeſtigte kupferne Deckplatten des Steuerrads unter den Augen einer Schildwache loszulösen und mitzunehmen. Weiter wurden mehrere Konfaynägel aus der Nagelbank des grossen Maſtes geſtohlen, ebenso ein Theil der an den Pforten befindlichen kupfernen Haken und Schrauben.

Ein Ausflug, welchen ich am 27. nach dem Weſtufer des Busens machte, lief ziemlich fruchtlos ab. Vögel und Insekten zeigten ſich nur in geringer Zahl. Das Land war hügelig, verflachte ſich nach Süden und war mit Busch bewachsen, worin hier und dort kleine

Grasfelder lagen. Mehrere am Ufer mit Fischfang beschäftigte Eingeborene waren die einzigen Bewohner, die wir erblickten.

Um den beſtmöglichen Gebrauch von den wenigen Tagen zu machen, die wir in diesem so höchſt interessanten, kaum dem Namen nach bekannten Landſtrich zubringen sollten, traten wir in der Frühe des 28. einen Ausflug nach dem Innern an, an dem fast alle Mitglieder der Commission ſich betheiligten. Eine bewaffnete Escorte begleitete uns auch nun wieder. Wir begaben uns nach dem Weſtufer des inneren Busens und beſtiegen einen vor uns liegenden, mit hohem Gras bewachsenen, circa 800 Fuss hohen Bergrücken, in Gesellschaft verschiedener Eingeborener, welche am vorigen Tage einen Pfad für uns gebahnt hatten. Der Rücken beſteht aus rothen, verwitterten und mit Glimmer durchmengten Klei- und Mergellagen, worauf grössere und kleinere Quarzſtücke zerſtreut liegen. Lebendig erinnerte mich diese Beschaffenheit des Bodens an mehrere Gegenden in den herrlichen Padanger Oberländern auf der Weſtküſte von Sumātra, welche bei gleicher geologischer Formation eine eben solche Pflanzenbekleidung erzeugt. Wegen der Glätte des ziemlich ſteil anſteigenden Fusspfades hatten wir eine gute Stunde nöthig, um den Rücken des Berges zu erreichen, von wo aus gesehen ein reizendes Panorama zu unseren Füssen lag. Der ganze innere und äussere Busen war wie eine Karte vor dem Auge aufgerollt mit den drei Dörfern als braunen Flecken auf dem glänzenden Wasserspiegel, welchem die Schatten der darüber hinziehenden Wolken jeden Augenblick eine andere Färbung gaben.

Nachdem wir uns an dem wunderbaren Anblicke dieses Panoramas gesättigt, wurde die Reise quer über den Rücken bis an seinen weſtlichen Abhang fortgesetzt. Dort angekommen sahen wir über ein amphitheatralisch niederſteigendes Hügelland, mit finſterem Urwald bedeckt, auf wenige Meilen Entfernung den Abschnitt eines Busens vor uns liegen, dessen Oeffnung in die See unserem Auge durch hochanſteigendes Gebirge entzogen wurde. Hohe Ufer umsäumen die ſtille Wasserfläche und bedecken mit ihrem Schatten ein ziemlich grosses, an einer Landzunge liegendes Dorf, dessen Häuser wir deutlich unterscheiden konnten. Das Land, ſtellenweise mit Wald, ſtellenweise mit Gras überdeckt, zeigte hier und da Spuren von Cultur. Wohl hätten wir gewünscht, die Excursion bis zu jenem vor uns liegenden Dorfe fortzusetzen, da es aber schon ziemlich spät am Tage geworden und mehrere der Herren über Müdigkeit klagten wurde beschlossen, auf dem Flecke, wo wir uns befanden, eine kurze Raſt

zu nehmen und dann den Rückweg anzutreten. Dies geschah denn auch auf demselben Pfade, auf welchem wir gekommen und so gelangten wir gegen 3 Uhr Nachmittags mit heiler Haut wieder an Bord zurück.

Die beiden folgenden Tage vergingen mit Zubereitungen zur Rückreise nach Amboina, die wir ohne die Etna antreten sollten.

Inzwischen wollen wir uns Land und Volk auch hie etwas näher ansehen.

Die Humboldt-Bai, den Ternatanischen und Tidoresischen Seeleuten unter dem Namen von Telok-Lintju bekannt, liegt an der Nordoſtküſte von Neu-Guinea auf 140° O. L. und 2° 30′ S. B. Der Busen wurde 1543 zum erſten Male durch den spanischen

Papua der Humboldtbai.

Seefahrer de la Torré erkannt; Schouten und le Maire segelten 1616 an ihm vorüber, ebenso Tasman in 1642. 1700 endlich besuchte Dampier und 1722 Roggeveen diesen Theil der Nordküſte. Da alle diese Seefahrer nur vorüberfuhren, so findet man in ihren Tagebüchern auch Nichts über den Busen verzeichnet. Dumont d'Urville gebührt die Ehre der erſte Seefahrer gewesen zu sein, welcher ihn auf seiner Reise um die Welt im Jahr 1827 besuchte; er hielt ſich einige Tage darin auf, machte eine skizzenhafte Karte von der umliegenden Küſte und gab ihr den gegenwärtigen Namen. Das Wort «Mosse,» welches wir öfter von den Eingeborenen deutlich aussprechen hörten, iſt höchſt wahrscheinlich eine Verketzerung des französischen Wortes Monſieur und iſt demnach als eine Erinnerung an d'Urville's Besuch in deren Andenken haften geblieben. Handelsfahrzeuge und Tidoreſische Räuberflotten mögen aus Furcht vor den wilden

Bewohnern wohl selten bis hierher kommen. Dass die Humboldt-Bai zuweilen durch englische und amerikanische Wallfischfahrer besucht wird, iſt anzunehmen, weil den Eingeborenen der Gebrauch des Eisens bekannt war. Der gewiss nur kurze Aufenthalt solcher Schiffe scheint bis jetzt friedlicher Art gewesen zu sein, da den Bewohnern die tödtliche Wirkung des Schiessgewehres unbekannt geblieben.

Der Busen dringt ohngefähr $1\frac{1}{4}$ geographische Meile weit ins Land ein, seine Oeffnung hat eine Breite von nicht ganz einer geographischen Meile; er kann leicht besegelt werden und beſitzt mehrere gute Ankerplätze. Zwei Flüsse münden am südlichen Ufer; aus einem derselben musste auf grossen Abſtand von den Schiffen unser Trinkwasser geholt werden. Der innere Busen hat kaum die Breite einer viertel, bei einer Länge von einer Meile; seine Ufer, jene schmale mit Kokospalmen beſtandene Landzunge ausgenommen, die ihn von der Aussenbai trennt, beſtehen grösstentheils aus mit magerer Vegetation gekrönten Kalkfelsen. Viele Untiefen und Korallenriffe machen ihn für Schifffahrt ganz unbrauchbar; eben dies iſt auch der Fall mit dem weſtlichen Theil der Aussenbai. In beiden liegen endlich noch verschiedene kleine Inseln, meiſt blosse Felsen von keiner Bedeutung.

Im Gegensatz zu den früher von uns besuchten Gegenden kann man die Fauna und Flora dieses Theiles von Neu-Guinea keineswegs eine reiche nennen. Säugethiere, mit Ausnahme von Schweinen und Hunden, kamen uns keine zu Geſicht und von Vögeln nur Raben, weisse Cacadus (Cacatua galerita), einige Reiher und Strandläufer. Der grosse Paradiesvogel (Paradisea apoda) scheint hier selten zu sein. Denn da ich eines Tages eine von Dorej mitgebrachte Haut den in der Nähe unseres Schiffes versammelten Wilden zeigte, brachen diese in lautes Geschrei aus und gaben auf ungeſtüme Weise ihr Verlangen darnach zu erkennen. Sie nennen das Thier Tſiankar und gebrauchen die Federn zu Zierraten. Von Reptilien wurde ausser einem Hiſtiurus amboinensis Nichts eingefangen; doch sollen nach Aussage der Bewohner Krokodile und Leguane (Crocodilus biporcatus und Varanus bivittatus) nicht gar selten sein. Fische bekamen wir gar nicht zu sehen und von Insecten viele Acridium und Cicada und wenige Schmetterlinge, worunter namentlich Orontes, Heſtia- und Dyctes-Arten. Die Vegetation des Ufersaumes beſteht hauptsächlich aus Palmen, Pandaneen, Cicadeen, Avicennien und Sonneratien. Das schön blühende Crinum asiaticum wächſt in Menge im Schatten der Kokospalmen, und trägt durch seine grossen weissen

Blüthen nicht wenig zum Schmuck der Landschaft bei, eben wie jenes oben erwähnte Dendrobium.

Die Bewohner der Humboldt-Bai ſind im Allgemeinen schwärzer, grösser und ſtärker gebaut, wie die Papus vom nordweſtlichen Theile Neu-Guinea's. Männer und Frauen gehen nackt; nur hin und wieder ſieht man unter Erſteren Individuen, welche eine ausgehöhlte Kalebasse als Schambedeckung tragen. Das Haar iſt kraus und schwarz, zeigt jedoch auch bei vielen eine rothe Farbe, die durch Beſtreuen des Kopfes mit gebrannter und fein geſtampfter rother Kleierde verursacht wird. Einzelne scheeren dasselbe zu beiden Seiten des Kopfes weg, so dass nur ein über die Mitte des Schädels von vorn nach hinten laufender Streifen übrig bleibt, nicht unähnlich dem Haarkamme eines Kürassierhelmes. Darein geſteckte Blumen und Federbüsche dienen zu dessen Schmuck. Die Stirne iſt hoch und breit; die Jochbogen ragen hervor, die Augenbrauen ſind ſtark; die Augen, nicht besonders gross, verrathen Liſt und Wildheit; die Nase iſt gross und platt, mit breiten Flügeln. In der durchbohrten Scheidewand tragen die Männer aus Holz, Koralle oder aus Schweinszähnen gefertigte Zierraten, wodurch das Geſicht einen eigenthümlich wilden Ausdruck erhält. Die Lippen ſind dick und wulſtig, die Zähne regelmässig, die Ohren von gewöhnlicher Grösse und mit Ringen von Schildkrötschale verziert. Das Kinn iſt spitz und bei manchen Männern mit dünnem Bartwuchs bedeckt. Die Stimme iſt rauh und unangenehm, was eine Folge des ewigen Schreiens iſt. Um den Hals werden Colliers von Blättern, Blumen, kleinen Muscheln oder Schweinszähnen getragen; um den Oberarm windet man Bänder, die von Rohr geflochten und Ringe, welche von Seemuscheln oder Schweinszähnen gemacht werden. Von dem Ringkragenähnlichen Schild, welchen die meiſten Männer auf der Bruſt tragen, war schon oben die Rede; ſie variiren sehr in der Form. Um die Hüfte tragen Viele einen mit kleinen Muscheln auf mannigfache Weise verzierten Gürtel, oftmals auch nur eine einfache Schnur. Auch die Frauen ſind gut gebaut, von Mittelgrösse, etwas heller von Farbe wie die Männer, mit in jüngeren Jahren keineswegs hässlichen Geſichtszügen. Das Haar flechten ſie in kleine, nach allen Seiten des Kopfes abhängende Büschel, ohne es jemals roth zu färben. Nur erwachsene Frauenspersonen tragen Ohrringe von Schildkrötschale, Matronen oftmals 15—20, durch deren Gewicht die Ohrlappen weit herunter gezogen und die Löcher unförmlich gross werden. In Nachahmung der Männer tragen Einzelne in der durchbohrten Nasenwand einen

ſtarken Bindfaden, woran Glasperlen und kleine Muscheln gereiht ſind. Das Einbrennen und Tätowiren verschiedener Figuren auf Bruſt, Rücken und Arm, das bei den Männern unter keinen Umſtänden ſtattfindet, iſt bei vielen Frauen in Gebrauch und ſieht wirklich gar nicht hässlich aus.

Die Waffen beſtehen in Bogen und Pfeilen, Lanzen und Dolchen. Die Bogen, von biegsamem Holz oder Bambusrohr gemacht, ſind 6–7 Fuss lang, die von Rohr gefertigten Pfeile zwischen 3 und 6 Fuss. Letztere haben mit Widerhaken versehene Spitzen aus hartem Holz, die oft sehr künſtlich ausgeschnitten und verschiedenartig mit Farbe und Federn bemalt und verziert ſind. Mit diesen Pfeilen schiessen die Eingeborenen ziemlich weit und mit viel Sicherheit; bei einem vor uns abgehaltenen Probeschiessen trafen beinahe alle Pfeile auf 100 Schritte einen fussdicken Baum von sehr hartem Holz und drangen noch zwei Zoll tief ein. Ein solches Resultat iſt aber nur bei ſtillem Wetter zu erzielen. Das Tragen von Köchern iſt unbekannt; ein Jeder führt einen Bündel Pfeile in der Hand mit ſich. Die Lanzen ſind von Eisenholz aus einem Stück gemacht, 10—12 Fuss lang und an der Spitze ebenfalls mit Widerhaken versehen. Von dem Dolch war schon früher die Rede.

Die Fahrzeuge ſind ausgehöhlte Baumſtämme von 15—30 Fuss Länge und oben so eng, dass, um darin ſtehen zu können, man genöthigt iſt, das eine Bein vor das andere zu setzen. Um das Umschlagen zu verhindern, haben alle an einer Seite einen Flügel oder Auslieger von Holz, wovon der über der Oeffnung befindliche Theil eine Decke von geflochtenem Bambus trägt um darauf zu ſitzen, Feuer anzulegen, Waffen, Früchte u. s. w. darauf zu setzen. Die Ruder, mit welchen in ſitzender und ſtehender Haltung gerudert wird, ſind 5 Fuss lang und meiſt mit Schnitzwerk verziert. Auch am spitz zulaufenden Vorder- und Hintertheil des Cano's ſieht man die bunt gemalte Figur eines Vogels oder Fisches. Diese Fahrzeuge führen einen 8—10 Fuss hohen, an der Spitze öfters mit einem Büschel von Casuarfedern verzierten Maſt; eine von Pandanus-Fasern geflochtene Matte dient als Segel. Maſt und Segel können auf solche Weise gesetzt werden, dass der Flügel oder Auslieger immer an die Windseite zu liegen kommt.

Die Häuser ſtehen auf Pfählen in Reihen nebeneinander, mit den Thüröffnungen nach ein und derselben Seite und zwar auswärts gerichtet. Jedes Haus ruht auf einer ſtarken Grundlage von Balken, etwa 3 Fuss über dem höchſten Wasserſtand; auf dieser Grundlage

liegen dünne Stämme und darauf ein Flechtwerk von Latten, welches die eigentliche Flur des Hauses und Vorplatzes bildet. Auf diesen dünneren Stämmen oder Balken ſtehen die Stützen, an deren Enden die das Dach tragenden Pfeiler befeſtigt ſind. Die Wände beſtehen entweder aus den Blattſtielen der Sagopalme oder aus geflochtenem Bambus; es befinden ſich darin zwei nicht sehr grosse Oeffnungen, welche zum Ein- und Ausgehen dienen. Beide ſtehen einander gegenüber und können vermittelſt Thüren geschlossen werden. In einzelnen Häusern ruhen die hohen spitzen Dächer auf einem in der Mitte

Papua der Humboldtbai im Kriegsschmuck, das Steinbeil schwingend.

der Wohnung aus dem Wasser aufſteigenden Balken, bei anderen dagegen iſt dies nicht der Fall und der ganze innere Raum frei. Fenſteröffnungen giebt es keine; das wenige eindringende Licht kommt durch die Thüröffnungen und die Ritzen in Wand und Fussboden; wesshalb es auch beim hellſten Tage darin dunkel iſt. Mehrere kleine Räume ſind im Innern durch leichte Wände abgeschieden und dienen zum Aufenthaltsort für die Weiber. An den Wänden hängen Schweinsköpfe und Zähne, Schildkrötschalen, Waffen und dergleichen mehr, alles voll Staub und Schmutz und schwarz von Russ. Die Kochgeräthe, Töpfe und Pfannen von rother Erde und Holz, werden von den Eingeborenen selbſt verfertigt. Als Heerd dient ein hölzernes, mit Sand gefülltes Geſtell, worin beinahe fort-

während Feuer brennt, dessen Rauch den Aufenthalt in diesen Häusern für Europäer sehr unangenehm macht.

Ueber die Tempel iſt schon früher gesprochen; welcher Art der Gottesdienſt aber iſt, dem ſie gewidmet ſind, konnten wir bei der gänzlichen Unbekanntschaft mit der Sprache unmöglich in Erfahrung bringen. Vielleicht ſteht der von uns bemerkte Umſtand, dass die Bewohner weder Speise noch Getränke genossen, die ihnen angeboten, mit religiösen Begriffen in Verbindung. Nichts wollten ſie annehmen, hatten wir es auch vorher in ihrer Gegenwart gekoſtet und selbſt Wasser, das ihnen gereicht wurde, wollten ſie nicht trinken. Allein Cigarren nahmen ſie, nachdem ſie dieselben kennen gelernt gerne an; ja ſie baten zuletzt selbſt darum, wenn ſie rauchen sahen.

Jagd und Fischerei iſt die Hauptbeschäftigung der Männer. Zur Jagd wird Lanze, Bogen und Pfeil gebraucht, zum Fischfang ausser Bogen und Pfeil grössere und kleinere Netze und Wurfspiesse.

Land- und Ackerbau iſt noch in der Kindheit; soweit wir dies zu bemerken im Stande waren, werden nur Bananen (Musa), Klādi (Colocasia) und Obi (Dioscoroea) angebaut.

Was den Kunſtſinn betrifft, so iſt derselbe bei den Papus der Humboldt-Bai mehr entwickelt, als bei den im Anfang der Reise von uns besuchten Stämmen, was die öfters sehr feine Schnitzarbeit an ihren Canos, Tempeldächern und Pfeilspitzen zur Genüge beweiſt. Sie verrichten dieselbe mit Hülfe von sehr künſtlich aus Melaphyr verfertigten Beilen, die ſie durch anhaltendes Schleifen ziemlich scharf zu machen wissen. Der Stein iſt an einer hölzernen Handhabe befeſtigt und dient so auch als Kriegswaffe.

Fleisch, Fische und Sago ſind die Hauptnahrungsmittel; ders Gebrauch von Salz oder eines Surrogates dafür iſt unbekannt. Auch von spirituösen Getränken weiss man hier glücklicherweise nichts.

Durch welche Krankheiten die Eingeborenen am meiſten heimgesucht werden, konnten wir nicht Erfahrung bringen. Den in den Molukken unter den Namen Cascādo allgemein bekannten schuppenartigen Hautausschlag (Ichthyosis) trifft man auch hier häufig bei Männern und Weibern an. Von Heilkunſt scheint man gar keinen Begriff zu haben, da wir öfter Männer mit grossen Wunden bemerkten, die nicht einmal zur Abhaltung von Schmutz und schädlichen Insekten bedeckt waren.

Auf welche Weise die Todten beſtattet werden, blieb uns unbekannt.

Zeitrechenkunde iſt den Eingeborenen nicht ganz fremd, da ſie

nach Mondmonaten zu rechnen wissen und auf diese Weise Zeitbeſtimmungen für Vergangenheit und Zukunft feſtzuſtellen pflegen. Gänzlich unbekannt mit Gegenſtänden aus der civiliſirten Welt, kennen auch diese Natursöhne keine Spiegel. Es fiel uns auf, dass, wo solche in den früher von uns besuchten Gegenden den Eingeborenen gezeigt wurden, diese letzteren zuerſt mit ſtarrer Verwunderung und gespannter Aufmerksamkeit, nachher aber mit ſichtlichem Wohlgefallen ihr Bild im Glase betrachteten. Die Papüs der Humboldt-Bai dagegen fürchteten ſich davor, wendeten den Blick weg, und gaben durch Zeichen zu verſtehen, man möge den Spiegel entfernen. An die Schiffe herankommend um den einen oder andern Gegenſtand zu verkaufen, gaben die Eingeborenen ihre Abſicht durch einen besonderen zischenden Ton zu erkennen.

Den Faden unseres Reiseberichtes wieder aufnehmend, bemerken wir, dass der Atie-atul-barie am 2. Juli unter Segel ging, gewiss zu nicht geringer Freude der Eingeborenen, welche schon seit einigen Tagen bei unseren Zusammenkünften dadurch, dass ſie wiederholt nach der offenen See hinwiesen, ihren Wunsch äusserten, dass wir baldigſt abreisen möchten. Um 4 Uhr Nachmittags befanden wir uns wieder in offener See, waren am Abend des 4. Juli auf der Breite von Cap d'Urville und am 7. auf der von Dorej. Mit weſtlichem Cours längs der Nordküſte weiter segelnd, hatten wir beim Kap der guten Hoffnung aufs Neue mit Gegenwind und hoher See zu kämpfen, kamen am Abend des 14. vor die Pitt-Strasse und passirten dieselbe in der Nacht, wobei jedoch das Schiff einige Augenblicke in grösster Gefahr schwebte, gegen das Felsenufer von Salawatti geworfen zu werden. Eine im letzten Augenblick glücklich ausgeführte Wendung rettete uns vom Verderben. Am Nachmittag des 15. bekamen wir die Insel Popa, Misool und die Gebirge von Seram zu Geſicht, segelten am 18. längs der Nordküſte dieser Insel und passirten noch am Nachmittag die Strassen von Boäno und Kélang. Heftiger Südwind zwang uns, während des ganzen folgenden Tages vor der Manipa-Strasse zu kreuzen, in die es uns erſt nach Sonnenuntergang einzulaufen glückte, worauf wir sie im Lauf der Nacht passirten. Am Vormittag des 21. umsegelten wir Cap Alang, die Südweſtecke der Insel Amboina, und liessen kurz vor Mittag auf Amboina's Rhede nach einer Abwesenheit von 127 Tagen den Anker fallen.

E. Reisen in dem Geelvink-Busen.

(16. December 1868 bis 9. Juli 1869.)

Am Nachmittag des 16. December 1868 schiffte ich mich mit meinem Gefolge an Bord des für die Reise von mir gemietheten Schooners Fearnot ein und ging gegen Abend mit südlichem Kurs unter Segel. Den 19. passirten wir die Südspitze von Halmahëra und gelangten am 22. in die Pitt's-Passage, welche ich schon so oft passirt. Auch jetzt wieder war die Küste von Batanta gleich einsam und verlassen wie zur Zeit meines letzten Besuches im Jahre 1861, während auf der Küste von Salawatti sich wieder hier und da einige Papufamilien niedergelassen hatten. Nachdem wir drei Tage lang von dem Ausgang der Strasse bis zur Nordwestspitze von Neu-Guinea fruchtlos mit heftigem Gegenwind gekämpft, liess ich unter der Küste von Sorrong auf Neu-Guinea ankern, um dasselbst Wasser und Holz einzunehmen, und kam am Abend des 24. dort vor Anker. Unter Sorrong, ein Name, welcher meines Wissens auf keiner einzigen Karte gefunden wird, muss der nordwestliche, an der Gallëwo-Strasse gegenüber Salawatti's Ostküste liegende Theil von Neu-Guinea verstanden werden, worüber ein Singādji im Namen des Rādja von Salawatti Befehl führt. Derselbe wohnt in dem kleinen, nicht weit von unserm Ankerplatz liegenden Dorfe Sorrong auf der Insel Dum; das Dörfchen zählt 10 Häuser mit 57 Einwohnern.

Während der Monate Januar bis März 1865 hielt sich hier der schon genannte Reisende Dr. Bernstein auf, um naturhistorische Gegenstände zu sammeln. Der Ort wo seine Hütte stand, wurde mir gezeigt, sowie auch die Stelle, auf der er in unüberlegter Hitze zwei Eingeborene erschoss. Nach Aussage des Singādji und Imam, welche beide eine Hauptrolle in dem Drama gespielt, trug sich diese Sache folgendermassen zu.

Durch Scheltworte und Misshandlungen womit Bernstein, der überhaupt nicht die Gabe besass die Eingeborenen für sich einzunehmen, die Matrosen seiner Fahrzeuge zu regaliren pflegte, störrisch geworden, hatten sich vier dieser letzteren bei Ankunft zu Sorrong geflüchtet. Diese Flucht bemerkend, liess Bernstein Singādji und Imam zu sich kommen und dieselben, ohne weitere Untersuchung anzustellen knebeln, da er sie im Verdacht hatte, bei der Flucht der Matrosen behülflich gewesen zu sein, was jedoch keineswegs der

Fall war. Zugleich drohte er beide Personen nicht eher loszulassen, bis die Flüchtlinge wieder an Bord zurück gebracht wären. Wie ein Lauffeuer verbreitete ſich die Kunde dieser Gewaltthat in der Gegend und wenige Stunden später kam eine grosse Anzahl Bewaffneter von verschiedenen Seiten herangerückt, um die Gefangenen zu befreien. Bernſtein, welcher die Hauptmasse derselben längs dem Strande ſich nähern sah, liess aus seiner an dem Strande liegenden Prau einen scharfen Kanonenschuss darauf abfeuern, wodurch die Anrückenden mit Hinterlassung von zwei Todten, zurückgetrieben wurden. Wie der Imam verſicherte, feuerte Bernſtein mit eigener Hand das Stück ab. Ungeachtet dieses Erfolges hielt er es jedoch für rathsam nun nicht mehr länger hier zu bleiben, und reiſte noch am Abend desselben Tages von Batānta ab, nachdem er die beiden Geiseln entlassen, ohne der vier geflüchteten Matrosen wieder habhaft geworden zu sein. Wenige Tage später ſtarb er zu Batānta an der Folge einer Leberentzündung, woran er schon seit einiger Zeit litt.

Drei Flüsse, der Mamuia, Kassuni und Kūrau münden auf diesem Theil der Küſte in die See; die zwei erſtgenannten kann man ohngefähr 1 Stunde weit mit Canos aufwärts rudern und ſie ſind an ihrem oberen Laufe bewohnt. Der letztgenannte Fluss dagegen wird aus Furcht vor den vielen Krokodilen, welche darin leben, niemals befahren. Mittelmässig hoher Wald bedeckt weit und breit das flache, jedoch rasch nach dem Innern zu niedrigen Hügelrücken anschwellende Land. In diesem ausgeſtreckten Walde, dessen von den Flussufern etwas mehr entfernt liegende Theile niemals von einem menschlichen Fuss betreten werden, leben in ungeſtörter Ruhe der Mankūmbon (Parad. regia), Mambĕfoor (Parad. papuana), Kalemli (Parad. magnifica), Issa (Epimach. magnus), Mambĕba (Casuarius uniappendiculatus) und andere schöne und seltene Thierarten mehr.

Nachdem der Wind am 29. günſtiger geworden verliessen wir Sorrong, passirten am 30. Kap der guten Hoffnung (Kain-kain-beba) die äusserſte Nordspitze Neu-Guinea's und fielen am 1. Januar 1869 zu Dorej ein. Während der Reise war der um diese Zeit des Jahres gewöhnlich mit Kraft schon durchwehende Weſtmusson wenig fühlbar, Regengüsse jedoch fanden dafür deſto häufiger ſtatt.

Zehn Jahre waren verflossen, seitdem ich diesen Ort als Theilnehmer der Commission, welche von der Regierung hierher geschickt worden, zum erſtenmal besucht hatte. Von den beiden Missionären Ottow und Geissler, deren Hülfe uns damals so sehr zu Statten gekommen, fand ich allein noch letztgenannten am Leben; Ottow war

im November 1862 zu Dorej geſtorben, so dass im Augenblick als Missionäre unter den Papūas arbeiteten: Geissler zu Manaswari, van Hasselt und R. Beyer zu Dorej, Woelders und Rinooy zu Andai und Kamps und C. Beyer zu Méoswaar. Sie hatten 3 Personen getauft und eine Schule errichtet, welche von 50 Kindern besucht wurde. Der Schulbesuch liess im Allgemeinen sehr viel zu wünschen übrig, da derselbe natürlich nur freiwillig ſtattfindet und die meiſten Eltern den Nutzen davon nicht einsehen. Nur sehr wenige Kinder kamen regelmässig, und diese wenigen waren es auch, welche ziemlich gut lesen, schreiben und rechnen konnten.

Neben der Missionärswohnung auf Manaswari ſteht eine kleine, nette Kirche, worin jeden Sonntag durch Geissler vor einem Auditorium von 30—40 Personen in der nufoorischen Sprache gepredigt wird und einige Kirchenlieder gesungen werden. Wenn auch dieser Kirchgang wenig sagen will so hat er doch bewirkt, dass viele Familien gegenwärtig den Sonntag in ſtiller Ruhe im Hause zubringen. Als eine weitere Wirkung von Geissler's Bemühungen kann noch gemeldet werden, dass die Bewohner von Mansinam auf sein Ansuchen ihre hölzernen Götzenbilder aus den Häusern geholt und in seiner Gegenwart vor dem Dorfe verbrannt haben.

Das Dorf Mansinam fand ich bedeutend vergrössert durch ohngefähr 10 Familien, welche früher auf der feſten Küſte gewohnt, aber wegen Streitigkeiten mit den in ihrer Nähe sesshaften Arfakkern 1863 hierher die Flucht nahmen. Später, 1867, waren auch verschiedene Arfakker selbſt hierher gekommen und hatten ſich im Innern der Insel niedergelassen.

Auch die vierfüssigen Bewohner — ein höchſt beachtenswerther Gegenſtand auf einem von der Kultur und Civilisation soweit entfernten Orte wie Dorej — fand ich in Anzahl und Art vergrössert; denn Geissler besass nun ausser einer kleinen Herde von Schafen ohngefähr 40 Rinder und Stiere, welche hier besonders gut zu gedeihen schienen. Weiter wurden vor einigen Jahren Hirsche (Cervus moluccensis) nach Dorej übergebracht, deren Zahl jedoch nicht ſtark zugenommen.

Das Rum-slam, jenes räthselhafte Gebäude in der Nähe des Dorfes Rasambori, das in meiner erſten Reise beschrieben worden iſt, war spurlos verschwunden und soll zufolge der Bemühungen des Missionärs auch nicht wieder aufgebaut werden. Dagegen ſtand der Pfahl, welcher das Wappen der Regierung trägt, noch unversehrt an seiner Stelle. Die Wohnung des Missionärs und der Steinkohlenschuppen liegen ausserhalb in der Nähe des Dorfes Kwāwā. Das merkwürdigſte

Ereigniss was seit dem Jahre 1868 ſtattgefunden, war unzweifelhaft das grosse Erd- und Seebeben vom 23. Mai 1864, wobei eine Menge Häuser (worunter auch das Rum-slam) durch die hoch angeschwollenen Wellen des Meeres weggefegt wurde, doch glücklicherweise nur wenige Menschenleben verloren gingen. Nach Berichten von Augenzeugen müssen die erſten Stösse allerheftigſt gewesen sein; ſie hielten mit längeren oder kürzeren Pausen einen vollen Monat an. Von Raimutu an bis an Kap Mansēman, dem Fusse der öſtlichen Abdachung des Arfak-Gebirges entlang, wurde die Küſte auf schreckliche Weise verwüſtet, und durch eine von dem Gebirge herunterſtürzende Wasserfluth ein grosser Theil des Jahrhunderte alten Waldes bis an den Strand zerſtört. Noch heute liegen daselbſt die abgeſtorbenen Stämme wild übereinander geworfen und ragen schwere Stämme als weisse Skelette gespenſterhaft aus diesem Chaos hervor.

Was die Doresen selbſt betrifft, so kam es mir vor, als ob ſie im Handel schlauer geworden; für die meiſten ihrer Waaren verlangten ſie weit höhere Preise wie zur Zeit meines erſten Aufenthaltes. Silbergeld, hauptsächlich holländische Thaler, waren sehr gesucht, um Zierraten, namentlich Ohrgehänge daraus verfertigen zu lassen, während dasselbe 1858 nicht an den Mann zu bringen war. Auch Gold hat die Bevölkerung inzwischen kennen und seinen Preis berechnen gelernt; ich sah verschiedene Zierraten, welche daraus verfertigt waren. Das Metall ſtammte von einigen eingeschmolzenen Goldmünzen, die vor ein paar Jahren aus den Händen von amerikanischen Schiffbrüchigen in die der Bevölkerung gelangt waren. Papuische Schmiede findet man gegenwärtig sowohl zu Mansinam wie zu Dorej.

Auch Landbau wird fleissiger getrieben wie früher und kann man nun in der Erntezeit, Gerſte, Bohnen und Reis zu mittelmässigem Preise einkaufen.

Anhaltender Regen hinderte mich sehr in meinen wissenschaftlichen Untersuchungen; ausserdem iſt Dorej der am beſten bekannte und untersuchte Punkt von Neu-Guinea. Beides in Erwägung ziehend, beschloss ich um weiter keine Zeit hier zu verlieren den Anker zu lichten und einen Anfang mit einer Rundreise durch den Busen zu machen. Als erſtes Ziel nahm ich die Insel Nufoor ins Auge.

Ehe wir jedoch wirklich unter Segel gehen, ersuche ich den Leser, mir in Gedanken auf einer Rundreise durch den Busen zu folgen, um so im Voraus mit den verschiedenen darin liegenden Inseln und Küſtenſtrichen Bekanntschaft zu machen. Wir wollen uns

dazu der Siebenmeilenſtiefeln des geſtiefelten Katers bedienen, um bei Zeit wieder auf Dorej zurück sein zu können. Die Karte, welche ich bei dieser Rundreise entwarf, ſtellte ich theils nach eigenen Warnehmungen, theils nach den Angaben folgender Karten zusammen. 1. De Geelvinks-baai door J. Weyland. 1705. 2. Côte septentrionale de la nouvelle Guinée par Dumont d'Urville. 1827. 3. Nederlandsch-Oostindië door Derfelden van Hinderstein. 1842 und 4. Nederlandsche-overzeesche-bezittingen door Bogaerts. 1862; Nr. 1 und 4 waren mir dabei von grösstem Nutzen, Nr. 1 für den inneren Theil des Busens, Nr. 4 für die Inseln. Uebrigens finden ſich auf allen Karten, welche wir über diesen Theil von Neu-Guinea beſitzen, in mehr oder minderem Masse Unrichtigkeiten und Mängel, welche nicht anders redressirt und gehoben werden können, als durch eine specielle geodätische Aufnahme. Natürlich macht auch meine Karte in dieser Hinſicht keine Ausnahme; doch welches auch ihre Fehler sein mögen, so hat ſie zum Mindeſten den Vortheil, dass alle darauf vorkommenden Namen richtig ſind und demnach keine solch verſtümmelte Namen darauf vorkommen wie Misory, Mysore, Mysory, Myfory, Myfore für den Namen Nufoor; oder Oransore, Amberpoea, Mafoorsoök, Pasedido, Krudo, van-Dammen u. s. w., alles grundfalsche Namen. Nur für die Richtigkeit der Dorfnamen an der Oſtseite des Busens kann ich nicht einſtehen; ich übernahm dieselben so wie ich ſie auf der Karte Nr. 4 geschrieben fand. Die Weſtseite habe ich nach derselben Karte eingetragen, mit Ausnahme jedoch von einigen darauf unrichtig dargeſtellten Punkten, wie z. B. der Lauf der Küſte gegenüber der Insel Amberpua (Amberpoon) und der Umriss dieser Insel, sowie von Meoswaar und Run (Rhoon), welche viel zu gross dargeſtellt und in Wirklichkeit kleiner ſind als Misnomin (Meosnum). Die Oſtseite iſt nach Karte Nr. 1 eingetragen; nur habe ich den viel zu sehr nach Norden gelegten Lauf der Küſte in einen mehr öſtlichen verändert, wie es der Wirklichkeit entspricht.

Um eine richtige Nomenclatur zu erlangen, trachtete ich soviel als möglich, die Bezeichnung der verschiedenen Namen zu erfahren, welche gewöhnlich durch Zusammenfügung mehrerer Wörter gebildet ſind. Zu meinem Verdruss gelang mir dies jedoch nur bei wenigen; bei Weitem in den meiſten Fällen begriffen die Eingeborenen meine Fragen nicht, was übrigens nicht zu verwundern iſt, wenn man bedenkt, wie wenig entwickelt die geiſtigen Fähigkeiten des Volkes ſind. Diese wenigen Namen ſind die von Amperpoon — amber fremd,

poon vergangen; Dorej, innerhalb, tief, Manaswari — man Vogel, aswari lieb haben; Mansinam — mansi Mehrzahl von man Vogel, nam fangen; Meosauri meos Insel, auri finden, Meosmapi — meos Insel, map flach, i sein; Meospakeëki — meos Insel, pake haben, eki Stein; Meoswaar — meos Insel, waar Wasser; Rhoon, eine gewisse Sache, ein Etwas; Rumsäroh — rum Wohnung, säroh verbergen; Soëk, Name einer Holzsorte; Wuranswari — wuran Männername, aswari lieb haben.

Beginnen wir nach dieser Abschweifung unsere Ueberſicht, indem wir mit den Inseln anfangen, um mit der feſten Küſte zu endigen. Dabei werde ich die von mir besuchten Inseln nur dem Namen nach aufführen, da deren aufführlichere Beschreibung späterhin folgt, während die übrigen sowie die Küſtenſtriche nach guten, wiederholt von mir geprüften Berichten geschildert werden sollen.

Nufoor. Schouten-Inseln. Pade-aido-Gruppe, am 21. Juli 1616 durch Willem Schouten entdeckt und Verrätherinseln genannt, weil die Eingeborenen eine seiner Schaluppen auf verrätherische Weise anfielen; 1622 durch Roggeveen gesehen und Duizend-eilanden genannt; 1705 durch Jacob Weyland wieder erkannt als die Verrätherinseln; Padado und Ajoubaba bei Forrest (1774); Ile de traîtres bei Dumont d'Urville (1827); Padeeido bei Derfelden van Hinderstein (1842); Verraders-eilanden, Karte Circe (1850); Pade-aido im Atlas von Melvill (1853) und auf der Karte von Bogaerts (1862); im täglichen Leben sagen die Eingeborenen gewöhnlich Padaido.

Diese zwischen 136° 10′ bis 136° 38′ O. L. und 1° 11′ bis 1° 24′ S. B. liegende Gruppe beſteht aus 14 Inselchen, die gleichsam eine Verlängerung der grossen Schouten-Inseln in öſtlicher Richtung bilden. Sie ſind von einem grossen Wallriff umgeben, von geringer Ausdehnung, niedrig und, Meospakeëki ausgenommen, welches kahl und felsig iſt, mit Busch bewachsen. Runi, die grösste Insel, hat kaum 1/4 geographische Quadratmeile Flächeninhalt. Von Jappen iſt Pade-aide 20 Meilen entfernt. Die verschiedenen Inseln, welche die Gruppe bilden, heissen, von dem in der Mitte liegenden Rūni gerechnet, oſtwärts herum folgendermassen:

Rūni, Mronsi, Awäri, Nūsi, Tabūkun, Meospakeëki, Pai, Tombōri, Wuosi, Meoskowundi, Jewir, Koom und Umerakōni.

Von der früher zahlreichen Bevölkerung, die vor ohngefähr 30 Jahren durch die wilden Bewohner von Biak beinahe gänzlich vertilgt wurde, beſteht gegenwärtig noch ein kleiner Ueberreſt von ohngefähr 60 Köpfen, welche auf Rūni in dem aus 7 Häusern beſtehenden Dorfe Pade-aido wohnen. Ein zweites Dorf Jōbi, ſtand früher auf

Meoskowundi der zweitgrössten Insel, doch ſind dessen Bewohner vor einigen Jahren nach Jappens Nordküſte übergesiedelt und haben daselbſt ein gleichnamiges Dorf Jōbi geſtiftet, welches noch heute beſteht. Sprache, Sitten und Gewohnheiten ſind dieselben wie die zu Biak, Tripang und Schildkrötschale die einzigen Handelsartikel. Da die Gruppe eines Ankerplatzes entbehrt und deshalb niemals durch Handelsfahrzeuge besucht wird, so bringen die Bewohner ihre Waaren theils nach Korrido, theils nach Ansus zu Markt. Fauna und Flora ſind identisch mit denen der Schouten-Inseln, doch beträchtlich ärmer. Das Trinkwasser iſt schlecht und halb brack.

Meosnum. Jappen (jobi). Kurudu; nicht verzeichnet bei W; Krudo, F, D. d'U. und D. v. H.; Krudo, C.; Kurudu, B.) ein kleines, hügeliges Eiland $1^1/_2$ geographische Meilen lang und $^1/_3$ Meile breit. Von der feſten Küſte liegt es $2^1/_4$, von Jappen's Oſtecke 7 englische Meilen entfernt. Die aus ohngefähr 400 Köpfen beſtehende Bevölkerung wohnt in den beiden Dörfern Kurudu an der Weſt- und Kaipōri an der Oſtseite der Insel. Davon zählt Kurudu in 12 Häusern 256 und Kaipōri in 7 Häusern 160 Seelen. Der einzige Ankerplatz für Schiffe von geringem Tiefgang wird vor letztgenanntem Dorfe angetroffen, wo zugleich auch gutes Trinkwasser zu bekommen iſt. Zufolge Beobachtung an Bord der Circe liegt dasselbe auf 1^0 50′ S. B. und 137^0 9′ O. L. Die Bevölkerung, welche regelmässig zu Ambai und Ansus zu Markt kommt, iſt als sehr diebisch berüchtigt; dieselbe hat die wilden Stämme unterworfen, welche das Delta des Amperno oder Rochussen-Flusses auf der gegenüberliegenden Küſte von Neu-Guinea bewohnen.

Aropen. (Dwars-in de wegh, W.; Dwars-in de wegh, D. v. H.; Waropen C.; Aropen B.; Urambi.) Meiner Meinung nach iſt Aropen Weyland's Dwars-in de wegh, nicht aber Kurudu, wie dies Herr Leupe auf Seite 30 seiner Erläuterung zu Weyland's Karte meint. Auch Derfelden van Hinderſtein giebt Aropen den Namen Dwars-inde weg. Eine unbewohnte Koralleninsel, bedeutend kleiner wie Kurudu, auf 2^0 12′ S. B. und 136^0 24′ O. L. liegend. Sie iſt von Jappen $16^1/_2$, von der feſten Küſte 22 englische Meilen entfernt.

Topershoed-Gruppe. (Topers-Hat bei Krusenſtern, Atlas de l'océan pacifique; Topershoetje W.; Boompjeseilanden D. v. H.; Theasopershead C. und B.) Eine lang ausgeſtreckte, durch ein Korallenriff umringte, bei niedrigen Wasser auf den meiſten Stellen trocken liegende Sandbank mit 3 Inselchen, von denen das mittelſte bei Weyland Oostelik-boompjeseiland, das südlichſte Toppershoetje genannt wird,

während das nördlichſte keinen Namen führt. Diese Bank liegt in der Mitte des Busens zwischen 2° 21′ und 2° 32′ S. B. und auf 135° 56′ und 135° 32′ O. L. und iſt der Lieblingsaufenthalt für Seeschildkröten, Klippfische und Holothurien (Tripang), während auf den dünn bewachsenen Inselchen, welche unbewohnt ſind, Schwärme von Seevögeln (Sula und Larus) angetroffen werden.

Binnen-Eiländer nenne ich mit einem collectiven Namen alle diejenigen kleinen und grösstentheils selbſt sehr kleinen Inseln, welche zwischen 3° und 3° 20′ S. B. und 135° und 136° O. L. in dem innerſten Theile des Busens liegen. Es ſind von Oſt nach Weſt folgende: Terschelling-Inseln; (Der Schelling W.; Terschellig D. v. H. und B.; van der Schelling Krst.) zwei grössere und eine sehr kleine Insel. Auf der öſtlichſten ſteht ein kleines von Leuten aus der Landschaft Moor bewohntes Dorf; in der Nähe dieses Dorfes iſt ein Ankerplatz für Prauen. **Haarlem-Inseln**; (Haarlem-eylanden W., Haarlem-eylanden D. v. H. und B.) eine grössere und neun kleinere Inseln; alle unbewohnt. Vader Smit; (Vader Smit W., D. v. H. B.) Leiden; (Leyden W., D. v. H. und B.) Gigir; (Enchuysen W.; Enkhuysen D. v. H.) Alkmaar; (Alkmaar W., D. v. H. und B.) Kumbur. (Hoorn W. und D. v. H., Kabour B.) Vier-broeders. (4 gebroeders. W.) vier Inselchen weſtlich von der Winkelhaaks-Ecke. Alle diese Inseln ſind flach, dünn bewachsen und von Korallenriffen und Sandbänken umgeben. Sie ſind unbewohnt, werden jedoch durch die in der Nähe wohnenden Stämme wegen der Menge von Seeschildkröten, Fischen und Tripang, welche ringsum angetroffen werden, häufig besucht.

Napen-Inseln. Drei kleine unbewohnte Eilande in der Nähe von Monniks-Kap.

Angermeos. (Pulu Panjangh W.; P. panjang D. v. H.; Angermeus B. Kleine unbewohnte Inseln, 8 englische Meilen nördlich von der letztgenannten Gruppe.

Numangori und Numrapi. Ob dies die Namen von zwei besonderen Inseln ſind, oder diejenigen der beiden nördlichſten von Topershoed, konnte ich nicht in Erfahrung bringen und da dieselben auf keiner einzigen, mir zu Gebote ſtehenden Karte vorkommen, führe ich hier nur die Namen an, lasse ſie jedoch auf meiner Karte weg.

Rhoon. (Gebroken-Eyland W; Ile Broken K; Gebroken-eiland D. v. H; Run C; Run B.) Dieses durch die schmale Strasse Jopengaar von der feſten Küſte getrennte Eiland hat eine Länge von ohngefähr 1 und in seiner grössten Breite 1/4 geographischen Meile. Ein zu 300 Fuss anschwellender Hügelrücken zieht darüber hin. Die

Insel iſt mit Wald bewachsen, worin eine Menge zerſtreut liegender Gärten angetroffen werden. Wildschweine und grosse weisse Fruchttauben werden in Menge darin gefunden. An der Weſtseite liegt ein grosses Riff, aus dem die Inselchen Mansīrien, Manup, Idrōwi, Rariei, Auré und Larian hervorragen, sämmtlich ohne Bedeutung. Die aus 300 Köpfen beſtehende Bevölkerung wohnt in 6 Dörfern, wovon

Jendai	6	Häuser	mit	70	Einwohnern
Siawis	3	»	»	35	»
Mana	5	»	»	55	»
Waar	5	»	»	60	»
Kajo	3	»	»	30	»
Mangărwū	4	»	»	35	»

zählt. Die drei erſtgenannten Dörfer liegen auf der Oſt-, die übrigen auf der Weſtseite der Insel, mit Ausnahme von Mangarwu, welches im Innern liegt. Jendai, worin der Häuptling, ein Singādji wohnt, iſt das grösste Dorf und zugleich der Sitz eines Missionärs. Auch findet man vor dem Dorfe, wie alle papuischen Stranddörfer ins Meer gebaut, also eine Pfahlwohnung, den einzigen Ankerplatz, welcher ziemlich gut iſt und besonders gutes Trinkwasser aus einem in der Nähe von einem Felsen herabſtürzenden Wasserfall liefert. Wie schon oben bemerkt, ſteht auf dem Ufer ein Pfahl mit dem Regierungswappen. Zufolge Beobachtung der Circe liegt die Rhede auf 2° 21′ 40′ S. B. und 134° 38′ O. L. Die Bewohner ſind nufoorischen Ursprungs. Was Sprache, Sitten und Gewohnheiten betrifft, so ſind ſie dieselben wie auf Dorej.

Meosauri-Gruppe. (Boegeroens-eylanden W; Iles Boedgero K; Boezeroens-eilanden D. v. H; Mysore C. und B.) Eine Gruppe von sehr kleinen, niedrigen, von einem Korallenriff umsäumten Inseln, 13 an der Zahl. Ihre Richtung geht von Südweſt nach Nordoſt und ſie liegt 24 Meilen nördlich von Run. Alle Inseln ſind mit Bäumen bewachsen, worunter viele Casuarinen und Sagopalmen (Saguerus Rumphi) Wildschweine, einige Vogelsorten und Reptilien ſind die hauptsächlichſten Bewohner des Waldes; das Riff iſt reich an Tripang und Fischen. Von Süd nach Nord gehend heissen die Inseln: Gosēbi, Nawādi, Angermioi, Kumbur, Nukabia, Raubi, Mātas, Dafruhki, Nogup, Nurambéhri, Mapimno, Bakrohma und Maransawar. Letztgenannte Insel, die grösste von Allen, hat $^1/_2$ Stunde im Umkreis, iſt hügelig, und es wird darauf eine Süsswasserquelle angetroffen. Die Bewohner von Run haben einen Theil des Bodens cultivirt und Gärten angelegt.

Ein Einschnitt in dem Riff vor Dafruhki bildet einen Zufluchtsort für kleine inländische Fahrzenge.

Jop. Bei Weyland und Derfelden van Hinderſtein zwar vorgezeichnet, jedoch am unrichtigen Ort; kommt bei Bogaerts nicht vor. Dieses kleine, 8 englische Meilen weſtlich von Run vor der Oeffnung der Wandammen-Bai liegende Eiland iſt flach und von 50 Seelen bewohnt, welche in dem gleichnamigen, aus vier Häusern beſtehenden Dorfe wohnen.

Meoswaar, (Engāne W; Ile Engāne K; Engāno D. v. H; Meuswaar C. und B; Muismaar auf den neueren Karten), 20 englische Meilen nord-nordöſtlich von Run auf 134° 36′ O. L. und 2° 6′ S. B. liegend, iſt nur wenig grösser wie diese letztgenannte Insel. Wald, bebautes Land und Grasflächen nehmen die Oberfläche des von mehreren Bächlein bewässerten Bodens ein. Ein Korallenriff, woraus ſich die Inselchen Pursoëk und Aduak erheben, iſt vor der Weſtseite gelagert. Südwärts ſtreckt ſich die Insel in einer schmalen Spitze weit in die See hinaus. In den vier Dörfern, welche auf Meoswaar angetroffen werden, hauſt eine Bevölkerung von 340 Seelen, von denen auf

Jombe	mit	7	Häusern	80	Einwohnern
Wabbrak	«	10	«	130	«
Wandökwei	«	8	«	90	«
Roswaar	«	3	«	40	«

kommen. Jombe, welches auf der Oſtküſte liegt, iſt der Sitz des inländischen, den Titel von Korāno führenden Häuptlings. In der Nähe ſteht eine Missionärswohnung auf einer ohngefähr 100 Fuss über See erhabenen, mit Gras bewachsenen Fläche. Die Insel hat keinen Ankerplatz. Zufolge Aussage der Eingeborenen befindet ſich auf der Südküſte eine heisse Quelle. Was Ursprung, Sitten und Gewohnheiten derselben betrifft, so iſt es damit ebenso beſtellt, wie bei den Bewohnern von Run.

Wairundi. (Purmerendt, W; Ile Purmerent K; Purmerend D. v. H; Arfa C. und B.) Eine kleine unbewohnte Insel, 12 englische Meilen nord-nordöſtlich von Meoswaar gelegen.

Amberpoon. (Omberpone Forreſt; Laagh voorlandt W; Amberpoea C. und B. Auf den älteren Karten figurirt Amberpoon als Halbinsel; bei Bogaerts iſt es wie Meoswaar, viel zu gross dargeſtellt, da es in Wirklichkeit wohl dreimal kleiner iſt wie Misnomin (Meosnum). Dasselbe liegt 16 englische Meilen weſtlich von Meoswaar, 53 von Dorej und schliesst die Inselreihe, welche wir uns zu besuchen vor-

genommen. Was die Bodenbeschaffenheit und das Pflanzenkleid betrifft, so ist Amberpoon darin nicht verschieden von Meoswaar und Run. Die Inselchen Arui, Mosrohwi, Nusrun, Tjenăbai und Maniāmi umringen die Insel. Davon liegt Arui an der Oſt-, die beiden folgenden an der Weſt- und die zwei letztgenannten an der Nordseite. Vor Maniāmi iſt der einzige, nur für kleine inländische Fahrzeuge brauchbare Ankerplatz. Ein Korallenriff mit 7 Sandbänken zieht ſich in südweſtlicher Richtung als schmaler Streifen bis zur feſten Küſte hin. Das auf der Oſtseite der Insel liegende, aus 16 Häusern beſtehende Dorf Joën beherbergt die gegenwärtige, von Wandēsi abſtammende, aus ohngefähr 160 Köpfen beſtehende Bevölkerung. Da die früheren, von Ansus abſtammenden Bewohner täglich von diesen ihren Nachbarn aus Wandēsi beunruhigt wurden, verliessen ſie vor ohngefähr 60 Jahren die Insel und ſiedelten nach Salawatti über.

Nun noch einen Riesensprung und wir ſind wieder bei Dorej zurück, von wo aus wir nochmals auf Reisen gehen, um nun auch das Küſtenland à vol d'oiseau in Augenschein zu nehmen. Ehe wir jedoch dazu übergehen, möge noch einiger merkwürdiger und interessanter Zuſtände und Erscheinungen gedacht werden, die wir bei unserm Besuch der verschiedenen Inseln schon beobachtet haben, oder noch beobachten werden. Es ſind dies die athmosphärischen und terreſtrischen ſich in dem Busen geltend machenden Naturkräfte, die ich hierbei im Auge habe. Beginnen wir mit erſtgenannten, und zwar mit der

Witterung. Wie in allen gerade unter oder in der Nähe der Linie liegenden Gegenden des Archipels, beſteht auch hier keine solche scharfe Absonderung zwischen der trockenen und nassen Jahreszeit, wie dies der Fall iſt mit der einige Grade weiter abgelegenen Inseln. Es gilt dies namentlich von den grösseren, in der nördlichen Hälfte des Busens liegenden Eilanden, wo selten ein Monat vorbeigeht, worin es nicht regnet. Doch kann man annehmen, dass die Monate Januar bis März die meiſten, Auguſt und September die wenigſten Regentage zählen. Auf der feſten Küſte ſind Regengüsse häufiger und iſt die elektrische Spannung der Luft grösser wie auf den Inseln.

Winde. April und Oktober ſind die Uebergangsmonate, worin die Winde am wenigſten heftig und sehr veränderlich ſind. Nehmen wir als Beispiel ein Jahr mit normalen Erscheinungen von Oktober bis Oktober an, so bemerken wir, dass in dem Monat November Weſtwinde langsam aufkommen, ſich im December feſtſtellen und bis

Ende Januar fortwehen, um im Februar nördlichen Winden Platz zu machen, die bis zum April, dem Uebergangsmonat, fortwehen. Im Mai springen ſie öfters plötzlich oſtwärts um, setzen ſich bis Mitte Juli im Oſten feſt, laufen in den darauf folgenden Monaten nach Süden und wehen nun aus dieser Richtung bis zum Anfang des anderen Uebergangsmonats Oktober. Die heftigſte Luftſtrömung findet in den erſten Monaten des Jahres ſtatt.

Bezüglich der wenigen, von mir gemachten meteorologischen Beobachtungen verdient erwähnt zu werden; dass 25, 5° C. als mittlere Jahreswärme und 758, 61 als durchschnittlicher Luftdruck bei 0° Elevation angenommen werden kann. Die Abweichung der Magnetnadel betrug zu Nufoor 2° 19′, zu Ansus 2° 47′ Nordoſt.

Meerströmungen. Ausser den gewöhnlichen, durch Ebbe und Fluth in engen Passagen zwischen manchen Inseln entſtehenden Meerſtrömungen ſind noch andere zu erwähnen, welche einen grossen Einfluss auf die Fahrt vom einen zum andern Eiland ausüben und desshalb von dem Seefahrer wohl in Acht zu nehmen ſind. Die heftigſte dieser Strömungen läuft, ohne ihre Richtung zu ändern, von Oſt- Südoſt nach Weſt- Nordweſt durch Strasse Jappen und nimmt hierauf von 0° 45′ an eine öſtliche Richtung, längs der Nordküſte von Neu-Guinea hineilend; ihre durchschnittliche Schnelligkeit beträgt 15 Seemeilen in 24 Stunden. Eine zweite, weniger heftige Strömung, gleichsam ein Seitenarm der erwähnten, läuft in südöſtlicher Richtung mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 7 Seemeilen in 24 Stunden bis an Topershoed-Riff und vereinigt ſich daselbſt mit einer dritten, aus Oſten kommenden, welche weſtwärts zwischen Rhoon und Meoswaar bis in die Nähe der Küſte hinfliesst, woselbſt ſie ſich nordwärts wendet, bis ſie nördlich von Neu-Guinea die grosse, aus Jappen-Strasse kommende Strömung erreicht, in der ſie absorbirt wird. Ihre Durchschnittsgeschwindigkeit beträgt 9 Seemeilen per Tag. Auch diese, ebenso wie die vorhergehende, verändert niemals ihre Richtung. Eine vierte Meerſtrömung endlich lässt ſich längs der Südküſte von Jappen mit einer Geschwindigkeit von höchſtens 5 Seemeilen fühlen. Sie ſtrömt bei Ebbe weſt-, bei Fluth oſtwärts.

Korallenbildungen. Korallenriffe, die ſich nur unter der Geſtalt von Uferriffen zeigen, bilden die Grundlage aller von mir besuchten Inseln; Wall- und Lagunenriffe, so häufig im ſtillen Ocean, werden hier nirgends angetroffen. Diese noch fortwährend ſich vergrössernden Uferriffe beſtehen hauptsächlich aus den Ueberreſten von Madreporen,

Milleporen, Aſtraen und Poriteen, die in den letzten Lagen eine dichte Kalkmasse bilden, worin jedoch die Korallſtructur noch deutlich zu erkennen iſt. Da man diese Bildungen selbſt in den höher liegenden Theilen der Inseln (auf Nufoor in einer Höhe von 150, auf Soëk in einer solchen von 300, auf Meosnum von 175 Fuss) findet, so erhellt daraus in überzeugender Weise, dass ſie durch Erhebung entſtanden ſind.

Beginnen wir nun unsere Rundschau der Küſte entlang, so finden wir zuerſt Dorej, den am beſten bekannten Punkt von Neu-Guinea, über den wir jedoch nicht weiter zu sprechen nöthig haben, weshalb wir mit dem daran gränzenden Diſtrikt Arfak beginnen.

Arfak. Dieser Diſtrikt, mit dem wir später näher bekannt werden sollen, ſtreckt ſich südwärts aus bis in die Nähe von Kap Wuran-swari (Orang-sebar bei Bogaerts, Oran-souari bei Dumont d'Urville), beſteht grösstentheils aus Bergland und iſt von einem Stamm bewohnt, welcher, von der Küſte entfernt lebend, keine Schifffahrt kennt und, wie wir späterhin erfahren werden, in Sprache, Sitten und Gebräuchen von den Bewohnern von Dorej abweicht. Weitergehend kommen wir in den Diſtrikt

Wariap, welcher ſich bis zur Vuile-Bogt ausſtreckt und gleichfalls sehr bergig iſt. Die Bewohner leben am Strande in den beiden Börfern Wariap mit ohngefähr 150 und Siäri mit ohngefähr 240 Einwohnern. Sie beschäftigen ſich mit Handeln in Massooi (der Baſt von Sassafras goesianum) und Schildkrötschale. Das Dorf Wariap — ein von den Händlern herrührender Name; die Papūas nennen es anders und deshalb gibt es ſtreng genommen ebensowenig ein Dorf Wariap, wie es Dörfer gibt, welche Dorej, Soëk, Korrido, Ansus u. s. w. heissen — iſt die Handelsſtation. Der Bevölkerung iſt nicht zu trauen.

Nicht besser von Gemüthsart ſind die Bewohner von

Wandési, dem angrenzenden Diſtrikt, die gleichfalls in zwei Dörfern concentrirt wohnen. Das grösste davon, Werur, soll 500 Einwohner zählen und das grösste Dorf im ganzen Busen sein. Den Namen des zweiten, weit geringer bewohnten, konnte ich nicht in Erfahrung bringen.

Wandési verlassend, betreten wir

Wandammen, ein Name, der auf den meiſten Karten als holländisirter Name van Dammen vorkommt. Dieser Diſtrikt, einer der kleinſten im Busen, ſtreckt ſich bis an die Halbinsel Joppengaar aus, iſt weniger gebirgig, wie die Landschaften, deren Erwähnung geschehen, und ſtark bewohnt. Die sechs am Strande liegenden Dörfer:

Wasĕǫr mit 24 Häusern,
Kăbau » 18 »
Ramik » 20 »
Manǫp » 13 »
Rasej » 18 » und
Assini » 32 »

enthalten eine Bevölkerung von 13—1400 Seelen, welche im ganzen Busen durch ihre Raub- und Mordzüge, die ſie der Küſte entlang und nach allen Inseln bis Soĕk und Biak unternimmt und wobei ſie, ihrer grausamen Gemüthsart entsprechend, die schrecklichſten Gräuelthaten ausübt, berüchtigt und gefürchtet iſt. Dergleichen Raubzüge finden jährlich zu beſtimmten Zeiten ſtatt und dauern zuweilen 2 bis 3 Monate. Dessenungeachtet wird Wandammen regelmässig von ein paar Handelsfahrzeugen besucht, welche ſich unter Beobachtung aller möglichen Vorſichtsmassregeln einen oder zwei Monate lang dort aufhalten, um Massoi-Baſt einzutauschen.

Die auf Wandammen folgende Landschaft.

Jaur, deren südliche Grenze in der Nähe von Winkelhaak-Kap liegt, beſteht theilweise aus Hügelland. Ihre aus ohngefähr 700 Köpfen beſtehende Bevölkerung wohnt in den Dörfern Napen, Manukwāri und Kwatsōri und beschäftigt ſich mit Tauschhandel.

Von der Landschaft

Taruga, im innerſten Theile des Busens auf der Landenge durch welche die beiden Theile von Neu-Guinea verbunden werden iſt nichts weiter bekannt, als dass die Bewohner im Innern des Landes zerſtreut wohnen, auf einer sehr niedrigen Culturſtufe ſtehen und Kannibalen ſind. Händler kommen niemals dahin. Das Land iſt im Allgemeinen flach. Die Dorfnamen, welche auf meiner Karte figuriren und die ich von Bogaerts übernahm, verdienen wenig Vertrauen. Die Strasse, wodurch Neu-Guinea zufolge der Karte von Derfelden van Hinderstein in zwei Theile getrennt sein soll, iſt imaginär.

Wir befinden uns jetzt auf der Oſtseite des Busens, um daselbſt die Diſtrikte

Moor, Makini, Aropen und Kurudu zu beſichtigen, die alle nur dem Namen nach bekannt ſind. Eine mittelmässig hohe Gebirgskette zieht in einiger Entfernung von der Küſte durch Makīni und Arōpen bis an die Grenze von Kurūdu, woselbſt ſie ſich im Flachland verliert. Ihre hauptsächlichſten, von See aus ſichtbaren Spitzen erhielten von den alten holländischen Seefahrern im Jahr 1705 nach einer ober-

flächlichen Aehnlichkeit die Namen: Groote- und Kleine Kerkberg (grosser und kleiner Kirchberg), Oliphant (Elephant) und Doodkist (Sarg). Die Landschaft Kurūdu, das Delta des Amberno-Flusses, iſt gänzlich flach und sumpfig. Nach den wenigen von mir erlangten Berichten wohnt die ganz wilde Bevölkerung dieser Diſtrikte in kleinen, weit und breit verbreiteten Häusergruppen und beschäftigt ſich hauptsächlich mit Jagd und ein wenig Landbau. Händler besuchen diesen Theil der Küſte niemals.

Hiermit iſt unsere Rundschau beendigt.

Begeben wir uns nun nach der Insel Nufoor, um daselbſt die Ankunft meines Schooner abzuwarten.

Am Nachmittag des 18. Januars ging die Fearnot unter Segel, war ohngefähr gegen Mitternacht in Sicht von Nufoor, konnte jedoch, mit Strom und Gegenwind kämpfend, erſt am Vorabend des 19. unter der kleinen Insel Manim, dem einzigen Ankerplatz des Eilandes, welcher auch nur während des Weſt-Moussons Sicherheit bietet, vor Anker kommen. Tags darauf erhielt ich im Laufe des Morgens einen Besuch vom Korāno (dem inländischen Häuptling), welcher den ihm von dem Sultan von Tidōrĕ verliehenen Titel Rādja trägt. Sein Aeusseres ſtand mit dem Titel, welchen er führte im Widerspruch, wie dieser denn überhaupt hier wenig zu bedeuten hat. Er bewohnte das von unserem Ankerplatz aus ſichtbare Dorf Amberpoor (nicht zu verwechseln mit Amberpoon) und bot einen Theil seines Hauses zum Quartier für mich und meine Jäger an. Gegen Mittag kehrte er, sehr zufrieden mit dem ihm gewordenen Empfang ins Dorf zurück. Zufolge dessen schickte ich am 21. mein Gefolge ans Land, blieb jedoch selbſt an Bord zurück. Während nun die Jäger und der Schiffsbefehlshaber ihren Geschäften nachgehen, will ich meine Leser mit der Insel näher bekannt machen.

Nufoor iſt der richtige, auf eine ziemlich verwirrte Legende ſich ſtützende Name, welcher soviel bezeichnet wie: wir (haben) Feuer, von nu wir und foor Feuer; ('t lange eylandt W; Myfory Forrest; Mysory D. d'U: het Hoogland D. v. H; Myfore C; Mafoor Melville; Mafor B; Mefoor der Händler also neun verschiedene Namen für eine und dieselbe Insel). Der Mittelpunkt des Eilandes liegt unter 1° 5′ S. B. und 135° 2′ O. L. die Hauptrichtung läuft von Südoſt nach Nordweſt und beträgt 15, während die grösste Breite $3^2/_3$ englische Meilen beträgt. Von Dorej iſt es $47^1/_2$ Meile entfernt. Was seine Grösse betrifft, so wird es nur von Jappen, Soëk und Biak übertroffen. Ein Korallenriff, worauf bei Ebbe an vielen Stellen

kaum 1 Fuss Wasser ſteht, umringt dasselbe einem Gürtel gleich, der an der Südseite eine Breite von mehr wie 3 Meilen erlangt. Die Küſte iſt grösstentheils felſig und erhebt ſich an vielen Stellen 20 und mehr Fuss ſteil aus dem Meere. Ein niedriger, höchſtens 200 Fuss hoher Hügelrücken ohne bemerkbare Spitzen läuft der Längenaxe entlang, und iſt darum die orographische Vorſtellung auf der Karte von Dumont d'Urville unrichtig, da man auf derselben zwei ziemlich hohe, nebeneinanderliegende Bergspitzen bemerkt. Flüsschen fehlen ganz; nur hin und wieder findet man einzelne am Meeresufer aufsprudelnde Süsswasserquellen, von denen manche nur bei Ebbe über, bei Fluth jedoch unter Wasser liegen; ſie liefern der Bevölkerung das nöthige Trinkwasser. Der Boden iſt beinahe überall felſig und mit einer dünnen Humuslage bedeckt. Die Weſtspitze der Insel führt den Namen Kamësi, die Oſtspitze heisst Aikọn.

Ganz in der Nähe des Ufers erheben ſich verschiedene kleine Felsinseln aus dem Meere, die jedoch weiter keine Bedeutung haben. Etwas weiter, ohngefähr 1 1/2 Meilen von der Süd-Weſt-Küſte entfernt, liegt Manim, welches mit Ausnahme der Südseite, wo ſich Sandboden und somit für kleine Fahrzeuge die einzige Gelegenheit im Weſtmousson zu ankern bietet, ebenfalls von Korallenriffen umschlossen iſt. In der Nähe dieses Ankerplatzes findet man einen Brunnen, welcher ziemlich gutes Trinkwasser liefert.

Die Bevölkerung wohnt in fünf, an der Südweſtküſte liegenden Dörfern. Sie heissen, indem wir von Nordweſten ausgehen:

Kămé	mit	7	Häusern	und	100	Seelen,
Rumāna	»	4	»	»	70	»
Mansumbing	»	5	»	»	80	»
Amberpoor	»	7	»	»	110	»
Rumsarọ	»	6	»	»	50	»

Rechnen wir dazu noch ohngefähr 100 im Innern des Landes wohnenden Personen, so erhalten wir eine Gesammtsumma von 500 Seelen. Zwei Dörfer, welche vor noch nicht langer Zeit auf der Nord-Oſt-Küſte geſtanden, ſind spurlos verschwunden; ihre Bewohner siedelten nach Jappen über. Die Insel Manim iſt unbewohnt, wird jedoch des Schildkröten- und Fischfanges wegen sehr oft besucht.

Da die Nuforesen, die Stammeltern der Bewohner von Dorej, mit diesen letzteren im Aeusseren, Sprache, Sitten und Gewohnheiten ganz übereinſtimmen, so iſt es unnöthig, darüber weiter zu sprechen. Nur die Bauart der Häuser weicht einigermassen ab; dieselben ſtehen nicht im Meer auf dem Riff, wie zu Dorej und anderswo,

sondern auf dem Land hoch auf Pfählen und sehen schmutzig und verfallen aus.

An der Spitze jedes Dorf ſteht ein Vorſteher mit dem Titel Rādja. Er wird durch einen Singadji zu Rumsarọ und einen Major zu Rumāna unterſtützt, welche alle durch den Sultan von Tidōrĕ angeſtellt werden. Zieht man das lose gesellschaftliche Band in Erwägung, welches die Bewohner untereinander verknüpft, so iſt es nicht zu verwundern, dass die Macht der Häuptlinge eigentlich nur scheinbar iſt, in der Wirklichkeit aber nichts zu bedeuten hat. Im täglichen Leben unterscheiden ſich dieselben in nichts von den übrigen Dorfbewohnern, nur bei Ankunft eines Handelsfahrzeugs ſind ſie gewöhnlich die erſten, welche an Bord kommen. Sie tragen bei solchen Gelegenheiten ein offenes Hemd (Kabaija), eine kurze Kniehose und ein Tuch um den Kopf, alles von gewöhnlichem Baumwollenſtoff gemacht und jahrelang nicht gewaschen. Die Bewohner beschäftigen ſich mit Fisch-, Schildkröten und Tripang-Fang und ein wenig mit Landbau. Pisang, süsse Kartoffeln, spanischer Pfeffer, Gerſte, Bohnen, Mais und Zuckerrohr wird hauptsächlich cultivirt, die beiden letztgenannten Gewächse jedoch nur in geringer Zahl. Um Handel zu treiben, besuchen ſie öfters mit grösseren Prauen (Tapabéri) Dorej.

Obschon das Pflanzenkleid, worunter Mefoor gleichsam wie begraben liegt, eine bei dem felsigen Boden der Insel Verwunderung erweckende Ueppigkeit zeigt, so findet man daselbſt doch nicht den Reichthum an Formen, welchen das gegenüberliegende Feſtland öfters in einem kleinen Umkreis darbietet. Das geringe Vorkommen von Palmen, Pandaneen und Baumfarren lässt diesen Mangel hauptsächlich in die Augen springen. Ausser den genannten Culturpflanzen findet man Kokospalmen, Pisang, Papāja und Lansat (Lansium domesticum).

Was die geologische Beschaffenheit betrifft, so beſteht die ganze Insel aus Madreporenkalk, an welchem selbſt in den älteſten Lagen noch deutlich Korallſtructur zu erkennen iſt.

Nachdem ich, wenngleich durch mannigfache Regengüsse beläſtigt, die zoologischen Schätze der Insel in genügender Weise ausgebeutet, beschloss ich die Reise nach den Schouten-Inseln anzunehmen, weshalb ich am 3. Februar den Anker aufwinden liess, musste jedoch, da Wind und Strömung entgegen waren, einige Stunden später wieder vor Anker kommen. Nachdem am 6. der schon wochenlang fortwährend ſtehende Nordwind nach Weſten umgelaufen, wurden aufs Neue die Segel beigesetzt; doch da kurz darauf gänzliche Windſtille eingetreten, trieb das Schiff südweſtlich vom Cours ab, so dass wir

uns am folgenden Morgen in der Nähe des Feſtlandes, ohngefähr 12 Meilen südlich von Dorej befanden. Ich liess nun wieder auf Nufoor losſteuern, welches noch immer in Sicht war und blieb bei hoher See und ziemlich ſtarkem Nordwind, der aufs Neue durchgebrochen, die ganze Nacht auf und nieder kreuzend. Als ich in der Frühe des 8. um 3 Uhr aufs Deck kam, schien Wind und Wetter günſtiger und wir befanden uns ohngefähr 4 Meilen südlich von Kap Aikǫn (Südspitze Nufoors). Die Luft war hell und die schmale Mondsichel ſtand am öſtlichen Horizont. Steuerleute und Wachmannschaft hatten ſtrengen Befehl erhalten den Cours des Schooners in der Weise zu dirigiren, dass wegen des weit seewärts ſich erſtreckenden Riffs ſtets ein gute Entfernung vom Kap eingehalten werden solle. So glaubte ich mich mit voller Ruhe wieder in Morpheus Arme werfen zu können, während mein alter, von mehreren Nachtwachen ermüdeter Schiffskapitän (ein ehrlicher Javane), schon lange den Schlaf des Gerechten schlief. Doch kaum war ich eingeschlummert, so wurde ich plötzlich durch einige schwere, kurz aufeinander folgende Stösse sehr unsanft geweckt. Aufs Deck springend, bemerkte ich im Augenblick, dass wir mit fallendem Wasser nicht allein auf das Riff geſtossen, sondern auch oben aufsassen. Alle unsere augenblicklich angewandten Bemühungen wieder freizukommen, waren vergeblich; die Stösse wurden immer heftiger, die kupferne Bekleidung des Schiffes riss in Stücke und hin und wieder hörte man das dumpfe Krachen zerbrechenden Holzes. Um 6 Uhr ſtand der Schiffsraum halb unter Wasser, und der Kapitän erklärte mit thränenden Augen, dass er wenig Hoffnung hätte das Schiff zu retten, so dass er mir anrathen müsse, mich ans Land zu begeben und daselbſt den weiteren Ablauf abzuwarten. Da dieser Rath unter den gegebenen Umſtänden wirklich der beſte war, liess ich drei Kanonenschüsse lösen, um die Bewohner des in der Nähe des Kaps liegenden Kampongs Rumsǎrǫ auf unsern verzweifelten Zuſtand aufmerksam zu machen, da mein kleines Boot unbrauchbar war meine Bagage über die ungeſtüme See zu bringen. Glücklicherweise waren Wind und Wetter günſtig; wäre dies nicht der Fall gewesen, so würde unser armer Schooner in wenigen Stunden auseinandergeschlagen worden sein und hätten wir vielleicht alle auf ganz unerwartete Weise das Grab in den Wellen gefunden. Gegen 8 Uhr kamen zwei papuische Prauen zu unserem Beiſtand herangerudert und begab ich mich das Nöthigſte mitnehmend, ans Land nach Rumsǎrǫ. Spät am Nachmittag kam auch mein Gefolge mit einem Theil meiner Bagage. Nach den ungünſtigen Berichten zu ur-

theilen, die ich aus ihrem Munde vernahm, hielt ich die Fearnot für verloren, wurde jedoch am andern Morgen angenehm überrascht, als ich ſie noch immer über Wasser liegen sah. Einige Stunden später liess mir der Kapitän sagen, das Fahrzeug wäre zwar wieder flott und ein Anker wäre verloren, doch könne dasselbe nur durch anhaltendes Pumpen und Ausschöpfen trocken gehalten werden; am andern Tage würde er trachten, durch einen in dem Riff befindlichen Kanal innerhalb des letzteren zu gelangen, um das Schiff daselbſt in ſtillem Wasser zu repariren. In gespannter Erwartung sahen wir denn auch den Schooner am 10. kurz nach Sonnenaufgang Segel beisetzen und auflaviren; doch da dies gegen Strom und Wind geschah, welch letzterer wieder ſtark aus Norden blies, kamen wir rasch zur Ueberzeugung, dass der Schooner, anſtatt näher zu kommen, mehr und mehr abgetrieben wurde. Gegen Sonnenuntergang verschwand er endlich am südlichen Horizont, uns in einer unangenehmen und ziemlich peinlichen Lage im Stiche lassend. Für unser Leben brauchten wir zwar nicht besorgt zu sein, denn die Dorfbewohner, namentlich der Singādji, zeigten ſich sehr zuvorkommend; doch es beſtanden andre Ursachen, welche mir die Zukunft gerade in keinem roſigen Lichte erscheinen liessen. Zum Erſten blieb es mir verborgen, wohin mein Fahrzeug ſich verirrt, ob dasselbe noch segelfertig zu machen wäre, und wenn ja, zu welcher Zeit ich es wieder an der Insel zurückerwarten könnte. Zum Zweiten hatte ich nur einen geringen Theil meiner Bagage bei mir und Lebensmittel für höchſtens 20 Tage für mich und mein Gefolge; dabei die Ausſicht 30 und mehr Tage in einer Wildniss zubringen zu müssen, die zwar ein tropisches Paradies war, in dem ſich jedoch auch das erſte Menschenpaar nicht behaglich gefühlt haben würde, wäre es von dem Gedanken, wie daraus wegkommen zu können geplagt worden. Solcherartig war unser wirklich nicht beneidenswerther Zuſtand.

Die Küſte erhebt ſich hier vom Strande an 50 Fuss senkrecht in die Höhe; ganz in der Nähe vom Rand dieses Abſturzes liegt das Dörfchen. Ein auf dem Boden ruhender Schuppen ohne Wände, dessen Fussboden dünne, lose nebeneinanderliegende Baumſtämme und Aeſte bildeten, diente mir als Logis, während meine Bedienten und Jäger hier und da in den Hütten der Eingeborenen ein Unterkommen fanden. In kurzer Zeit waren jedoch Wände mit Hülfe von alten Segeln und durchlöcherten Matten in nothdürftiger Weise hergeſtellt, das baufällige Dach reparirt, und so konnte ich noch an demselben Tage meine improvisirte Wohnung beziehen, worin ich verurtheilt

war, 20 Tage zuzubringen. Schlechte Koſt, kaum geniessbares Trinkwasser, anhaltende Regengüsse, ſtets nasses Bettzeug und feuchte Kleider, ein Dach über dem Kopfe, das fortwährend leck war, durch Seewasser halb verdorbener Reis und, um unser Leiden vollzählig zu machen, als Gäſte eine Menge läſtiger Insekten, schufen den Aufenthalt zu einer Hölle um. Unter diesen Insekten spielten colossale Spinnen (Epeira), Asseln (Asellus) und kleine Erdläuse (Bdella) eine Hauptrolle, namentlich die Letzteren, welche unter und zwischen dem den Boden bedeckenden Holz sassen, ſich schon am zweiten Tage in Kleider und auf dem blosen Körper eingeniſtet hatten, mit keiner Möglichkeit zu vertreiben waren und durch ihre Bisse ein unerträgliches Jucken verursachten.

Der Leser vergebe mir diese Details, die ich nur anführe, weil sie im Zusammenhang mit der Beschreibung mir gleichsam unwillkürlich aus der Feder geflossen ſind und weil ich zeigen wollte, welchen Gefahren und Unannehmlichkeiten ein reisender Naturforscher ausgesetzt iſt.

Ungeachtet aller dieser Widerwärtigkeiten liess ich jedoch meine Zeit nicht nutzlos vorübergehen, sondern beschäftigte, freilich in geringerem Massſtabe, meine Jäger mit Sammeln und Jagen. Und meine Mühe blieb nicht unbelohnt, denn noch mancher interessante Vogel, wie z. B. der schöne weisse Astur novae hollandiae, vermehrte meine Beute.

Nachdem ich schon die Hoffnung aufgegeben, die Reise mit der Fearnot fortsetzen zu können und Massregeln für die Zurückreise nach Dorej getroffen, wurde ich am 1. März auf die angenehmſte Weise durch die unerwartete Ankunft meines Kapitäns überrascht, welcher mir hinſichtlich Dessen, was ihm widerfahren, Nachfolgendes mittheilte.

Bemerkend, dass er den schmalen, ins Innere des Riffes führenden Kanal nicht erreichen konnte, blieb ihm keine andere Wahl, als vor dem Wind weg in sinkendem Zuſtand auf gut Glück nach der unterhalb des Windes liegenden Insel Rhoon zu segeln. Am 11. daſelbſt angekommen, liess er ohne Zeitverluſt das Schiff, so gut wie möglich, wieder repariren, ſtach, am 23. damit fertig geworden wieder in See und kam am letzten Februar zu Manim vor Anker. Er berichtete mir weiter das Fahrzeug wäre zwar noch ſtark leck, jedoch immerhin tauglich, um die Reise damit fortsetzen zu können. Eine freudigere Nachricht hätte ich in diesem Augenblick nicht erhalten können, und ohne Säumen liess ich einpacken. Inzwischen

kam auch der Koräno zu einem Besuch in einer grossen Prau, welche er zu meiner Dispoſition ſtellte, um damit nach Dorej zurückzukehren. Da dies jedoch nicht nöthig war, machte ich nur insofern von seinem Anerbieten Gebrauch, dass ich mit Hülfe derselben am Vormittag des 2. März mich mit meinem Gefolge und meiner Bagage einschiffte und 4 Stunden später wieder Fuss an Bord der Fearnot setzte.

Mein nächſter Besuch galt der Schouten-Insel, wohin ich nördlich von Nufoor, auf dem kürzeſten Weg, zu segeln gedachte, um nicht unterhalb des Windes abzufallen, da dies jedoch bei dem noch immer ſtark ſtehenden Nordwind nicht möglich, wurde ich gezwungen, eine Veränderung des Wetters abzuwarten und gegen meinen Willen noch 8 Tage zu Manim liegen zu bleiben. Nachdem noch am 10. März der Wind ſtark aus Norden geweht, sprang er plötzlich am Morgen des 11. durch Weſt nach Süden um und erlaubte uns endlich weiterzusegeln. Von einer schwachen Brise fortgetrieben, hatten wir gegen Mittag Nufoor passirt und bekamen das Hochland von Soëk in Sicht. Mit Sonnenuntergang waren wir der Insel so nahe gekommen, dass die einzelnen Bäume gut zu erkennen waren; doch da das Aufsegeln nach der Rhede von Korrido wegen davor liegender Riffe nicht ohne Gefahr iſt, blieben wir während der Nacht ausserhalb auf- und niederkreuzen und kamen erſt am folgenden Tage gegen Mittag vor Anker, ohngefähr eine Kabellänge aus dem Wall. Eine prächtige Landschaft liegt vor uns; geziert mit dem üppigen Grün einer tropischen Vegetation ſteigt dieselbe als Bergland aus dem Meere, dessen glatter Spiegel, durch Vorgebirge und Inseln eingeschlossen, eher einem See, wie dem offenen Meere gleicht. Zwei Dörfer erheben ſich in unserer Nähe über dem Wasser; 1000 Ellen weſtlich erblickt man ein drittes Dorf, während noch ein viertes, von unserem Standpunkt aus unſichtbar näher liegt. Gruppen von Kokospalmen ſtehen auf dem Ufer, ihre wehenden Federbüsche weit über den Dächern der Häuser. Am Rande der kleinen, bebauten Waldblössen erheben ſich hier und da hoch über dem niedrigen Busch grüne, gelb getüpfelte Mauern oder Säulen, ſtehen gebliebene, ihrer Gipfel beraubte colossale Baumſtämme, dicht umschlungen durch ein Rankennetz von üppigen Kletterpflanzen. Hoch über dies Alles ragt der Berg Sipiori hervor, dessen ewig grünes Kleid nur hin und wieder durch einen weissen Flecken — eine kahle Felsenwand — unterbrochen wird. Erblickt man nun diese Landschaft in einem Moment, wo vorbeitreibende Wolken dunkle Schatten auf einzelne Theile werfen,

während die übrigen im hellsten Sonnenschein erglänzen, so hat man ein Naturgemälde vor sich, das uns einen Blick des Mitleids auf die elenden Hütten der Bewohner zu werfen veranlasst. Unwillkürlich fühlt man, dass in dieser grandiosen, von unvertilgbarer Lebenskraft überfliessenden Natur der Mensch keineswegs Herr der Schöpfung zu nennen iſt.

Die Rhede, auch für grössere Schiffe brauchbar, iſt das ganze Jahr durch ſicher; nur bei heftigem Südweſtwind lässt ſich der Wellenschlag mehr oder weniger fühlen.

Unsere Ankunft erregte grosse Aufregung unter der zahlreichen Bevölkerung, die nur selten mit Händlern direkt in Berührung kommt, und in wenigen Augenblicken sahen wir den ruhigen Wasserspiegel von einer Menge grösserer und kleinerer Canos bedeckt, die alle auf unsern Schooner zueilten, und deren Insassen zu meiner Verwunderung ohne Furcht zu uns an Bord kamen. Auch hier war der Rādja unter den erſten Besuchern; nachdem ich ihm den Zweck meines Herkommens mitgetheilt, machte ich mit ihm sogleich eine Uebereinkunft rückſichtlich der Unterbringung meiner Jäger und so konnte ich am folgenden Tage meine Untersuchungen aufnehmen, wurde jedoch darin auch hier wieder durch regnerisches Wetter, Unpässlichkeit meiner Jäger und Böswilligkeit der Eingeborenen geſtört. Dessenungeachtet war meine Ausbeute nicht gering, zumal auf ornithologischem Gebiete, indem ich mehrere für die Wissenschaft neue Arten erlangte.

Betrachten wir Land und Volk!

Die Schouten-Inseln (Mysore D. d'U; Mysory of Schouten D. v. H; Willem Schouten of Mysole M. und B.) wurden am 22. Juli 1616 durch den berühmten niederländischen Seefahrer Willem Schouten entdeckt; 1699 sah ſie Dampierre, welcher an der Nordküſte entlangsegelte; 1704 wurden ſie durch Niederländer, 1791 durch Mac-Cluer, 1793 durch d'Entrecasteaux, 1823 durch Duperrey und 1827 durch Dumont d'Urville erblickt. Ob dieselben aus einer grossen Insel beſtehen, wie man ſie auf manchen Karten vorgeſtellt findet, oder aus drei kleineren, durch sehr schmale und seichte Kanäle getrennte Eilande wurde mir nicht deutlich. Die Aussagen der Eingeborenen, welche ich darüber frug, waren so unbeſtimmt, dass ich zu keiner Meinung darüber kommen konnte. Die Längenaxe der zwischen 0° 8′ und 1° 7′ 5″ S. B. und 135° 19′ und 136° 16′ O. L. liegenden Inseln geht von Südoſt nach Nordweſt; ihre Länge beträgt 16 und die grösste Breite 5 geographische Meilen. Die Entfernung von Nufoor bis Korrido beläuft ſich auf $31\frac{1}{2}$ Meile.

Schouten-Insel, oder wenn man will, die Gruppe beſteht aus den Diſtrikten oder Inseln Soëk, Biak und Meossoir und aus 12 kleineren Eilanden, wovon Nehki, Rahni, Susi, Meopondi und Massiai die bedeutendſten ſind. Die ganze Gruppe bildet ein unregelmässiges Parallelogram, dessen nordwärtsgekehrte Spitze durch Meossoir, die Weſtecke durch Soëk und die Oſtecke durch Biak gebildet wird.

Soëk, (het hooge Eylandt in zee W; Soö F; Swok C; Soëk B.; — wir betrachten die Hauptmasse vorläufig als aus drei grösseren Eilanden beſtehend — nur wenig kleiner wie Biak, iſt Gebirgsland, dessen höchſte Kuppe, der gegenüber unserm Ankerplatze liegende 1500 Fuss hohe Sipiori (Mont Schouten bei D. d'U.) als höchſter Punkt überhaupt zu betrachten iſt. Ziemlich ſteil meerwärts abſtürzend, läuft sein scharf gezähnter Grat in einer mit der Längsaxe ziemlich paralellen Richtung. Eine sehr schmale, ſich längs der Küſte hinziehende, grösstentheils aus ertrunkenem Land beſtehende Fläche breitet ſich an seinem Fusse aus. Die südöſtliche Ecke der Insel führt den Namen Imbirri, die Nordweſtecke (Kap Savedra bei D. d'U; Kap de Goode Hoop bei B.) heisst Iwōni-eswari.

Eine Anzahl von Flüsschen und Bächen, welche herrliches Trinkwasser liefern, ſtürzen ſich vom Gebirge ins Meer; einer der bedeutendſten darunter iſt der Warkmāni, dessen Mündung ſich gegenüber unserm Ankerplatz befindet. Seine Breite beträgt nur wenige Ellen.

Soëk iſt vertheilt in die Landschaften Korrido und Soëk, erſtgenannte auf dem öſtlichen, letztgenannte auf dem weſtlichen Theil der Insel liegend. Beide werden durch einen den Titel Rādja führenden Korāno unter Beihilfe eines Singādji regiert. Die Bevölkerung wohnt in 12 Dörfern, welche alle, mit Ausnahme eines einzigen, längs der Südoſtküſte liegen. Unter Korrido gehören weſtlich anfangend die Dörfer:

Warĕfǫndi mit 7 Häusern,
Găbău » 13 »
Umässĭr » 17 »
Awawiābi » 9 »

Găbău, der Wohnort des Radja, und Umässir der des Singādji ſind die beiden in unserer Nähe liegenden Dörfer. Gegenüber dem Hause des Singādji, welches ebenso wie die übrigen, in's Meer gebaut iſt, ſteht an dem Ufer unter einer alten Casuarine der das Landeswappen tragende Pfahl, von welchem früher Rede war. Die Rhede von Gabau, gewöhnlich Rhede von Korrido genannt, iſt der einzige Anker- und Handelsplatz der ganzen Gruppe und als solcher zum neutralen Gebiete erklärt, worauf es Jedermann ohne Unterschied

erlaubt iſt frei Handel zu treiben, möchten auch nöch soviele Streitigkeiten und Fehden unter der Bevölkerung beſtehen.

Zu Soëk gehören die Dörfer:

Ohdo	mit	6	Häusern,
Wamrai	»	9	»
Sauin	»	8	»
Mandōsi	»	10	»
Kané	»	6	»
Undökwei	»	4	»
Wansäwär	»	7	» und
Wumbohri	»	5	»

Die beiden Häuptlinge, der Rādja und Singādji, wohnen zu Ohdo und Mandōsi.

Biak ('t vlakke-Land W) iſt nur auf seinem weſtlichen Theile gebirgig, der daselbſt ſich erhebende Hügelrücken erreicht eine Höhe von circa 800 Fuss. Oſtwärts senkt ſich derselbe allmählig zur Fläche nieder, welche den übrigen und zwar grössten Theil von Biak einnimmt, und wovon die Padeaido-Gruppe als eine verbröckelte Verlängerung betrachtet werden kann. Die Bäche ſind hier ebenso unbedeutende Rinnsale wie auf Soëk; der Wando auf der Südoſt- und der Korem auf der Nordoſtküſte wurden mir als die bedeutenſten darunter genannt. Nachfolgende Dörfer trifft man der Küſte entlang an: Längs der Nordküſte: Manuoor, Warsa, Duaar, Soor, Wahri und Korem. Längs der Südoſtküſte: Wadëwu, Saba, Pampëret, Bosnik, Suria, Padoa, Samböri, Wardo, Opūn, Sopen, Mamäribo und Mamender. Durch den Sultan von Tidōrë angeſtellte Häuptlinge gibt es hier keine; jedes Dorf ſteht unter einem nach freier Wahl gewählten Häuptling.

Der dritte Diſtrikt.

Meossoir, welcher Name gewöhnlich wie Mesoir ausgesprochen wird, woraus denn auch die verketzerten Namen Mesory, Mysore und Mysole entſtanden ſind und die man bald auf die ganze Gruppe, bald wieder auf die in Rede ſtehende Insel anwendet, iſt flach und unbewohnt. Dies iſt auch der Fall mit den kleinen Inseln, wovon die hauptsächlichſten, Nehki und Kahni, die Rhede von Korrido an der Süd- und Südweſtküſte abschliessen.

Nordweſtlich von Soëk liegen endlich noch zwei kleine unbewohnte Eilande, **Mefiak**, ('t Heuveltjes Eylandt W; Providence D. d'U. und C; Eiland der voorzienigheid D. v. H.) und **Meoskurur**, das erſte auf 18, das letzte auf 30 Seemeilen Entfernung. Nach den

mir gewordenen Berichten kann man die Bevölkerungszahl aller Inseln auf 7000 Seelen schätzen, von welchen 4000 auf Biak kommen.

Auch die Bewohner der Schouten-Inseln gehören zum nuforischen Stamme und unterscheiden ſich in Sprache, Sitten und Gewohnheiten nicht wesentlich von den Doresen. Weniger mit Händlern in Berührung kommend, ſind ſie in einem primitiveren Zuſtand geblieben und erfreuen ſich, was Gemüthsart betrifft, keines besonderen Rufes. Zumal die Biaker wurden mir schon zu Ternātĕ als sehr grausam und wild geschildert und der Rādja von Korrido selbſt rieth mir ab, Jäger nach Biak zu senden, wie ich dies Anfangs Willens war. Wiederholte Male kamen Biak'sche Prauen längs Bord unseres Schiffes, Tripang, Schildkröten und Sago als Handelsartikel mitbringend, und jedesmal fiel mir der wilde Ausdruck der Ankömmlinge auf. Doch auch hier zu Korrido wurde meine Geduld auf manche harte Probe geſtellt, ungeachtet ich einen Empfehlungsbrief des Sultans von Ternātĕ an alle Häuptlinge dieses Theils von Neu-Guinea mit mir führte, und zweimal musste ich ernſthafte Massregeln ergreifen. Da die Bewohner Handelsartikel von geringer Qualität gegen ziemlich hohe Preise anboten, weigerte ſich natürlich der Schiffskapitän etwas davon zu erſtehen. Hierüber erzürnt, versperrten einige der Missvergnügteſten aus Gabau die Mündung des Flüsschens Warkmani, woraus wir täglich unsern Bedarf an Trinkwasser nahmen, und zugleich kamen meine Jäger eines Tages mit der Nachricht an Bord zurück, man hätte ihnen verboten auf dem Grundgebiete von Umässir zu schiessen, und es wären, um dies zu verhindern, Fussangeln gelegt worden. Ohne Aufschub lies ich hierauf die Bewohner der beiden Dörfer benachrichtigen, dass die Versperrung noch am selbigen Tage aufgeräumt werden müsste und ich blutige Rache nehmen würde, wenn einem meiner Jäger etwas zu Leide geschähe. Einige scharfe Kanonenschüsse, welche ich in den die Dörfer umringenden Wald abfeuern liess, verliehen dieser Drohung die nöthige Kraft, und mein Vorgehen hatte denn auch zur Folge, dass meinem Verlangen sofort entsprochen wurde. Jedoch blieb von nun an unser Verhältniss zur Bevölkerung ein ziemlich gespanntes und hörte der Handel gänzlich auf. Zur Vorsorge blieben inzwischen die Kanonen als ultima ratio ſtets scharf geladen.

Höchſt läſtig und zeitraubend iſt übrigens dass Handeltreiben mit diesem Volke, und es gehört wirklich eine unerschöpfliche Geduld dazu. Es kommt z. B. ein Cano an's Schiff mit 10 Eingeborenen (worunter öfters Kinder von 2 und 3 Jahren); als einzige Fracht haben ſie einen Korb Tripang von 20 Pfund eine Waare, die an

Ort und Stelle den Werth von $^1/_2$ Gulden hat. Nachdem der Tripang an Deck gebracht iſt, ſtellt der Eigenthümer seine Forderung, von der wir, was übrigens selten vorkommt, annehmen wollen, dass ſie dem Werthe entspricht und also für den Händler annehmbar iſt. Man muss nun nicht denken, dass damit der Kauf geschlossen iſt; nein, denn nun erſt nehmen die Pourparlers ihren Anfang, und der Eigenthümer des Tripang fragt jeden seiner mitgekommenen Freunde, wie er über den Verkauf denkt. Diese, wenn ſie auch gleich nicht ein Stückchen der Waare zu beanspruchen haben, finden dann in den meiſten Fällen den geſtellten Preis zu gering und rathen, denselben zu erhöhen, und so fängt man nun von Neuem an zu dingen. Iſt man endlich nach langem Hin- und Hergeschwätz einig geworden und hat der Verkäufer den bedungenen Gegenſtand, ein Messer, ein Stück Kupferdraht u. s. w. empfangen, so wird derselbe von Allen genau untersucht und bei dem mindeſten, öfters nur in der Idee beſtehenden Fehler zurückgewiesen, und dies geschieht nun solange, bis endlich ein Stück gefunden wird, welches den Beifall Aller findet. Weigert ſich dagegen der Händler wegen geringer Qualität der Waare oder anderer Ursachen halber dieselbe zu nehmen, so nimmt dies der Eigenthümer höchſt übel, lässt ſich jedoch dadurch nicht abschrecken, täglich mit derselben Waare wieder an Bord zu kommen und ſie für denselben Preis aufs Neue anzubieten. Beim Einkauf von Tripang muss man ausserdem gut nachsehen, da viele Tripangfischer betrügerischer Weise die Bauchhöhle der Thiere mit Sand und Steinen auszufüllen pflegen, um auf die Weise mehr Gewicht zu bekommen.

Im Allgemeinen ſind die Häuser besser gebaut und weniger baufällig wie zu Dorej und Nufoor; manche davon kann man wirklich colossal nennen und diese dienen denn auch vielen Familien zum Aufenthalte. Zumal hier fiel mir die Aehnlichkeit des Daches mit dem Deckſtück des Panzers einer Schildkröte in die Augen. In den von mir besuchten Dörfern traf ich ähnliche Gebäude an wie das Rumslam zu Dorej, freilich in kleinerem Massſtab und nur wenig mit Schnitzwerk verziert. Dieselben ſtehen hier unter Aufſicht von alten Weibern und dienen zum nächtlichen Aufenthalt für Jünglinge, welche daselbſt in die Geheimnisse des Priap eingeweiht werden.

Jagd und Fischfang iſt Hauptbeschäftigung; Landbau wird nur in geringem Masse betrieben und beschränkt ſich auf das Anpflanzen von Erdfrüchten, wenig Reis, etwas Zuckerrohr, Gerſte und Bohnen. Kokosnüsse werden unreif gegessen, wesshalb reife Früchte, welche einen ziemlich hohen Preis haben, schwer zu bekommen ſind. Da das Produkt

des Landbaus für die Consumtion nicht hinreichend ist, so tauschen die Bewohner das Fehlende zu Ansus und Nufoor meistens gegen getrocknete Fische ein.

Der vegetabilische Reichthum ist übrigens unerschöpflich, das ganze Land liegt in dem Schatten einer üppigen Pflanzendecke begraben. Der salzige, die Grenze zwischen Land und Meer bildende Boden längs der Südwestküste ist mit einem Gürtel von Rhyzophoren bewachsen, zwischen deren bogenförmigen Wurzeln auch keine Handbreit trockenen Bodens zu bemerken ist. Eine sumpfige, stark auf die Geruchsnerven wirkende Luft warnt den Besucher, nicht allzulange in diesen Strandwäldchen zu verbleiben. Tiefe Stille herrscht zur Fluthzeit unter den kleinen, mit hellgrünem Laub gezierten Stämmen während man zur Ebbezeit vielfältige Töne von Thieren ausgehen hört, welche in dem nun bloss liegenden Schlamm leben und sich bewegen. Jeden Augenblick vernimmt man knackende Töne, welche ein kleiner Krebs hervorbringt, und sieht bunte lebhaft gefärbte Krabben an Wurzeln und Zweigen der Rhyzophoren hin und her laufen. Das dem Auge schwarz erscheinende, dabei aber helle mit faulenden Pflanzentheilen gesättigte Wasser ist ein beliebter Aufenthalt der Krokodile, welche darin in Menge gefunden werden, und deren Ruhe nur selten gestört wird. Die Eingeborenen machen nur dann auf die Thiere Jagd, wenn diese sich erlaubt haben einen Dorfgenossen zu verzehren. In diesem Falle muss der Missethäter, der leicht zu erforschen ist, da jeder Kaiman sein eigenes Gebiet besitzt, worin er keinen andern Nebenbuhler duldet, seine extravagante Gourmandise mit dem Tode büssen und wird sein Schädel zwischen die Aeste eines amMeeresufer stehenden Baumes aufgestellt, als abschreckendes Beispiel für seine Vettern und Neffen. Auf den sandigen, bei Ebbe trocken fallenden Plätzen findet man Algen und Polythalamien, auf den Korallenklippen Sertularien, zierlichen Bäumchen ähnlich, deren Berührung brennendes Jucken verursacht. In stehenden Gewässern an der Küste findet man ausserdem noch Sumpfschnecken, zumal Melania und an dem Ufer selbst Melampus-Arten.

Der hinter diesem Sumpfboden liegende Wald besteht aus einer Menge wild ineinandergewachsener Bäume und Gesträuche, worunter viele Pandanen, Bambusae und Filiaceen. Palmen sieht man nur in geringer Zahl, Fruchtbäume keine andern wie Pisang, Lansat, Papája, Pangi (Pangium edule) und Amu (Inocarpus spec.).

Die mir kurz zugemessene Zeit und ungünstige Witterung verhinderten mich, meinen Untersuchungen die Ausbreitung zu geben,

welche ich namentlich auf geologischem Gebiete gewünscht hätte. Die wenigen Thatsachen, welche ich in letzterer Hinsicht sammeln konnte, lieferten den Beweis, dass das Gebirge hauptsächlich aus Tertiärkalk besteht, der hin und wieder mit Thon und Klei-Sandstein abwechselt, während an andern Orten Mergel und Sandstein als Decklage gefunden wird. Mit Ausnahme von Titaneisensand sah ich keine anderen Spuren, welche die Anwesenheit von Metallen kundgaben.

Nachdem ich meine Untersuchungen auf Soëk zu Ende gebracht, würde ich gerne auch Biak besucht haben, wurde jedoch durch wichtige Ursachen davon abgehalten. Ein unbekanntes Fahrwasser, der Mangel eines brauchbaren Ankerplatzes, der wracke Zustand meines Fahrzeuges (es zog 11 Zoll Wasser in der Wache = 4 Stunden), die wilde Gemüthsart der Bewohner und die Gewissheit im Bereich der Naturkunde nichts Neues daselbst finden zu können, waren die Beweggründe welche mich veranlassten, von dieser Reise abzustehen, und so fasste ich den Entschluss wieder seewärts zu gehen und den Bug nach Jappen zu wenden.

Am 3. April verliessen wir bei günstiger Witterung und gutem Wind mit Tagesanbruch die Rhede von Korrido. Südwärts steuernd, passirten wir kurz nach Sonnenuntergang Jappens Westspitze und waren schon am Morgen des folgenden Tages in der Nähe von Ansus, unserm Ankerplatz, konnten jedoch, durch Strom uud Wind zurückgetrieben, erst spät am Abend des 5. Ansus-Bai einlaufen. Wegen der zunehmenden Finsterniss liess ich den Anker auf der Aussenrhede gegenüber dem Regierungspfahl fallen und am folgenden Tage das Schiff auf die Rhede bringen, in deren Nähe einige Dörfer auf dem Wasser standen. Hier traf ich den nach Ternātĕ gehörenden Schooner Macassar an: die erste Begegnung dieser Art während der Reise. Das Anker war kaum in den Boden, als der Rādja, ein Erztrunkenbold wie sich später erwies, sogleich an Bord kam, um mir seine Dienste anzubieten. Auch nun wieder liess ich es mir angelegen sein, ohne Aufschub für Unterbringung meiner Jäger zu sorgen, während ich selbst an Bord blieb, weil ich von da aus die Arbeiten besser dirigiren konnte.

Ansus (Unsus F; Meansu Dalrymphle), der am besten bekannte und am öftesten besuchte Punkt auf Jappen, liegt an der Südküste der Insel unter 1° 45′ S. B. und 142° 52′ O. L. Es ist nicht der Name einer Ansammlung kleiner Inseln, sondern der einer Landschaft und zugleich auch eines daran liegenden Busens, mit welch letzterem wir uns zuerst beschäftigen wollen.

Drei Oeffnungen führen zu demselben, die weſtliche, wodurch die Fearnot einfuhr, bietet bis zur Weſtecke der Insel Jari gerade keinen grossen Raum, indem das Fahrwasser durch zwei von beiden Seiten auslaufende, bei Ebbe grösstentheils trocken fallende Korallenriffe verengert wird. Die mittelſte Oeffnung iſt ganz und gar durch Riffe geschlossen und kann nur mit kleinen Canos befahren werden, während der öſtliche Zugang weit und frei von jeder Gefahr iſt, sowie hinreichende Tiefe selbſt für Raaschiffe hat. Ein ſicherer Ankerplatz wie der auf der Rhede kann nicht gedacht werden. Rundum durch Land eingeschlossen, wird die ſtille, durch Pflanzen-Detritus dunkelbraun gefärbte Wasserfläche niemals durch Wellenschlag in ernſtlicher Weise bewegt. Schade nur, dass kein gutes Trinkwasser zu bekommen iſt. Vor dem Busen liegen die Kuren-Inseln und Manupahsi, an dem Eingang die Inselchen Wondiri, Kawasungi, Besāi, Bombu und Ansus und innerhalb des Busens Nuwono, Ohmo, Kandāri, und Jāri, während das öſtliche Ufer durch die Insel Mairai-swari, das nördliche und weſtliche durch Jappen selbſt gebildet werden.

Die Kuren-Gruppe (Abend- und Evening-Inseln) liegt ohngefähr 1 Meile südsüdöſtlich von Manupahsi und beſteht aus den drei kleinen mit Busch bewachsenen Felsinseln Kuren, Nuwōkri und Karawati. Manupahsi beſteht gänzlich aus Bergland, dessen Spitzen eine Höhe von 800 Fuss erreichen. Wondiri iſt flach und nur durch eine schmale Strasse von Jappen getrennt. Ansus iſt von ähnlicher Beschaffenheit; Jari und Mairai-swari ſind dagegen hügelig, an dem Ufer sumpfig. Auf Jari haben die Bewohner Gärten angelegt. Die übrigen Inseln ſind Klippen von keiner Bedeutung und alle unbewohnt.

Im Hintergrunde des Busens erhebt der breite Rücken des Aruai seinen Gipfel über eine 600 Fuss hohe Hügelkette, zu einer Höhe von ohngefähr 1300 Fuss und soll nach Aussage der Eingeborenen der höchſte Berg auf Jappen sein. Einen düſtern Character hat die Ausſicht auf das Land, welches gleichsam versunken hinter einer dunklen, unmittelbar aus dem ſtillen Wasserspiegel emporſteigenden Wand von Rhyzophoren und gehüllt in das einförmige Grün seines Pflanzenkleides, nur hin und wieder an den ſteilen Bergſtürzen die Farbe des Bodens zeigt, welcher aus rothem Mergel zu beſtehen scheint.

Tief verborgen im Innern des Busens liegen nahe beieinander mehrere Dörfer, deren Häuser ſich als dunkle Flecken von dem hellen Wasserspiegel abheben. Sie heissen von Weſt nach Oſt zählend:

Imbiri mit 2 Häusern und 30 Einwohnern,
Aiomi » 4 » » 60 »

Wisai	mit	2	Häusern	und	40	Einwohnern,
Wosiri	»	2	»	»	20	»
Oöpi	»	2	»	»	40	»
Orawai	»	2	»	»	30	»
Rauwĕwai	»	5	»	»	80	»
Rauwĕwa	»	3	»	»	60	»
Mai	»	3	»	»	50	»
Rumsări	»	4	»	»	70	»

was eine Gesammtbevölkerung von 500 Seelen ergibt. Zu Aiomi wohnt der Rādja und dort logirten meine Jäger; Rauwĕwa iſt der Sitz eines Singadji, und Rumsări der eines Major.

Betrachten wir nun die Insel selbſt.

Jappen ('t lange-hooge-Eylandt W; Ile Jobie D. d'U; Langland of Jobie D. v. H; Jobie of Jappen C; Jappen of Jobi B.), die gröſte Insel des Geelvink-Busens entdeckt am 17. Juli 1616 durch Willem Schouten, wurde 1705 durch die Engländer erkannt, 1827 durch Dumont d'Urville etwas näher untersucht. Es liegt unter 1^0 36′ und 1^0 56′ 30″ S. B. und 135^0 28′ 7″ und 136^0 58′ O. L., hat eine Länge von 21 und in seiner grössten Breite von $23^2/_3$ geographischen Meilen; seine Hauptrichtung läuft von Oſt nach Weſt, und die Entfernung von Korrido bis an die Weſtecke der Insel beträgt 50 Seemeilen. Der Name Jappen iſt der einzig richtige, bei der Bevölkerung bekannte, während Jobi, wie wir später sehen werden, nur der Name eines an der Nordküſte liegenden Diſtriktes iſt. Während die Nordküſte, längs welcher wir auf unserer Reise nach der Humboldt-Bai im Jahre 1858 dicht entlang segelten, überall ziemlich ſteil seewärts abſtürzt und keine brauchbaren Ankerplätze hat, trifft man längs der weniger unwirthbaren Südküſte hin und wieder flaches Vorland an. Die Hauptbergkette läuft parallel mit der Längenaxe an der Nordküſte hin, und ihre durchschnittliche Höhe beträgt 1000 Fuss; eine zweite, damit in Verbindung ſtehende, an vielen Stellen von Thälern durchschnittene Kette zieht der Südküſte entlang und fällt seewärts ziemlich sanft ab. Aus ihr erheben ſich die höchſten Bergspitzen, der Kakai in der Nähe der Weſtecke der Aruai und der Jobi auf dem öſtlichen Theil der Insel. Der erſt- und letztgenannte erreichen nach Schätzung eine Höhe von 1200 Fuss.

In diesen zerbröckelten Hügelzug schneiden drei Busen ein, die von Aruai, Ansus und Ambai, wovon die beiden letzteren tief ins Land eindringen und vortreffliche Ankerplätze bieten, wesshalb ſie denn auch schon seit undenklicher Zeit Hauptſtation für den Handel geworden ſind.

Jappens Weſtspitze führt den Namen Marăm, die Oſtspitze wird Rambawi geheissen. Eine Masse von Flüsschen und Bächen, welche alle sehr unbedeutend ſind, ergiessen ſich ins Meer. Man findet ſie grössentheils an der Südküſte. Die hauptsächlichſten darunter ſind der Wewi und Werăwǫr, welche beide auf dem Kakai entspringen. Eine Menge kleiner Inseln liegt an der Südküſte; ſie ſind alle unbewohnt und nicht von Bedeutung.

Jappen iſt in acht Landschaften vertheilt; davon liegen, an der Weſtspitze angefangen, Angaar, Auek und Jobi auf der Nord-, Aruai, Wooi, Ansus, Serui und Ambai auf der Südküſte. Auf der unwirthbaren Nordküſte wohnt die Bevölkerung, mit Ausnahme derjenigen des Dorfes Jobi, hauptsächlich im Innern des Landes weit und breit zerſtreut. Man ſieht hier kein Haus auf dem Lande, kein Cano im Meer, überhaupt nirgends eine Spur, nirgends ein Zeichen, welches die Anwesenheit menschlicher Bewohner verräth. Ein Gleiches iſt auf der Südküſte mit den Landschaften Aruai und Wooi der Fall, während in den übrigen die Häuser zu Dörfern vereinigt an der Küſte liegen, mehr oder weniger in Buchten und hinter Inseln verborgen, und man öfters Canos in der Nähe der Küſte auf dem Meere hin- und herfahren ſieht.

Die Dörfer der Landschaft Ansus kennen wir schon; in der Landschaft Serui liegen:

Kanāwa	mit	3	Häusern	und	60	Einwohnern,
Mandem	»	5	»	»	100	»
Numbĕri	»	8	»	»	150	»
Awa	»	4	»	»	70	»
Upuja	»	2	»	»	40	»
Bonai	»	5	»	»	100	»

eine Gesammtzahl von ohngefähr 500 Seelen bildend. Endlich findet man in der Landschaft Ambai die Dörfer:

Uropĕdai	mit	5	Häusern	und	160	Einwohnern,	
Sono	»	2	»	»	40	»	
Owa	»	4	»	»	80	»	
Bidiau	»	6	»	»	120	»	
Jowĭri	»	3	»	»	60	»	
Djauwairi	»	10	»	»	200	»	und
Manāwi	»	9	»	»	180	»	

zusammen also 700 Einwohnern.

Das Dorf Jobi auf der Nordküſte zählt 8 Häuser mit 140 Seelen. Stellen wir nun die Anzahl der Bewohner der übrigen Diſtrikte und

die der im Innern zerſtreut wohnenden auf 800, so erhalten wir als Endziffer für die ganze Bevölkerunng von Jappen eine Gesammtsumme von 10,000 Bewohnern.

Die Bewohner gehören nicht zum nufoorischen Stamme, unterscheiden ſich jedoch wenig von den Doresen; Aeusseres, Sitten, Gewohnheiten, Waffen und Zierraten ſind so ziemlich dieselben. Nur was die Behandlung der Leichen betrifft, findet man hier einen Unterschied, denn hier werden dieselben nicht beſtattet, sondern, nachdem man ſie zuvor eine gewisse Zeit lang fortwährend mit Wasser bespült, nach einem dafür beſtimmten Fleck im Walde gebracht (zu Ansus auf der Nordspitze von Jari) und daselbſt auf Horden, die zwischen den Aeſten von Bäumen befeſtigt ſind, niedergelegt. Nachdem im Verlauf der Zeit die weichen Theile in Fäulniss übergegangen, werden die Knochen gesammelt und in Felshöhlungen am Meere beigesetzt, wobei man ſie symmetrisch ordnet. Für Ansus dient Manupahsi als Beisetzungsort. Im öſtlichen Theile der Insel beſteht jedoch noch ein anderer Gebrauch. Dort nämlich bringt man die Leichen in ſitzender Haltung mit in die Höhe gezogenen Knien auf einen Roſt worunter einige Tage lang ſtark gefeuert wird. Iſt die Leiche durch dieses Verfahren so ziemlich trocken geworden, so setzt man ſie in die ein oder andere Ecke des Hauses hin, wobei einige Ceremonien ſtattfinden. Tritt nun später Fäulniss ein, so wird mit derselben so verfahren, wie soeben erzählt.

Die Sprache, welche auf Jappen gesprochen wird, iſt eine andere wie die nufoorische; die kleine, hinten angefügte Wörterliſte möge zur Vergleichung dienen.

Der Busen von Ansus iſt der einzige Punkt, welcher Jahr aus Jahr ein regelmässig durch Händler besucht wird. Seltener iſt dies der Fall mit dem Busen von Ambai und mit den Ankerplätzen unter der Küſte von Serui und Auek, woselbſt die Bevölkerung wegen ihrer grausamen und verrätherischen Art berüchtigt iſt. Gleichwie die Rhede von Korrido iſt auch der Busen von Ansus ein neutraler Ort, wo Freund und Feind einander friedlich begegnen. Ausser Schildkrot, Tripang und Massoi ſind Paradiesvögel, lebende Krontauben (Goura victoriae), Sago und Baumöl die Hauptausfuhrartikel. Die Krontauben kauft man das Paar zu einem Gulden und kann man dieselben zu Ternate leicht zu zehn Gulden per Stück an den Mann bringen. Sago, welcher in ziemlicher Menge erzeugt wird, bildet einen Haupthandelsartikel, zumal mit den Bewohnern der gegenüberliegenden Küſte und der in der Nähe liegenden Inseln. Das Baumöl, welches nur in

geringer Menge auf den Markt kommt, ist ein vegetabilisches Fett, das aus dem Stamme des Sri-Baumes fliesst und sehr scharf ist. Die Papuas gebrauchen dasselbe, um den Kopf damit zu beschmieren, wodurch sie das Ungeziefer tödten, womit sie alle in Ueberfluss versehen sind.

Auch die Bewohner von Jappen sind im Handel sehr bei der Hand und nicht leicht übers Ohr zu hauen und selten glückt es einen Kauf zu schliessen, wie er mir an einem gewissen Tage gelang. Ein alter Mann kommt mit 10 Ananas an Bord, da ich jedoch nur eine davon kaufen wollte, bot ich ihm vergeblich erst ein paar weisse Glasperlen und hierauf eine leere Weinflasche als Tauschobjekt an. Als ich aber hierauf Glasperlen und Flasche zusammen anbot, gab mir der arme Teufel auf der Stelle statt einer sieben Stück seiner Ananas.

Die Strandbevölkerung, welche hauptsächlich Handel treibt, ist übrigens faul und indolent und lebt grösstentheils auf Kosten der im Innern wohnenden, die niemals den Strand besucht und deshalb auch nimmer mit Händlern in Berührung kommt. Nimmt man etwas Landbau aus, so bildet Jagd und Fischfang die Hauptbeschäftigung. Das Meer ist das Element, worauf die Eingeborenen sich am liebsten bewegen, und es vergeht keine Stunde des Tages, wo man nicht Prauen auf dem Wasser sieht. Männer, Weiber und Kinder sind darum auch im Rudern und Schwimmen Meister. Fischfang wird täglich getrieben, doch Tripang wird nur in den Monaten November bis Januar vor dem Beginn der Handelssaison gesammelt.

Männer und Frauen sind grosse Liebhaber von Tabak, doch leider noch mehr von Spirituosen, die sie aus dem Safte der Kokos- und Woka-Palme zu bereiten verstehen. Die Bewohner des Innern, durch die Händler Alfuren genannt, leben noch in vollkommenem Naturzustand, unterscheiden sich jedoch im Aeusseren nicht von den Strandbewohnern. Sie hausen zerstreut in elenden Hütten, welche sie in den Aesten der höchsten Bäume 40—60 Fuss über dem Boden anlegen, um hierdurch von den Stichen der tausend geflügelten Quälgeister, welche in dem Walde unten am Boden leben, befreit zu sein. Das sogenannte Kopfabschneiden (Koppensnellen), welches die Strandbewohner, wenn sich die Gelegenheit darbietet, auch wohl noch zu thun pflegen, ist bei ihnen noch sehr im Schwang, ebenso dass Essen von Menschenfleisch. Während meines Aufenthaltes zu Ansus lag die nach Ternate gehörende Bark Mastora vor Auek geankert, worauf sich zwei in Diensten eines Beamten zu Gorontalo stehende Jäger befanden. Drei Tage vor meiner Abreise bekam ich die Nach-

richt, dass einer dieser Jäger (ein eingeborener Chriſt von Menado) ermordet worden, und bat mich deshalb der Rādja dringend, die meinigen zurückzurufen, welche ich vor einigen Tagen erſt nach dem Innern geschickt hatte. Mit Grund glaubte ich diesem Ansuchen Gehör geben zu müssen, und auch hier wurde mir das Glück zu Theil, dass während meiner Anwesenheit nicht der mindeſte Conflict zwischen meinem Personal und den Eingeborenen ſtattfand.

Meine Jäger hatten ihre Zeit übrigens gut benutzt; ſie kamen hier auf ein neues Terrain, und ich wurde in meiner Erwartung, auf einer Insel, so gross wie Jappen, eine reiche Fauna anzutreffen, nicht betrogen. Uebrigens war die Gelegenheit zum Jagen und Sammeln gerade nicht günſtig. In einem frei über dem Wasser ſtehenden Hause logirend, hatten die Jäger Canos nöthig, um nach dem Jagdterrain zu kommen, welches hier auf ziemlichen Abſtand von dem sumpfigen Ufer lag. Da nun ausserdem noch unsere papuischen Freunde nichts vom Frühaufſtehen hielten, so kamen dieselben selten vor 8 Uhr zum Aufbruch, also ziemlich spät für eine Tropengegend, wo während der heissen Stunden des Tages nicht viel zu schiessen iſt. Dazu kam, dass schwere Regengüsse, welche während 25 Tagen mit kurzen Zwischenräumen fielen, den lehmartigen, humusreichen Boden so durchweicht und in einen breiartigen Schlamm verändert hatten, dass an vielen Plätzen kaum durchzukommen war.

Zeigen die von uns schon besuchten Inseln, was ihre Fauna betrifft, nur wenig Unterschied mit Neu-Guinea selbſt, so iſt die Uebereinſtimmung zwischen diesem Lande und Jappen noch grösser; doch fehlen hier einzelne Geschlechter und Arten, die auf der feſten Küſte angetroffen werden, während man umgekehrt andere antrifft, die ausschliesslich auf Jappen ihre Heimat haben.

Nach der Rückkehr meiner Jäger aus dem Innern machten wir uns zur Abreise fertig, verliessen an 6. Mai kurz vor Sonnenaufgang unsern Ankerplatz und ſteuerten, in See gekommen, weſtwärts gerade auf Meosnum los, nach dessen blauen Bergen ich von Nufoor so oft mit sehnsüchtigem Verlangen ausgesehen. Obschon wenige Meilen von Jappens Weſtspitze entfernt, kamen wir erſt am andern Tage gegen Mittag unter der Nordoſtspitze der Insel auf einem Platz vor Anker, welcher kaum einigen Schutz bot. Deshalb ſteuerte ich unter Kleinsegel dicht der Küſte entlang nach einer ohngefähr 4 Meilen weiter weſtlich liegenden Oeffnung, dem Eingang einer tiefen Bucht, wie ſich bei unserer Annäherung auswies. Dort liess ich den Anker fallen.

Lieferte Jappen ziemlich viel Stoff für diesen Reisebericht, so ist dies mit der Insel wo wir uns nun befinden, gerade umgekehrt. Es ist wenig über sie zu sagen, weil sie erstens unbewohnt und zweitens ihre Fauna und Flora mit wenigen Ausnahmen mit der von Jappen identisch ist. Ein kurzer Abriss wird desshalb genügend sein.

Meosnum (Bültig, — Eylandt W; Ile Bültig D. d'U; Eiland Bultig D. v. H; Misnom C; Misnomin M. und B.) liegt zwischen 1° 32′ und 1° 35′ S. B. und 135° 10′ und 135° 20′ O. L., hat eine Längenausdehnung von $1^1/_2$ und in seiner grössten Breite von $^1/_2$ geographischen Meile, läuft in einer Richtung von Ost nach West und liegt von Kap Marăm, Jappens Westspitze, $12^1/_2$ und von Dorej $74^1/_2$ entfernt. Mit dem vollsten Recht trägt die Insel den durch die Niederländer 1705 gegebenen Namen «buckelige Insel», denn die ganze Oberfläche ist eine Verkettung von Berg und Thal, und ich glaube nicht, dass man eine Quadratruthe flachen Boden daselbst antrifft. Die Höhe der meistens steil seewärts abstürzenden Berge variirt zwischen 3 und 700 Fuss. Eine Menge von Bächen und Quellen, welche alle ausgezeichnetes Trinkwasser liefern, stürzt sich in die See. Ein ausgebreitetes Korallenriff umschliesst Meosnum an drei Seiten und hindert das Einlaufen grösserer Fahrzeuge; nur an der Nordküste ist gutes Fahrwasser, und man kann daselbst in mehreren tiefen Busen ankern. Diese liegen nebeneinander und sind bei den Bewohnern der festen Küste unter dem Namen Kawauwi für die östliche, Kumrai für die mittlere und Papiai für die westliche Bucht bekannt. Erstgenannte, worin wir lagen, nenne ich zur Erinnerung an unsern Aufenthalt Fearnot-Bucht. An ihrer Oeffnung hat sie eine Breite von 1500 und sie schneidet 2000 Ellen landeinwärts. Unser Ankerplatz auf 15 Faden Sandgrund am nordöstlichen Theile, ohngefähr $1^1/_2$ Kabellänge von der Küste ist vorzüglich. Zum Erkennungspunkt dient ein auf dem Hintergrund liegender, nach Schätzung 700 Fuss hoher Berg, der sich durch seinen scharf zulaufenden Gipfel von den rundum liegenden Höhen, die alle mehr oder weniger domförmig zulaufen, abhebt. Die Westecke der Insel trägt den Namen Pioa, die Ostecke heisst Woai; in der Nähe der letztgenannten liegen die Inselchen Onokăwai, Senemăne und Jamări (Les soeurs D. d'U.); ein paar andere (Les frères D. d'U.) liegen an der Ostspitze.

Auch Meosnum ist ungeachtet seines steinigen Bodens üppig bewachsen. Zum ersten Male erblickte ich hier auf dem Felsenufer schlanke Palmen (Corypha sylvestris), die ihre zierlichen gelblichen Wipfel zwischen dem dunkelgrünen Blättergewölbe hervorstreck-

ten, sowie eine Casuarina, deren Aeſte, Trauerweiden ähnlich, nach unten hängen. In früheren Jahren hielten ſich einige Bewohner hier auf, die ſich in der Bucht von Papiai niedergelassen. Welches nun die Ursache war, dass diese Niederlassung zu Grunde ging und die Insel verlassen wurde, blieb mir unbekannt. Gegenwärtig wird es nur dann und wann durch die Umwohner besucht, theils von Tripang-Fischern, theils von mordluſtigen Menschenräubern.

Was mir von Thieren zu Geſicht kam, will zwar nicht viel sagen, iſt jedoch hinreichend, um ein Urtheil über die Fauna fällen zu können, die ganz meiner Erwartung entsprach, dass ich hier nichts Anderes finden würde, als alte Bekannte von Jappen.

Hiermit hätte ich meine Leser mit den im Geelvink-Busen liegenden Inseln bekannt gemacht, theils nach eigenen Untersuchungen, theils nach glaubwürdigen Berichten Die vielen kleinen Inseln selbſt zu besuchen war unthunlich und hielt ich es auch für unnöthig, da ihr Flächeninhalt viel zu gering iſt und ſie viel zu nahe bei der Küſte liegen als dass man Grund hätte zu erwarten, in der Fauna neue Entdeckungen zu machen. Dessenungeachtet würde ich meine Reise in dem Busen noch nicht beendigt haben, wäre ich nicht durch den wracken Zuſtand meines Fahrzeuges dazu gezwungen worden. Ich liess deshalb Alles für die Zurückreise nach Dorej in Bereitschaft setzen, musste jedoch noch einige Tage lang auf günſtigen Wind wartend liegen bleiben. Erſt am Morgen des 29. April glückte es aus der Bucht zu kommen und Meosnum zu verlassen. Wir kamen am 30. an der Südküſte von Manaswari und am folgenden Tage vor Mansinam vor Anker. Mich gleich nach Ankunft ins Dorf begebend, fand ich daselbſt nur Greise, Frauen und Kinder anwesend; die Jünglinge und Männer hatten ſich wie gewöhnlich jährlich auf die Reise nach Amberbaken zum Einkaufen von Lebensbedürfnissen, Tabak und Paradiesvögeln begeben. Hierdurch herrschte eine Stille in dem Orte, welche ſtark mit dem lebhaften Treiben contraſtirte, welches der Platz zur Zeit unserer Ankunft im Januar bot. Da mein Aufenthalt triftiger Gründe halber nur von kurzer Dauer sein konnte, benutzte ich die mir kurz zugemessene Zeit zu einem Ausflug nach Andai, einem ohngefähr 11 Meilen südlich von Mansinam gelegenen Platz, wohin ich schon bald nach meiner Ankunft ein paar meiner Jäger dirigirt hatte. Der zu Mansinam wohnende Missionär Geissler ſtellte seine Prau und Ruderer zu diesem Ausflug zur Dispoſition,

indem er den Wunsch mich zu begleiten äusserte. So konnten wir am Morgen des 2. Juni die Reise antreten. Um 8 Uhr waren wir, mit günſtiger Strömung rudernd, schon in der Nähe von Raimutu, zwei kleinen, dicht unter Kap Wessendōri liegenden Inselchen in der Nähe des Punktes, bis wohin das Erd- und Seebeben von 1864 seine vernichtende Wirkung ausgeübt hatte. Weil dieses Kap rechtlinig gegenüber Kap Mamōri liegt und das dazwischen liegende Land einen Busen bildet, welchen man die Bucht von Dorej nennen könnte, gaben die Bewohner den beiden Inselchen auch noch die Namen von Klein-Manaswari und Klein-Meosmapi. Ein und dasselbe Riff umschliesst beide. Von der Küſte ſind ſie durch einen untiefen, höchſtens 500 Ellen breiten Kanal getrennt. Eine halbe Stunde später ruderten wir in den Andai-Fluss ein, welcher an seiner Mündung ohngefähr 50 Ellen breit, jedoch sehr untief und durch eine davorliegende Schlammbank geschlossen iſt, worauf bei Nordoſt- und Oſtwind schwere Brandung ſteht. Nachdem wir mit fallendem Wasser ohngefähr 500 Ellen aufwärts gerudert, mussten wir das Kano verlassen, und brachte uns ein in dem Schatten von mittelmässig hohem Wald hinlaufender Pfad nach der kleinen Wohnung des Missionärs Woelders. Mit aufrichtiger Herzlichkeit wurde ich von demselben und seiner Gattin, einer Frieſin, empfangen und brachte in ihrer Gesellschaft einen angenehmen Tag zu. Das aus leichten Materialien roh zusammengeſtellte Wohnhaus liegt am linken Ufer des Flusses an dem Fusse eines ohngefähr 80 Fuss hohen Hügels und iſt von einem Garten umringt, woraus der fleissige Beſitzer nun schon Früchte erntet. Hoher Wald umschliesst diesen ſtillen, freundlichen, in der Wildniss gleichsam verborgen liegenden Ort. Ohngefähr eine Stunde flussaufwärts liegt das kleine arfakische Dorf Andai, dessen Bewohner jedoch in Kurzem auf den in der Nähe der Missionärswohnung liegenden Hügel überzuſiedeln gedenken. Von seinem Gipfel entrollt ſich vor dem Blick eine gebirgige Landschaft, welche in allen Nüancen von Grün schimmert. Niedrig treibende Wolken hängen, einem Vorhange gleich, an der Abdachung der Vorberge des imposanten Arfak, die ſie dann gänzlich dem Blicke entziehen, dann wieder theilweise entschleiern, ohne dass jedoch die Umrisse der abwechselnd in Licht und Schatten gehüllten Bergrücken im Ganzen zu übersehen ſind. Aus dem niedrigen Walde ſteigen dünne Wolkenschleier empor, die ebenso plötzlich verschwinden, wie ſie gekommen ſind. Ueber den Garten mit seiner friedlichen Wohnung hinsehend, bemerken wir mit Vergnügen eine aus der Küche aufſteigende hellblaue Rauchsäule,

welche zu erkennen giebt, dass die fleissige Hausfrau daselbſt beſchäftigt iſt, ein frugales Mahl für ihre hungrigen Gäſte zu bereiten. Der auf kurzen Abſtand wie ein ſilbernes Band längs der Wohnung ſtrömende Fluss, welcher, kaum aus dem Walde getreten gleich darauf wieder unter dem dunklen Blattgewölbe desselben verschwindet, erhebt die Schönheit dieses ländlichen Tableaus.

Ausser 10 Schulkindern fand ich bei Woelders einige Arfaker, worunter auch den Dorfhäuptling. Schon auf den erſten Blick verrieth ihr Aeusseres einen von den Strandbewohnern verschiedenen Stamm. Der Häuptling, ein ſtarker, gut gebauter Mann, erzählte mir während unserer Unterhaltung, er sei befreundet mit einem 5 Tagereisen weit im Innern wohnenden Stamm, Hattam genannt. Auf meine Frage, ob er bereit wäre, mich auf einer Reise zu demselben zu begleiten und zugleich die dafür nöthigen Träger zu liefern, erhielt ich eine zuſtimmende Antwort. Hierbei ſtieg in mir der Gedanke auf, diese günſtige Gelegenheit nicht vorübergehen zu lassen und im folgenden Jahre eine Reise dahin zu unternehmen.

Meine Jäger hatten inzwischen nicht ſtill gesessen, sondern meine Sammlung mit manchem interessanten Gegenſtand bereichert, worunter drei schöne Exemplare von Epimachus magnificus, ein ganz prächtiges Thier, von dessen Schönheit die durch die Eingeborenen präparirten Häute bei Weitem keine Vorſtellung geben.

Nachdem wir einige vergnügte Stunden bei den freundlichen Leuten zugebracht, traten wir Nachmittags nach einem herzlichen Abschied von unserm freundlichen Gaſtherrn und seiner braven Gattin die Rückreise an.

Meine Kampagne konnte ich somit für dieses Jahr als abgelaufen betrachten und deshalb traf ich Anſtalten für die Zurückreise nach Ternate, meinem Standplatz. An eine durchgreifende Reparatur der Fearnot war hier nicht zu denken, und so blieb mir keine andere Wahl, als mit einem Fahrzeug, welches nur durch anhaltendes Pumpen über Wasser gehalten werden konnte, wieder in See zu ſtechen. Am 8. Juni von Dorej absegelnd, bekamen wir auf der Höhe von Pulu Kaki, einige Meilen weſtlich von Kap Mamōri, Weſt-, also Gegenwind, eine seltsame Erscheinung in dieser Zeit des Jahres, kamen jedoch, durch die schwere, mit einer Schnelligkeit von 10 Meilen der Küſte entlang weſtwärts laufende Strömung fortgeschleppt, in beträchtlich kurzer Zeit bis Kap der guten Hoffnung, wurden aber daselbſt bei hellem Himmel unerwartet durch einen Weſtſturm überfallen, welcher uns nöthigte, unsern Cours zu ändern und Schutz unter dem

Wall in der Nähe von Kap Amberbacken zu suchen. Den 12. wieder unter Segel gehend, hatten wir anhaltend mit Gegenwind zu kämpfen, ankerten aufs Neue bei Kap Treeshold und 2 Tage später in der Nähe von Jaksons-Eiland und langten erſt am 17. auf der Rhede von Samäté (Salawatti) an nach einer langweiligen Reise von 9 Tagen. Der Radja, welchen ich 1860 daselbſt getroffen, hatte inzwischen sein Amt niedergelegt, und ein Neffe von ihm, ein junger Mann von kränklichem Aeusseren, war an seine Stelle getreten. Ich wurde auch hier mit gleicher Zuvorkommenheit wie früher aufgenommen. Da ich mir vorgenommen, einige Tage hier zu bleiben, miethete ich ein Fahrzeug, um damit 3 meiner Jäger (die 4 übrigen waren krank) nach Batanta zu schicken, wohin ſie am 27. Juni abreiſten. Doch schon am 4. Juli, früher wie ich gedacht, kamen ſie wieder an Bord zurück. Sie brachten mehrere seltene Vögel mit, worunter Paradisea rubra und die seltene P. Wilsoni in mehreren Exemplaren vertreten waren. Am 5. Juli wieder unter Segel gehend, passirten wir am 6. die Südspitze von Halmahéra und langten am 9. nach einer Abwesenheit von 204 Tagen auf der Rhede von Ternāte an. Gleich am folgenden Tage liess der Eigenthümer den Schooner aufs Trockene holen und untersuchen, wobei ſich herausſtellte, dass wir ihn keine 4 Tage mehr über Wasser hätten halten können.

---

c. Reise über Batjăn nach Andai.

(Nordküste von Neu-Guinea.)

Da diese meine letzte Reise nach Neu-Guinea speciell zum Zweck hatte, einzelne zugängliche Punkte der Küſte dieser grossen Insel zu untersuchen, so bedurfte ich eines Fahrzeugs für die Hin- und Rückreise. Ein solches fand ich in dem kleinen, nach Ternātĕ, gehörenden Schooner Ternātĕ, dessen Eigenthümer, ein Kaufmann, auf dem Punkte ſtand, seine gewöhnliche jährliche Handelsreise über Batjan und Salawatti nach dem Geelvink-Busen anzutreten. Wenngleich das Fahrzeug Manches zu wünschen übrig liess, blieb mir doch keine andere Wahl, und schiffte ich mich am Morgen des 4. Januar 1870 ein. Noch an demselben Tage unter Segel gegangen, waren wir am Abend des 12. in Strasse Herberg, passirten dieselbe am folgenden Tage und langten am 14. auf der Rhede von Batjăn an. Die Batjan-Gruppe bildet, wie schon früher bemerkt, ein kleines, unter holländischer Oberhoheit ſtehendes Sultanat. Sie wird im Oſten

von der Südspitze von Halmahéra getrennt, durch Strasse Patientie, bei den Eingeborenen Dorokussu genannt. Die Bevölkerungsziffer ist im Vergleich zur Ausdehnuug des Bodens nicht nennenswerth; nur einzelne kleine Inseln und die Küste des Haupteilandes sind bewohnt; das Innere des letzteren ist wüste und leer. Die ersten Spuren von Ansiedelung des einen düstern Charakter tragenden Landes findet man in der Strasse Mambuat, wo das Auge durch Hütten, über welche sich Kokospalmen wölben, und bebaute Stückchen Landes erfreut wird. Das Land producirt schönes Holz, Steinkohlen und Gold, die beiden letzteren Artikel jedoch sind von geringer Bedeutung und würden keine Ausbeutung in grossem Massstabe belohnen.

Lieblich ist der Anblick von der Rhede auf das umliegende Land mit seinen in allen Nuancen von Grün geschmückten Thälern und Hügeln, worauf die colossale Masse des an der rechten Seite des Beschauers gleichsam aus dem Meere emporsteigenden Berges Sebéla oder Labua stolz niederblickt. Den höchsten Kamm seines platten, bis oben dick bewaldeten Gipfels schätze ich auf 4500 Fuss. Der Ort an sich selbst hat wenig Ansehen; die erst vor Kurzem gebaute Kirche, das sogenannte Regierungshaus, die Wohnung des Sultans, sowie die Dächer mehrerer Hütten ist Alles, was man von See aus davon sieht. Er besteht aus dem Christendorfe Labūa mit 120 und aus dem mohamedanischen Dorfe Sebēla mit 1100 Seelen. Der gegenwärtige Sultan, welchem ich einen Besuch machte, ist ein junger Mann von einiger Bildung und günstigem Aeusseren. Das kleine Gouvernementsfort Barneveld ist von See aus nicht bemerkbar; es liegt 10 Minuten weit von dem Strande entfernt hinter Labūa, durch üppige Fruchtbäume dem Auge entzogen, in einer sumpfigen Fläche und besteht aus einem gemauerten, 20 Fuss hohen mit Erde aufgefüllten Viereck, auf dessen Oberfläche die Gebäude stehen. Als strategischer Punkt hat es nur geringen Werth und kann in dieser Hinsicht mit dem kleinen Fort zu Dodinga auf Halmahéra auf gleiche Linie gestellt werden, welches in derselben Weise gebaut ist. Ueber dem Thore sind vier Wappenschilder eingemauert, sowie ein Stein mit der Jahreszahl 1615. Unter diesen Wappen fand ich dasselbe, welches sich am Eingang zu Fort Terlōko befindet. 15 javanische Soldaten unter Befehl eines europäischeu Unterofficiers bilden die Garnison. In derselben sumpfigen Fläche nicht weit von dem Fort entfernt, sieht man weiterhin die Räume eines Palais vom vorigen Sultan, das wegen seiner ungesunden Lage in einem Sumpfe verlassen werden musste. Im Ganzen sehen beide Dörfer übrigens ziemlich

verfallen aus und tragen alle Kennzeichen des Rückgangs im materiellen Wohlſtand der Einwohner.

Zur Mittagsſtunde am 16. unter Segel gegangen, wurden wir bei Kap Maringurango von einem fliegenden Sturm aus Südweſt überrascht, der bis zum Abend anhielt und uns am folgenden Tage nochmals in der Nähe der Insel Doworra bei hoher See tüchtig hin und herschüttelte. Erſt am 18. fielen wir mit Sonnenuntergang zu Gané ein, um daselbſt 24 Stunden von den Fatiguen der drei letzten Tage auszuruhen.

Gané iſt der Name eines kleinen Dorfes von ohngefähr 30 Häusern, welche theils auf dem Strande entlang ins Meer gebaut ſind. Es liegt an dem Ufer einer weſtlich von Kap Libobo, Halmahéra's Südspitze, tief ins Land eingreifenden Bai. Sie hat guten Ankergrund, leichten Zugang und liefert gutes Trinkwasser. Zieht man dabei in Erwägung, dass ihre ruhige Wasserfläche niemals durch ſtarken Wellenschlag in Bewegung gebracht wird, so kann man ſich keinen ſicherern Ankerplatz denken. Das Ufer beſteht grösstentheils aus ertrunkenem Land, woraus niedrige Hügelrücken emporſteigen. Hirsche (Cervus moluccensis) ſind in der Umgegend ausserordentlich häufig und das ſtille Wasser des Busens wimmelt von Fischen. Mit dem Schiessen und Fangen dieser Thiere und dem Trocknen ihres Fleisches beſchäftigen ſich die Bewohner sehr fleissig und verschaffen ſich durch den Verkauf dieser in weiten Kreisen sehr beliebten Nahrungsmittel ein gutes Beſtehen. Wie mir der ziemlich gebildete Häuptling verſicherte, werden Jahr aus Jahr ein zwischen 2—3000 Hirsche getödtet und ich selbſt sah am hellen Tage ein Rudel von 20 dieser Thiere bis auf eines Gewehrschusses Weite von meinem Schiffe an das Ufer kommen. Dies iſt denn auch die Ursache, dass Gané eine Zwischenſtation für alle nach Neu-Guinea gehenden und von da zurückkommenden Fahrzeuge geworden iſt.

Den 19. wurde die Reise nach Salawatti fortgesetzt, wo wir aber nicht vor dem 28. vor Samäté ankamen. Gegenwind, gefolgt von Stille, wozu ein ſtarker nordſtwärts laufender Strom das Seinige fügte, brachten uns aus dem Cours bis in Sicht der Inseln Gébé und Gägi, in deren Nähe wir 5 Tage lang hin und hertrieben. Es waren mit die langweiligſten Tage meiner Route, die ich im vorigen Jahre, mit der Fearnot nach Ternätë zurückkehrend, in zweimal 24 Stunden zurückgelegt. Dabei fehlte nicht viel, so wären wir beim Ausgang der Sagowien-Strasse durch die heftige Wirbelſtrömung, welche wir da antrafen, auf die das Ufer von Salawatti umsäumenden Klippen geworfen worden.

Da mein Schiffsbefehlshaber zu Samäté während einiger Tage wegen Handelsaffairen zu bleiben gedachte, beschäftigte ich mich und meine Jäger während dieser Zeit mit Jagd und dem Sammeln und Präpariren naturhiſtorischer Gegenſtände, erlangte jedoch ausser dem schönen Dacelo nigrocyanea nicht viel Besonderes. Der Radja war nicht anwesend; er lag schwer krank auf einer ihm gehörenden Insel und ſtarb auch einige Tage darauf. Vom Strande aus in der Nähe der Wohnung des Rädja viſirte ich einen auf der gegenüberliegenden feſten Küſte von Neu-Guinea weit im Hintergrund emporſteigenden Berg in Oſt-Nordoſt. Sein Name iſt Dorej; er liegt scheinbar isolirt in der Landschaft As, mehrere geographische Meilen im Innern und ragt hoch empor über das niedrige Vorland von Sorrong. Seinen Gipfel schätze ich auf mindeſtens 5000 Fuss Meereshöhe. Nachdem am 9. Februar die Handelsgeschäfte des Kapitäns beendigt waren, machten wir uns zur Fortsetzung der Reise bereit, mussten jedoch noch bis zum 12. auf günſtigen Wind wartend liegen bleiben. Am 13. früh unter Segel gegangen, befanden wir uns am 15. gegenüber den Meospalu-Inseln (Middelburg und Amſterdam) und waren Tags darauf nur noch wenige Meilen nördlich von Kap Mamohri, so dass ich mit Grund hoffen durfte, noch am Abend desselben Tages zu Dorej einlaufen zu können. In dieser Hoffnung wurde ich jedoch bitter getäuscht; denn am Nachmittag sammelten ſich schwere, dunkelgraue Cumuluswolken über dem Lande, von welchem wir ungefähr 3 Meilen entfernt waren, die hieraus ſich bildende Wolkenbank nahm allmählig an Grösse zu, veränderte in Stratus und hatte mit Sonnenuntergang das ganze Firmament in einförmiges Dunkel gehüllt. Der Nordweſtwind, welcher uns bis hierher gebracht, nahm Hand über Hand zu und peitschte das ſich bäumende Meer zu hohen Wogen auf. Alle Zeichen deuteten auf einen Sturm hin, der auch nicht lange ausblieb. Eine Stunde nach Sonnenuntergang brach er plötzlich in voller Wuth los und zu Bergen ſtiegen die schäumenden Wogen empor, welche eine Strömung von 12 Meilen im Tag mit Kraft weſtwärts gegen den Sturm antrieb. Kein Land iſt mehr zu sehen, wir wissen nicht einmal, wo wir ſind, und ſteuern Nordoſt, um uns soviel als möglich von der Küſte zu entfernen. Mit Ausnahme des Klüvers ſind alle Segel gerefft. Das Fahrzeug kracht in allen Fugen, ſtürzt aus dem einen Abgrund in den anderen und jedesmal wenn es auf die Seite fällt, scheinen die Maſte gleich entwurzelten Bäumen in die See ſtürzen zu wollen. Gegen Mitternacht verrückt ſich bei einer besonders ſtarken Neigung des Schiffes der Schwerpunkt

der Ladung, das Schiff fällt auf die Seite und kann deshalb nicht wieder emporſteigen. Nun war Gefahr im Verzug. Mit vereinten Kräften und so schnell als möglich wurde die Ladung wieder in ihre richtige Lage gebracht und nachdem wir während einer guten halben Stunde mit Aufbietung aller Kräfte gearbeitet, sahen wir zu unserer grossen Freude das Schiff ſich wieder erheben. Die Gefahr eines gewissen Unterganges, die uns bedroht hatte, war für den Augenblick gehoben; allein unser verzweifelter Kampf mit den entfesselten Elementen war damit noch nicht zu Ende und noch folgten einige bange Stunden, welche mit unauslöschlichen Zügen mir im Gedächtniss ſtehen. Erſt mit dem Morgen des 17. kam in den Aufruhr der Elemente wieder einige Ruhe und erſt jetzt konnten wir auch erkennen, dass wir uns 8 Meilen nördlich vom Kap Mamohri befanden. Mit flauer Brise gegen Südweſt segelnd, kamen wir endlich am 18. auf der Rhede von Dorej an und liessen den Anker vor dem Dorfe Mansïnam fallen. Am folgenden Tag verliess ich das Fahrzeug und begab mich nach Andai, wo ich von der Familie Woelders mit der grössten Gaſtfreundschaft empfangen wurde.

Vieles fand ich hier verändert, in Betreff nämlich der in dem Geelvink-Busen ansässigen Missionäre, deren ich in meiner vorigen Reise Erwähnung gethan. Geissler, van Hasselt und R. Beyer waren abgereiſt, C. Beyer befand ſich zur Zeit zu Dorej. Mit der Bekehrung sah es nicht besser aus als im vorigen Jahre; und meiner Meinung nach iſt auch davon kein Heil zu erwarten. Wie der Leser ſich aus der vorigen Reise im Geelvink-Busen erinnern wird, hatte mir Geissler mit einer gewissen Selbſterhebung erzählt, dass auf sein Andrängen die Bewohner von Mansïnam alle ihre Götzenbilder verbrannt hätten. Jetzt vernahm ich von Beyer dies wäre allerdings geschehen, aber gleich darauf hätten ſie wieder neue fabricirt, ein Beweis von der ungeschwächten Kraft ihres angeerbten Aberglaubens, welchen die schon seit 15 Jahren ſtatthabende Berührung mit Missionären durchaus nicht zerſtören konnte.

Kurz vor meiner Ankunft war eine Prau von den Sangi-Inseln eingelaufen mit einer Bemannung von 35 Köpfen, darunter Männer, Frauen und Kinder. Im December vorigen Jahres waren diese Leute bei der Ueberfahrt von Tamako nach Siau (die beiden grössten Eiländer der Sangi-Gruppe) längs der Nordküſte von Halmahéra und Waigéu hin verschlagen worden, waren aber endlich, schon auf dem Punkte ſtehend, aus Mangel an Speise und Trank elend umzukommen, an der Nordküſte von Neu-Guinea gelandet und zwar in der Nähe

von Amberbaken, von wo aus ſie weiter nach Dorej kamen. Sie befanden ſich im Augenblick unter guter Verpflegung bei den Missionären zu Dorej, Andai und Mansinam in Erwartung einer Schiffsgelegenheit nach Ternātĕ.

Betrachten wir uns Andai und Umgegend näher!

Der Diſtrikt Andai (eigentlich Undai, doch da der erſtere Name bei den Eingeborenen selbſt gang und gäbe iſt, so wollen auch wir ihn beibehalten) liegt 11 Meilen südlich von Dorej, gehört zu dem Diſtrikt Arfak und wird im Norden begränzt durch die Landschaft Dorej, im Oſten durch den Busen, im Süden durch die Landschaft Masiema und im Weſten durch die von Hattam, welche beiden letzteren gleichfalls zum Diſtrikte Arfak gehören. Seewärts iſt der Boden flach, grossentheils alluvial und wird an vielen Plätzen bei Fluth unter Wasser gesetzt. Niedrige, 50 und etwas mehr Fuss hohe Hügel erheben ſich zerſtreut über dieses mehr oder weniger wellenförmige Flachland. Ein Hügelrücken von geringer Höhe, zusammenhängend mit der niedrigen Bergkette, welche den Busen von Dorej umfasst, zieht in südlicher Richtung der Küſte entlang und endigt bei Kap Wessendori gegenüber den Raimutu-Inseln. Ein zweiter, bedeutend höherer, am Fusse des Arſak hinſtreichender aus Masiema kommender Rücken zieht durch den südlichen Theil der Landschaft in nordweſtlicher Richtung, nimmt hierauf eine Wendung nach Süden und vereinigt ſich dann mit dem ungefähr 4000 Fuss hohen Hattamschen Gebirge. Der einzige Fluss von einiger Bedeutung, welcher die Landschaft durchfliesst, iſt der Andai-Fluss. Er entspringt auf der südlichen Abdachung des Gebirges von Amberbaken und läuft, unter grossen Krümmungen durch das Land ſich hinschlängelnd, in oſt-südöſtlicher Richtung. Von der Mündung bis an den Punkt, wo auf dem rechten Ufer das Dorf Alt-Andai ſteht, hat das Flussbett eine Breite von 30 Ellen bei gewöhnlichem Waſſerſtand. Vor der Mündung liegt eine Bank, an welcher öfters ſtarke Brandung entſteht. Mit Canos kann man den Fluss eine kleine halbe Stunde weit hinaufrudern bis vorbei der Missionärswohnung; weiter nach oben kann er bei gewöhnlichem Waſſerſtande überall durchwatet werden. Bei niedrigem Stande zeigen ſich bald an diesem, bald an jenem Ufer ausgedehnte mit Lapilli bedeckte Schlamm- und Sandbänke. Bei Hochwasser dagegen, namentlich während oder kurz nach schweren Regengüssen im Gebirge iſt das ganze Bett mit einer ockerfarbigen, rasch abfliessenden Wassermasse gefüllt, welche Hunderte vom Ufer losgerissener Baumſtämme, worunter oft Jahrhunderte alte Waldriesen, see-

wärts führt. Die Ufer ſind im Allgemeinen hoch, hier ſteil wie mit dem Spaten abgeſtochen, dort ſanft abfallend. Bis an Alt-Andai, dem entfernteſten Punkt, welchen ich besuchte, nimmt der Fluss auf seinem linken Ufer zwei unbedeutende Bäche auf. Der eine derselben, Uitöwier, fliesst längs der weſtlichen Abdachung des ungefähr 30 Fuss hohen Hügels, worauf Neu-Andai ſteht, und mündet in der Nähe der Missionärswohnung; der andere, Uisiëp, mündet eine halbe Stunde weiter aufwärts in der dritten grossen Bucht, welche der Hauptfluss bildet ungefähr halbwegs Alt-Andai. Es giebt noch einige andere kleine Rinnsale, die jedoch nur während der Regenzeit Wasser abführen.

Weit und breit iſt das Land in das grüne Kleid eines unabsehbaren Waldes gehüllt, worin die wenigen, von den wilden Bewohnern behufs Anlegung von Gärten ausgehauenen Lichtungen faſt kaum bemerkt werden. Bäume von mittlerer Höhe mit schlanken, dünnen Stämmen, nur hin und wieder überschattet von dem ſtolzen Wipfel eines colossalen Waldriesen, bilden den Haupttheil dieses Waldes, welcher an vielen Orten durch das Fehlen von tropischen Formen und den Mangel an Unterholz an europäische Wälder erinnert. Die edelſte Pflanzenfamilie der Tropen, die der Palmen, iſt nur wenig darin vertreten; mannigfach dagegen wachsen in bunter Mischung nebeneinander Rubiaceae, Moreae, Myrtaceae, Papilionaceae, Sapotaceae, Melastomae, Araliaceae, Lawineae, Compositae, Sterculiaceae, Apocineae, Sapintaceae und Rhyzophorae. Liliaceae, Cyperaceae und Filiaceae überdecken den Boden und es ſind namentlich die Letzteren welche durch ihr häufiges Vorkommen und ihre schöne Blätterform die Physiognomie der den Waldboden bedeckenden Vegetation beſtimmen. Abgeſtorbene, der Spitzen und Zweige beraubte Stämme, dick umschlungen durch Convolvulaceae, erheben ſich gleich grünen Säulen und Wänden in der Nähe der Flussufer und der Lichtungen, während Orchideen vielfach auf Stämmen der grösseren Bäume wuchern. Casuarinae kommen nur in wenigen Exemplaren vor und aus der Familie der Gramineae iſt es vor Allem Bambusa und Sacharam, welche man antrifft; das Letztere zumal auf den schmalen Sandbänken längs der Flussufer. Die wenigen Culturgewächse beſtehen in Spelz (Pokem), Mais (Katéra), Batätas (Affrian), Gurken (Mau), Katjang (Abru), Tabak (Sembako) und Zuckerrohr (Oar), dies Letztere nur in geringer Menge. Gleich gering iſt auch die Anzahl der hier wachsenden Fruchtbäume, von denen jedoch einzelne häufig im Walde angetroffen werden. Zumal iſt dies der Fall mit dem Lanzat (Bokëän) und dem Jambu

(Amiu), während Papaja (Oiwoi), Pisang (Waat) und Kokos (Sra) nur in der Nähe der Wohnungen und Gärten angetroffen werden.

Vier Fusspfade, oder besser gesagt, Fussspuren durchschneiden den Wald; alle ſind von der Art, dass nur ein geübtes Auge im Stande iſt, ſie als solche zu erkennen. Der erſte läuft in südöſtlicher Richtung nach dem 1½ Tagereisen entfernt liegenden Diſtrikt Masiema; der zweite führt südweſtwärts nach Hattam, 3 Tagereisen weit; der dritte nordweſtwärts nach Amberbaken, 4 Tagereisen weit, und endlich der vierte in einer nördlichen Richtung läuft nach Doreri, ein halbwegs Dorej in der Nähe der Küſte liegendes Dörfchen.

Der Boden beſteht in der Niederung vom Strande landeinwärts aus Pflanzenerde, welche in der Nähe der Küſte über Korallenbildung, weiter landeinwärts über Thon- und Sandschichten liegt. Ein Theil des Hügels, worauf Neu-Andai gebaut iſt, enthält gleichfalls Korallenkalk und dient zum Beweis, dass der ganze Landſtrich von seinem Fusse bis ans Meer in früheren Zeiten von der See bedeckt war nnd erſt allmählig durch Erhebung und Anspülung entſtanden iſt. Dass dies in noch nicht langer Zeit geschehen sein muss, wird durch viele bejahrte Eingeborene beſtätigt, welche erzählen die dem Strande entlang ſtehenden, gegenwärtig 30 – 50 Fuss hohen Bäume in ihrer Kindheit als niedriges Gehölz gesehen zu haben. Die vielen Specimina, welche als Rollſteine in dem Flussbett vorkommen und auf ein sehr complicirtes geologisches Syſtem hinweisen, können hier nicht in Betracht kommen, da ſie aus einem ausserhalb der Grenzen der Landschaft liegenden Landestheil kommen.

Die Thierwelt von Neu-Guinea iſt beinahe in allen Klassen eine ausserordentlich reiche zu nennen, sowohl was Arten, wie auch was das glänzende Farbenkleid betrifft, womit ein grosser Theil derselben geziert iſt. Doch iſt mit Gewissheit anzunehmen, dass die prächtigen, bis jetzt bekannten Thierformen, deren Entdeckung wir Männern verdanken wie Lesson, Gaudichaud, Quoy, Gaimard, Bernſtein und hauptsächlich meinem Freunde Wallace, nur einen geringen Bruchtheil der bis jetzt noch unbekannten, ohne Zweifel aber sehr bedeutenden Fauna der ganzen grossen Insel bilden. Ueber die Säugethiere und Vögel werden wir später ausführlicher sprechen; aus den übrigen Thierklassen genüge es, nur einige wenige, hauptsächlich in die Augen fallende Repräsentanten zu nennen.

Unter den Amphibien ſind es namentlich Saurier (Crocodilus biporcatus, Monitor prasinus, Histiurus amboinensis und Scincus cyanurus) und Schlangen (Enygrus carionatus, Tropidonotus picturatus,

Brachyorhos albus und Pseudelaps Mülleri), welche zu erwähnen ſind. Darunter iſt das Krokodil ziemlich häufig und fällt der Monitor durch ſeine wundervoll smaragdgrüne Färbung vorzüglich ins Auge. Fiſche findet man in den Flüſſen nur wenige Arten; umſo reicher jedoch iſt das Meer damit bevölkert und die Eingeborenen beſchäftigen ſich fleiſſig mit deren Fang. Nennen wir nur einige aus der bedeutenden Anzahl von Arten, die wir während meines Aufenthaltes zu Dorej zu Geſicht kamen: Mesopryon rufolineatus, Scorpaena papuensis, Malacanthus tacniatus, Dentex tolu, Chaetodon princeps, Platax gaimardi, Selar hasselti, Acanthurus dorejensis, Gobuis elegans, Periophthalmus freycineti, Amphibrion percula, Glyphisodon biocellatus, Heliases lepisurus, Cheilinus radiatus, Hemiramphus guoyi, Saurus synodus, Muraena lita, Diodon coerulēus, Trygon Kühli und Carcharias macloti.

Unter den wirbellosen Thieren iſt Neu-Guinea beſonders reich an Spinnen: Attus d'Urvillei, Epeira grata, Plectana taeniata, Drassus dysderiformis, Jethragnata granulata, Mygale javanica u. s. w.

Schildflügler: Cicindela funerata, Passalus australis, Lamoptera papuana, Oryctoderes latitarsis, Pyronotus refulgens, Lucanus cancroides, Buprestis laevipennis, Bupr. bipustulata, Cerambyx dorejanus, Imesisternus bicinctus, Gnoma giraffa, Saperda festiva, Sap. rubropunctata, Lamia punctata, Upis janthina, Adorium ponticum, Hispa fabrici, Podontia splendens, Cerotoma melanura, Phylocalis pulchra, Cassida guerini, Cass. novae-guineae, Lema dorejana, Altica azurea, Galleruca palliata, Leptorhynchus bicolor, Geonemus cuvieri, Amicterus tristis, Liäus australis, Alcides luctuosus, Mecopus trilineatus, Pachirhynchus aeneus, Zygops boisduvali, Lagria longicollis, Gallirhipis dejeari, Pterotarsus marmoratus, Lucciola ruficollis, Mor d'Urvillei, Coccinella lunata u. s. w.

Halbflügler: Pentatoma melacanthius, Megymenum affine, Plataspis nigriventer, Helonotus tubercu latus, Gonocercus collaris, Astracops australis, Cicada doryca, Cic. microcephala, Aphaena fuscata etc.

Gradflügler: Mantis novae guineae, Phasma horridum, Ph. tiaratum, Ph. maculatum, Ph. goliath, Acriduim novae guineae, Acrid emarginatum, Locusta laticeps, Loc. gaimardi, Loc. marmorata, Gryllus cinereus u. s. w.

Schuppenflügler: Ornithoptera poseidon, Orn. tithonus, Papilio ulysses, Pap. ambrax, Pap. euchenor, Pap. codrus, Pap. sevenus, Pap. ormenus, Pap. axion, Pap. puella, Idea d'Urvillei, Pieris teutonia, Pier. celestina, Jerias candida, Damis seboe, Dam. hylas, Hamadryas Zoilus, Euploea melina, Vanessa cardui, Van. algina, Amathusia naeer,

Diadema lasinassa, Urania orontes, Cocytia d'Urvillei, Glaucopis iris, Aganias australis u. s. w.

Netzflügler: Bracon tricolor, Pompilus ichneumoneus, Sphex dorycus, Formica grisea, Ophion flavolinea und Labium bicolor.

Zweiflügler: Ortalis astrolabei, Nerius cyaneus, Laphria coerulea, Anthrax dorycus u. s. w.

Tausendfüssler: Polydesmus denticulatus, Polyd. impressus, Julus blainvillei, Jul. dorejanus u. a. m.

Eine grosse Zahl Insekten iſt mit den lebhafteſten und glänzendſten Farben geziert.

Was endlich die Kopffüssler, Bauchfüssler, Stachelhäuter und Drahtfüssler betrifft, so sah ich zu Dorej und Andai, sowie auch auf meiner Reise den Inseln entlang nur wenige Arten, die alle auch auf andern Inseln des Archipels angetroffen werden.

Leider fiel auch diesmal wieder meine Reise in die für das Sammeln und Untersuchen so ungünſtige Jahreszeit, in welcher nämlich die meiſten Regen fallen. Dann ſind auch die beiden Jahreszeiten weniger scharf getrennt als auf den Inseln, die mehrere Grade nördlich oder südlich vom Aequator liegen, und treten auch in diesem Theil von Neu-Guinea das ganze Jahr hindurch Regengüsse ein, so fällt doch die grösste Regenmenge in den Monaten December bis April. Warum, höre ich fragen, wähltеſt du, mit diesen Umſtänden bekannt, keinen passenderen Zeitpunkt zu den Reisen, z. B. die Monate Mai bis Oktober? Hierauf antworte ich, dass Solches mit den disponiblen Transportmitteln, den inländischen Segelfahrzeugen, zwar nicht unmöglich, jedoch mühsam zu bewerkſtelligen iſt, weil man in den letztgenannten Monaten der Nordküſte von Neu-Guinea entlang Wind und Strom entgegen hat. Man könnte zwar in den Monaten November bis Februar von Ternāte abreisen, ein ganzes Jahr im Geelvink-Busen zubringen und im Mai des zweiten die Rückreise antreten; doch auch der Ausführung dieses Planes ſtehen Hindernisse im Wege, welche nicht leicht weggeräumt werden können. Ich für meine Person würde nicht im Geringſten daran Anſtand nehmen, 18 Monate oder länger mich auf Neu-Guinea aufzuhalten; doch anders iſt dies mit den Jägern. Schwerlich wird man Inländer finden, welche geneigt wären, ſich für eine solch lange Zeit als Diener verbindlich zu machen. Denn einerseits iſt die Beschäftigung als Jäger in den Wäldern des Landes, wie lucrativ ſie auch iſt (ich besoldete den Mann mit 25 Gulden monatlich bei freier Koſt), doch ganz und gar keine Sinekure zu nennen, andrerseits gehen Viele nur mit Widerwillen nach Neu-

Guinea wegen des schlimmen Rufes, in welchem Land und Leute ſtehen; überdiess haben diese Personen, deren Anzahl auf Ternātē nicht gross iſt, Familien zu unterhalten, welche ſie nicht gerne auf so lange Zeit verlassen. Man iſt deshalb auch hier gezwungen, ſich den Umſtänden zu fügen.

In sanitärer Beziehung ſind die Verhältnisse von Andai und dessen Umgegend keineswegs ungünſtig zu nennen. Dass ich und meine Jäger häufig an Fiebern litten, lag mehr an den erlittenen Strapazen und der ungünſtigen Witterung, als an localen Ursachen.

Es iſt hier am Platze, einige Worte über die ziemlich allgemein verbreitete und doch unrichtige Anſicht zu äussern, als ob Neu-Guinea höchſt ungesund wäre. Man wird leicht begreifen, dass ein Land wie Neu-Guinea, von ungefähr 10,000 geographischen Quadratmeilen Flächeninhalt und mit einer so sehr wechselnden Bodenbeschaffenheit, Gegenden beſitzen muss, welche der Gesundheit förderlich und andere wieder, welche ihr nachtheilig ſind. Dass erſt kürzlich urbar gemachte Plätze unter dem Aequator mit einem aus Pflanzenreſten beſtehenden Boden, welcher, nachdem er vielleicht Jahrhunderte lang unter Wald begraben war, plötzlich der direkten Wirkung der tropischen Sonne ausgesetzt wird — dass solche Plätze, sage ich, für den menschlichen Organismus höchſt unzuträglich sein müssen, iſt eine bekannte Wahrheit, welche auch bei Anlegung des Regierungsforts Du Bus auf Neu-Guinea's Südweſtküſte vielfach empfunden wurde.

Die Anzahl der menschlichen Bewohner des Landes ſteht im umgekehrten Verhältniss zu dem Reichthum an Thieren; auf einer Oberfläche von vielleicht 100 englischen Quadradmeilen leben kaum 300 Seelen; davon kommen auf das eine Stunde weit von der Missionärswohnung entfernt liegende, aus zwei Häusern beſtehende Dorf Alt-Andai ungefähr 130 und auf Neu-Andai, ebenfalls mit zwei Häusern 120, während die übrigen weit und breit in Gärten und Waldhäusern wohnen. Fortdauernde Fehden mit den Umwohnern, schlechte Nahrungsmittel und die häufig vorkommende Abtreibung der Leibesfrucht bei schwangeren Frauen ſind die Ursachen, welche der Zunahme der Bevölkerung hinderlich im Wege ſtehen.

Die Arfakker, wozu auch die Bewohner von Masiema, Manséman und vielleicht noch andere, im Innern des Landes wohnende Stämme gehören, bewohnen die Abdachung des Arfakgebirges mit dessen Nebenzweigen. In ihrem Aeusseren unterscheiden ſie ſich nur wenig von den Nuforesen und anderen längs den Ufern des Geelvink-Busens wohnenden Stämmen; deſto grösser jedoch iſt der Unterschied in

Sitten und Gebräuchen, sowie in der Sprache, welche in der Landschaft selbſt in mehreren ziemlich von einander abweichenden Dialekten gesprochen wird.

Die durchschnittliche Länge eines ausgewachsenen Mannes beträgt 1 mtr. 64 cm; Männer von 1 mtr. 72 cm. ſind selten; die Frauen ſind im Allgemeinen wenige Zoll kleiner. Nach europäischer Auffassung iſt der Körperbau gerade nicht schön zu nennen und eher schwach als kräftig, eine Folge unzureichender und schlechter Nahrung. Ein scheinbar dicker Kopf auf einem dünnen Hals, magere Arme und Beine und ein vorſtehender Bauch, das iſt in wenigen Zügen das Bild eines Arfakkers. Ueber alle Beschreibung hässlich iſt das sogenannte schöne Geschlecht in reiferem Alter wegen der platten, wie Säcke niederhängenden Brüſte, des dicht ineinandergewirrten Kopfhaares und der schmutzigen, öfters mit einem weissen Ausschlag bedeckten, tausendfach gerunzelten Haut. Das schwere, weit vom Schädel in divergirender Weise abſtehende krause Haar, welches jedoch weniger lang iſt, als bei den Küſtenbewohnern, lässt den Kopf dicker erscheinen als er wirklich iſt. Die Augen ſind ziemlich gross und hell, der Blick iſt offen und frei; die Augenbrauen ſind öfters ſtark, die Nase mehr oder weniger abgeplattet mit breiten Flügeln, der Mund gross und hervortretend, Letzteres jedoch weniger als bei dem Neger. Die Lippen ſind dick, ohne gerade wulſtig zu sein, die Zähne glänzend weiss, die Ohren von gewöhnlicher Form. Das Kinn iſt klein und weicht mehr oder weniger zurück. Einzelne Individuen tragen einen Backenbart doch selten einen Schnurrbart. Der Geſichtswinkel beträgt 67—70°. Der Hals iſt sehr oft im Verhältniss zum übrigen Körper auffallend dünn, die Bruſt dagegen gut gebaut, der Bauch hervortretend, Arme und Beine ausserordentlich mager. Personen von ſtarkem Leibe gehören zu den Seltenheiten, während besonders magere häufig vorkommen. Die bei allen Individuen ziemlich gleichmässige Hautfarbe iſt ein dunkles, ins gelblichgraue spielendes Kaffeebraun, welche Farbe bei neugeborenen Kindern etwas heller iſt, aber schon nach kurzer Zeit ebenso dunkel wird, wie bei den Erwachsenen. Die Farbe des Kopfhaares iſt schwarz, öfters mit fuchsrothen Spitzen; im Alter wird es weiss und sonderbar iſt dann der Anblick des dunklen, vom weissen Haare umrahmten Geſichtes, welches auf diese Weise einige Aehnlichkeit mit einem negativen Lichtbild erhält.

Von Gemüthsart ſind die Arfakker im Allgemeinen gutherzig, solange ihre Leidenschaften nicht geweckt werden. Diese Gutherzig-

keit geht Hand in Hand mit unbegrenztem Aberglauben, kindischer Furcht und grosser Faulheit. Diese Letztere ist von der Art, dass Jemand, solange er noch ein Atom von Nahrung im Hause hat, nicht eher eine Arbeit unternimmt, bis ihn der Hunger dazu treibt, den er übrigens solange es nur einigermassen möglich ist, durch Schlafen zu vergessen sucht. Das Sprichwort: «qui dort, dîne» findet vielleicht nirgends besser Anwendung als hier. Dieser Makel trifft jedoch nur die Männer, nicht aber die Frauen, denen alle häusliche Arbeit und Sorge sammt einem grossen Theil der Feld- und Gartenarbeit zur Last fällt.

Bis heute noch wenig mit Fremden in Berührung gekommen, zeigen sich die Arfakker diesen gegenüber misstrauisch; dafür blieben sie aber auch frei von manchen Mängeln und bösen Angewohnheiten, welche den Nuforesen in hohem Grade ankleben, wie z. B. Lügen und Betrügen. In vieler Hinsicht ist ihre Intelligenz ziemlich ententwickelt, namentlich in Dingen, die ihren eigenen Vortheil betreffen, und man kann ihnen hierin einen gewissen Geist von Beobachtungsgabe keineswegs absprechen. So fassen sie z. B. schnell Eigenthümlichkeiten oder Gebrechen an fremden Personen auf und taufen letztere mit darauf Bezug habenden Namen. Dies widerfuhr auch mir, der ich den Namen Snuhn-rak (Mann des Streites) erhielt, weil ich eine Bande gewaffneten Volkes, Schiessgewehre und Kanonen mitgebracht. Eine andere Person, ein Händler von Ternatë, Engländer von Geburt, welcher jährlich die Bai mit seinem Fahrzeug besucht und sich einer ganz ausserordentlichen Leibesstärke erfreut, ist bei der Bevölkerung als Snuhn-bengu (der Mann der schwanger ist) bekannt.

Waffen und Zierraten unterscheiden sich wenig oder nicht von denen der Dorejsen und können wir uns desshalb hier mit der einfachen Erwähnung derselben begnügen. Sie bestehen in Lanze (Kabōm), Bogen (Ampuap), Pfeil (Apuap) und Hauer (Manding). Die Pfeile werden öfters mit einem vegetabilischen Gifte (Umla) bestrichen, welches dann als dünner, dunkelbrauner, mehr oder weniger glänzender und trockener Stoff die Spitze umgibt. Hinsichtlich dessen Bereitung sind die Bewohner sehr zurückhaltend und selbst Woelders, welcher ihr volles Vertrauen in hohem Masse besitzt, ist es bis heute nicht geglückt, hinter dieses Geheimniss zu kommen. Gleich fruchtlos waren unsere vereinigten Bemühungen, um eine geringe Quantität desselben in die Hände zu bekommen.

Als Zierraten dienen Halsschnüre (Sereau), Oberarm-, Hand-

gelenk- und Schulterbänder (Amōak, Djĕpan und Angri), Bauchschnüre (Gop) und das cylinderförmig geschliffene Stück einer Strompus- oder Triton-Muschel (Sigau) von 6—10 cm. Länge, welches quer durch die Nasenscheidewand gesteckt wird. Die Nasenflügel nach oben drückend, gibt dieses durch seine glänzend weisse Farbe scharf auf der dunklen Haut sich hervorhebende Zierrat dem Gesichte einen eigenthümlichen Ausdruck. Es erinnerte mich an die Bewohner der Humboldt-Bai, welche die Nase in gleicher Weise schänden. Zum Schmuck kann noch gerechnet werden der Haarkamm (Mĕsus), der jedoch einfacher und weniger verziert ist als bei den Nuforesen. Endlich tragen die Männer bei besonderen Gelegenheiten, Festen u. s. w. ein mit Federn besteckes Mützchen (Serŭap); doch da dieses ein hattamsches Fabrikat und Zierrat ist und von den Arfakkern nur auf dem Tauschwege erlangt wird, so wollen wir desselben hier nicht weiter gedenken. Ein handbreiter, ungefähr $1^1/_2$ Ellen langer Streifen von geschlagenem Baumbast (Maar) ist das einzige Kleidungsstück dieser Naturmenschen. Seit Woelders Niederlassung zu Andai sieht man jedoch durch seine Veranlassung die Häuptlinge bei besonderen Gelegenheiten bekleidet erscheinen und zwar mit einem baumwollenen Jäckchen, baumwollenen Hosen und mit einem ebensolchen um den Kopf gebundenen Tuche, indess die Weiber ein Stück blauen oder rothen, bis unterhalb der Knie herabhängenden Kattun um die Hüften oder über den Brüsten befestigt tragen. Kinder, sowohl Mädchen als Knaben, gehen bis zu ihrem 12. Jahre ohne irgendwelche Kleidung. Tätowirung des Körpers oder einiger Körpertheile findet nicht statt.

Unreinlichkeit ist dem Arfakker in hohem Grade eigen. Hat er auch Tage und Nächte lang in der Asche des Feuerplatzes geschlafen oder gefaulenzt, so wird er, aufstehend niemals daran denken, den Körper zu waschen. Vorsätzlich nimmt er selten ein Bad. Dies geschieht öfters gegen seinen Willen nur dann, wenn er im Walde von einem Regenguss überrascht wird oder einen Fluss durchwaten muss. Das Kopfhaar wimmelt von Ungeziefer und mit Vergnügen erweist man einander den Liebesdienst, Jagd auf dieses Wild zu machen, wobei dasselbe von dem Fänger gegessen wird. Die Sorge für das Reinigen der hölzernen Essgeschirre bleibt den Hunden überlassen, welche dieselben denn auch mit der grössten Sorgfalt sauber lecken.

Das gesellschaftliche Zusammenleben ist von der Art, dass man auf dasselbe kaum diesen Namen anwenden kann. Unter gewöhnlichen Umständen handelt Jeder nach eigenem Gutdünken und folgt den

Befehlen der Häuptlinge nur insoweit, als dies seinen Vortheil betrifft. Das Ansehen derselben beschränkt sich auch sogut wie auf Null. Sie führen die Titel Korano, Major und Kimëlaha, die beiden letzteren in Nachahmung der Dorejsen. Diesen Titel eignet sich ein Jeder zu, welcher einigen Einfluss unter seinen Landsleuten erworben, mit oder zuweilen auch ohne Zustimmung seiner Dorfgenossen. Ein solcher Einfluss wird erlangt entweder durch aussergewöhnliche Körperkraft, durch besondere Schlauheit, durch öftere Theilnahme und Auszeichnung bei Kriegs- und Mordzügen, oder durch andere ungewöhnliche Umstände. Ein solcher Fürst, welcher übrigens nichts vor dem Geringsten seiner Unterthanen voraus hat, wird glücklicherweise wenig von Stolz und Selbstüberhebung geplagt und ist wahrlich der Letzte nicht, wenn es etwas zu verdienen giebt und wenn er, seine eingefleischte Indolenz überwindend, dafür arbeiten muss. So trug auf dem Ausflug meiner Jäger nach Hattam Seine Hoheit der Korano eine meiner Kisten weg, um einen Werth von 2 Gulden an Tauschartikeln zu verdienen.

Wenngleich die Landschaft unter Botmässigkeit des Sultans von Tidore steht, so ist diese doch nur nominell und die Bewohner liefern nicht den mindesten Tribut an den Sultan. Dafür stehen sie jedoch unter den Drucke der Doresen, welche, schlauer und muthiger als sie, dieselben in eine gewisse Abhängigkeit zu bringen wussten und nun öfters von Dorej nach Andai kommen um die Gärten der reifen Früchte zu berauben, ohne dafür die mindeste Vergütung zu gewähren. Und nicht genug dass auf diese Weise die furchtsamen Andaier von den Doresen beraubt werden, nein, sie müssen überdies auch noch gewöhnlich ihr Eigenthum an Bord der Doresischen Fahrzeuge bringen. Uebrigens hat die Sache auch einen Rückschlag, denn die Andaier massen sich ihrerseits wieder eine gewisse Suprematie über die Bewohner von Hattam an und behandeln Letztere ebenso, wie sie selbst von den Doresen behandelt werden. Also das Recht des Stärksten in seiner rohsten Form!

Die beiden Stände, welche die Gesellschaft bilden, sind die Freien und die Sclaven. Freie sind alle von arfakkischen Eltern Geborene; Sclaven stammen von geraubten oder gekauften Personen ab. Die Anzahl dieser Letzteren ist sehr gering, weil die Arfakker zu arm sind, um eine grössere Zahl anzukaufen und zu furchtsam, um dieselben mit den Waffen in der Hand zu rauben. Die Sclaven sind volles Eigenthum ihres Herrn und er kann nach Gutdünken mit ihnen verfahren.

Ein Mann kann so viele Frauen nehmen als er nur will, oder — besser gesagt — bezahlen kann. Da das Volk jedoch arm iſt, so begnügt man ſich im Allgemeinen mit einer Frau, für welche an deren Eltern ein Brautpreis an Tauschgütern bezahlt wird, im Werthe von 12 Gulden höchſtens. Iſt der Freie nicht im Stande, den verlangten Preis sogleich entrichten zu können, so begnügen ſich auch die Eltern mit einem Versprechen, dass dies später geschehen werde, welchem Versprechen auch faſt immer nachgekommen wird. In beiden Fällen folgt die Frau ohne weitere Ceremonie sogleich ihrem neuen Herrn und Meiſter nach dessen Wohnung. Sie iſt von nun an das volle Eigenthum ihres Mannes, sein Laſtthier, wenig mehr als eine Sclavin; mit andern Worten gesagt: ſie hört auf, Person zu sein und wird Sache. Iſt ein Mann seine Frau müde oder gibt ſie ihm Anlass zu grösserer Unzufriedenheit, so kann er ſich jeden Augenblick von ihr scheiden; die Frau kehrt dann zu ihrer Familie zurück und kann nun eine neue Verbindung eingehen. Sind Kinder da, so bleiben dieselben beim Vater; ſtirbt der Vater und folgt die Mutter einem andern Mann, so bleiben die Kinder bei der Familie des geſtorbenen Vaters. Viele Kinder zu haben, halten die Arfakker für ein grosses Ungemach; ſie sagen: Kinder ſind läſtig, ſie ermüden uns, wir ſterben vor der Zeit. Nach solchen Principien handelnd machen die Frauen auch vielfältig Gebrauch von fruchtabtreibenden Mitteln und es iſt dieser verderblichen Gewohnheit die geringe Zunahme der Bevölkerung und speciell der Mangel an Frauen zu Andai zuzuschreiben.

Eine Frau, welche auf dem Punkt iſt, niederzukommen, wird aus der Wohnung ihres Mannes nach einer wenige Schritte von dieser letzteren entfernten kleinen Hütte gebracht, welche speciell zu diesem Zweck aufgeschlagen wird, rundum abgeschlossen iſt und gewöhnlich zwischen Gras und Geſträuch verborgen liegt. Unter der Hut eines alten Weibes hält ſich die Frau nach ihrer Niederkunft darin ungefähr 14 Tage auf. Je weniger ſie während dieser Zeit in das Haus ihres Eheherrn kommt, deſto lieber wird dies von den Hausgenossen gesehen. In keinem Falle aber darf das Betreten des Hauses auf der gewöhnlichen Treppe geschehen, sondern vielmehr auf einem Balken, worin nur wenige und sehr untiefe Kerben eingehauen ſind, um dadurch das Auf- und Abklettern so mühsam als möglich zu machen. Man glaubt, dass, wenn die Frau auf dem sonſt üblichen Wege das Haus betreten würde, die Hausbewohner durch Krankheit heimgesucht würden. Geht Jemand an dem kleinen Hüttchen vorüber, während Mutter und Kind ſich darin befinden, so

iſt es ihm verboten, auf demſelben Wege, auf dem er gekommen, zurückzukehren, weil man glaubt, dass in diesem Falle die Gärten durch Schweine würden verwüſtet werden. Zufolge eines anderen Gebrauches muss Jeder, welcher der Mutter mit dem noch säugenden Kinde ausserhalb des Hauses begegnet, das Geſicht von ihr abwenden, aus Furcht, ansonſt krank zu werden.

Haben die Kinder ein Alter von 1—2 Jahren erreicht, so gibt man ihnen einen Namen, welchen ſie Zeitlebens führen. Es seien hier drei Männer- und drei Frauennamen genannt: Remswau, Abier, Remedati (Männernamen); Abiaan, Tamalaja, Momini (Frauennamen).

Die am häufigſten vorkommenden Krankheiten ſind Wechselfieber, Unterleibs- und Hautkrankheiten, katarrhalische und rheumatische Beschwerden und endlich Geschwüre. Pocken, Cholera und andere epidemische Krankheiten haben seit Menschengedenken nicht unter der Bevölkerung gewüthet und man ſieht auch nicht eine einzige durch Pocken entſtellte Person. Als Heilmittel für innerliche sowohl als äusserliche Krankheiten dienen verschiedene Blätter und Pflanzen, sowie auch Beschwörungen; letztere wenn man vermuthet, dass die Krankheit durch böse Geiſter verursacht worden sei. In vielen Fällen hilft die Natur selbſt; zumal Wunden heilen überraschend schnell. Lahme und Missgeſtaltete ſind selten. Verfehlen die angewandten Mittel ihre Wirkung und ſtirbt der Kranke, so werden mit der Leiche nachfolgende Ceremonien vorgenommen.

Man legt dieselbe auf den Boden des Sterbehauses nieder, mit den Füssen in die Asche des Feuerplatzes und geschmückt mit den Zierraten, welche der Verſtorbene im Leben trug. Rund um die Leiche setzen ſich die Frauen der Angehörigen und machen durch Geheul und Geschrei einen ohrzerreissenden Lärm, wobei jedoch keine Thräne vergossen wird. Während dies geschieht, treten die männlichen Familienglieder einer nach dem andern an die Leiche heran, setzen ſich nieder und ſtreichen sanft mehrere Male längs dem einen oder andern Körpertheile derselben hin und her, worauf ſie ſich entfernen, Iſt dies geschehen, so wird in der Nähe des Sterbehauses eine halbmondförmige Gruft gegraben von 7—8 Fuss Tiefe und eine Anzahl ſtarker, an einem Ende mit einer Gabel versehener Baumſtangen zurechtgeſtellt. Inzwischen wird die Leiche mit dem Kopfe voraus aus dem Hause ans Grab gebracht und darin niedergelassen; in ſitzender Haltung, mit emporgezogenen Knien, die Hände über der Bruſt gekreuzt, und mit dem Rücken gegen die hohle Seite der Gruft gelehnt. Hierauf ſteckt man rund um die Leiche die Baum-

ſtangen mit dem Gabelende nach oben so weit in die Erde dass dieselben $^1/_2$ Fuss über dem Cadaver hervorragen, legt in diese Gabeln andere Stangen quer darüber hin, bedeckt das Ganze wie ein Dach mit Blättern und Zweigen, so dass die Leiche so zu sagen in einer Art von Käfig ſitzt. Die Grube wird nun mit Erde angefüllt und hierauf auf dem geschlossenen Grabe das Essgeschirr des oder der Verſtorbenen in Stücke zerschlagen und die Scherben darauf niedergeworfen. Endlich ſtellt man eine Stange an das Kopfende, woran das Säckchen des Verſtorbenen mit allen Demjenigen, was ſich darin befindet, gehängt wird, und welches im Leben Jeder, es sei Mann oder Frau, beſitzt, um darin Messer, Tabaksbeutel, Feuerzeug und andere Kleinigkeiten mit ſich zu führen. Iſt das Begräbniss zu Ende, so hört jede Trauer und Klage auf, und nachdem dann die nächſten Familienglieder nach Ablauf weniger Tage noch ein Feſt gegeben haben für alle Diejenigen, welche an der Beisetzung ſich betheiligten, iſt die Ceremonie abgethan. Als Zeichen von Trauer schneiden die nächſten Anverwandten das Kopfhaar kurz ab mit Ausnahme einer Locke über der Stirn, woran eine Schnur Glasperlen befeſtigt und deren Ende um das linke Ohr geschlagen wird. Kinderleichen werden ohne die genannte Einfassung mit Stangen einfach in die Erde begraben.

Die Dorfbewohner ſind verpflichtet, ihren Häuptlingen beim Bauen von Häusern, sowie beim Anlegen von Gärten behülflich zu sein. Jeder, welcher ſich daran betheiligt hat, erlangt dafür aber auch das Anrecht auf einen Platz im Hause und einen Antheil an der Ernte. Selten geschieht es, dass Jemand allein ſich in den Wald begiebt; man thut dies ſtets zu Zweien oder Dreien und nie anders als vollſtändig gewaffnet, einestheils um bereit zu sein zu Angriffen und zur Vertheidigung, anderntheils um Wild oder Vögel unterwegs fangen zu können.

Wenn die Haus- und Dorfbewohner im Allgemeinen auch friedlich und verträglich nebeneinander leben, so finden dessenungeachtet zuweilen ärgerliche Zänkereien und Raufereien unter ihnen ſtatt, am Meiſten zwischen Mann und Frau, wobei Letztere gewöhnlich die verlierende Partei iſt und eine tüchtige Tracht Prügel erhält. Kinder werden selten gezüchtigt oder zurechtgewiesen. Beim Sprechen untereinander iſt das Volk ziemlich laut und öfters hört man die Unterhaltungen auf weite Entfernung, zumal wenn Personen einander Fragen und Antworten zurufen.

Auch beſteht eine Art von Gesang, welcher in ein paar lange

angehaltenen, oft wiederholten, auf und niederſteigenden Tönen beſteht, worin jedoch weder Rhythums noch Harmonie zu finden iſt. Das einzige Muſikinſtrument, welches man ſieht, iſt die auf den Molukken weit verbreitete Trompete, aus Tritonmuschel verfertigt, die jedoch nur gebraucht wird, um Alarmſignale zu geben.

Der Tanz verdient kaum diesen Namen und gleicht vielmehr den Sprüngen von Böcken, wobei vor- und rückwärts gehupft wird. Die Juſtiz liegt, wie dies nicht anders denkbar iſt, sehr im Argen. Alle Missethaten, von welcher Art auch, werden mit einer Busse belegt, die in Tauschartikeln beſteht, und die durch die Häuptlinge und Aelteſten des Dorfes nach Massgabe des Verbrechens beſtimmt wird. Um einen Missethäter zu entdecken, nimmt man oft seine Zuflucht zu einem Reinigungseid, welcher auf eine Waffe abgelegt wird — zu Andai auf ein Schiessgewehr —, wobei der Verdächtige ausruft, dass, wenn er schuldig sei die Waffe ihn aufessen möge (wörtliche Uebersetzung). Man kennt kein Beispiel, dass bei dieser Eidesablegung der Schuldige getrachtet hätte, ſich durch Meineid reinzuwaschen. Kann ein Beklagter die ihm zuerkannte Busse nicht aufbringen, so ſind die Gegner ſtets bereit, die grösstmöglichſte Friſt zu bewilligen und selten fällt es vor, dass die aufgelegte Busse nicht abgetragen wird. Als ein eigenthümlicher Gebrauch mag die Gewohnheit erwähnt werden, um den Dienſtherrn einer oder mehrerer Personen in gewissem Sinne verantwortlich zu machen für das Leben und Wohlergehen der von ihm in Dienſt genommenen. Wäre z. B. während des Ausfluges meiner Jäger nach Hattam einem der von mir gemietheten andaischen Träger ein Unglück zugeſtossen, z. B. durch einen unglücklichen Fall oder den Biss einer Giftschlange, so würde man von mir nach arfakk'schem Gebrauch Vergütung verlangt haben für den Verunglückten oder krank Gewordenen. Es verſteht ſich von selbſt, dass ich einem solchen absurden Verlangen nicht Genüge geleiſtet und ſtatt der arfakkischen vielmehr die holländischen Gesetze als Richtschnur meines Verhaltens angenommen haben würde.

Kampf und Krieg ſind bei diesem ziemlich furchtsamen Volksſtamm wenig gefährlich; dieselben beſtehen in nichts Anderem, als in Raub- und Mordzügen, wobei die Anfallenden, um unkenntlich zu bleiben, ihre Geſichter mit Holzkohle schwärzen. Gewöhnlich geschehen diese Ueberfälle Nachts und man geht darauf aus, die Häuser des Feindes in Brand zu ſtecken vermittelſt eines um die Spitze eines Pfeiles gewickelten und angezündeten Läppchens vom Maar (der Schambedeckung aus geschlagenem Baumbaſt, welcher gleich

Zunder glimmt, und mit dem Pfeil in das Dach eines der Häuser geschossen wird. Vor Schiessgewehren haben die Arfakker eine solche Furcht, dass ich ohne die mindeſte Uebertreibung annehmen will, mit meiner kleinen Jägerbande auf offenem Terrain Tausenden derselben nicht allein Widerſtand zu bieten, sondern ſie auch in die Flucht zu schlagen. Im Walde wäre dies freilich eine andere Sache.

Die Handarbeit beschränkt ſich auf das Stricken von Säckchen, das Bereiten von Schamgürteln, das Flechten von Arm- und Schulterbändern und das Verfertigen von Bogen und Pfeilen. Man könnte allenfalls noch das Bereiten von Seesalz hierher rechnen, wenn dies nicht auf eine solch rohe Weise geschähe, dass die Gewinnung den Namen einer künſtlichen Bereitung kaum verdient. Man ſtapelt nämlich zu diesem Zwecke eine gewisse Quantität Baumäſte aufeinander, ſteckt dieselben in Flammen, besprengt ſie wiederholt mit Seewasser und kratzt dann nach der Verdampfung von dem verkohlten Holze die Salzkruſte ab, die ſich darauf angesetzt hat.

In gleich primitiver Weise werden die Gärten angelegt und bearbeitet. Zum Urbarmachen eines Landſtückes vereinigen ſich mehrere Personen; ſie wählen dazu am liebſten ein in der Nähe eines fliessenden Wassers liegendes Grundſtück aus, fällen das darauf ſtehende Holz und Geſträuch mit Ausnahme etwaiger Fruchtbäume, lassen hierauf das gefällte Holz $^1/_2$ Monat liegen, um es dürr werden zu lassen, und ſtecken es hierauf in Brand. Während des Fällens der grösseren Bäume findet ein sonderbarer Gebrauch ſtatt, welcher nicht unerwähnt bleiben mag. Beim erſten Axtschlag nämlich gibt der Holzhauer aus voller Bruſt einen lauten, weit durch den Wald klingenden Schrei von ſich und hält ihn in demselben Tone, ohne Athem zu holen, solange an, als dies seine Lunge nur irgend aushalten kann. Derjenige nun, der damit am längſten anhält und dabei zugleich die meiſten Axthiebe thut, erlangt dadurch eine gewisse Berühmtheit, so wie unser Korano von Andai, welcher vielleicht nur dieser aussergewöhnlichen Stärke seiner Lunge die Erhebung zum Häuptling zu danken hatte. Iſt das kleine Holz verbrannt, so werden mit einem angespitzten Stücke Holz Löcher in den Boden zwischen die übrig gebliebenen Aeſte und Stämme geſtossen, der Samen gelegt und zugedeckt. Das Grundſtück wird hierauf mit einem Zaun umgeben, um die wilden Schweine davon abzuhalten. An Reinhalten wird nun weiter nicht mehr gedacht; man lässt keimen und wachsen, was keimen und wachsen will, Kulturpflanze und Unkraut. Nach der Ernte wird der Boden aufs Neue bepflanzt, oder man macht ein an-

deres Stück urbar. Die Kulturgewächse, welche angebaut werden, haben wir schon erwähnt.

Bis vor kurzer Zeit beſtand die Nahrung ausser Fleischkoſt nur aus Pisang und Pataten; gegenwärtig, seit die Bewohner Sago, Spelz, Mais und Katjang kennen und anpflanzen lernten, ſtehen Pisang und Pataten als Nahrung mehr im Hintergrund. Hauptsächlich ſind es Sagobrode (Kium), welche sehr gesucht ſind, doch von ausserhalb eingeführt werden, da der Landſtrich selbſt keinen Sago producirt. Mit zwei solcher Kuchen von 10—12 cm. im Viereck und 2 cm. Dicke begnügt ſich der Arfakker für den ganzen Tag. Kokospalmen werden nur in geringer Anzahl in der Nähe der Küſte angetroffen; im Innern fehlen ſie ganz.

Fischerei wird nicht getrieben, auch hat man weder Canos noch Fischzeug. Hier und da wird wohl ein Fisch mit dem Pfeile geschossen, doch geschieht dies selten. Als Zugemüse geniesst man mehrere Arten von Blättern und Kräutern, unter welch letzteren eines iſt, welches viele Aehnlichkeit mit unserem Spinat hat, aber noch zarter von Geschmack iſt.

Das Essgeräthe beſteht in irdenen Töpfen von Mansinam, hölzernen Schüsseln von Nufoor und hölzernen Löffeln, welch letztere Jeder selbſt verfertigt. Fügen wir dazu noch das Haumesser, das hölzerne Kopfkissen, die Matte, die Säckchen, den Tabaksbeutel, das Feuerzeug, den Kamm, die Waffen und Zierraten, so haben wir das ganze Beſitzthum eines Arfakkers genannt, welches zusammen einen Werth von höchſtens 12—15 Gulden repräsentirt.

Besondere Erwähnung verdient das Feuerzeug seiner Einfachheit wegen. Es beſteht aus nichts Anderem als einem Stück Bambus von ungefähr 3 cm. Dicke, einem Stückchen Kiesel und etwas getrocknetem Baumbaſt. Um Feuer zu machen, legt man ein Läppchen dieses Letzteren auf den Kiesel und schlägt mit demselben längs der glasharten Aussenseite des Bambus, wodurch dieselbe Wirkung entſteht, wie bei unserm altmodischen Feuerzeug mit Stahl und Stein.

Die Häuser, welche in einem ganz eigenthümlichen Style gebaut ſind, ſtehen, selten in Gruppen von mehr als drei zusammen vereinigt, weit und breit über Berg und Thal zerſtreut. Ihre Form iſt die eines länglichen Rechtecks von 6—15 Ellen Länge und 5—10 Ellen Breite. Sie ruhen auf Pfählen 15—20 Fuss über dem Boden, grössere Häuser auf 4, kleinere auf 2 Reihen derselben, andere in diagonaler Richtung laufende, einander in der Form eines Andreaskreuzes schneidende Stützen füllen den Raum zwischen den Reihen

aus, wodurch ein ziemlich ſtarkes Fundament gebildet wird. Ein fussbreiter, mit der Längenaxe des Hauses zusammenfallender, an beiden Seiten abgeschlossener Gang theilt das Haus in zwei gleiche Hälften, welche einen durchlaufenden, hier und da durch eine niedrige Wand abgetheilten Raum bilden, worin die Bewohner ſich aufhalten. Der Fussboden iſt aus Latten und Stöcken zusammengesetzt, welche mehrere Zolle auseinanderliegen und zwischen denen ſich öfters Oeffnungen befinden, welche einfach mit Stücken Baumbaſt ausgefüllt werden. Aus gleich dürftigem Material beſtehen auch die 4— 5 Fuss hohen Wände. Auf den Hauptpfählen dieser Wände ruht das in einen Giebel auslaufende gleichfalls aus leichtem Material zusammengesetzte Dach, welches in sehr unzureichender Weise mit den Blättern des Bobot (Nipa fruticans) gedeckt iſt. Zimmerdecke und Fenſter fehlen ganz; die letzteren ſind freilich auch unnöthig, da ja Licht und Luft in hinreichender Menge durch Spalten und Ritzen überall in Wand und Fussboden eindringen können. An einem mit Kerben versehenen Baumſtamme, welcher in schiefer Richtung aufgeſtellt und mit dem oberen Ende gegen einen kleinen Vorsprung angelehnt iſt, ſteigt man zu diesen Luftschlössern hinauf, was zuweilen für Denjenigen, welcher im Klettern nicht geübt iſt, zu den Seiltänzerkünſten gehört. Man muss ein solches Haus selbſt gesehen und besucht haben, um ſich eine Idee von dem Schmutze machen zu können, welcher darin angetroffen wird. Dazu kommt, dass wegen der schlechten Beschaffenheit der Materialien, sowie wegen der unsoliden Bauart die Häuser in kurzer Zeit baufällig und dann nie in hinreichender Weise reparirt werden; die Bewohner, deren Zahl zuweilen 50 und mehr beträgt, ſind desshalb darin nicht selten der vollen Rauheit von Wind und Wetter ausgesetzt.

Der Tauschhandel, welchen die Arfakker mit den Umwohnern treiben, iſt von so wenig Bedeutung, dass er kaum diesen Namen verdient; er beschränkt ſich auf das Eintauschen von eisernen Geräthen, hölzernen Schüsseln, irdenen Töpfen, kupfernen und Muschelarmringen und einigen Kleinigkeiten mehr, wofür meiſtens Tabak gegeben wird. Die Blätter dieses Tabaks werden, wenn ſie vom Stengel genommen, kurze Zeit an die Luft zum Trocknen gelegt, hierauf zu einem länglich runden Pack ſtark zusammengeschnürt und danach über den Feuerplatz in den Rauch gehängt. Sie ſind ziemlich gross und die Qualität iſt von solcher Art, dass dafür bei einer sorgfältigen Behandlung auf dem Acker und nach der Ernte ſicher ein guter Preis auf dem europäischen Markt erzielt werden könnte.

Gottesdienſtliche Handlungen oder religiöse Begriffe überhaupt bestehen nicht; auch hat man keine Holzbilder (Karwar), wie bei den Doresen. Dagegen lebt das Volk im tiefſten Dunkel lächerlicher, abergläubischer Vorſtellungen, welche mit allen Zuſtänden des täglichen Lebens in Verbindung gebracht werden. Doch iſt es wegen der Zurückhaltung und des rasch geweckten Misstrauens der Arfakker für den Fremdling beinahe unmöglich, etwas hierauf bezügliches in Erfahrung zu bringen, eine Schwierigkeit die noch erhöht wird durch die Mühe, welche man hat, um diesen Naturkindern, deren Intelligenz noch so wenig entwickelt iſt, dasjenige begreiflich zu machen, was man gerade zu wissen wünscht. Will man nämlich mehreres nach einander erfragen, so beschäftigt die Beantwortung der erſten Frage ihre Denkkraft schon dermassen, dass ſie dadurch völlig in Anspruch genommen iſt und dass man verſichert sein kann, auf alle weiteren Fragen eine verkehrte Antwort zu erhalten. Allgemein verbreitet iſt der Glaube an böse Geiſter (Mngoom, Manoen der Nuforesen), wozu auch die Schatten der Geſtorbenen gerechnet werden. Dieselben ſtreifen nach ihrer Meinung im Walde umher und werden in dem Maasse gefürchtet, dass kein Arfakker das Herz hat bei Nacht den Wald zu besuchen. Der nachverzeichnete Fall möge als Beispiel dienen, wie weit diese Menschen ſich durch ihren Aberglauben bethören lassen. Als Woelders eines Tages ein mit Pulver geladenes Gewehr abschoss, hörte er sogleich nach dem Schusse aus dem Dorfe den Zuruf: «Herr, ihr habt einen Manoën todtgeschossen, ich sah ihn fallen, er war an den Kopf getroffen; was ſind wir froh!» Auf Woelders Frage, wie der Manoën wohl aussehe und wo er denn läge, folgte die Antwort: «Er sah aus wie ein Hattamer, iſt aber im Augenblick schon verschwunden.» — Es gibt auch Personen, die für Zauberer gelten; ſie geben vor Wind und Wetter regieren zu können, beschwören die Waffen, namentlich Pfeile, damit diese ſtets treffen, (selbſt einer meiner Jäger, ein Mohamedaner, liess sein Schiessgewehr von einem solchen Zauberer beschwören) und heilen Krankheiten. Im Allgemeinen ſtehen ſie aber beim Volke wenig in Ansehen; zu Neu-Andai wohnt gegenwärtig ein solcher Zauberer, ein alter, zerlumpter, schnurriger Mensch, welchen ich wohl hundertmal in den tiefſten Abgrund der Hölle verwünschte, wenn er mich des Nachts durch seine von einem unangenehmen Schreien begleiteten Beschwörungen aus dem Schlafe erweckte.

Was die Sprache betrifft (ich meine damit speciell den andaischen Dialekt), so gehört dieselbe wie die meiſten der in diesem Archipela-

gus gebräuchlichen Idiome zu den Praeti-Pronominal-Sprachen und verweise ich auf das Wörterbuch im Anhang, woraus man den Unterschied zwischen der arfakkischen und der nuforischen Sprache zu ersehen im Stande iſt. Die darin vorkommenden andaischen und hattam'schen Wörter ſind mir durch die freundliche Mittheilung des Herrn Woelders und die nufor'schen durch die des Herrn Geissler geworden. Was die letzteren betrifft, so theile ich dieselben mit, ungeachtet in dem Rapport der niederländischen Commission von 1858 eine weit ausführlichere Liſte von derselben Hand angetroffen wird, weil, wie mir Geissler selbſt verſicherte, mehr als $^2/_3$ der darin aufgenommenen Wörter fehlerhaft ſind. Als eine Eigenthümlichkeit verdient erwähnt zu werden, dass die Arfakker den Buchſtaben r gar nicht und die Buchſtaben l und f nur mühsam aussprechen können. Für Zahlenverhältnisse hat man nur wenig Fassungskraft und bei weitem die meiſten können ſich eine Zahl von 100 nicht vorſtellen. Die Finger oder Zehen werden dabei zu Hülfe genommen. Die Finger werden gebraucht, um Zahlen von 1 - 10 auszudrücken, die Finger zusammen mit einer oder mehreren Zehen für die Zahlen von 11—20. Um z. B. die Zahl 20 anzudeuten, fasst der Arfakker die geschlossenen Füsse mit vollen Händen an; dieselbe Bewegung, wobei zugleich 1, 2 u. s. w. Finger emporgeſtreckt werden, bezeichnet die Zahlen 21, 22 u. s. w.

Eine Zeiteintheilung kennt man nicht.

Durch Alles, was ich während der erſten Wochen meines Aufenthaltes zu Andai über Hattam und seine Bewohner gehört, wurde ich in meinem im vorigen Jahre gefassten Plane beſtärkt, dieses Land zu besuchen und so der erſte Europäer zu sein, dessen Fuss das noch unbekannte Innere von Neu-Guinea betreten sollte. Ungeachtet des anhaltend regnerischen Wetters — ein höchſt ungünſtiger Umſtand zur Bereisung eines Berglandes — wurde ich zu dieser Reise noch mehr angespornt durch das Anschauen einiger Gegenſtände hattam'schen Fabrikats, welche mir zu Alt-Andai im Tausch angeboten wurden. Sie beſtanden aus einigen Mützchen (Serüap), deren früher schon mit einem Worte Erwähnung geschah. Dieselben ſind aus ſtarken Schnüren geſtrickt und an der Aussenseite mit Federn in der Weise geziert, dass dieselben ſtrahlenförmig in die Höhe ragen. Bei allen — und ich sah wenigſtens ein Dutzend — beſtanden diese Federn hauptsächlich aus den Schwanzfedern von Charmosina papuensis, gemischt mit einzelnen Federn aus der Haube von Cacatua triton, Flügelfedern von Dasyptilus pecqueti, Schwanzfedern von Parad. magnifica und

Dacelo dea und vor Allem aus den Scheitel- und den langen Ohrfedern von Parad. sexpennis, zum Theil Vögel, nach deren Beſitz die Herren Direktoren aller zoologischen Kabinete mit Begierde verlangen. Auf meine Anfrage an den Häuptling, ob auch alle diese Vögel wirklich in Hattam angetroffen würden, bekam ich nicht allein eine bejahende Antwort, sondern es wurde mir auch zugleich mitgetheilt, dass ſie daselbſt ganz und gar nicht selten wären, was auch der Wahrheit gemäss zu sein scheint, wenn man die grosse Menge Federn in Betracht zieht, welche für diese Mützchen verarbeitet werden. So besass ich ein solches, das mit der Kopfhaut von neun Parad. sexpennis verziert war.

Zunächſt traf ich nun mit dem Koräno von Andai eine Verabredung für die erſten Tage von April bezüglich der nöthigen Kulis und Führer; doch wie gross auch, ja ich kann sagen, wie unerhört hoch die Belohnung war, welche ich aussetzte, konnte ich dennoch nicht mehr als 16 Personen, worunter 2 Frauen und der Koräno selbſt, zusammenbekommen. Da ich aber für mich, meine Jäger und meine Bagage zum mindeſten 30 Kulis nöthig hatte, so musste ich meinen Plan dahin ändern, dass meine Jäger vorausgingen und ich selbſt erſt später nachfolgen sollte. Wir werden jedoch später sehen, dass dieses Unternehmen, wenigſtens soweit es meine eigene Person betraf, scheiterte.

Nachdem am 4. April alles für die Reise in Bereitschaft gebracht war, begaben ſich die Jäger am folgenden Tag auf den Weg und bezogen am Nachmittag das erſte Bivouac am linken Ufer des Kapöri, eines Flusses in Masiema, der etwas kleiner als der Andai iſt, jedoch eine heftigere Strömung hat. Der kaum zu erkennende Fusspfad, auf welchem ſie 5 Stunden lang unterwegs gewesen und der weiter nach Masiema und Manseman führt, läuft über flaches, mit Wald bedecktes Terrain bis an den Fuss der Bergkette, deren wir oben erwähnt. Am zweiten Tage folgten ſie dem Laufe des Kapöri 6 Stunden weit in weſtlicher Richtung und übernachteten in einem alleinſtehenden, von Andaiern bewohnten Hause. Den dritten Tag erreichten die Jäger hattam'sches Gebiet, kamen, nachdem dass Flüsschen Ngassam, ein Nebenbach des Kapöri, durchwatet worden, an den Fuss des Gebirges, auf welchem ſie, nachdem ſie 3 Stunden emporgeſtiegen, auf eine Höhe von 800 Fuss über See ihr drittes Bivouac nahmen. Stets aufwärts ſteigend, erreichten ſie das ohngefähr 1500 Fuss höher liegende hattam'sche Dorf Wambiwéwa (Mainissi der Andaier) am vierten Tage und übernachteten daselbſt. Da meine Jäger somit den ihnen von mir

angewiesenen Jagdbezirk erreicht hatten, beschlossen sie nichtsdestoweniger noch einige hundert Fuss höher aufzusteigen, da das sehr durchschnittene Terrain rund um Wambiwéwa das Jagen zu mühsam und gefährlich machte. Nachdem sie ungefähr 500 Fuss höher ein geeignetes Terrain gefunden, circa 4000 Fuss überm Meere und 6 geographische Meilen von der Küste entfernt, schlugen sie daselbst ihr Quartier auf. Die Richtung des Fusspfades, den sie während der letzten Tage genommen, war eine westliche. Von ihrem erhabenen Standpunkt aus übersahen sie die Fläche von Andai und in der Ferne die hohe Bergkette von Amberbaken. Zwischen dem dunklen Grün des Waldes, welcher das ganze Land, soweit das Auge nur reichen konnte, bedeckt, erglänzten die Spiegelflächen mehrerer Flüsschen, deren bedeutendstes bei den Hattamern unter dem Namen Arui bekannt ist, während höher im Gebirge ein prächtiger Wasserfall heftig brausend niederstürzte. Der Boden war freilich noch immer sehr durchschnitten und deshalb schwierig zu begehen; auch die Jagd selbst wurde dadurch ausserordentlich erschwert.

Meine andaischen Kulis, welche am dritten Tage durch hattam'sche ersetzt wurden, kamen am Morgen des 9. wieder nach Andai zurück und so hätte ich nun selbst einige Tage später die Reise nach Hattam antreten können, wenn ich nicht durch starke Regengüsse und durch erneuerte Fieberanfälle, woran ich schon seit einiger Zeit litt, daran verhindert worden wäre. Ich war also gezwungen, die Reise zu meinem grössten Bedauern vorerst auszusetzen, was ich übrigens auch um so ruhiger thun konnte, als meine Jäger für 30 Tage in hinlänglichem Maasse mit Proviant versehen waren und strengen Befehl hatten, nicht vor Ende eines Monats zurückzukommen. Als am 20. April die Witterung und auch mein Zustand sich gebessert hatte, traf ich ohne Aufschub Massregeln, um am 25. die Reise anzutreten. Am 23. schickte ich einen Theil meiner Lebensmittel und Bagage voraus. Doch was geschah?

Während ich am Morgen des 24. beim Frühstück sass, hörte ich in der Richtung von Alt-Andai einige Gewehrschüsse fallen und sah zu meiner bitteren Enttäuschung, wie gegen 10 Uhr meine Herren Jäger anmarschirt kamen, gefolgt von etwa 50 Hattamern, die letzteren in voller Waffenrüstung. Nach der Ursache ihrer raschen Rückkehr befragt, erhielt ich zur Antwort, der Boden wäre zu mühsam, um dort jagen zu können; auch wären sie in Folge der Strapazen krank geworden, zumal durch die Kälte, der sie Nachts auf der Höhe ausgesetzt gewesen seien. Da ich indess bei ihrer Ankunft keinen einzigen

Kranken unter ihnen bemerkte, so glaubte ich mit Sicherheit, ihre verfrühte Rückkunft nur ihrer Faulheit und ihrem Verlangen nach Bequemlichkeit zuschreiben zu müssen. Ich war wüthend und machte ihnen über ihre tadelnswürdige Uebertretung meiner Befehle die heftigſten Vorwürfe, ohne dass mir solches freilich für den Augenblick etwas geholfen hätte. Denn auf mein Verlangen, am folgenden Tage mit mir nach Hattam zurückzukehren, erhielt ich eine beſtimmte Weigerung und musste also meinen Plan, von dem ich mir soviel Gutes versprochen, aufgeben. Doch wie gross auch die Enttäuschung, wie heftig auch mein Verdruss war, konnte ich doch, alle Umſtänden überdenkend, mit der erlangten Beute zufrieden sein, welche einzig und allein aus Vogelbälgen beſtand.

Werfen wir einen Blick auf diese und erwähnen wir zuerſt der Paradiesvogelarten, welche ich darunter antraf. Von P. papuana waren nur 2 Exemplare vorhanden, welche zusammen mit einem prächtigen Männchen von P. regia am Fusse des Gebirges geschossen worden waren. Beide Arten bewohnen ausschliesslich die heissen Länderſtriche bis zu einer Höhe von 1000 Fuss; ihre Federn fand ich an keinem einzigen der vorhin erwähnten Mützchen. Ein Bewohner des Tieflandes und des niederen Gebirges bis 2000 Fuss Höhe iſt Parad. magnifica, wovon auch einige Exemplare geschossen worden waren. Weiterhin waren zu meiner grossen Freude gesammelt, zwei prächtige alte Männchen, mehrere Weibchen und Jungen der Lophorina superba, eines Vogels, von welchem, soviel mir bekannt iſt, bis jetzt noch in keiner einzigen Sammlung ein vollſtändiges Exemplar gefunden wird. Während meines 10jährigen Aufenthaltes auf den Molukken kam mir nur ein einziges Mal eine verſtümmelte Haut zu Geſicht, welche ſich gegenwärtig, mit falschen Flügeln und Füssen versehen, in meiner Sammlung befindet. Von der nicht weniger prächtigen Parad. sexpennis waren mehrere Weibchen und Junge vorhanden, jedoch leider kein altes Männchen. Ein solches war zwar getödtet, aber nicht aufgefunden worden, weil es nach dem Schuss in eine Felsspalte fiel. Wenn ich hinzufüge, dass ſich noch mehrere für die Wissenschaft neue Arten darunter befanden, zumal Papageien, sowie der Astrapia gularis, von welcher mehrere Weibchen und Junge erlegt worden waren, so habe ich die interessanteſten in der Sammlung befindlichen Gegenſtände genannt.

Zum Schluss noch einige Worte über Land und Volk.

Gegen Norden und Oſten durch die Landschaft Andai und Masiema begrenzt, erſtreckt ſich Hattam mehrere Tagereisen ins Innere

und im Südweſten bis in die Nähe des Mac-Cluer-Busens. Das Land iſt im Allgemeinen sehr gebirgig uud man findet darin keinen einzigen Fluss von Bedeutung. Die meiſten Flüsschen, wie der oben genannte Arui, laufen südweſtlich und münden in den Mac-Cluer-Busen. Dass das ganze Land ein einziger Wald iſt, wurde schon oben angedeutet. In den höheren Gegenden iſt die Temperatur kühl, öfters rauh und sehr feucht.

Dies iſt Alles, was mir über die klimatischen Verhältnisse und Bodenbeschaffenheit zu Ohren gekommen. Ueber die Leute, welche dasselbe bewohnen, bin ich im Stande genauere Nachricht geben zu können.

Die Hattamer, welche mir zu Geſicht kamen — und ich sah deren vielleicht über hundert — unterscheiden ſich im Aeusseren nur dadurch von den Andaiern, dass ihr Kopfhaar noch weniger dick und lang iſt und dass ſie im Allgemeinen ein noch mehr heruntergekommenes Aeussere haben. Ihre Waffen ſind die gleichen, doch beſitzen ſie abweichende Zierraten, wie z. B. das obengenannte Mützchen, ein Stirnband (Burea und Ussu), Schulterband (Nbawa) und Ohrgehänge (Kora). Der Seruap, welchen wir schon beschrieben, wird mit Hülfe des Kammes auf dem Scheitel befeſtigt und allein von den Männern getragen. Das Stirnband der Männer beſteht aus einem schmalen Streifen Baumbaſt (Tatt), woran drei runde oder hufeisenförmig geschliffene Muschelſtücke (der obere Theil eines Conus) von ungefähr 6 Zoll Durchmesser in der Weise befeſtigt ſind, dass die mittlere Scheibe (Ku) gerade mitten über der Stirn liegt, während die beiden andern (Joan) die Schläfe decken. Das Stirnband der Frauen iſt nur mit einer über der Stirn hängenden Scheibe versehen. Dieses Band dient nicht allein als Zierrat, sondern auch als Schutz des Kopfes gegen Pfeilschüsse. Eine zweite Art von Stirnband (Ussu) beſteht aus einer länglich ovalen Platte von Baumbaſt, worauf Reihen von den kleinen weissen Früchtchen des Tjäli (Eleusine coracana) befeſtigt ſind. Das Schulterband iſt ähnlich dem der Nuforesen, doch iſt es aus 2 oder 3 dicken Schnüren geflochten, zwischen denen Tjalifrüchtchen eingefügt ſind. Als Ohrschmuck dient eine ähnliche, jedoch kleinere Muschelscheibe, wie solche an dem Stirnband befindlich iſt.

Was Sitten und Gewohnheiten betrifft, so unterscheiden ſich die Hattamer in mancher Hinſicht von ihren Stammesgenossen. Sie lieben es sehr, ihre Häuser mit Schädeln zu verzieren; jedoch zu feige, um einen Menschen selbst anzugreifen, schänden sie die Gräber ihrer

Nachbarn, indem sie die Schädel der Leichen daraus ſtehlen. Ihre Hauptnahrung beſteht aus Pisang, Pataten und Baumfrüchten. Mit der Kultur von Tabak beschäftigen sie sich ziemlich eifrig, da dieses Produkt ihr einziger Handelsartikel ist. Sie sind grosse Liebhaber dieser Pflanze und rauchen dieselbe aus roh hergeſtellten hölzernen Pfeifen (Huga) ohne Rohr, die nebſt einem Säckchen für Tabak um den Hals hängend getragen werden. Die Bewohner der hoch im Gebirge und von fliessendem Wasser entfernt liegenden Dörfer oder Häuser sammeln vor Sonnenaufgang grosse Bündel einer Art Moos, womit Bäume und Sträuche bewachsen sind und welches die Eigenschaft hat, die Feuchtigkeit aus der Atmosphäre in hohem Grade zu absorbiren. Dieses Moos wird hierauf ausgedrückt und das auf diese Weise erlangte Wasser dient nun zum Trinken. Wie nachtheilig aber dieses Wasser bei langem Gebrauche ist sieht man daraus, dass man unter diesen Bergbewohnern viele antrifft, welche mit Kröpfen behaftet sind. Die Speisen werden mit Seewasser pikant gemacht, welches sie sich nicht scheuen, zu diesem Zweck drei Tagereisen weit in Bambusröhren zu holen.

Die Häuser, womöglich noch elender als die der Andaier, ſtehen ebenfalls hoch auf Pfählen und umschliessen einen grossen, selten durch niedrige Wände abgetheilten Raum.

Ausser mit ihren öſtlich wohnenden Nachbarn treiben die Hattamer auch Tauschhandel mit der an dem Mac-Cluer-Busen hausenden Stämmen, von welchen sie gegen Tabak Artikel Seram'schen Ursprungs eintauschen.

Nach dem zu urtheilen, was mir zu Ohren kam, muss der Volksſtamm der Hattammer als auf der niedrigſten Kulturſtufe ſtehend betrachtet werden und als noch in einer Periode lebend, die mit der vorhiſtorischen Steinperiode in Europa verglichen werden kann.

Fortwährend an Rheumatismus leidend, erhielt ich am 14. Mai den angenehmen Bericht, dass mein Fahrzeug von seiner Handelsreise nach dem Busen zurückgekommen, auf der Rhede von Dorej bereit läge, mich an Bord zu nehmen und nach Ternātĕ überzubringen. Darum verliess ich am Morgen des 10. von meinem Gastherrn begleitet, Andai und setzte am Nachmittag wieder Fuss an Bord, nachdem ich noch einige Stunden zu Mansinam verweilt hatte.

Bemerken wir, ehe wir unter Segel gehen, noch Einiges über die Missionsangelegenheiten.

Nach meinem Urtheil ist von einer christlichen Mission auf Neu-Guinea wenig Heil zu erwarten, solange die wilden Bewohner nicht in geordnete Zustände gebracht und mit kräftiger Hand regiert werden. Selbst zu Dorej und Mansinam, wo doch schon seit 15 Jahren Missionäre thätig sind, ist nicht allein kein Fortschritt zum Bessern zu sehen, sondern es steht die Bevölkerung wegen ihrer Mord- und Raubluft, ihrem Festhalten an angeerbten Aberglauben und ungebundener Lebensweise in äusserst üblem Geruche. Die drei in diesem Augenblick im Busen noch anwesenden Missionäre begreifen sehr richtig das Traurige ihrer Lage; sie sind jedoch gegenwärtig mehr oder weniger an Händen und Füssen gebunden durch die übertrieben günstigen Berichte, wodurch ihre Vorläufer unbesonnen und auf Kosten der Wahrheit den Zustand der Mission in den Himmel zu heben suchten.

Am Abend des 20. gingen wir mit Landwind unter Segel und liefen 6 Tage später zu Salawatti ein. Auf der Ueberfahrt fiel nichts vor, was der Meldung werth wäre. Am 1. Juni die Reise fortsetzend, hoffte ich, längstens in 8 Tage zu Hause zu sein, wurde jedoch auch diesmal wieder jämmerlich betrogen. Gerade nicht zu den Glücklichen auf der See gehörend, hätte ich übrigens auch darauf gefasst sein müssen. Nordwestwinde, mit Stille abwechselnd, und eine westlich vor der Insel Popa uns entgegenkommende Seeströmung liessen uns Halmahéra's Südspitze verfehlen und weit südlich von der Dammar-Gruppe abtreiben. Nachdem wir uns wieder langsam nordwärts aufgearbeitet und während einiger stürmischer Tage in der Dammar-Strasse herumgetrieben hatten, trafen wir endlich am 9. zu Gané ein, an Körper und Geist durch die Strapatzen der letzten Tage äusserst erschöpft. Die Strasse, welche die Gruppe von Halmahéra trennt, führt den Namen Strasse Liboba, bei den Ternatanen den von Salomatië, welches auch der wirkliche Name der Insel Dammar ist. Die ziemlich enge Passage zwischen dieser letzteren und Tjironga (Eiland Hassel bei Gregory) heisst Katinei; sie kann nur mit kleinen Fahrzeugen befahren werden. Folgende Inseln bilden die Gruppe: Salomatië, Tjironga, Woka (Groot-Geelmuiden bei G.), Guworri-besaar (Klein Geelmuiden bei G.), Guworri-kitjil, Lelledjaä (Vyf eylanden bei G.), eine kleine Felseninsel südlich von Guworri-besaar und 5 kleine Inselchen in Strasse Liboba in der Nähe von Salomatië. Davon sind die drei erstgenannten hoch, alle übrigen dicht bewachsen. Ansässige Bewohner gibt es nicht, doch werden die Inseln öfters durch die Umwohner, des Fischens und des Tripangfanges wegen besucht. Vor

einiger Zeit wurde bei Woka eine Perlaufterbank entdeckt (Avicula margaritifera), deren Perlen und Perlmutter jedoch denen von Aru an Schönheit bei Weitem nicht gleichen.

Am 12. verliessen wir Gane und kamen Tags darauf in die Strasse Patientie, in welcher unsere Geduld auf eine harte Probe geftellt wurde. Volle vier Tage brachten wir darin zu, mit der an manchen Stellen über alle Beschreibung heftigen Strömung kämpfend, wobei es öfters vorkam, dass unser Fahrzeug, wie auf einer Axe fich drehend, mit grosser Schnelligkeit mehrere Male hintereinander im Kreise herumgedreht wurde. Erft am 17. glückte es uns, aus der Strasse zu kommen, und am Abend des 20. Juli gingen wir dann bei Ternātĕ vor Anker, gerade auf die Stunde einen Monat seit unserer Abreise von Dorej. Die Reise hat demnach 161 Tage gedauert, worunter 70 See- und 91 Regentage. Auch während dieser Campagne, welche ohne feindlichen Zusammenftoss mit den Eingeborenen ablief, hatte ich keinen Verluft an Menschenleben zu beklagen.

Am Ende meiner Arbeit angekommen, glaube ich nicht besser schliessen zu können, als mit den Worten, womit St. Simon seine Memoiren schliesst. Dieselben lauten:

«Dirai-je un mot du style, de sa négligence, de répétitions trop prochaines des mêmes mots, quelquefois de synonymes trop multipliés, surtout de l'obscurité qui naît souvent de la longueur des phrases, peut-être de quelques répétitions? J'ai senti ces défauts, je n'ai pu les éviter, emporté toujours par la matière, et peu attentif à la manière de la rendre, sinon pour la bien expliquer. Je n'ai pu me défaire d'écrire rapidement. De rendre mon style plus correct et plus agréable en le corrigeant, ce serait refondre tout l'ouvrage, et ce travail passerait mes forces, il courrait risque d'être ingrat.»

Die Säugethiere und Vögel von Neu-Guinea.

Wie die Fauna der Molukken überhaupt, so bildet die von Neu-Guinea in noch weit höherem Grade den Uebergang von der indo-asiatischen zur auftralischen Fauna. Gleichwie diese letztere hat fie verhältnissmässig wenig Säugethiere aufzuweisen; grössere Arten fehlen gänzlich und niedriger organifirte Formen (Beutelthiere) herrschen vor. Eine weitere Aehnlichkeit mit Auftralien liefert die grosse Menge hier lebender Vögel, zumal der Papageien und Tauben, welche, was Farbenpracht betrifft, mit ihren auftralischen Gattungsverwandten

wetteifern können. Dass übrigens das bis heute dem Blick des Forschers noch unerschlossene Innere der grossen Insel in ihren verschiedenen Regionen, vom Meeresufer aufwärts bis zu einer Höhe von 14,000 Fuss, ohne allen Zweifel noch eine beträchtliche Menge neuer Arten, zumal Vögel, beherbergt, unterliegt keinem Zweifel. Lieferte ja schon der kurze Aufenthalt meiner Jäger in Hattam für die Wissenschaft manche neue Arten! Zum fauniſtischen Gebiete von Neu- Guinea muss gerechnet werden im engeren Sinn die im Geelvink-Busen liegenden Eiländer mit Jappen und Schouten-Inseln, Salawatti, Batanta, Waigeü mit den umliegenden Inseln Gébé, Poppa (?), Misool, Adi mit den umliegenden Inseln und die Aru-Gruppe, während im weiteren Sinne noch darunter zu begreifen sind Neu-Britannien und Neu-Irland.

Die Säugethiere und Vögel der weſt- und nordwärts vom Feſtlande liegenden Inseln und Inselgruppen lernten wir schon kennen, deshalb wenden wir in der nachfolgenden Beschreibung unsere Aufmerksamkeit nur denjenigen Arten zu, welche auf dem Feſtlande von Neu-Guinea und den Inseln des Geelvink-Busens vorkommen. Dass wir uns bei der Aufzählung derselben öfters wiederholen müssen, lässt ſich eben nicht vermeiden.

Was die Säugethiere betrifft, so nennen wir: Pteropus argentatus (Ubiean, Arfak-Awab, Nufoor) N. G.-Jappen. Vespertilio . . . . . Gänzlich schwarz am Körper, um Weniges grösser als ein Maikäfer. Schouten-Insel. Rhinolophus aruensis. N. G. Paradoxurus hermaphroditus. N. G. Petaurus sciureus. Ein sehr bissiges Thierchen, das ich öfters lebend erhielt. Es gibt Exemplare mit gelblicher und andere mit schwarzer Schwanzspitze. — N. G., M., S., J. Cuscus maculatus (Inggairun, M.-Kahpa, J.-Midungjen, Andai-Medunga, Hattam) N. G., M., S., J. Ueberall häufig in variirenden Farbenkleidern. C. orientalis. Häufig. N. G. Dendrolagus ursinus (Niāi-geroom, A.). Seltener als die folgende Art. N. G. D. inustus. (Niāi-rĕtau, A.) Wird nicht selten lebend nach Ternātĕ gebracht. N. G. Macropus mülleri. N. G. Perameles dorejanus. N. G. Phascogale melas. N. G., J., S. Myoictis wallacei. N. G. Dactylopsila trivirgata. N. G. Mus decumanus. M. musculus. (Rōwefraar-snaweer. M.) Beide Thiere häufig auf allen bewohnten Inseln und dem Feſtlande. Sus papuensis, (Byen, M., Kau, A., Aoŭran, J., Nava, H.) In ausserordentlicher Menge vorkommend, zumal in flachen Gegenden, wie z. B. auf Biak. Die Eingeborenen lieben das Fleisch sehr und jagen das Thier mit Hunden. Zu Kwawi war ich einſt Augenzeuge, wie rasch ein

eben erlegtes Schwein zerſtückt und vertheilt wurde. Dasselbe ward, schmutzig wie es war, in ein hellflammendes Feuer geworfen, um die Borſten oberflächlich abzusengen, hierauf in Stücke zerschnitten, mit Haut und Eingeweiden unter die Umſtehenden vertheilt und $^1/_2$ Stunde nach Anlegung des Feuers war das ziemlich grosse Thier bis auf die Knochen vertilgt. Als Hausthiere findet man Katzen, Schweine und Hunde. Die Katzen (Nau, M.) ſind erſt von den Missionären und Händlern mitgebracht worden und gibt es deren nur wenige. Die Schweine, welche hier und da in den Dörfern in Ställen gehalten werden, ſind gewöhnlich eingefangene Wildlinge. Hunde (Naf, M.; Kuva, A.; Tjerna, H.; Wohna, J.) findet man in allen Häusern und ſie werden mit einer wahren Affenliebe gehätschelt. Dessenungeachtet erhalten ſie niemals Fütterung, sondern müssen selbſt ihre Nahrung suchen so gut ſie können. Dass die Hunde bei einem derartigen Regime keine Koſtverächter ſind und selbſt menschliche Excremente nicht verschmähen, iſt natürlich. Wohin ſich auch ein Pāpu begeben mag, sei es über See, sei es über Land, ſtets nimmt er seinen Hund mit. Uebrigens hörte ich die Thiere, welche eine nicht zu besiegende Averſion gegen Fremde, zumal Europäer haben, niemals bellen, sondern blos heulen. Die hieſigen, in früheren Jahren ohne Zweifel aus der Fremde eingeführten Hunde ſind durchgehends unter mittlerer Grösse und gekennzeichnet durch kurze Behaarung, spitze Schnauze, ſteif aufwärts gerichtete Ohren und einen tückischen Blick. Endlich wurden vor einigen Jahren von Halmahéra aus Hirsche (Cervus russa) hierher verpflanzt, deren Gedeihen sehr zu wünschen wäre. Missionär Geissler auf Mansînam beſitzt eine Herde von Kühen, wie man ſie selten schöner findet.

In dem Meere zwischen den Inseln treiben zum Oeftern Delphine ihr Spiel und ſieht man nicht selten Potfische (Physeter macrocephalus). Siehe hier alle bis heute von Neu-Guinea bekannten Säugethiere, unſtreitig nur ein kleiner Bruchtheil von den auf der grossen Insel wirklich lebenden, deren Entdeckung späteren Forschern vorbehalten bleibt.

Weit besser als über die Säugethiere ſind wir über die Vögel unterrichtet; man kennt schon eine beträchliche Zahl von Arten derselben. Es ſind dies die nachfolgenden: Astur novae hollandiae (Mangangan, M.) Ein gänzlich weiss gefärbtes Exemplar dieses schönen Vogels, ein ausserordentlich kleines Weibchen schoss ich von einem hohen, neben dem Dorfe Rumsārō ſtehenden Baume herunter. Ein zweites von gleicher Färbung bemerkte ich einige Male in der Nähe

der Missionärswohnung zu Dorej, konnte aber leider nie zum Schuss kommen. N. G., M. Nisus poliocephalus (Nusjak, A.) Nicht selten. N. G., M. Haliaëtus indus. Bemerkte ich nur an der Südweſt- und Weſtküſte. N. G. H. leucogaster. N. G. Pandion haliaëtus. Ein Exemplar erhielt ich zu Nufoor. Pernis longicaudatus. (Amisjak, A.) Ein seltener Vogel. N. G. Baza reinwardti. (Ich bemerkte schon früher, dass Gray's B. stenozona nicht als Art gelten kann.) Allgemein. N. G. Noctua Hoedti. Andai, N. theomacha. N. G. N. humeralis. N. G. Caprimulgus papuensis. Eine neue, von Schlegel benannte Art. N. G. C. albigularis. N. G. C. macrurus. N. G. C. marmoratus. N. G. Aegotheles wallacei. N. G. Aegotheles albertisi. N. G. Podargus papuensis. N. G. P. ocellatus. N. G. Dendrochelidon mystacea. N. G. Collocalia hypoleuca. Häufig auf Nufoor, wo die Vögel in den vielfach durchlöcherten Korallenkalkfelsen niſten, die an vielen Orten aus dem Boden hervorragen. Zum Neſtbau werden Moose und dünne Grashalme verwandt und vermittelſt Speichel zu einer feſten Masse zusammengeklebt; nicht selten hängen die Neſter klumpenweise aneinander. Die 3 - 4 Eier ſind weiss. M. S. Hirundo frontalis. N. G., S., J. H. rustica. N. G. Peltops blainvillei. Der Schnabel dieses schönen Vogels von welchem mehrere Exemplare in der Nähe von Alt-Andai geschossen wurden, iſt hell lauchgrün. N. G. In der Umgegend von Andai nicht gerade selten. Alcedo azurea. N. G. A. solitaria. N. G. A. lepida. N. G. A. pusilla N. G. Alle vier bekannt unter dem Namen Usrai. Dacelo gaudichaudi. Sehr allgemein längſt der Küſte Neu-Guinea's. D. macrorhincha. Ein echter «Martin chasseur.» N. G. D. albicilla (Kinsus, M.) Zumal an den Flussmündungen nicht selten. N. G., M. D. torotoro. Im Innern der Wälder Neu-Guinea's. D. nigrocyanea. Unter den zu Andai erlangten Exemplaren dieses schönen Vogels befand ſich auch ein Männchen im Jugendkleid. Letzteres unterscheidet ſich vom Alterskleid durch roſtrothe Unterseite und schwache Andeutung der weissen Bruſtbinde und des gleichfarbigen Kehlflecks. N. G. D. chloris. N. G. D. sancta N. G. D. cinnamomina. N. G. D. dea. N. G. Nicht selten; findet ſich auf keiner Insel des Geelvink-Busens mit Ausnahme von Jappen. Von den molukkischen Exemplaren unterscheidet ſich unser Vogel durch bedeutendere Verlängerung der beiden mittleren Schwanzfedern. Die zahlreichen, im Leidener Museum aufgeſtellten Serien liefern den Beweis, dass Tanysiptera nais, galatea, iris und margarethae zu Dacelo dea gezogen werden müssen. N. G. D. nympha. Gekennzeichnet durch rothen Steiss und Unter-

seite und darum nicht zu vereinigen mit D. dea, wie dies Schlegel später gethan, obschon er den Vogel in früheren Arbeiten anerkannt hatte. N. G. D. rosenbergi. Von meinem Freunde Kaup nach mir genannt. Das typische Exemplar befindet sich im Darmstädter Museum. Dass der Vogel übrigens eine neue Art ist, bezweifle ich sehr. N. G. D. schlegeli. Von mir entdeckt und benannt. (1869.) Verreaux nannte den Vogel Tanysiptera rideli. Ausschliesslich auf Schouten-Insel. D. carolinae (Kinsus-Kwur). Von mir auf Nufoor entdeckt und benannt, woselbst die Art ausschliesslich und zwar häufig vorkommt. Merops ornatus. N. G. Epimachus speciosus (Man-isap, Dorej. Teimandu, Sorrong). Meines Wissens bin ich der erste Europäer, welchem es glückte, diesen prächtigen Vogel im Fleische zu erlangen und zwar in mehreren, gegenwärtig im Leidener Museum befindlichen Exemplaren. Es sind dies zwei Männchen im Prachtkleid, mehrere Weibchen und ein Männchen im Uebergangskleid. Letzteres gleicht demjenigen des Weibchens, nur dass die Aussenseite der Schwanzfedern stets schwarz ist. An dem geschossenen Exemplar merkte man auch ausserdem in der Ohrgegend die schwarzen stahlglänzenden Federn des Alterkleides. Die Iris des Vogels ist gelbroth, die Füsse sind violettgrau. Er lebt ausschliesslich in den Gebirgsgegenden bis zu einer Höhe von 3000 Fuss, wird von den Eingeborenen erlegt und die Haut in ähnlicher fehlerhafter Weise präparirt, wie die von Parad. papuana. Doch ist die Zahl dieser Häute, welche in den Handel kommen (10— 15 Stück im Jahre) eine verschwindend geringe. In dem Magen wurden Ueberreste von Früchten und Insekten gefunden. E. magnificus (Uan, Andai.) Ein prächtiger Vogel, von dessen Schönheit man sich nach von den Eingeborenen präparirten Häuten keine Vorstellung machen kann. In der Umgegend von Andai ist er nicht selten. Farbe der Füsse und Iris wie bei der vorhergehenden Art. E. vethi (Drepanornis albertisi). Eine erst ganz kürzlich zu Hattam entdeckte neue Art. E. resplendescens. (Ich verwerfe den Artennamen albus als auf einer falschen Basis beruhend, da die Federbüschel, womit der Vogel geschmückt ist, im Leben nicht weiss, sondern hell goldgelb sind.) Von diesem prächtigen Vogel hatte man seither nur Exemplare erhalten von Salawatti und Neu-Guinea's Nordwestküste. Während meines Aufenthaltes zu Andai erhielt ich aber auch ein auf der Nordostküste erlegtes. Ein interessantes Männchen im Uebergangskleide, jetzt im Darmstädter Museum, zeigt nachfolgende Färbung. Vordertheil des Körpers wie beim alten Vogel, Flügeldeckfedern, Schwingfedern zweiter Ordnung und Schwanzfedern

roſtfarben; Flügelbug violett; grosse Schwungfedern schwarz, zum Theil mit roſtfarbigen Rändern; Unterseite schmutzig bräunlichgelb, an der Kehle mehr weisslich, mit dunkelbraunen, schmalen Querlinien gewellt. Von den Federbüschen iſt keine Spur zu sehen. Die Iris des alten Vogels iſt scharlachroth; die mit einer pinselartigen Spitze versehene Zunge hellgrün, der kräftig gebaute Fuss horngelb; über dem Auge bemerkt man einen kleinen Wulſt. Das Jugendkleid des ♂ gleicht in allen Stücken dem des ♀. Im zweiten Jahre erscheint der prächtige Federkragen und beim dritten Federwechsel färbt ſich die Unterseite hellgelb und treten die Federbüsche hervor mit gerad auslaufenden Schäften. Endlich verändert ſich durch Verfärbung das Roſtroth von Schwung- und Schwanzfedern in Schwarz und krümmen ſich die verlängerten Schäfte der Hüftfedern rechtwinkelig um. Uebrigens findet man nicht selten einzelne braune Federn im Prachtkleide alter Männchen. Im Magen bemerkte ich Ueberreſte von Früchten und Insekten. Der Vogel lebt in Familien, iſt ein kräftiger Flieger und ſtösst, nach Aesung suchend, einen scharfen, wie scheck-scheck klingenden Ton aus. Auf Ternātĕ führt er bei den Händlern den Namen Burong-mati-kawat (todter Vogel mit Draht), wegen der 12 drahtähnlich verlängerten Hüftfederschäften, welche das alte Männchen zieren. Nectarinia eques. N. G. N. aspasia. N. G., M., S. N. amasia. N. G. Auf Dorej führen diese und ähnliche kleinen Vögel den Collectivnamen Ngarpis. Arachnothera novae guineae. N. G. Dicaeum papuense. N. G., M., S. D. erythrothorax. N. G. D. nigrum. N. G. Myzomela nigrita. N. G. M. chermesina. N. G. M. rosenbergi. Eine schöne, im Gebirge von Hattam von mir entdeckte, von Schlegel benannte Art. Entomophila albogularis. N. G. E. spilodera. N. G. Gliciphila ocularis. N. G. Meliphaga similis. N. G. M. megarhynchus. N. G. M. fumata. N. G. M. striolata N. G. M. auriculata. N. G. Enthyrhynchus griseigula. N. G. E. flavigula. N. G. E. fulvigula. N. G. Letzterer eine meiner neuen Entdeckungen. Antochaera chrysotis. N. G. Tropidorhynchus novae guineae, Burong siang, Morgenvogel. Merkwürdig durch seine laute volltönende Stimme, welche er, der erſte unter den gefiederten Bewohnern des Waldes, schon vor Sonnenaufgang erschallen lässt. Ein kräftiges, weit verbreitetes Thier. N. G. T. mitratus. N. G. Melithreptus albigularis. N. G. Sitta pupuensis. Eine meiner neuen Entdeckungen aus dem Gebirge von Hattam; von Schlegel benannt. N. G. Orthonyx spinicauda. Auch dieser Vogel gehört zu meinen Entdeckungen aus derselben Lokalität. Es iſt eine interessante That-

sache, dass diese schon lange bekannte, der Süd- und Oſtküſte von Auſtralien angehörende Art auch in dem entlegenen, weit davon entfernt liegenden Innern von Neu-Guinea vorkommt. Petroica hypoleuca. N. G. Eupetes caerulescens. N. G. Pomatorhinus geoffroyi. N. G. Dicrurus carbonarius. Sehr häufig. N. G. D. megarhynchus. N. G. Artamus papuensis. Sehr allgemein. N. G. Oriolus mülleri. N. G. O. striatus. N. G. Sericulus aureus. N. G. Dass dieser prächtige Vogel, wie Wallace behauptet, auch auf Salawatti leben soll, wurde entschieden vom Rādja von Samāté und anderen Eingeborenen, die ich darüber befragte, verneint. Diese Verneinung iſt um so gewichtiger, als die Häute dieses Vogels gleich denjenigen der Paradiesvögel einen Theil des jährlich an Tidores Sultan zu entrichtenden Tributes ausmachen. Alle diejenigen, welche ich sah oder erlangte, ſtammten von Sorrong oder Amberbaken. S. xanthogaster. Eine von mir entdeckte und benannte, für die Wissenschaft neue Art. — Hattam. Gracula anais. N. G. G. affinis. Von mir entdeckt und benannt. Schlegel bezeichnet ſie meines Dafürhaltens mit Unrecht als Spielart der vorhergehenden. — N. G. Ptilonorhynchus buccoides. N. G. P. inornatus. Eine neu von mir entdeckte und benannte Art. — N. G. P. arfakianus. N. G. Pitta novae guinea (Pepek M.) — N. G., M. P. rosenbergi. Eine meiner, von Schlegel mir zu Ehren benannten Entdeckungen; ein prachtvolles, ausschliesslich auf der Schouten-Insel lebendes Thier. P. mackloti. Melampitta lugubris. Eine neu von mir entdeckte und benannte Art aus den Gebirgsgegenden von Hattam. Malacopteron monacha. N. G. M. murinum. N. G. Monarcha inornata. N. G. M. dichroa. N. G. M. telescophthalma. N. G. Monarcha chrysomela. N. G. M. brehmi. Eine meiner Entdeckungen auf Soëk, welche ich zu Ehren meines Freundes A. Brehm benannte. Muscicapa flavovirescens. N. G. M. conspicillata. N. G. M. mülleriana. N. G. Seisura lucida. N. G., M. Ziemlich allgemein. Myiagra glauca. Eine andere meiner Entdeckungen aus dem Hochlande von Hattam. Von Schlegel benannt und beschrieben. Rhipidura gularis. N. G. R. threnothorax. N. G. R. rufiventris. N. G. R. brachyrhyncha. Wiederum eine neu von mir entdeckte und von Schlegel benannte Art aus dem Innern von Neu-Guinea. Tchitrea cyanocephala. N. G. T. grayi. N. G. T. sericyanea. Letztere von mir in 1859 entdeckt und als besondere Art aufgeſtellt; doch zweifle ich gegenwärtig sehr, dass es wirklich eine solche iſt. Macheirhynchus nigripectus. Gleichfalls eine meiner von Schlegel benannten Entdeckungen aus dem Innern von Neu-Guinea. M. albifrons. N. G. Campephaga

striata. N. G. C. hypoleuca. N. G. C. papuensis. N. G. C. desgrazi. N. G. C. larvata. N. G. C. boyeri. N. G. C. melas. N. G. C. schisticeps. N. G. Campephaga plumbea. N. G. C. karu N. G. C. sloeti. S. Ng. C. strenua. N. G. J. C. albilora. N. G. C. leucoptera. S. Die drei letzteren Arten, von Schlegel benannt und beschrieben, ſind Entdeckungen von mir. Rectes kirrocephalus. N. G. R. bicolor. N. G. R. strepitans. N. G. R. megarhynchus. N. G. R. pulverulentus. N. G. R. nigrescens. Eine von mir im Innern von Neu-Guinea entdeckte, von Schlegel benannte neue Art. Pachycephala lugubris. N. G. P. virescens. N. G. Pachycephala schlegeli. Eine hübsche, kleine, von mir entdeckte und benannte Art aus dem Innern von Neu-Guinea. Ich widmete ſie meinem väterlichen Freunde Schlegel. Cracticus quoyi. N. G. C. personatus. Einer der am häufigſten vorkommenden, vielfach in der Vertheilung der weissen und schwarzen Farbe seines Gefieders variirenden Vögel. Auf Dorej und Nufoor heisst er Kōwok. Corvus orru (Mugĕgé M.) Der Vogel iſt gekennzeichnet durch seine weisslichblaue Iris. N. G. M. S. J. C. senex. Hat gleichfalls hellblaue Iris, iſt aber seltener als die vorhergehende Art.

Wir kommen nun zu jener, durch wunderbaren Federschmuck ausgezeichneten Familie der Paradiesvögel, deren eigentliches Heimathland man auf Neu-Guinea findet. An den von uns besuchten Orten leben die nachfolgenden Arten:

Paradisea papuana. Ueberall in Menge auf der nördlichen Halbinsel, sowie auf Misool und Jappen; auf der südlichen Halbinsel scheint der Vogel seltener zu sein, denn die wilden Bewohner der Humboldtbai brachten uns keine einzige Haut an Bord und gaben selbſt durch lautes Geschrei und heftige Geberden ihr Verlangen nach einer solchen Haut zu erkennen, als ich ihnen einen ausgeſtopften Paradiesvogel zeigte. Mit den Federn der wenigen, welche ſie zuweilen bekommen, verzieren ſie ihre Pfeile und gebrauchen ſie zu Haarzierraten. Der Vogel iſt, gleichwie alle seine Stammverwandten, ein Strichvogel, welcher von der einen Gegend des Landes in die andere zieht, je nachdem reife Baumfrüchte vorhanden ſind. Dies war gerade der Fall zur Zeit unseres Aufenthaltes zu Dorej im Jahre 1859, wo die Früchte einer Laurinee, welche in der Nähe der Dörfer auf einem ungefähr 500 Fuss hohen Hügelrücken in Menge wachsen, die Vögel anzogen. Mit kräftigem Flügelschlag kamen ſie, meiſtens Weibchen und jüngere Vögel, angeflogen und waren so wenig scheu, dass ſie selbſt wieder zurückkamen, nachdem ein paar mal darauf geschossen worden. Alte Männchen ſind scheu und nicht leicht unter Schuss zu bekommen.

Ihr Geschrei ist rauh uud unangenehm klingend und auf weiten Abstand hörbar; es kann am besten durch die Worte wuk-wuk-wuk wiedergegeben werden, worauf öfters ein krächzender Ton folgt. In den Morgen- und Abendstunden hört man diese Stimme am häufigsten, selten mitten am Tage. Stets in Bewegung, bleibt der Vogel, von Baum zu Baum fliegend, nie lange auf einem und demselben Zweig stille sitzen und verbirgt sich beim mindesten Geräusch in den Blätterkronen der Bäume. Schon vor Sonnenaufgang fliegen die Paradiesvögel herum, um ihre Nahrung zu suchen, welche in Früchten und Insekten besteht; am Abend versammeln sie sich in Truppen, um in dem Gipfel des einen oder andern hohen Baumes zu übernachten. Die Paarungszeit richtet sich nach dem Mousson; auf der Ost- und Nordküste von Neu-Guinea und auf Misool fällt dieselbe in den Monat Mai, auf der Westküste und auf Salawatti dagegen in den Monat November. Die Männchen versammeln sich dann in kleinen Truppen in den Wipfeln der höchsten Waldbäume, bringen die geöffneten Flügel in eine zitternde Bewegung, drehen die Hälse hin und her und öffnen und schliessen die Federbüsche, Alles begleitet von einem eigenthümlichen quakenden Laute, welcher die Weibchen anlockt.

Der Körperbau ist kräftig, Schädel hart, Füsse und Flügel gross und ziemlich stark; die Haut ist so dick, dass ein guter Schuss nöthig ist, um einen Paradiesvogel aus einem Baume herunterzuholen.

Der junge Vogel ist im Nestkleide einfarbig braun mit weisser Unterseite; die Schwanzfedern sind gleich lang, die zwei mittleren mit schmaler Fahne. Bei der erstfolgenden Mauserung verfärben sich Kopf und Nacken in Bleichgelb und bedeckt sich Stirn und Kehle mit sammetartigen, metallgrünen Federn. Die zwei mittleren Schwanzfedern werden zugleich einige Zolle länger Beim dritten Federwechsel endlich verlängern sich diese letzteren in kahle, ungefähr 15 Zoll lange Schäfte und kommen die schönen Federbüsche an der Hüfte zum Vorschein, welche, je älter der Vogel wird, an Länge zunehmen. Im Mittel sind dieselben 50″ und die kahlen Schäfte 60″ lang, bei sehr alten Vögeln jedoch auch öfters länger. Die glänzende Orangefarbe, womit die Büsche geziert sind, verschwindet ganz, wenn die Haut einige Zeit dem Einfluss starken Lichtes ausgesetzt ist. Fliegt der Vogel oder sitzt er still, dann hängen dieselben schief nach unten; im Affect richtet er dieselben vertikal zwischen Flügel und Rumpf in die Höhe und breitet sie fächerartig aus. Bei Lebzeiten des Vogels sind Schnabel und Füsse dunkel aschgrau und die Iris weisslich gelb.

Schon mehrere Male hat man lebende Exemplare dieser Art nach Amboina, Macassar, Batavia, Singapore und Manilla übergebracht, welche die Gefangenschaft sehr gut ertrugen. Ein vor einigen Jahren nach Amboina gebrachter Vogel entfloh dem Käfig und bis heute weiss man nicht, was aus demselben geworden. Zwei ausgewachsene Männchen, welche für die Summe von 150 Gulden (aber nicht 150,000 Gulden, wie aus einem unbegreiflichen Irrthum in Brehm's «Thierleben» 3. Theil pag. 326 geschrieben ſteht) gekauft und für den damaligen Generalgouverneur von Niederländisch Indien, Baron Sloet van de Beele, beſtimmt waren, brachte ich ſelbſt von Macassar nach Jāva. Die Vögel waren so zahm geworden, dass ſie die Nahrung aus meiner Hand nahmen, welche in Pisang und lebenden Kakerlaken (Blatta orientalis) beſtand, welch letztere ſie mit den Pfoten feſthielten, ihnen die Beine abbissen und den Körper hierauf hinunterschluckten. Sie tranken dabei viel Wasser. In einem durch eine geflochtene Scheidewand geschiedenen Käfig ſitzend, geriethen ſie öfters in Streit und bissen einander zwischen den Stäben tüchtig durch. Auf der Südweſtküſte heisst der Vogel Tsiankar, in der Mac-Cluer-Bai Wumbi, zu Dorej Mambefoor, zu Misool Sjak, in der Humboldtbai Tiahr, zu Andai Tĕbwau, zu Hattam Atuda, zu Ansus Eiawāwa. Die Arfaker verſtehen nicht die Kunſt den Vogel auszubalgen, machen auch niemals Jagd auf denselben. Er iſt ein Bewohner des Tieflandes und wird im Gebirge nur bis zu einer Höhe von 1000 Fuss angetroffen. Auf Jappen ſind die Federbüsche dicker und glänzender gefärbt. In vielen Localitäten iſt der Vogel sehr häufig. Schade, dass bei ausgeſtopften Exemplaren die schöne orangegelbe Farbe der Federbüsche mit der Zeit gänzlich schwindet.

P. raggiana. Eine erſt kürzlich aus zwei verſtümmelten Häuten bekannt gewordene Art von Neu-Guinea's Nordweſtküſte. Sie ſteht der P. papuana nahe, unterscheidet ſich jedoch hinlänglich, zumal durch orangerothe Federbüsche. P. speciosa (Uip Andai). Kommt auch auf Jappen vor und geht bis auf 1000 - 1500 Fuss Höhe. Reizend iſt der Anblick dieses Prachtvogels, wenn er im Affect den ſtrohgelben Kragen erhebt und die glänzend braunen Federn des Hinterhalses ſträubt. Beim lebenden Vogel iſt der Schnabel bläulich, an den Rändern ins Gelbliche spielend; die Iris braun, die Füsse und nackten Stellen hell aschblau. P. Gulielmi III., eine neuerlich von Herrn v. Müschenbroek der Wissenschaft errungene Art. P. regia (Mambĕrik Dorej, Uĕn Andai). Kommt auch auf Jappen vor und iſt somit die am weiteſten verbreitete Art seiner Familie. P. sexpennis.

(Corana in Hattam.) Ein zwischen 2—4000 Fuss Höhe lebender Gebirgsvogel, wo er gar nicht selten iſt, zu urtheilen nach der Menge von Ohrfedern, womit die früher beschriebenen Mützchen der Hattamer verziert ſind. Häute des Vogels kommen nur in geringer Zahl in den Handel. Zu Ternätë kaufte ich vor mehreren Jahren eine sonſt nicht schlechte, nach Papua-Art zubereitete Haut, der man an Stelle des fehlenden Schwanzes einen solchen von Epimachus magnus recht künſtlich eingeſteckt hatte. Die Iris iſt im Leben roth; die Füsse ſind schwärzlich violett. Das Weibchen iſt, abgesehen von einer bedeutenderen Grösse und zwei an den Schläfen ſtehenden Federhörnern, in Färbung demjenigen der folgenden Art zum Verwechseln ähnlich. P. atra. (Nidda in Hattam.) Hat mit der vorhergehenden Art einerlei Heimat. Füsse und Iris ſind ganz ähnlich gefärbt. Auch Häute dieses Vogels werden zuweilen von Eingeborenen präparirt. Astrapia gularis. Dieser herrliche Vogel wurde von meinen Jägern im Hattamer Gebirgsland erbeutet und hat demnach einen Verbreitungsbezirk mit den beiden vorhergenannten. Ebenso wie diese wird er über die ganze Nordküſte angetroffen, fehlt jedoch auf den Inseln und iſt daher meine frühere Angabe, sein Vaterland wäre Jappen (Jobi-Jobi) unrichtig. Häute des Vogels kommen ebenfalls nur in geringer Zahl in den Handel. Die eines jungen Männchens, früher in meinem Beſitz, zeigte nachfolgende Färbung. Kopf, Hals und Bruſt glänzend schwarz, Rücken, Bauch, Flügel und Schwanz dunkelbraun, die Schwungfedern roſtfarben gerändert, Crissum mit hell roſtfarbenen Querſtreifen; im Nacken einige hellgrüne, auf der Bruſt einige gelbrothe Schuppen und am Bauch einzelne malachitgrüne Federn ſichtbar, die Federscheiben an den Wangen im Entſtehen.

Alle schwarzen Paradiesvogelarten führen im Handel den Namen Burong-mati-itam (schwarzer todter Vogel). Astrapia carunculata. Ein sehr seltenes Thier aus dem Innern, was mir niemals zu Geſicht kam. Chalybaeus viridis. Ziemlich selten. Iris roth. N. G. C. ater. Ausserordentlich häufig. C. keraudreni. Weit seltener. Auch Häute dieser drei Stahlkrähen kommen zuweilen als schwarze Paradiesvögel in den Handel. Eurystomus orientalis. Sehr häufig. N. G. J. Lamprotornis viridescens. Ich halte den Vogel für weiter nichts, als eine Localrace von Calornis metallicus. N. G. L. magnus. · Eine von mir auf Nufoor und Schouten-Inseln entdeckte Art, kennbar durch lange, ſtaffelförmige Schwanzfedern. Amadina tritissima. N. G. A. hyperythra. N. G. (?) Buceros ruficollis. Sehr allgemein. Nach Aussage meines Freundes Woelders, die ich keinen Grund habe, in Zweifel

zu ziehen, ſieht man diesen Vogel nicht selten zur Zeit der Ebbe auf den schlammigen Waldboden in der Nähe des Strandes bei Andai herumhüpfen, beschäftigt, allerlei Weichthiere aus dem Schlamm herauszuziehen, um ſich davon zu nähren. N. G. J.

Neu-Guinea iſt in unsern Beſitzungen das Land der Papageien par excellence und beurkundet hierdurch seine Verwandtschaft mit dem nachbarlichen Feſtland Ausſtraliens. Man kennt bis heute nachfolgende hier lebende Arten. Eclectus linnei. (Ich sehe den Grund nicht ein, warum Wagler «Linnaei» schrieb.) Häufig. Name auf der Südweſtküſte von Neu-Guinea Kandar. N. G., M., J., S. E. polychlorus (Manambi M; Uremaap Andai). N. G., M., S., J. E. personatus. Variirt nach den Inseln, auf denen er vorkommt, in der Färbung der Schulter, der unteren Fülgelfedern und des Crissums. Zu bemerken iſt ferner, dass der Vogel bis heute noch von keinem Reisenden auf Neu-Guinea selbſt angetroffen wurde. M., S., J. Platycercus dorsalis (Ugis Andai). Ziemlich allgemein. N. G. Psittacula desmaresti. Ein in der Umgegend von Dorej zu gewissen Zeiten nicht seltenes Thier. N. G. P. gulielmi III. Eine schöne von Bernſtein entdeckte Art. N. G. Nasiterna pygmaea. Sehr häufig auf Nufoor und Schouten-Insel; ich war so glücklich, auf Soëk und Nufoor 16 Exemplare dieses niedlichen Vogels zu erbeuten, ausserdem zwei kaum flügge Neſtvögel und mehrere Eier. Der Vogel brütet im Februar und März in einer Baumhöhle und das Weibchen legt darin zwei weisse Eier, nur weniges grösser als die unserer Schwanzmeise. Schlegels Anſicht, dass N. pusio von den Salomons-Inseln nur eine Localrace, aber keineswegs eine eigene Art sei, ſtimme ich vollkommen bei. N. G., M., S., J. Trichoglossus haematotus. Nicht selten. N. G., M, J. T. rosenbergi. Eine hübsche, von mir auf Schouten-Insel entdeckte und von Schlegel benannte Art. T. josephinae. N. G. T. arfaki. N. G. T. wilhelminae. Drei ganz kürzlich von Dr. Meyer auf Neu-Guinea entdeckte Arten. T. pulchellus. N. G. Nanodes placens. N. G. N. muschenbroeki. Ein für die Wissenschaft neue, von mir entdeckte und zu Ehren meines Freundes S. van Muschenbroek benannte Art aus dem Innern von Neu-Guinea. N. pulchellus. N. G. N. rubronotatus. N. G. Psittacella brehmi. N. G. P. modesta. Beides zwei neue, von mir entdekte und benannte Arten aus dem Innern von Neu-Guinea. Das ſtellenweise gewellte Gefieder beider Vögel erinnert an dasjenige mancher auſtralischen Euphemien. Lorius tricolor (Manjaur Dorej, Ujărā Hattam). Zu Andai nicht selten. L. cyanauchen (Ujoi Ansus). Lebt ausschliesslich auf Jappen und

Schouten-Insel. L. fuscatus (Ujien Andai). Nicht selten in der Umgegend von Dorej und Andai; wird auf den Inseln nicht gefunden. L. scintillatus. N. G. L. cyanogenia (Manimgir M.) Sehr allgemein auf Nufoor und Schouten-Insel. Ich hielt den hübschen Vogel verschiedene Male in Gefangenschaft und beobachtete an einem meiner Exemplare eine merkwürdige Farbenveränderung von Roth und Schwarz zu Grün, so dass die Flügel heinahe gänzlich die letztgenannte Farbe zeigten und Rücken und Seiten grün gewellt erschienen. Leider verlor ſich allmählich diese Färbung bei späterer Mauserung wieder gänzlich. L. ater. N. G. Charmosina papuensis. Lebt ausschliesslich in den Gebirgsgegenden des Innern. Der Vogel hält ſich im Gebirge in kleinen Truppen auf und iſt keineswegs selten, nach der Menge von Schwanzfedern zu urtheilen, welche die Hattamer zu ihrem Putz verarbeiten. Zur Gewinnung dieser Federn wird dem Vogel in der Jahreszeit, wo eine gewisse, im Walde häufig wachsende Frucht reift, ſtark nachgeſtellt. Leider erhielt ich nur ein Männchen, aber ein prächtiges und vollkommen ausgefärbtes. Der Schnabel zeigt rothe, die Füsse Orangefarbe. Cacatua triton (Manggĕras Dorej, Hanjoka Hattam, Karabua Ansus, Upuet Andai, Warija Sorrong, Jalla Humboldtbai, Katalla Ternātĕ). Ueberall häufig. Das Geschrei dieser Vögel, welche man zuweilen in Truppen antrifft, iſt öfters der einzige Laut, der die unheimliche Stille des Waldes unterbricht. Die Eingeborenen nehmen häufig die Jungen aus dem Neſt, um ſie aufzuziehen und später an die Händler zu verkaufen. Microglossus aterrimus (Siong Andai, Mampais Dorej, Sangija Sorrong). Nicht selten, kommt auch auf Jappen vor.

Am Schlusse unserer Beschreibung der Papageien mögen noch einige Bemerkungen über einzelne Arten folgen. Eos semilarvatus. Kommt nicht auf Schouten-Insel (Biak) vor, wie ich früher in einer meiner Schriften fälschlich angegeben. Ueberhaupt traf ich den Vogel während meiner Reisen im indischen Archipel nirgends frei lebend. Irre ich nicht, so ſtammt das Exemplar, welches ich dem Darmſtädter Kabinet geschenkt, aus Timorlaut. Rückſichtlich Microglossus goliath bin ich einer Anſicht mit Schlegel, welcher den Vogel zu M. aterrimus zieht. Auch M. alecto, den kein Reisender seit seiner Auffindung wieder angetroffen, halte ich für einen verkümmerten M. aterrimus mit missgeſtaltetem Schnabel. Ausserdem spricht Salomon Müller von einem kleinen schwarzen, in den Wäldern um Fort Du Bus heimischen Cacadu und erwähnen Quoy und Gaimard eines ähnlichen, die Wälder von Waigeü und Räwak bewohnenden Vogels. Leider glückte es aber keinem dieser

Forscher, ein Exemplar zu erbeuten. Auch mir wurde von einigen Bewohnern Kaimāni's mitgetheilt, im Innern des Landes lebe ein grosser langschwänziger Cacadu mit befiederten Wangen und ansehnlich grösser als M. aterrimus. Hoffentlich bringt die Zukunft Aufschluss in dieser Hinſicht. Centropus menebeki (Udohm Andai). N. G., J. C. bernsteini. Eine neue, von Schlegel benannte Art. N. G. C. violaceus. N. G. Eudynamis rufiventer. N. G. Chrysococcyx splendidus. N. G. Cuculus leucolophus. Von diesem seltenen Vogel erbeutete ich zwei Exemplare zu Andai. N. G. C. poecilurus. N. G. C. striatus (Nusjak Andai). Wegen der Aehnlichkeit seines Gefieders mit dem von Nisus poliocephalus verwechseln ihn die Eingeborenen mit diesem letzteren und begehen somit denselben Fehler, dessen ſich der gemeine Mann in manchen Gegenden Deutschlands gleichfalls schuldig macht, wenn er glaubt, unser Kukuk verwandle ſich im Herbſt in einen Sperber.

Ausser den Papageien ſind es zumal Tauben, welche in Farbenpracht mit diesen wetteifern und den Wald beleben. Man kennt bis jetzt die nachfolgenden Arten: Carpophaga tumida. N. G. C. geelvinkiana (Waimun Nufoor). Von mir entdeckt, von Schlegel benannt. S., M., Meosnum. C. roseinucha. N. G. C. zoeae. N. G. C. mulleri. N. G. C. pinon (Uraas Andai). Häufig in der Umgegend von Dorej und Andai. N. G. C. westermani. Von mir entdeckt und benannt; ich beobachtete die Art allein auf Jappen. C. rufigaster. N. G., J. C. bicolor. N. G., S., Mm. Ptilopus pulchellus. N. G. P. coronulatus. N. G., J. P. humeralis. N. G. P. insolitus. J. P. perlatus. N. G., J. P. ornatus. Eine von mir entdeckte und benannte Art aus dem Gebirge von Hattam. N. G. P. nanus. G. G. P. viridis. N. G., M., Mm. P. pectoralis. N. G., M., S. P. rivoli. M. P. miqueli. Von mir entdeckt und benannt. J., Mm. P. speciosus. Eine prächtige, gleichfalls von mir entdeckte und benannte Art; Bewohner von Nufoor und Schouten. P. superbus. N. G., J. P. puellus. N. G., J. Janthoenas albigularis. Ich bin bis heute der einzige Reisende, welchem ein Exemplar dieses schönen auf Halmahéra vorkommenden Vogels auf Neu-Guinea, und zwar zu Andai in die Hände fiel. N. G. Macropygia reinwardti. N. G., M., S. M. turtur N. G., J., Chalcophaps indica. N. G. C. stephani. N. G. Henicophaps albifrons. N. G. Phlegoenas rufigula. N. G. Calloenas nicobarica. N. G., M., S., J. Goura coronata. Ausschliesslich auf der feſten Küſte von Neu-Guinea. G. victoriae kommt dagegen

einzig auf S. und J. vor. Beide Vögel ſind in den ihnen zusagenden Localitäten sehr häufig, von der Küſte an bis zu einer Höhe von 1000 Fuss überm Meere, zumal am Rande der kleinen cultivirten Waldlichtungen. Zu kleinen Banden oder Familien vereinigt, schweifen ſie, ihre Nahrung auf dem Boden suchend, im Busch umher; ſind ſie gesättigt, so suchen ſie ein sonniges Plätzchen auf, um daselbſt während der grössten Hitze des Tages zu raſten und ſich im Strahl der Sonne zu wärmen, wobei ſie ſich mit ausgebreiteten Flügeln und Schwanzfedern platt auf den Boden legen. Zumal in der Paarungszeit fechten die Männchen häufig unter ſich, wobei ſie, den halb ausgebreiteten Flügel in die Höhe hebend, einander tüchtige Schläge damit versetzen. Die gewöhnliche Lockſtimme beſteht in einem anhaltenden dumpfen Trompetenton; im Zorn oder in der Angſt hört man dagegen ein kurzes Knurren. Beeren, Samen, Knospen, Insekten, Würmer und Schnecken dienen zur Nahrung. In den Monaten Februar und März baut das Weibchen ein lose aus Zweigen verfertigtes Neſt, 20—30 Fuss hoch über dem Boden auf dem Aſt eines Baumes, und legt ein weisses Ei darein, etwas grösser als das einer Ente. Das Fleisch des Vogels iſt delicat. Die Eingeborenen fangen ihn häufig lebend in Schlingen, um ihn an die Händler zu verkaufen. Auf Ansus koſtet das Stück $^1/_2$ Gulden an Waare und nicht selten noch weniger, während man zu Ternate das Paar mit 20 Gulden bezahlt. Leider geht immer eine grosse Anzahl auf der Reise zu Grunde. Zu Dorej, Nufoor nnd Soëk heisst der Vogel Mambruk, auf Jappen Mambādu, zu Hattam Bedjūda, zu Andai Ubiaat. Der Augenring iſt beim lebenden Exemplar schön scharlachroth; die Füsse ſind hell purpurroth, ins Violette spielend. Megapodius duperreyi. N. G. M. freycineti. Beide kommen in Menge auf der feſten Küſte und allen von uns besuchten Inseln vor. Die schmackhaften Eier erhielt ich öfter. Auf Andai heisst der Vogel Manepreak, auf Nufoor Mangiair. Talegallus cuvieri (Umgrau Andai). Der Vogel iſt nicht gerade selten. Schnabel und Füsse ſind schön hochgelb. Coturnix novae guineae. Gml. Ein höchſt dubiöser Vogel, welchen ich in Finsch's «Neu-Guinea und seine Bewohner» angeführt finde.

Bis zum Jahre 1869 kannte man nur eine auf dem Feſtland von Neu-Guinea (wohlverſtanden dessen nordweſtlicher Halbinsel) lebende Casuarart. Erſt meine letzte Reise im Jahre 1870 lieferte den Beweis, dass dort thatsächlich zwei Arten vorkommen in ſtrenge voneinander

geschiedenen Localitäten, wodurch der von Schlegel aufgeſtellte Satz seine Beſtätigung findet, demzufolge zwei verschiedene Species von Casuar in ein und derselben Oertlichkeit niemals vorkommen. Beide Arten haben einen dreieckigen, breiten, nach hinten auslaufenden Helm mit platter, von der Schnabelwurzel schief anſteigender Scheitelfläche. Casuarius uniappendiculatus. In 1860 von mir zwar schon entdeckt, jedoch erſt 1861 publicirt unter dem Namen C. Kaupi. Er iſt ein Bewohner von Neu-Guinea's Nord- und Südweſtküſte. C. papuanus (Mswaar Andai, Nhamdia Hattam, Wonggé Dorej, Orăwei Ansus). Die von mir entdeckte, in den Wäldern der Nordoſtküſte lebende neue Art mit ähnlichem Helm, jedoch glatter Halshaut ohne Hautlappen. Ich erlangte ein altes Weibchen und ein junges Männchen. Erſteres, von meinem Jäger Achmat angeschossen, attakirte denselben und nur mit Noth gelang es ihm, dem ſtarken, wuthschnaubenden Thiere auszuweichen, bis es ihm endlich glückte, dasselbe durch einen Stoss mit seinem Jagdmesser niederzuwerfen. In der Umgegend des an Vögeln sonſt armen Humboldtbusens lebt ein Casuar, wahrscheinlich derselbe, welcher häufig von den Eingeborenen wegen seiner Federdecke gefangen wird, die man vielfältig zu Zierraten verwendet. Sclater's C. Kaupi möchte ich für den jungen Vogel meines C. papuanus halten.

Glareola orientalis. Beobachtete ich nur ein einziges Mal auf der kleinen Insel Läkähia an der Südweſtküſte von Neu-Guinea. G. grallaria. NG. Charadrius geoffroyi. N. G., M. C. xanthocheilus. N. G. C. inornatus. N. G. C. longipes. N. G. Pluvialis fulvus. N. G., M., S. Esacus magnirostris. N. G. Strepsilas interpres. N. G. Haematopus longirostris N. G. Ardea garzetta. N. G., S., J. A. intermedia N. G. A. jugularis N. G., S. A. novae hollandiae. N. G. A. macrorhyncha. N. G. A. heliosylos. N. G. A. caledonica. N. G. Der Collectivname für die Reiher iſt zu Andai Mănsau. Scolopax rosenbergi. Eine von mir endeckte und von Schlegel benannte neue Art aus dem Gebirgslande von Hattam. Limosa uropygialis. N. G. Tringa acuminata. N. G. T. minuta. N. G. Totanus incanus. N. G. Actitis hypoleucus. N. G. Numenius phoeopus. N. G. Ohne allen Zweifel gehört zu ihm auch G. uropygialis und muss deshalb als selbſtändige Art geſtrichen werden. Himantopus leucocephalus. N. G. Rallus tricolor. N. G. Rallina rubra. N. G. Eine neue, durch mich entdeckte und von Schlegel benannte Art aus dem Bergland von Hattam. Ortygometra superciliaris. N. G. Porzana cinerea. N. G. Parra cristata. N. G.

Anas radja (Umukiea Andai) N. G. Dendrocygna vagans N. G. Fregatta minor. N. G. und allen Inseln. Graculus sulcirostris N. G. G. melanoleucus. N. G. Sula piscatrix. N. G. S. fiber. N. G. Sterna pelecanoides. N. G. St. melanauchen. N. G. St. douglassi. N. G. Podiceps minor. N. G.

JAVA.

Der Pflanzengarten zu Buitenzorg.

Unſtreitig gehört der botanische Garten ('s lands plantentuin) zu Buitenzorg (sprich Beitensorg) seiner Lage und den darin gepflegt werdenden Pflanzen nach zu den schönſten und reichſten Anlagen der Welt und kann in jeder Hinſicht mit den berühmten Gärten von Rio-Janeiro und Calcutta in Parallele geſtellt werden. Ehe ich jedoch zu einer näheren Beschreibung des Gartens übergehe, schicke ich zum besseren Verſtändniss ein Bild der Gegend voraus, in welcher er liegt.

Bekanntlich führt der weſtliche Theil der Insel Jāva bis ohngefähr zum 109° O. L. von Greenwich den Namen Sunda-Länder und wird von einem im Aeusseren, in Sprache und Sitten gänzlich von den Javanen verschiedenen Volksſtamme, den Sundanesen, bewohnt. In diesem Theile, und zwar in der Abtheilung Buitenzorg (Bogor der Sundanésen), welche die südöſtliche Ecke der Reſidentschaft Batavia bildet, hat man den Garten angelegt. Der gleichnamige Hauptort der Abtheilung, zugleich auch die ſtändige Reſidenz des Generalgouverneurs von holländisch Oſt-Indien, liegt an dem grossen Poſtwege 39 englische Meilen in südlicher Richtung von Batavia entfernt, 850 Fuss überm Meere, auf 6° 35′ 44′, S. B. und 106° 47′ 22′ O. L. von Greenwich. Der Landſtrich wird im Süd-Weſten durch den in gerader Richtung 8 Meilen südweſtlich vom Hauptorte entfernt liegenden Berg Salak und im Südoſten durch den Berg Pangerango begrenzt, dessen Entfernung ohngefähr das Doppelte beträgt. Beide ſind erloschene Feuerberge, erſterer von 7000, letzterer von 9630 Fuss Höhe. Sie ſind von Batavias Rhede aus ſichtbar und werden von den Seeleuten mit dem Namen der blauen Berge bezeichnet. Von beiden, durch einen langen Sattel verbundenen Gipfeln senkt ſich der wellenförmige Boden zur Nordküſte

abwärts, von mehreren von Süd nach Nord ſtrömenden Bächen und Flüsschen durchschnitten. Die bedeutendſten ſind darunter der Tjiliwong, welcher bei der alten Stadt Batavia, und der Tjidāni, der weiter weſtlich gegenüber der Insel Onruſt in das Jāva-Meer mündet. Ueber den ohngefähr 1500 Ellen breiten, die beiden genannten Flüsschen trennenden Bodenſtreifen läuft die grosse von Anjer aus über die ganze Länge von Jāva ſich erſtreckende Poſtſtrasse, an deren Weſtseite ſich die meiſten, zierlich gebauten Häuser des europäischen Stadt-

Der Obelisk (Pilaar) in der Nähe von Buitenzorg mit dem Berg Salak im Hintergrunde.

theils erheben, mit Ausnahme der theilweise in den Garten hineingebauten reformirten Kirche. Eine dem öſtlichen Raum der Strasse entlang ziehende Umzäunung begrenzt Schloss und Garten.

Im Nordweſten, Weſten und theilweise auch nach Süden vom Poſtwege, nach Oſten vom Tjiliwong umschlossen, bildet der Garten ein sehr unregelmässiges, ſich von Nord nach Süd erſtreckendes Rechteck, dessen grösste Länge 1300 Ellen beträgt, während die Breite ſich durchschnittlich auf 775 und der Flächeninhalt auf 900,000 Ellen beläuft. Der grösstentheils ziemlich flache Boden senkt ſich langsam nach Oſten und ſtürzt öſtlich vom Gouverneursschloss 30 bis 40 Fuss tief ab, eine muldenartige Fläche bildend. Eine lebende

Hecke umzieht das Areal mit Ausnahme der Oſtseite, woselbſt der bei gewöhnlichem Waſſerſtand 30 Ellen breite Tjiliwong in einer Länge von 1260 Ellen die Einfaſſung darſtellt. Verſchiedene kleine in denſelben mündende Bäche und Gewässer, von welcher der längs der Poſtſtrasse fliessende Tjibālok am bedeutendſten iſt, durchſtrömen das Gelände, wodurch Gelegenheit zum Anlegen von Teichen geboten wurde. Die nördliche Hälfte desſelben wird von dem Schloss, die südliche vom botaniſchen Garten eingenommen. Fünf Thore, wovon an der Nord- und Südseite je eins, die drei übrigen ſich an der Weſtseite

Ardi, Arbeiter im Pflanzengarten zu Buitenzorg.

befinden, führen ins Innere. Mehrere Fahrſtrassen und eine grosse Zahl von an den abschüssigen Stellen theilweise mit kleinen Rollſteinen belegten Fusswegen durchkreuzen das Terrain nach allen Richtungen. Von den erſteren darf nur der den Garten von Nord nach Süd durchschneidende Hauptweg von Privatwagen benutzt werden; das Betreten der Fusswege iſt mit Ausnahme der in der Nähe des Schlosses liegenden gegenwärtig dem fusswandelnden Publikum in liberalſter Weise geſtattet.

Werfen wir einen Blick auf den zum Palais gehörenden Gartentheil, ehe wir zur näheren Beschreibung des botaniſchen Theiles, unserem Hauptthema, übergehen.

Hat der von Batavia kommende Reisende die vorletzte Biegung der Poſtſtrasse diesseits des Städtchens erreicht, so erblickt er gerade

in der Richtung des Weges einen auf breitem Unterbau ſich erhebenden Obelisk, der unter dem Namen Pilaar (Pfeiler) bekannt, ſich durch ſeine weisse Tünche scharf von dem ihm als Hintergrund dienenden blaugrünen Salak abhebt. Dieses mit dem Landeswappen geschmückte Kunſtwerk hat keinen anderen Zweck, als den, die Ausſicht von der Veranda des Schlosses auf die Landschaft zu verschönern. Hat der Reisende den Obelisk erreicht, von wo aus die Strasse schnurgerade bis zum Städtchen hinläuft, so ſieht er auf ohngefähr 2000 Ellen Entfernung vor ſich das ſtattliche Palais, die Reſidenz des Generalgouverneurs der holländisch-oſtindischen Kolonien. Am Ende einer grossen Rasenfläche, welche nur längs der Oſt- und Weſtseite mit hochſtämmigen Bäumen umſtanden iſt, erhebt ſich, 500 Ellen vom nördlichen oder Hauptthor entfernt, das imposante, mit einem Thürmchen gekrönte Gebäude, von dessen Kuppel bei Anwesenheit des hohen Herrn die Landesflagge weht. Einen reizenden Anblick gewährt die Rück- oder Gartenseite des Schlosses mit ihrem vorspringenden Rundbau und der ihn umringenden Säulenhalle. Zu beiden Seiten des Palais liegen die dazu gehörigen Nebengebäude, worunter auch ein Wachtlokal. In dem längs der Hinterseite angelegten Blumengarten befindet ſich eine Volière, worin ausser anderen indischen Vögeln auch mehrere Krontauben (Goura coronata). Vor dem Schlosse liegt ein ovaler Teich von 125 Ellen Durchmesser und ein ausgedehnter Rasenplatz worauf ſich mehrere Hundert kleine javanische Hirsche (Cervus russa) tummeln, die vollſtändig zahm ſind. Ein grösserer tief in das Gebiet des Pflanzengartens einschneidender Teich dehnt ſich hinter des Schlosses Südseite aus; er hat die Form eines spitzwinklichen Dreiecks mit zwei birnförmigen Verlängerungen an den Winkeln der nordwärts gekehrten Baſis. Am südlichen Ende desselben ſteht ein kleiner Tempel, worin ein Kenotaph zur Erinnerung an die 1813 verſtorbene Gemahlin des damaligen englischen Lieutenant-Gouverneurs von Java, Sir Th. Stamford-Raffles. Weſtwärts, in geringer Entfernung vom Schloss, liegt ein kleiner Begräbnissplatz im Dunkel hoher Bambusſträucher verborgen, deren riesenhafte Halme, ſich vielfältig kreuzend, ein natürliches gothisches Gewölbe vorſtellen. Manche berühmte Namen weisen die dort ſtehenden Grabmäler auf, z. B. diejenigen der in der Blüthe ihrer Jahre verſtorbenen Naturforscher Kuhl und van Hasselt, des Generalgouverneurs de Eerens u. s. w.

Wenden wir uns nun zu dem unser Interesse weit mehr in An-

spruch nehmenden botanischen Garten. Die dazu gehörenden Gebäude beſtehen in den Wohnungen für den Direktor und Hortulanus, einem Trockenhaus, Schuppen und Glashaus, zwei Pavillons und mehreren Wachthäuschen. Von dem in der Nähe des Badehauses am Rande des nach dem Tjiliwong abſtürzenden Geländes ſtehenden Pavillon geniesst man eine reizende Ausſicht nach Süden auf den majeſtätischen Gipfel des Pangerango. In der südöſtlichen Ecke des Gartens liegt ein kleines Dorf, ausschliesslich von den im Garten beschäftigten sundaneſischen Arbeitern und deren Familien bewohnt. Während meiner letzten Anwesenheit zu Buitenzorg (Auguſt bis Oktober 1871) befand ſich unter diesen Arbeitern ein ziemlich bejahrter Mann, Ardi genannt, mit solch ausgeprägt affenartigem Geſicht, wie es mir niemals vorgekommen iſt, weshalb ich sein Portrait nach einer Photographie meiner Beschreibung beifüge (s. Seite 569).

Zur Seite der Direktorswohnung befindet ſich eine Pflanzschule und mehrere hundert Schritte öſtlich vom vorerwähnten Kenotaph im Schatten rieſiger Waringin-Bäume (Ficus religiosa) ein mit Wasser gefülltes rundes Bassin, aus dessen Mitte eine Fontaine aufſteigt. Auf einer kleinen Erhöhung endlich, nicht weit vom Trockenhaus entfernt, bemerkt man mehrere alte Steinbilder aus Jāvas Hinduzeit, wovon übrigens nur ein heiliger Stier (Nandi) bemerkenswerth iſt.

In den zwischen den verschiedenen Wegen liegenden Fächern ſtehen die Pflanzen-Familien und Unterfamilien soweit als möglich geordnet beisammen. Bei jeder Pflanze befindet ſich ein fusshoher grün gefärbter Pfahl, auf dessen schief abgeschnittenem, weiss gefärbtem Kopfende mit schwarzen Buchſtaben Nummer, botanischer Name und Vaterland verzeichnet ist, während in grösseren Zwischenräumen 4 Fuss hohe Pfähle ſtehen, worauf die Familien und Unterfamilien vermerkt ſind. Hierdurch kann ſich auch der Laie rasch im Garten orientiren. Natürlicherweise findet man in demselben nur solche Pflanzen, die in einem tropischem Klima gedeihen. Um jedoch im Interesse der Wissenschaft auch Pflanzen cultiviren zu können, die einem kühleren Klima angehören, liess die Regierung weiter südlich auf verschiedenen Höhenſtationen für solche Gewächse kleinere Gärten anlegen, welche Unterabtheilungen des grossen Pflanzengartens bilden. Sie liegen am Fuss und auf dem Gehänge des Gedé-Gebirges und auf dem Gipfel des Pangerango, und zwar Tjipannas auf 3500 Fuss Höhe, Tjibōdas auf 4300, Tjiburrum auf 5100, Kandang-bahdak auf 7550 und Pangerango auf 9600 Fuss Höhe über der Meeresfläche.

Wie aus Nachfolgendem zu ersehen, wurden nach diesen Localitäten Pflanzen aus den verschiedenen Zonen aller Welttheile, die polare ausgenommen, gebracht; sie finden in den angemessenen Höhen die nöthigen Bedingungen zur Existenz.

Beim Garten, befinden sich gegenwärtig (1871) als Beamte angestellt, ein Director, ein Hortulanus, ein Assistent-Hortulanus, zwei Gärtner, ein Zeichner, mehrere Aufseher und einige hundert Eingeborene als Arbeiter. Ferner gehört noch dazu eine botanische Bibliothek und ein ausserhalb des Gartens liegendes Museum.

Betrachten wir zum Schlusse etwas näher die Vegetabilienschätze, welche in dem Garten und dessen Unterabtheilungen eine zweite Heimat gefunden haben. In den verschiedenen Fächern treffen wir nachfolgende Familien und Geschlechter in der dabei vermerkten Anzahl von Arten an:

Familien.	Anzahl der Geschlechter.	Anzahl der Arten.	Familien.	Anzahl der Geschlechter.	Anzahl der Arten.
Plantae cryptogamiae.			*Monocotyledones.*		
Equisetaceae	1	2	Gramineae	68	176
Polypodiaceae . . .	50	294	Cyperaceae	20	74
Hymenophylleae . .	3	19	Eriocauloneae . . .	1	3
Gleicheniaceae . . .	1	5	Xyrideae	1	1
Schizaeaceae	3	8	Commelynaceae . .	10	36
Osmundaceae . . .	1	2	Alismaceae	1	3
Marattiaceae	3	9	Butomaceae	1	1
Ophioglosseae . . .	4	4	Astelieae	2	2
Salviniaceae	2	2	Flagellarieae	1	2
Marsiliaceae	1	2	Xerotideae	2	3
Lycopodiaceae . . .	3	22	Melanthaceae . . .	4	5
			Pontederiaceae . . .	1	3
Gymnospermae.			Liliaceae	13	47
Cycadeae	6	19	Asphodeleae	20	51
Coniferae	13	35	Asparagineae	12	49
Abietineae	4	35	Eustrepheae	1	2
Bodocarpeae	6	26	Smilaceae	4	27
Gnetaceae	2	6	Ophiopogoneae . .	3	8
Balanophoreae . . .	1	1	Aspidistreae	3	3
Rafflesiaceae	2	4	Roxburghiaceae . .	1	3

Familien.	Anzahl der Geschlechter.	Anzahl der Arten.
Dioscorineae	2	12
Taccaceae	1	3
Hydrocharideae	4	5
Burmanniaceae	2	2
Irideae	22	72
Vellozieae	1	1
Hypoxideae	3	6
Amaryllideae	23	62
Alstroemerieae	1	2
Agaveae	6	20
Bromeliaceae	24	91
Orchideae	120	613
Apostasieae	2	2
Zingiberaceae	6	112
Cannaceae	6	49
Musaceae	4	26
Najadeae	1	1
Aroideae.		
Lemnaceae	2	4
Pistiaceae	1	1
Aroideae Verae	27	115
Orontiaceae	1	1
Acoroideae	1	2
Typhaceae	1	2
Pandaneae	6	57
Palmae.		
Arecineae	52	240
Chloranthaceae	2	5
Piperaceae	11	33
Saurureae	2	2
Casuarineae	1	7
Myriceae	2	7
Cupuliferae	5	41
Ulmaceae	2	3
Celtideae	5	23
Artocarpeae	21	196
Urticaceae	16	61
Cannabineae	1	1
Antidesmeae	2	28
Salicineae	1	4
Chenopodeae	10	13
Amarantaceae	15	35
Polygoneae	5	36
Nyctagineae	4	17
Monimiaceae	2	5
Laurineae	26	131
Gyrocarpae	1	1
Illigeraceae	1	2
Santalaceae	4	5
Daphnoideae	5	11
Hernandiaceae	2	3
Aquilarineae	3	14
Elaeagneae	1	7
Proteaceae	7	18
Aristolochieae	4	16
Nepentheae	1	14
Plantagineae	1	5
Plumbagineae	2	8
Valerianeae	4	5
Compositae	107	229
Goodeniaceae	2	4
Lobeliaceae	7	16
Campanulaceae	10	14
Stylideae	1	1
Rubiaceae	85	349
Lonicereae	6	30
Jasmineae	2	31
Oleaceae	12	38
Loganiceae	8	35
Apocynaceae	52	42
Asclepiadeae	37	106
Gentianeae	7	7

Familien.	Anzahl der Geschlechter.	Anzahl der Arten.	Familien.	Anzahl der Geschlechter.	Anzahl der Arten.
Labiatae	38	101	Neilliaceae	1	1
Verbenaceae	18	137	Escallonieae	2	6
Myoporineae	1	2	Brexiaceae	1	3
Avicennieae	1	1	Ribesiaceae	1	3
Cordiaceae	1	18	Menispermaceae . .	12	30
Asperifolieae	15	34	Lardizabaleae . . .	2	2
Convolvulaceae . .	13	69	Myristiceae	1	28
Erycibeae	1	3	Anonaceae	23	94
Hydroleaceae . . .	1	2	Schizandraceae . .	2	6
Solanaceae	16	84	Magnoliaceae . . .	8	23
Scrophularineae . .	38	85	Dilleniaceae	6	20
Acanthaceae	47	161	Ranunculaceae . . .	10	34
Bignoniaceae	12	42	Berberideae	2	13
Gesneriaceae	32	97	Papaveraceae . . .	5	5
Crescentieae	3	6	Cruciferae	11	19
Pedalineae	2	2	Capparideae	8	36
Orobancheae	1	1	Resedaceae	1	2
Utricularieae	1	2	Datisceae	2	2
Primulaceae	5	11	Nymphaeaceae . . .	3	6
Myrsineae	9	55	Nelumboneae . . .	1	1
Sapotaceae	11	44	Droseraceae	1	1
Ebenaceae	6	41	Violarieae	3	13
Styraceae	3	25	Turneraceae	1	4
Napoleoneae	1	1	Samydeae	1	9
Epacrideae	1	1	Bixaceae	13	31
Ericaceae	7	20	Homalineae	1	2
Vaccineae	2	8	Crypteronieae . . .	1	1
Umbelliferae	19	30	Passifloreae	5	33
Araliaceae	15	55	Papayaceae	1	1
Ampelideae	2	51	Nhandirobeae . . .	1	3
Corneae	5	10	Cucurbitaceae . . .	14	42
Viscaceae	1	2	Begoniaceae	2	58
Loranthaceae . . .	4	13	Cacteae	9	77
Hamamelidaceae . .	3	5	Portulaceae	6	9
Helwingiaceae . . .	1	1	Caryophylleae . . .	10	21
Grassulaceae	6	14	Phytolacceae	3	8
Saxifragaseae . . .	10	20	Malvaceae	19	96

Familien.	Anzahl der Geschlechter.	Anzahl der Arten.	Familien.	Anzahl der Geschlechter.	Anzahl der Arten.
Sterculiaceae	20	60	Ochnaceae	3	5
Buttneriaceae . . .	19	43	Simarubaceae . . .	9	15
Tiliaceae	17	83	Zanthoxyleae . . .	5	16
Dipterocarpeae . .	9	49	Diosmeae	9	21
Ternstroemiaceae .	12	62	Rutaceae	2	2
Ixionantheae	1	1	Zygophylleae	3	4
Clusiaceae	7	59	Meliantheae	1	1
Hypericineae	6	19	Geraniaceae	3	9
Tamariscineae . . .	1	2	Lineae	2	3
Olacineae	14	28	Oxalideae	2	22
Aurantiaceae	12	60	Balsamineae	2	10
Meliaceae	21	87	Tropaeoleae	1	2
Cedrelaceae	3	13	Combretaceae . . .	9	42
Swietenieae	1	2	Alangieae	2	6
Acerineae	1	11	Rhizophorae	1	4
Malpighiaceae . . .	9	24	Legnotideae	3	6
Erythroxyleae . . .	2	4	Philadelpheae . . .	2	6
Sapindaceae	28	92	Oenothereae	6	14
Meliosmeae	1	10	Gunneraceae	1	1
Sabiaceae	1	1	Trapeae	1	2
Hippocastaneae . .	1	1	Lythrarieae	11	22
Polygaleae	4	13	Melastomaceae . . .	24	67
Pittosporeae	2	14	Memecyleae	1	10
Staphyleaceae . . .	3	7	Myrtaceae	27	81
Celastrineae	9	28	Granateae	1	2
Hippocrateaceae . .	3	23	Pomaceae	7	18
Ilicineae	4	15	Calycantheae . . .	2	2
Rhamneae	13	40	Rosaceae	12	70
Euphorbiaceae . . .	85	249	Amygdaleae	3	20
Buxaceae	2	3	Chrysobalaneae . .	2	14
Juglandeae	2	7	Papilioniaceae . . .	146	536
Anacardiaceae . . .	15	54	Moringeae	1	1
Spondiaceae	3	14	Swartzieae	1	1
Burseraceae	8	28	Mimoseae	16	118
Connaraceae	2	17			

Demnach waren angepflanzt: 251 Familien, 2305 Geschlechter und 8506 Arten. Rechnet man zu den letzteren 800 unbeſtimmte

Arten und Varietäten, so beträgt die Gesammtziffer 9306 Pflanzen, welche cultivirt werden.

Heben wir aus dem grossen Reichthum herrlicher, seltener und interessanter Vegetabilien zum Schluss nachfolgende wenige Arten hervor: Asplenium Nidus, avis L. Java; Balantium antarcticum, Neu-Holland; Cycas revoluta, Japan; Dioon edule, Mexico; Ceratozamia mexicana, Mexico; Macrozamia Dennisonii, N.-Holland; Encephalartos Altensteinii, Lehm; Zamia muricata, Venezuela; Juniperus chinesis, Japan; J. excelsa, Kl. Asien; J. prostrata, America; Trenela australis, N. Holland; Biota orientalis, China, Japan; Thuiopsis dolabrata, Japan; Cupressus fastigiata, Kl. Asien; C. funebris, China; C. horizontalis, Creta; Glyptostrobus heterophyllus, China; Pinus bifida, Japan; P. firma, Japan; P. Cedrus, Libanon und Tauris; P. Deodora, Nepal und Tibet; P. excelsa, West- und Ost-Himalaja; P. canariensis, Canar. Inseln; P. Pinaster, Europa; B. Pinea L.; Araucaria Bidwelli, Oestl.; N.-Holland; A. brasiliensis, Brasilien; A. columnaris, Neu-Caledonien; A. excelsa, Insel Norfolk; Dammara ovata, N.; Caledonien; Cunninghamia sinensis, Japan; Podocarpus sinensis, China; P. Potara, Neu-Seeland; Rafflesia Arnoldi, Sumatra; Libium giganteum, Oft-Indien; Lomatophyllum borbonium, Bourbon; Yucca alvifolia, Jamaica, Mexico, Florida; Yucca gloriosa, Weftl. America; Y. recurvifolia, Georgia; Dracaena Draco, Canar. Inseln; D. marginata, Madagascar. Bourbon; Iris moraeoides; Gladiolus gracilis, Weft-Africa; Pancratium illyricum, Sicilien, Corsica; Hymenocallis senegambica, Sierra Leone; Agave angustifolia, Insel Helena; Fourcroya cubensis, Cuba, Brasilien; Musa basjao, Insel Liukiu; M. coccinea, China; Strelitzia augusta; Ravenala madagascariensis, Madag., Java; Pandanus pygmaeus, Madagascar; Phytelephas macrocarpa, N.-Granada; Chamaedorea elatior, Mexico; C. gracilis, Caracas; C. Martiana, Central-America; Euterpe oleracea, Brasilien; Oreodoxa acuminata, Brasilien; O. oleracea, Antillen; O. regia, Cuba; Areca rubra, Madagascar; A. sapida, Neu-Seeland; Lodoicea sechellarum, Sechellen; Latania rubra, Europa; Hyphaena thebaica, Aegypten; Corypha australis, Neu-Seeland; Livistona australis, Neu-Holland; Chamaerops excelsa, China; C. humilis, Mittel-Europa; Rhapis humilis, Japan; Phoenix dactylifera, Aegypten; P. spinosa, Senegambien; Attalea macrocarpa, Venezuela; Elaeis guinensis, Guinea; Cocos flexuosa, Brasilien; Casuarina leptoclada, N.-Holland; C. stricta, N.-Holland; Quercus glauca, Japan; Morus alba, China; Ficus stipulacea, China; Cinnamomum Canphora,

China, Japan; C. Cassia, China, Java; Artemisia selengensis, Sibirien; Filago congesta, Sicilien; Senecio Kalmii, Canada; Campanula speciosum, Spanien; Rondeletia speciosa, Cuba; Gomphocarpus arborescens; Clerodendron splendens, Africa; Ehretia petiolaris, Mittel-Asien; Solanum auriculatum, Madag., Mauritius; S. igneum, Guinea; Isonandra gutta, Borneo, Sumatra; Styrax Bensoin, Sumatra, Java; Napoleona imperialis, Sierra Leone; Aralia papyrifera, Formosa; Myristica castaneaefolia, Owalei; Victoria regia, Guinea; Nymphaea Lotus, Aegypten; Nuphar japanicum, Japan; Nelumbium speciosum, Asien; Dionaea muscipula, America; Bixa Orellana, America, Java; Mammillaria longimamma, Mexico; Echinocactus erispatus, Mexico; Cereus chilensis, Chili; C. tortuosus, Buenos Ayres; Phylocactus latifrons, Mexico; Lepismium paradoxum, Brasilien; Opuntia decumana, Mittel-Amerika, Java; Paronychia arabia, Arabien, Aegypten; Saponaria officinalis, Europa; Malva retusa; Abelmoschus aculeatus, Sierra Leone; Adansonia digitata, Senegal; Elaeocarpus cyaneus, N.-Holland; Androsaemum xylosteifolium, Cappadoc.; Melicocca bijuga, Antillen; Celestrus pentandrus, Europa; Ilex balearica, Balearen; Ceanothus thyrsiflorus, Californien; Euphorbia grandidens; E. splendens, Mauritius, Madagascar; Manihot utilissima, Bourbon, America; Shakua excelsa, Madagascar; Canarium glaucum, Amboina; Quassia amara, Surinam; Pelargonium triste; Terminalia dichotoma, Surinam; Lythrum hyssopilolia, Europa, America; Lagerströmia elegans, Patria; L. Reginae, Java, Oſt-Indien; Melaleuca linariifolia, Neu-Cambria; M. viridiflora, Neu-Calada; Eucalyptus cordata, Tasmania; E. diversifolia, Neu-Holland; E. gigantea, van Diemen; Callistemon coccineum, N.-Holland; C. speciosum, Neu-Cambria; Metrosideros tomentosa, Otahaiti; Leptospermum scoparium, N.-Holland; Myrtus communis, Weſt-Europa; Eugenia brasiliensis, Brasilien; Punica granatum, Mauritius, Java; Pyrus acerba; P. baccata, Japan, Europa; Cotoneaster nummularia, Caucasus; Crataegus Pyracantha, Weſt-Europa; Rosa alpina, Europa; R. Banksiae, China; R. Brunoni, Nepal; Spiraea japanica, Japan; Amygdalus nana, Oſt-Europa; Prunus cerasus, Japan; P. salicifolia, Neu-Granada; Cyclopia genistoides; Podalyria sericea; Gallistachys lanceolata, N.-Holland; Hovea longifolia, N.-Holland; Goodia latifolia, Tasmania; Lupinus pilosus, Weſt-Europa; Trigonella corniculata, Gallia austr.; Medicago sativa, Spanien; Melilotus italica, Italien; Trifolium alexandrinum, Aegypten; Lotus australis, Neu-Holland; Astragalus depressus, Weſt-Europa; Pictetia Desvauxii, S. Domingo, Japan, China; Lespedeza bicolor, Sibirien; Alhagi ca-

melorum, Caucasus; Clitoria ternatea, Indien, Arabien, Java; Atylosa mollis, Java; Cylista scariosa, Siam; Virgilia aurea, Abessinien; Caesalpinia coriara, Weſt-Indien; Phanera rosea, Madagascar; Amhersta nobilis, Birmah; Acacia alata, Neu-Holland; A. campylacantha, Abessinien; A. Catechu, Indien, Ceylon; A. floribunda, Tasmania; A. heterophylla, Bourbon; A. tortuosa, Mexico, Java; Pithecolobium dulce, Mexico, Philippinen, Oſt-Indien, Siam.

Der zu dieser Beschreibung gehörende Grundriss iſt eine Copie des Plans, welchen Oberſt J. C. Rappard, Adjutant des General-Gouverneurs im Jahre 1866 aufgenommen.

Der botanische Garten zu Buitenzorg.

Aufzählung der Pflanzenfamilien, welche in den verschiedenen, auf dem Plan durch Ziffern angedeuteten Fächern cultivirt sind:

1.
Cedrelaceae.
Meliaceae.

2.
Polygoneae.
Nyctagineae.
Meliaceae.

3.
Sapindaceae.

4.
Acerineae.
Malpighiaceae
Erythroxyleae.
Sapindaceae.

5.
Meliaceae.

6.
Meliaceae.
Aurantiaceae.
Sapindaceae.

7.
Sapindaceae.
Meliosmeae.

8.
Apocynaceae.
Loganiaceae.
Oleaceae.
Jasmineae.

9.
Myrsineae.
Sapotaceae.

10.
Sapotaceae.

11.
Sapotaceae.
Ebenaceae.
Styraceae.
Napoleoneae.
Ericaceae.

12.
Malvaceae.
Sterculiaceae.
Büttneriaceae.

13.
Myristiceae.
Anonaceae.
Menispermaceae.
Chrysobalaneae.
Amygdaleae.
Pomaceae.

14.
Myristiceae.
Anonaceae.
Dilleniaceae.

15.
Magnoliaceae.
Capparideae.
Datisceae.
Violarieae.
Sauvagesieae.
Samydeae.
Bixaceae.
Homalineae.
Crypteronieae.

16.
Rubiaceae.

17.
Rubiaceae.

18.
Cupressineae.
Abietineae.
Podocarpeae.
Gnetaceae.

19.
Abietineae.
Bromeliaceae.

20.
Loranthaceae.
Viscaceae.

21.
Compositae.
Rubiaceae.

22.
Lonicereae.
Pittosporeae.
Staphyleaceae.

23.
Goodeniaceae.

24.
Aurantiaceae.
Olacineae.
Celastrineae.
Ilicineae.
Rhamneae.
Polygaleae.

25.
Filices.
Rafflesiaceae.

26.
Orchideae.
Bromeliaceae.

27.
Zingiberaceae.
Cannaceae.

28.
Pandaneae.
Palmae.

29.
Myrtaceae.
Granadeae.
Memecyleae.
Melastomaceae.

30.
Ternstroemiaceae.
Ixionantheae.
Clusiaceae.
Tiliaceae.
Hypericineae.
Oxalideae.
Legnotideae.
Lythrarieae.
Combretaceae.
Alangieae.
Anacardiaceae.

31.
Clusiaceae.
Burseraceae.
Dipterocarpeae.

32.
Euphorbiaceae.

33.
Plantae ultiles.

34.
Plantae ultiles.

35.
Laurineae.
Gyrocarpeae.
Daphnoideae.
Hernandiaceae.
Aquilarineae.
Proteaceae.
Casuarineae.
Myriceae.
Salicineae.
Urticaceae.

36.
Antidesmeae.
Cupuliferae.
Ulmaceae.
Celtideae.
Artocarpeae.

37.
Dipterocarpeae.
Artocarpeae.
Combretaceae.
Hippocrateaceae.

38.
Myrtaceae.
Anacardiaceae.
Diosmeae.

39.
Juglandeae.
Anacardiaceae.
Spondiaceae.
Burseraceae.
Ochnaceae.
Simarubaceae.
Zanthoxyleae.

40.
Gramineae.
Cyperaceae.
Eriocauloneae.
Xylideae.
Commelynaceae.
Alismaceae.
Butomaceae.
Xerotideae.
Melanthaceae.
Pondederaceae.
Liliaceae.
Ophiopoyoneae.
Taccaceae.
Hydrocharideae.
Irideae.
Amaryllideae.
Agaveae.
Bromeliaceae.
Zingiberaceae.
Cannaceae.
Aroideae.
Typhaceae.
Saurureae.
Amarantaceae.
Nyctagineae.
Nepentheae.
Plantagineae.
Plumbagineae.
Valerianeae.
Compositae.

Lobeliaceae.
Cambanulaceae.
Rubiaceae.
Apocynaceae.
Asclepiadeae.
Gentianeae.
Labiatae.
Verbenaceae.
Myoporinea.
Avicennieae.
Asperifolieae.
Convolvulaceae.
Hydroleaceae.
Solanaceae.
Scrophularineae.
Acanthaceae.
Gesneraceae.
Utricularieae.
Primulaceae.
Myrsineae.
Epacrideae.
Ericaceae.
Umbelliferae.
Crassulaceae.
Saxifrageae.
Ranunculaceae.
Berberideae.
Papaveraceae.
Capparideae.
Bixaceae.
Cacteae.
Phytolacceae.
Malvaceae.
Tiliaceae.
Ternstroemiaceae.
Hypericineae.
Euphorbiaceae.
Buxaceae.
Lineae.
Oxalideae.
Rhizophorae.
Philadelpheae.
Oenothereae.
Lythrarieae.
Melastomaceae.
Myrtaceae.
Granateae.
Pomaceae.
Calycantheae.
Rosaceae.
Papilionaceae.
Mimoseae.

41.

Cyperaceae.
Commelynaceae.
Asterieae.
Melanthaceae.
Liliaceae.
Ophiopogoneae.
Aspidistreae.
Hypoxideae.
Amaryllideae.
Zingiberaceae.
Aroideae.
Chloranthaceae.
Piperaceae.
Saurureae.
Urticaceae.
Polygoneae.
Aristolochieae.
Compositae.
Lobeliaceae.
Campanulaceae.
Rubiaceae.
Lonicereae.
Apogynaceae.
Labiatae.
Solanaceae.
Scrophularineae.
Acanthaceae.
Gesneraceae.
Primulaceae.
Myrsineae.
Ericaceae.
Umbelliferae.
Araliaceae.
Saxifrageae.
Magnoliaceae.
Begoniaceae.
Tiliaceae.
Olacineae.
Polygaleae.
Euphorbiaceae.
Balsamineae.
Melastomaceae.
Papilionaceae.

42.

Cycadeae.

43.

Pandaneae.
Agaveae.
Liliaceae.

44.

Musaceae.

45.

Papilionaceae.
Moringeae.
Swartzieae.
Mimoseae.

46.

Mimoseae.
Aroideae.

47.

Vanilla planifolia.

48.

Verbenaceae.
Malvaceae.
Solanaceae.

49.

Scrophularineae.
Loganiaceae.
Acanthaceae.
Bignoniaceae.
Crescentieae.

50.

Verbenaceae.
Cordiaceae.

51.

Araliaceae.
Ambelideae.

52.

Corneae.
Brexiaceae.
Saxifrageae.

53.

Rosaceae.

54.

Bambusa.

55.

Cinnamomum.

56.

Cinnamomum.

57.

Palmae.
Rosaceae.
Papilionaceae.
Mimoseae.

58.

Connaraceae.
Ranunculaceae.
Dilleniaceae.
Schizandraceae.
Lardizabaleae.
Anonaceae.
Menispermaceae.
Capparideae.
Euphorbiaceae.
Amarantaceae.
Nyctagineae.
Dipterocarpeae.
Tiliaceae.
Büttneriaceae.
Rhamneae.
Ampelideae.
Aurantiaceae.
Meliaceae.
Malphigiaceae.
Sapindaceae.
Sabiaceae.
Celastrineae.
Hippocrateaceae.
Urticaceae.
Polygoneae.

59.

Melastomaceae.
Combretaceae.
Elaeagneae.
Phytocreneae.
Cucurbitaceae.
Cacteae.
Passifloreae.
Ilicineae.
Araliaceae.
Asarineae.
Olacineae.

60.

Cocos nucifera.

61.

Caprifoliaceae.
Rubiaceae.
Loganiaceae.
Compositae.
Goodeniaceae.
Myrsineae.
Jasmineae.
Apocynaceae.
Asclepiadeae.
Solanaceae.
Bignoniaceae.
Convolvulaceae.
Borragineae.
Verbenaceae.

62.

Cupressineae.
Pandaneae.
Liliaceae.
Dioscoreae.
Smilaceae.

ANHANG.

I. Diagnose neuer und wenig bekannter Vogelarten.

Die angegebenen Masse sind, wo dies nicht anders bemerkt ist, rheinländische; die Diagnosen zum grössten Theil nach Schlegels Angabe.

Noctua franseni. Schlegel. Flügel 11″ 8‴. Schwanz 8″ 4‴. Tarsen 24‴. Mittelzehe 16″ 5‴. Schnabel 18‴. Oberscheitel braun, purpurfarben angehaucht, undeutlich schmal rostroth gebändert. Ohrgegend und rund um die Augen schwarz. Unterseite weisslich mit rostrothen Bändern; auf den Steuerfedern 7— 8 hellrostbraune Binden. Iris gelb, Füsse gelblich-weiss. Waigeii.

N. aruensis. S. In der Färbung ganz ähnlich der vorhergehenden, jedoch bedeutend kleiner. Aru-Inseln.

N. ochracea. S. Flügel 6″ 2‴. Schwanz 3″ 8‴. Obertheile purpurbraun, am Kopf ins Grauliche ziehend. Gesicht und Kinn weisslich. Ueber den Augen ein langer Streifen aus weissen Flecken. Ohrfedern mit weissen Schäften Flügel gleichfalls weiss gefleckt. Auf den Schwanzfedern 7 hellere Binden. Unterhals braun; die Federn breit rostroth gerändert. Kropf braun, mit bandartigen dunkel ockergelben Querflecken. Brust und Bauch ockergelb mit einzelnen kleinen, meist herzförmigen braunen Flecken. Untere Schwanzdeckfedern weiss; kleinere und mittlere Unterflügeldeckfedern ockergelb mit braunen Längsflecken. Grosse Unterflügeldeckfedern braun, weiss gebändert. Innenfahne der Schwungfedern zweiter Ordnung und Basalhälfte der grossen gleichfalls mit weissen Bändern. Selēbes.

Strix rosenbergi. S. Flügel 11″ 9‴—12″ 3‴. Schwanz 5″ 8‴—5″ 11‴. Tarsen 2″ 5‴—2″ 7‴. Mittelzehe 21, 5‴. In Grösse und Färbung ähnlich St. castanops und St. personata, ausgenommen, dass die Steuer- und Schwungfedern 7 mal gebändert sind und dass die Räume zwischen diesen Bändern breiter und weniger schwarz marmorirt sind. Fernerhin haben die oberen Theile auf hellerem Grund eine engere und feinere genauē Zeichnung. Das

Hauptmerkmal der Art bilden aber die dunklen Querbinden auf der Kehle, welche den beiden erwähnten Arten fehlen. Schnabel graulich, an den Rändern und der Spitze ins gelbe. Iris braun. Sēlebes.

Caprimulgus papuensis. S. Flügel 7″ 1‴—7″ 4‴. Schwanz 5″—5″ 3‴. Aehnlich C. macrurus; unterscheidet ſich aber durch dunklere Grundfarbe, kupferrothen, ſchwarz gebänderten Kropf, roſtfarbige Flecken auf Bruſt und Bauchfedern und den Mangel der weissen Farbe am Schwanzende. Salawatti. Neu-Guinea.

Dacelo fallax. S. Flügel 2″ 1‴—2″ 3‴. Schwanz 12—12, 5‴. Kehle und ein Flecken unterm Ohr gelblich weiss. Stirn, ein Strich überm Auge, Kopfseiten und Schnurrbartſtreifen feurig roſtroth, metallisch lila angehaucht. Scheitel schwarz; die Federn des Hinterkopfes roſtfarben mit metallisch blauen Spitzen. Oberseite schmutzig roſtroth, auf dem Flügel ins Schwärzliche ziehend. Unterrücken schwarz, die Federn metallisch grün gerändert. Unterseite hell roſtroth, ins Weissliche. An der Seite von Hals und Kopf und an den Weichen roſtroth, auf der Bruſt ins Lilafarbige. Untere Schwanzdeckfedern schwarz mit blauen Spitzen. Schwungfedern schwärzlich. Schwanz schwarz. Schnabel und Füsse roth. Iris braun. Selēbes.

Tanysiptera schlegeli v. Rsbg. Flügel 3″ 7‴—3″ 10‴. Mittlere Schwanzfedern 6″ 6‴—9″ 6‴. Schnabel von der Stirn an 15—16‴. Von der Grösse der T. dea. Kopf und Kopfseiten, Nacken, Hinterhals, Halsseiten und obere Flügeldeckfedern mit Ausnahme der äusserſten schön silberblau, ins Meergrüne. Scapularfedern und Schwungfedern zweiter Ordnung sehr dunkelblau, hellblau gesäumt. Grosse Schwungfedern graulich schwarz. Unterrücken, obere Schwanzdeckfedern, ganze Unterseite und Schwanzfedern blendend weiss, letztere zuweilen mit fein blauem oder schwärzlichem Saum; die schmale Fahne der beiden mittleren ſtets hellblau. Der ziemlich ſtarke Schnabel roth; Iris dunkelbraun; Füsse hell grüngelb. Schoutenінsel; wurde bis jetzt auf keiner der Nachbarinseln beobachtet.

Tanys. carolinae. v. R. Flügel 3″ 10‴—4″ 2‴. Mittlere Schwanzfedern 6″—7″ 3‴. Schnabel von der Stirn an 17‴. Grösse, Farbe des Schnabels, Augenrings und der Füsse wie beim vorhergehenden. Farbe dunkel violettblau, auf dem Scheitel und den Flügeldeckfedern kobaltblau. Schwungfedern und Unterseite der Flügel bläulich schwarz. Unterrücken, obere und untere Schwanzdecke nebſt Steuerfedern blendend weiss. Der sehr schmale mittlere Theil der beiden verlängerten Schwanzfedern blau. Bewohnt ausschliesslich Nufoor.

Pitta rubrinucha. Gr. Flügel 3″. Schnabel 1″. Steht P. celebensis sehr nahe. Kopf rothbraun, nach hinten dunkler, auf dem Scheitel mit einem prächtig rothen viereckigen Fleck, von einem blauen Streifen durchschnitten. Rücken dunkel ölgrün. Flügel und Schwanz schieferblau, welche Farbe in die des Rückens verläuft. Schwungfedern schwärzlich, die dritte und vierte mit weissem Fleck; ein eben solcher kleinerer an der Schulter. Hals und Bruſt schieferblau. Uebrige Unterseite scharlachroth; beide Farben durch eine schmale schwarze Linie getrennt. Schnabel hornbraun. Iris dunkelbraun. Füsse horngrau. Der Vogel iſt etwas kleiner wie P. celebensis. Seram. Selten.

Pitta rosenbergi. S. Aehnlich der P. novae guineae, jedoch mit längeren Tarsen, nicht so scharfkantigem, nach der Spitze mehr abgerundetem Schnabel und platterem Oberschnabel. Das schwarze Kehlschild reicht bis zur Mitte des Kropfes, welcher übrigens dunkelgrün ohne Glanz iſt. Die rothe Farbe des Bauches, welchem der schwarze Fleck mangelt, zieht ſich bis zur Bruſt herauf. Die blaue Farbe der Weichen iſt sehr lebhaft; Schwanz und Schwanzdeckfedern schwarz, letztere nur selten mit grünem Saum. Nur auf Schouten-Insel beobachtet.

Pitta lugubris. v. R. Melampitta lugubris. S. Länge 6″. Flügel 2″ 8‴. Schwanz 2″ 1″. Tarsen 17‴. Mittelzehe 10‴. Schnabel 8‴. Ganzes Gefieder schwarz, schwach ins Blaue ziehend. Die Federn rund um die Schnabelwurzel, an der Stirne, auf den Zügeln, um die Augen und am Kinn sammetartig. Schnabel und Füsse schwarz; Iris braun; Flügel abgerundet und auffallend gewölbt. N. G. im Gebirge.

Sitta papuensis. S. Flügel 3″. Schwanz 18‴. Tarsen 7‴. Mittelzehe 6‴. Schnabel 5‴. ♂ Kopf und Kehle weiss, ins Gelblichgraue ziehend. Die Federn am Oberhals, Rücken und Schultern jede mit breitem schwarzem Längsſtrich und röthlichbraunem Seitenrand geziert. Unterrücken und obere Schwanzdeckfedern gelblich weiss mit einzelnen schwarzen Längsſtrichen. Flügel braun. Vordere grosse Flügeldeckfedern an der Unterseite weiss; Schwungfedern braun, die Mitte der dritten, vierten und fünften ins Weissliche. Federn der Unterseite braun mit röthlichem Anflug, auf dem Kropf am dunkelſten, auf der Bruſt matt, in Weiss übergehend, eine jede mit breiten, schwarzen Längsſtrichen versehen. Unterschwanzdeckfedern röthlich mit breitem schwarzem Dreieckfleck und weisser Spitze. Steuerfedern schwarz, die beiden mittleren mit weissen Enden.

♀ Unterscheidet ſich durch schwarzen Oberkopf, matt röthlich-

braune Grundfarbe und dadurch, dass die Federn der Untertheile breite schwarze Längsſtriche und auf Kehle, Kropf und Bruſtmitte weisse Seitenränder zeigen. N. G. im Gebirge.

Arachnothera vagans. Brst. Flügel 96–98 mm. Schwanz 78—80 mm. Tarsen 24—25 mm. Schnabel 40–43 mm. Federn des Oberkopfes und Kopfseiten ölgrau; Oberseite graubraun; Schwungfedern dunkelbraun, auf der Aussenfahne ins Roſtfarbige, am Rande der Innenfahne ins Röthliche spielend. Kinn, Kehle und Vorderhals bis zur oberen Bruſt grau, auf letzterer die Federn hell ölgrau gesäumt. Uebrige Unterseite schmutzig braun, ins Röthliche ziehend. Schwanz dunkelbraun; Schnabel bräunlich schwarz; Iris hell braunroth; Füsse bläulichgrau. Das Weibchen etwas matter gefärbt. Waigeü.

Zosterops fusca. Brst. Flügel 57 mm. Tarsen 16 mm. Schwanz 40 mm. Schnabel 10 mm. Oberseite ölgrau-braun. Kinn, Kehle und Augenliederrand weiss; Kropf hell gelblich-graubraun; Mittel- und Unterbruſt weiss, graulich-gelb angeflogen. Schwungfedern graulichbraun, an der Aussenfahne schmal gelblich, an der Innenfahne weiss gesäumt. Untere Flügeldeckfedern weisslich, längs dem Flügelrand mit brauner Zeichnung. Schwanz graubraun, am Ende mit einer dunkleren Querbinde. Schnabel bräunlich schwarz; Iris hell rothbraun; Füsse bläulich-grau. Waigeü.

Myzomela rosenbergi. S. Flügel 2″ 3‴—2″ 4‴. Schwanz 1″ 7‴. Tarsen 7‴. Mittelzehe $4^1/_2$‴. Schnabel $7^1/_2$–8‴. Kopf, Kehle, Bruſt, Bauch, Weichen, Flügel, Schwanzdeckfedern und Schwanz tiefschwarz; Hals, Kropf, Mantel und Unterrücken glänzend hochroth. Schnabel ſtark gekrümmt, schwarz; Iris dunkelbraun; Füsse schwärzlich. N. G. im Gebirge.

Euthyrhynchus griseigula. S. Flügel 3″ 6‴—3″ 8‴. Schwanz 2″ 9‴. Tarsen 10, 5‴. Mittelzehe 7‴. Schnabel 9‴. Oberseite gelblich ölbraun; Schwung- und Schwanzdeckfedern fahlbraun, ins Röthliche spielend. Aussenfahne der Schwungfedern hellgelblich, braun gesäumt; Innenfahne nach dem Rande zu fahl röthlich-weiss. Schnabel bräunlichweiss, auf der Firſte braun; Iris und Füsse graubraun. N. G.

Euth. flavigula. S. Flügel 3″ 4‴—3″ 5‴. Schwanz 2″ 7‴—2″ 8‴. Tarsen 10‴. Mittelzehe 7‴. Schnabel 8‴. Steht der vorigen sehr nahe, unterscheidet ſich aber durch etwas geringere Grösse und durch die gelbliche Färbung der Unterseite. N. G.

Euth. fulvigula. S. Flügel 2″ 10‴. Schwanz 2″ 2‴. Tarsen 9‴. Mittelzehe 5, 5‴. Schnabel $6^1/_2$‴. Oberseite olivenfarbig;

Flügel und Schwanz schwärzlichbraun; die Federn an der Aussenfahne olivenfarbig gesäumt. Die Schwungfedern längs der Innenfahne röthlich-weiss; Unterseite mit Ausnahme der röthlich-gelb-grünen Weichen und Unterschwanzdeckfedern hell roſtgelb, auf Kropf, Bruſt und Bauchmitte ins Oelfarbige ziehend. Schnabel und Füsse schwärzlich; Iris dunkelbraun. N. G.

Muscicapa mulleriana. S. Flügel 3″ 5‴—3″ 8‴. Schwanz 2″ 2‴—2″ 3‴. Tarsen 7, 5‴. Mittelzehe 6‴. Schnabel 5‴. Oberkopf, Ziegelſtreifen, Flügel und Schwanz schwarz, ins Bräunliche ziehend. Mantel und Scapularfedern weisslich-grau; übrigens rein weiss. Unterseite der Flügel etwas heller als die Oberseite. Schnabel schwarz; Iris dunkel graubraun; Füsse hornbraun. N. G.

Monarcha brehmi. v. R. Flügel 2″. Schwanz 2″ 4‴. Tarsen 8‴. Schnabel 6‴. Schwanz, Bruſt, Bauch, Unterrücken, obere und untere Schwanzdeckfedern, grosse und mittlere Flügeldeckfedern mit Ausnahme der am Flügelrand befindlichen, weiterhin ein Streifen längs dem oberen und hinteren Rande der Ohrgegend und ein Flecken am Ende der Aussenfahne der letzten Schwungfedern dritter Ordnung, lebhaft isabellgelb. Dieselbe Farbe zeigt ſich auch in der Weise an den Schwanzfedern, dass die beiden äusseren bis auf einen Streifen längs dem Basaltheil des Schaftes, die beiden folgenden in ähnlicher Weise mit Ausnahme eines Saumes an dem Ende, die übrigen nur einen länglichen Fleck, im Basaltheil gelbgefärbt, zeigen. Schouten-Insel.

Myiagra glauca. S. Flügel 2″ 5‴. Schwanz 11‴. Tarsen 11‴. Mittelzehe 6‴. Schnabel 6, 5‴. Die ganze Oberseite vom Nacken an schmutzig kobaltblau, an dem Rücken und Mantel ins Schwarze. Flügel und Schwanz schwärzlich braun; die Flügeldeckfedern bläulich angeflogen; Schwung- und Schwanzfedern roſtfarbig gesäumt, innerhalb weiss. Kopf und Unterseite bläulich weiss; Schnabel, Iris und Füsse wie beim vorhergehenden. N. G. im Gebirge.

Rhipidura fumosa. S. Flügel 2″ 7‴. Schwanz 3″ 3‴. Tarsen 9‴. Mittelzehe 6‴. Schnabel 6‴. Rauchbraun, auf den Flügeln am dunkelſten, am Hinterhals und Rücken ins Roſtfarbige, auf dem Bauch, den Schwanzdeckfedern und Steuerfedern ins Mattschwarze ziehend. Kehle und ein Streifen über den Augen verloschen weiss. Schnabel schwarz, an der Unterseite der unteren Kinnlade weisslich; Füsse schwarz; Iris dunkel purpurbraun. Jappen.

R. brachyrhyncha. S. Flügel 2″ 5‴. Schwanz 3″ 2‴. Tarsen 8‴. Mittelzehe 5‴. Schnabel 3‴. Oberseite und Kopfseiten roſtfarbig. Auf Mantel und Flügeldeckfedern roſtröthlich; Rücken, Steiss,

obere und untere Schwanzdecken gesättigt rothbraun. Unterseite fahl gelblich-roſtfarbig, auf der Bruſt und dem Bauch, den Weichen und Schenkeln ins Röthliche spielend. Schwungfedern fahl schwärzlich-braun, an den Aussenfahnen schmal roſtroth gesäumt. Untere Flügeldeckfedern und Innenränder der Schwungfedern weisslich roſtfarbig; Steuerfedern fahl schwärzlich-braun, an der Baſis rothbraun gesäumt mit breiten roſtrothen Endsaum und fahlrothen Schäften. Der auffallend kurze Schnabel und die Iris wie bei der vorhergehenden Art; Füsse horngelb; am Mundwinkel ſtark entwickelte Barthaare. N. G. im Gebirge.

Machoirhynchus nigripectus. S. Flügel 2" 2‴. Schwanz 2" 1‴. Tarsen 7, 5‴. Mittelzehe 4‴. Aehnlich den drei bekannten Arten, doch von denselben zu unterscheiden durch ein schwarzes Schild auf dem Kopf, gelbe Kehle, grauen Stirnrand, gelblich-braune Zügelſtreifen und Augenbraunen, dunkler gefärbte Ohrgegend, längeren Schwanz und mehr zusammengedrückten Schnabel. N. G. im Gebirge.

Pachycephala schlegeli v. R. Flügel 3". Schwanz 2" 3‴. Tarsen 10‴. Mittelzehe 5‴. Schnabel 5‴. ♂ Kinn und Kehle weiss. Kopf bis in den Nacken und ein breites Bruſtschild tief schwarz. Obertheile mit Ausnahme der schwarzen Flügel, grossen Schwanzdecken und Steuerfedern schwärzlich grün, welche Farbe durch ein breites, lebhaft citrongelbes Band vom Schwarz des Kopfes geschieden iſt. Die Schwungfedern an der Innenfahne uud an der spitzen Hälfte der Aussenfahne mattweiss gesäumt. Unterseite vom schwarzen Bruſtschild an lebhaft citrongelb, auf der Bruſt und der Bauchmitte bräunlich-orange. Schenkel schwarz, Unterseite der Flügel gelblich weiss.

♀ Kehle schmutzig weiss, grau gewellt. Kopf aschgrau. Bruſtschild grau, nach hinten ins Oelfarbige. Unterseite gelb, ins Bräunliche ziehend. Flügel und Schwanz fahl schwarz. Die Federn an der Innenfahne mit breitem, orangefarbigem Saum. Das Nackenband endlich iſt schwarzgrün wie der Mantel. Schnabel schwarz; Iris braun; Füsse bläulich-grau. Die kleinſte der bis heute bekannten Arten ihrer Familie. N. G. im Gebirge.

Campephaga strenua. S. Flügel 6" 6‴. Schwanz 5" 10‴. Tarsen 13‴. Mittelzehe 10‴. Schnabel 15‴. Blaugrau. Die Federn an der Nasenwurzel, Kinnlade, Zügel, grosse Schwung- und die Schwanzfedern schwarz. Schulter und untere Flügeldeckfedern hell isabellroſtfarbig, die grossen ausgenommen, welche weiss ſind. Schwungfedern zweiter Ordnung an der Innenfahne schwarz; Basaltheil der

Innenfahne der grossen zum Theil fahl-weiss. Schnabel und Füsse schwarz; Iris dunkelbraun. Ein kräftiger Vogel mit besonders ſtarkem Schnabel. N. G., J.

C. albilora. S. Flügel 4″ 9‴. Schwanz 3″ 9‴. Tarsen 9‴. Schnabel 7‴. Graublau, auf dem Kopf ins Weissliche, auf den Schwung- und Schwanzfedern ins Schwarze ziehend. Zügel, Nasenfedern und Kinnrand weiss. Untere Flügeldeckfedern mit Ausnahme der äusseren hell bräunlich-roſtfarbig; Schwungfedern 2. Ordnung längs der Aussenfahne breit graublau gesäumt. Schnabel, Füsse und Iris wie beim vorhergehenden. N. G. im Gebirge.

C. leucoptera. S. Flügel 3″ 11‴. Schwanz 3″ 1‴. Tarsen 9‴. Mittelzehe 5‴. Schnabel 5‴. ♂ Gehört zu den kleineren, weiss und schwarz gezeichneten Arten ihrer Familie, unterscheidet ſich aber dadurch, dass die weisse Farbe der Flügel ſich auch erſtreckt über die Flügeldeckfedern, mit Ausnahme der vorderen und äusseren, und über einen grossen Theil der Aussenfahne der Schwungfedern 2. und 3. Ordnung.

♀ Die tiefschwarze Farbe zieht ſtark ins Graue und iſt auf dem Steiss mit Weiss gemischt. Schnabel, Iris und Füsse wie beim vorhergehenden. Schouten-Insel.

C. sloeti S. Flügel 3″ 8‴—3″ 11‴. Schwanz 3″ 6‴—3″ 8‴. Tarsen 8‴. Mittelzehe 5‴.

♂ Kopf grau, längs der Seite rundum ins Weisse. Zügel schwarz; Kopfseiten, Kehle und Kropf ebenso, jedoch mit grünem Glanz; Bruſt, Bauch, Weichen, Schwanzdecken und Rücken lebhaft orangegelb.

Halsseiten, Mantel und Scapularfedern fahl orangegelb, ins Olivengrüne ziehend. Flügel schwarz, ein feiner weisser Saum längs der Aussenfahne der Schwungfedern 2. Ordnung. Aussenfahne der grossen Flügeldeckfedern weiss, die Schwungfedern am innern Rand des Basaltheils breit weiss gesäumt. Schwanz schwarz mit breiten weissen Enden. Schnabel und Füsse schwarz; Iris dunkelbraun.

♀ Hat an den Kopfseiten, der Kehle und dem Vorderhals grau an der Stelle von Schwarz. N. G.

Rectes nigrescens. S. Flügel 5″. Schwanz 4″. Tarsen 13‴. Mittelzehe 8‴. Schnabel 9‴. Mattschwarz, ein wenig ins Bräunlichgrüne ziehend, auf der Unterseite etwas grau verwaschen, zumal beim Weibchen. Innenfahne am Basaltheil der Schwungfedern nach dem Rande matt weisslich-grau. Oberschnabel mit ſtarker hakenförmiger Spitze und einem Ausschnitt; dahinter ſteife Haare über dem Mundwinkel. Farbe des Schnabels, der Isis und der Füsse wie beim vorhergehenden. N. G. im Gebirge.

Epimachus vethi. v. R. (Drepanornis albertisi Schl.) Länge des Vogels 14″. ♂ Gefieder reich und glänzend. Die am Grunde des Schnabels entspringenden Federn metallisch grün und kupferröthlich; die Federn der Bruſt violett-grau, wenn ſie glatt aufliegen; aufgerichtet bilden ſie einen Halbkreis um den Leib mit reicher Goldfarbe. Andere violettgraue Federn entspringen an den Seiten und ſind mit dunklem, metallisch glänzendem Violett eingefasst. Oberseite des Schwanzes und der Flügel gelblich, unterhalb dunkler. Kopf mit kleinen runden Federn bedeckt, die aber hinter den Ohren fehlen. Schultern tabaksbraun; Kehle schwarz, ins Olivenfarbige glänzend. Bruſtfedern violett-grau, mit einer olivengrünlichen Linie eingefasst. Bauch weiss, Schnabel schwarz; Augen kaſtanienfarbig; Füsse dunkel bleifarbig. Wenn das Gefieder völlig entfaltet iſt, scheint es, als ob der Vogel zwei Halbkreise um ſich gebildet hätte. ♀ Oberseite gleichmässig glänzend braun oder röthlich, unten blasser, an Kehle, Bruſt und den Seiten des Leibes mit zahlreichen kleinen schwarzen Querſtreifen. Der nackte Raum um und hinter dem Auge wie bei dem Männchen hellblau. N. G.

Paradisea raggiana. Alb. Nahe verwandt mit P. apoda und papuana, doch ſind die langen Seitenfedern mehr orangeroth. N. G.

Sericulus xanthogaster v. R. Flügel 5″. Schwanz 3″ 4‴. Tarsen 18‴. Mittelzehe 12‴. Schnabel 10‴. Obertheile bräunlich rothfarbig ins Gelbliche, auf dem Scheitel am dunkelſten. Kopfseiten und Kehle roſtgelb; übrige Unterseite hochgelb. Die Kropffedern mit bräunlichen Bändchen. Achsel und untere Flügeldeckfedern, Basaltheil der Innenfahne der Schwungfedern, Unterseite des Schaftes der Ruder und Steuerfedern und Schäfte der Schulter- und Mantelfedern hellgelb, welche Farbe ſich nicht selten in Flammenſtreifen über die Schulter- und Mantelfedern ausbreitet. Schnabel und Füsse schwarz. Grösse von S. aureus. Kopf, Kehle und Halzfedern kurz und schmal; Mantelfedern verlängert und sehr schmal. N. G. im Gebirge.

Ptilorhynchus inornatus. v. R. Flügel 4″ 9‴—4″ 11‴. Schwanz 3″ 6‴. Tarsen 17‴. Mittelzehe 11‴. Schnabel 9‴. Obertheil gelblich-braun, auf der Innenfahne der Schwung- und auf den Schwanzfedern ins Braune. Unterseite gelblich roſtfarben. Ein Saum an der Innenfahne des Basaltheils der Schwanzfedern bleich gelblich roſtfarben. Schnabel graulich-blau; Iris gelb; Füsse grünlich. N. G. im Gebirge.

Gracula affinis. v. R. Im Widerspruch mit Schlegel, welcher den Vogel als absonderliche Race zu G. anais zieht, halte ich ihn für eine gute conſtante Art und gebe ihm vorſtehenden Namen. Von

G. anais unterscheidet er ſich dadurch, dass das breite Nackenband anſtatt weisslichgelb goldgelb iſt, ebenso wie Stirn, Scheitel und ein bis zum Nackenband längs dem Hinterkopf laufender Streifen, während diese Theile bei G. anais schwarz ſind und das Halsband ſich nur in geringem Masse nach den Kopfseiten ausbreitet; Schnabel, Iris und Füsse wie bei G. anais. N. G.

Lamprotornis magnus. v. R. Flügel 4—5″. Schwanz 7—8″. Tarsen 11‴. Der ganze Vogel schwarz mit wenig Metallglanz. Schnabel und Füsse schwarz; Iris roth. Nur auf Schouten-Insel beobachtet.

Trichoglossus rosenbergi. S. Flügel 4″ 9‴—5″ 1‴. Schwanz 3″ 1‴—3″ 10‴. Nähert ſich T. haematotus, unterscheidet ſich aber in merklicher und conſtanter Weise durch geringere Grösse, kürzeren Schwanz, blauen Bauch, durch die blauen Ränder der rothen Bruſtfedern, die rothgelbe Farbe der Schwung- und unteren Flügeldeckfedern und das gelbgrüne, den ganzen Hinterhals einnehmende, vom dunkelblauen Kopf durch eine schmaler othe Binde getrennte Nackenband. Bewohnt ausschliesslich Schouten-Insel.

T. josefinae. Finsch. Flügel 111 mm. Schwanz 120 mm. Tarsen 14 mm. Schnabel 17 mm. Prächtig carminroth; im Nacken ein breites, nach den Augenwinkeln spitz zulaufendes schwarzes Band, darüber ein hellblauer Fleck. Mantel und Schwingen grasgrün, letztere an der Innenfahne der Federn matt schwarz. Unterrücken bis über die Weichen gelb; Bauch matt und Schenkel schwarz; auf letzteren gelbe Längsſtriche. Vordere obere Schwanzdecken hellblau, nach dem Unterrücken ins Grüne ziehend. Hintere, obere und die unteren Schwanzdecken carminroth. Die beiden mittleren Schwanzfedern roth mit gelbgrünen Spitzen. Die übrigen roth an der Baſis, grün in der Mitte, gelb an der Spitze; Schnabel und Füsse gelbroth. Ein kleiner nackter bräunlicher Augenkreis. N. G.

Charmosyna pectoralis. v. R. (Trichoglossus pulchellus Gr.) Kopf und Unterseite scharlachroth, auf der Bruſt mit gelben Schaftſtrichen. Obere Theile grün; Bürzel schwarz; Bürzelseiten gelb. Scheitel matt violett-schwarz. Schwanzfedern an der Innenfahne theilweise roth. Von der Grösse der Ch. papuensis. N. G.

Nanodes muschenbroeki. v. R. Flügel 4″. Schwanz 3″—3″ 3‴. Tarsen 6‴. Mittelzehe 7‴. Schnabel 6, 5‴. Stirn, Vordertheil des Scheitels und Kopfseiten grün mit grünlichgelben Flammenſtrichen. Schädel und Oberhals gelblichbraun, erſterer mit gelben Flammenſtreifen. Halsseiten, Mantel, Rücken, Bürzel, obere Flügeldecken und

Schwanz hell grasgrün. Vorderhals, Kropf, Bruſt und Bauch trüb scharlachroth. Weichen, Hinterbauch, Unterschwanzdecken gelblich-grün, die letzteren am Basaltheil ins Röthliche ziehend. Schwanzfedern schwarz, an der Aussenfahne grünlich, an der Innenfahne röthlich. Untere Flügeldecken roth, mit Ausnahme der äusseren, welche grün ſind. Schwanzfedern grün, an den Spitzen gelblich, die 5 seitenpaarigen über $^2/_3$ ihrer Länge orangefarben. Iris hellgelb; Füsse fleischgelb. N. G.

Psitacella brehmi. v. R. Flügel 4″ 6‴. Schwanz 3″ 3‴. Tarsen 7‴. Mittelzehe 8‴. Schnabel 8‴. ♂ Kopf, Kehle und Hals gelblich grün-braun. Die Federn des Kopfes und am vorderen Theile der Weichen im Grunde braun, an der Endhälfte gelb mit 2 schwarzen Querbändern, Bruſt und Bauch grasgrün. Unterschwanzdecken scharlachroth. Oberhals, Mantel, Rücken, Bürzel, obere Schwanzdecken und Scapularfedern mit 2 schwarzen Binden auf einem bei letzteren grünen, an Hals und Mantel gelblich-grünen, am Unterrücken und den oberen Schwanzdeckfedern grünlich-gelben Grund. Schwanz von oben grün, von unten verloschen bräunlich-schwarz. Obere Flügeldecken und Schwungfedern 3. und 2. Ordnung grün, letztere an der Innenfahne schwarz. Grosse Schwungfedern schwarz mit feinen gelblichen Linien längs dem Aussenrande des gezähnelten Theiles, gelblich längs dem inneren Rande. Grosse Flügeldecken und Schwungfedern an der Unterseite fahl bräunlich-schwarz, die übrigen gelblich-grün. Schnabel orangegelb; Iris weisslichgelb, Füsse gelblichgrün. N. G.

P. modesta. v. R. Flügel 3″ 5‴. Schwanz 2″ 3‴. Tarsen 6‴. Mittelzehe 7‴. Schnabel 6‴. Kopf, Halsseiten, Kehle und Kropf bräunlich-grün, auf dem Hinterhaupt ins Gelbliche, an der Stirn ins Schwärzlich-braune ziehend. Bruſt, Weichen und Bauch gelbgrün. Unterschwanzdecken scharlachroth. Oberseite vom Hinterhaupt an grasgrün, auf dem Hals gelblich-braun, auf Unterrücken und Bürzel gelblich verwaschen und jede Feder mit 2 schwarzen Linien gewellt. Schwungfedern matt schwarz, am innern Rande ins Gelbliche ziehend. Unterseite der Flügel bräunlichgrün, längs dem Flügelrand ins Bläulichgrüne übergehend. Schnabel horngrau; Iris bleichgelb; Füsse grüngelb. N. G. im Gebirge.

Psittacula gulielmi III. S. Flügel 3″ 4‴—3″ 7‴. Schwanz 19—21‴. Tarsen 5‴. Mittelzehe 7‴. Schnabel 7‴. ♂ Grasgrün, an der Oberseite dunkler, an der Unterseite ſtark ins Gelbe ziehend. Stirn, Vorderhälfte des Scheitels und ein grosser Fleck hinter dem

Auge blau, ebenso die Flügel nächſt dem Bauche. Innenfahne der Schwingen schwarz. Seiten des Kopfes bis zu den Halsseiten und der Kehle herab, sowie die Zügel blassgelb. Kopf und Bruſt lebhaft orangeroth. Unterseite der Schwingen und grösste Unterflügeldecken grün, an den Saume ins Blaue ziehend. Schnabel und nackter Augenkreis schwarz; Füsse bräunlich; Iris braun.

♀ Unterscheidet ſich vom ♂ dadurch, dass Kropf und Bruſt einfarbig gelbgrün wie die übrige Unterseite ſind und dass nur die Ohrgegend von einem grossen orangerothen Fleck bedeckt wird, welcher von der gelben Backengegend durch ein breites schwarzes Band getrennt iſt. Kinn und Kehlfedern grünblau gesäumt. N. G.

Psittacula melanogenia. v. R. Flügel 2″ 9‴—2″ 11‴. Schwanz 15‴. Tarsen 4, 5‴. Mittelzehe 6‴. Schnabel 5‴. ♂ Grasgrün, auf der Unterseite ins Gelbgrüne. Innenfahne der Schwingen schwärzlich. Stirn, Augengegend, hintere Ohrgegend und ein Bartſtreif schwarz. Zügel und Backen weisslich. Von der hinteren Ohrgegend zieht ſich eine breite weisse, leicht orangegelb verwaschene Binde bis zum Kinn. Kropf dunkel orangefarben. Kleine und mittlere Unterflügeldecken gelbgrün, nach dem Flügelrand ins Bläuliche. Grosse Unterflügeldecken gelblich, gegen das Ende schwärzlich; auf der Innenfahne der Schwingen, mit Ausnahme der beiden erſten, eine breite gelbe Binde. Flügelrand längs des Handgelenks blau. Schnabel, Füsse und Iris grau-schwärzlich. ♀ Unterscheidet ſich von dem ♂ dadurch, dass die Binde hinter der Ohrgegegend nicht weiss, sondern lebhaft orangegelb iſt und dass die Kopfgegend nur schwachen orangegelben Anflug zeigt. Aru-Inseln, Salawatti.

Loriculus aurantiifrons. S. Flügel 2″. Schwanz 14, 5‴. ♂ Lebhaft grasgrün, auf der Unterseite ins Gelbliche. Innenfahne der Schwungfedern, mit Ausnahme der Spitzen auf der oberen Seite, schwarz; auf der Unterseite ebenso, jedoch mit breiten blaugrau-grünen Säumen an der Innenfahne, welche Farbe ſich noch über die Schwungfedern 2. Ordnung verbreitet, beinahe ihrer ganzen Längenausdehnung nach. Grosse Flügeldecken ebenfalls bläulich-grau-grün, mittlere und kleine grasgrün. Bürzel und obere Schwanzdecken hochroth. Mitten auf der Kehle ein hochrother, auf der Stirn ein lebhaft orangegelber Fleck. Schwanzfedern fahlgrün, dem Schaft entlang schwarz, von unten grünlichschwarz. Schnabel schwarz. ♀ Ohne Stirnfleck; der ganze Kopf schwärzlichgrün. Misool.

L. exilis. S. Flügel 2″ 3‴—2″ 6‴. Schwanz 15—18‴. Schön grasgrün, auf Hinterhals und Nacken etwas ins Olivengelbgrüne; die

Unterseite heller, auf den unteren Schwanzdecken ſtark ins Gelbgrüne ziehend. Die Federn der Bruſt am Ende schwach bläulichgrün verwaschen. Schwingen dunkel grasgrün, an der Innenfahne schwarz; von unten, ebenso wie der Schwanz, mehr blau. Bürzel und obere Schwanzdecken, welche bis zum Schwanzende reichen, schön scharlachroth. Die Baſis der Federn grünlich. Ein kleiner rother Fleck auf der Gurgel. Schnabel korallroth; Fuss und Iris roth. Nördliches Selēbes.

Centropus bernsteini. S. Flügel 6″ 6‴. Schwanz 9″ 6‴. Tarsen 19‴. Mittelzehe 12, 5‴. Schnabel 15‴. Schwanz mit grünlichem Schiller. Schäfte der Mantelfedern ſteif. Schnabel schwarz; Füsse dunkel violett-grau. Die jungen Vögel ſind hell bräunlich mit dunkelbraunen Zeichnungen. Salawatti.

Carpophaga westermani. v. R. Flügel 9″ 6‴—9″ 10‴. Schwanz 5″ 6″—5″. 9‴. C. pinon ähnlich, nur dass die schwärzlichgraue Farbe der Flügel dunkler iſt wie bei dieser, die oberen und unteren Flügeldecken graulichweisse Ränder haben, durch das dunklere, ins Grauschwarz ziehende Purpurbraun der Bruſt und des Bauches und dass jede Feder am unteren Rücken und Bürzel einen dunklen Fleck zeigt. Jappen.

Ptilopus bernsteini. S. Flügel 5″ 4‴. Schwanz 4″ 4‴. Tarsen 8‴. Mittelzehe 10‴. Schnabel 6‴. ♂ Grün, auf Bruſt, Rücken, Flügel und Schwanz mit einer Nuance von Goldbronce; an Kopf, Bruſt und Kropf weniger lebhaft, zumal auf der Stirn ins Weissliche ziehend. Kinn und Kehle matt weiss. Bauch, Weichen und Unterflügeldecken lebhaft ockergelb. Untere Schwanzdecken hell fahl roſtroth. Unterseite der Flügel- und Schwanzfedern dunkelgrau. Auf der Bruſt ein blutrother Fleck. Schnabel schwärzlich mit gelblichweisser Spitze; Füsse gelblich-grau. ♀ Ohne rothen Bruſtfleck. Ternātē.

P. ornatus. v. R. Flügel 5″ 5‴—5″ 8‴. Schwanz 2″ 11‴. Tarsen 7, 5‴. Mittelzehe 11‴. Schnabel 7‴. Gelblichgrün, auf den oberen Theilen ins Broncefarbige schillernd. Oberkopf bis zur Hälfte der Kopfseiten, Nacken und kleine Flügeldeckfedern, mit Ausnahme der an den Vorderarm ſtossenden, dunkel purpurroth. Mitte der Kehle ein Federbart und ein Streifen längs dem unteren Theile der Ohrgegend, den rothen Kopf als ein schmales Band im Halbcirkel umfassend, graulichweiss, im Nacken bläulichgrau. Kehlseiten lebhaft gelb, Kopf und Hals roſtgelb; Scapular- und mittlere am Rücken liegende Flügeldeckfedern jede mit einem blau-grauweissen, öfters sehr breiten Fleck, der, den Saum ausgenommen, die

ganze Feder beschlägt. Die übrigen Flügel- sowie die Schwungfedern 2. Ordnung an der Aussenfahne schmal gelb gesäumt. Hinterbauch und untere Schwanzdecken schwefelgelb mit länglichem grünen Fleck auf der Innenfahne der letzteren. Schnabel gelblichgrün, nach der Spitze weisslich-gelb; Iris gelb mit orangefarbenem Ring um den Augenrand; Füsse purpurroth. N. G. im Gebirge.

P. miqueli. v. R. Flügel 4″ 6‴—4″ 11‴. Schwanz 2″ 9‴. Schnabel 6, 5″. Aehnlich der P. rivoli, unterscheidet ſich aber durch bedeutendere Grösse und den Mangel des purpurfarbigen Bruſt- und Bauchflecks, welcher, wie der Reſt des Gefieders grün iſt. Hinterbauch und untere Schwanzdecken ſind schön citrongelb und die rothe Scheitelplatte iſt dunkler und mehr purpurfarbig. Jappen. Meosnum.

P. speciosus. v. R. Flügel 3″ 11‴. Schwanz 2″ 1‴—2″ 3‴. Schnabel 6—6, 5‴. ♂ Kleiner wie P. rivoli, welcher Art ſich unser Vogel sehr nähert. Er characteriſirt ſich in auffallender Weise durch das lebhafte Citrongelb, welches die Hälfte des weissen Bruſtschildes überzieht, durch den Bauchfleck, der anſtatt purpurroth hell lila-purpurfarbig iſt und durch den grünen broncefarbigen Kopf, welcher nur einen kleinen dunkellilafarbigen Fleck am unteren Rande der Zügel zeigt. Auch fehlen die schwarzen Flecke auf den Scapularfedern. Hinterbauch und Unterschwanzdecken schön citrongelb. Schnabel gelblich-grün, nach vorn ins Weisse; Füsse purpurroth. ♀ Ganz gefärbt wie das von P. rivoli, doch weniger rein gelb am Steiss und mit gelb gefleckterm Bauch. Nufoor. Schouten-Insel.

Casuarius papuanus. v. R. Tarsen 10″. Helm dem vom C. uniappendiculatus ähnlich. Halshaut glatt ohne irgend welche Lappen oder sonſtige Anhänge. Kopf und Hals nackt, hin und wieder, zumal um die Baſis des Helms, mit schwarzen, haarähnlichen Federn beſtanden. Kopf, Nacken und Vorderhals azurblau; Halsseiten schön rosenfarbig lila, welche Farbe ſich scharf abtrennt vom Azur, in die lebhafte Orangefarbe des Hinterhalses jedoch verfliesst. Gefieder schwarz; Schnabel und Helm graulich-grün, ins Oelfarbige; Iris dunkelbraun. Die jungen Vögel ſind gelblich-braun. Nordoſtküſte von N. G.

Scolopax rosenbergi. S. Flügel 5″ 9‴. Schwanz 2″ 2‴. Tarsen 17‴. Mittelzehe 16, 5‴. Schnabel 3″ 1‴. Etwas kleiner wie die europäische Waldschnepfe; Schnabel und Tarsen jedoch länger. In der Färbung ähnelt unser Vogel der javanischen S. saturata, die aber kleiner, mit helleren Zickzacklinien gezeichnet, auf dem Kopfe weiss und auf der Bruſt schmutzig gelb gezeichnet iſt. N. G. im Gebirge.

Rallina rosenbergi. S. Flügel 6″ 9‴. Schwanz 3″ 1‴. Tarsen 2″ 8‴. Mittelzehe 18‴. Schnabel 20‴. Zügel, Augenkreis und ein breiter Raum hinterm Auge nackt. Kopf- und Halsseiten, sowie alle Untertheile des Vogels graulich-schwarz. Unterrücken, Bürzel, Schwanzdecken und Schwanz tiefer schwarz. Flügel, Rücken, Mantel und Hinterhals dunkel purpurbraun, auf den grossen Schwungfedern ins Fahlbraune. Oberer Kopf schwärzlich; Unterflügeldecken desgleichen mit einem breiten weisslichen Flecken an der Spitze jeder Feder. Schnabel, Augenhaut und Füsse grau-ölgrün; Iris braunroth. Selebes.

Rallicula rubra. S. Flügel 3″ 8‴. Schwanz 2″ 4‴. Tarsen 17‴. Mittelzehe 18‴. Schnabel 11, 5‴. Gefieder lebhaft rothbraun, auf der Unterseite etwas heller. Grosse Schwungfedern und Innenseite der Flügel schwärzlich mit weit auseinanderstehenden, schmalen weissen Binden auf den unteren Flügeldecken, den Achselfedern und der Innenfahne der Schwungfedern. Schnabel und Füsse schwarz; Iris schwärzlich-braun. N. G.

Sterna bernsteini. S. Flügel 12″ 4‴. Tarsen 12‴ Mittelzehe 10‴. Schnabel 26‴. Aehnlich St. pelecanoides, jedoch mit lebhaft gelbem, nach vorn schwarzem, an der Spitze weisslichem Schnabel. Stirn weiss, oberer Theil hellgrau, auf dem Mantel ins Weisse. Misool.

II. Vergleichendes Wörterverzeichniss.

1.	Malaienländer	Sumātra.
2.	Singkel	
3.	Banjak-Inseln	Inselgruppen weſtlich von Sumātra.
4.	Nias	
5.	Mentāwej-Inseln . . .	
6.	Engano	
7.	Gorontālo	Selēbes.
8.	Togean-Inseln	
9.	Wammer	Aru-Inseln.
10.	Wonumbai	
11.	Trangan	
12.	Kei-Inseln	
13.	Koor	Südoſter-Inseln.
14.	Tijoor	
15.	Watubella	
16.	Goraminseln	
17.	Karufa	Neuguinea.
18.	Nufoor	
19.	Andai	
20.	Hattam	
21.	Humboldtbai	

	Mensch	*Mann*	*Frau*	*Kind*	*Sohn*	*Tochter*
Malaienländer	Orang	Orang-lakilaki	Orang-perampu-	Auak	Auak-lakilaki	Anak-perampuan
Singkel	Djelma	Daholin	Debarru [an.	Anu	Anu-daholie	Anu-dibarru
Banjak-Inseln	Atha	Silahé	Silawé	Auah	Auah-silahé	Ana-silawé
Nias	niha	iramatua	iraälāwé	ono	ono-siramatua	ono-alāwé
Mentawej-Inseln	seribënūa	temandéju	sinanaleb	toga	toga-temandéju	toga-sinanaleb
Engano	tāba	fakka-manie	fakka-howdah	harah	harah-manie	harah-howdah
Gorontalo	tau	bangké	tābŭă	walao	. . . .	. . . .
Togean-Inseln	manusiea	longgai	wèă	ana	ana-longgai	ana-wèă
Wammer	tamatta	lessie	kodar	gakwadja	gakwad-lessie	gakw. kodar
Wonumbai	tamatta	lessie	kodar	goga	goga-lessie	goga-kodar
Trangan	tamatta	lelefir	korkoder	gaga	gaga-lelefir	gaga-korkoder
Koor	nongbie	menrana	memviena	bobobor	bobobor-menran-	bob: memwiena
Tijoor	melāwa	djau	gemum	luar	luar-djau [na	luar gemum
Kei-Inseln	. . . .	branran	watwat	anan	. . . .	. . . .
Watubella	manosia	maranna	hilara	onena	onena-maranna	onena-hilara
Goram	manusia	uranna	wawiena	anak	auak-uranna	auak-wawiena
Karufa	mahri	mutangki	maisoida	tameneitu	. . . .	. . . .
Nufoor	snunkaku	snun	bien	romāwa	rumguhn	nai
Andai	tungmatau	arpeon	armaan	. . . .	mokoraas	. . . .
Hattam	tungutung	tungutunga	sobah	mongguma.	monggumua	sobaan
Humboldtbai	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . .

	Vater	*Mutter*	*Bruder*	*Schwester*	*Kopf*	*Haar.*
Malaienländer	Pai	Mai	Sudara-lakilaki	Sudara-prampuan	Kapala	Rambut
Singkel	Haka	Jnanga	Seninna-daholie	Seninna-dibarru	Takal	Book
Banjak-Inseln	Uau	Nenne	Agie-silahé	Agie-silawé	Ulu	Bo
Nias	amā	ina	talifusso	talifusso-alawé	hohgo	bu
Mentawej-Inseln	okui	kmaman	kebu	bagie	uté	alei
Engano	amah	kabea	farah-manie	farah-howdah	ulu	puru-ulu
Gorontalo	mopaätto	nahea	utato	utatabua	lunggongo	fuwoö
Togean-Inseln	. . . .	. . . .	aingo-longgai	aingo-wèă	woö	wuiua
Wammer	awang	djinang	kakang-lessi	kakang-kodar	gulditabarri	fuku
Wonumbai	awu	adjiena	abula	karmari	guling	fuku
Trangan	amei	djienne	karmari-lelefie	karm: korkodor	gultabbar	fuku
Koor	tata	inan	. . . .	. . . .	ulun	olintawen
Tijoor	. . . .	. . . .	medar	melak	duru	laht
Kei-Inseln	jamad	renan	warahno	. . . .	un	maurut
Watubella	jai	nina	. . . .	. . . .	alu	wua
Goram	baza	nina	nogurogu-urana	nogur. wawiena	ilunin	wu
Karufa	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	umuh	umuh-ulu
Nufoor	kamahri	maikri	dejaai	sraar	rwuri	buraim
Andai	suari	demiehm	dekangmaan	dekangmamrmaan	kapruapien	kapongua
Hattam	detjija	narmemma	nèkowoaan	unkamaan	debonggawa	ibontha
Humboldtbai	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	wèhrei	gemuroh

	Auge	*Nase*	*Mund*	*Ohr*	*Hand*	*Finger*
Malaienländer	Mata	Hidung	Mulut	Kuping	Tangan	Djahrie
Singkel	Mata	Igung	Bava	Tsopping	Tangan	Djahrie
Banjak-Inseln	Mata	Egong	Bahba	Telinga	Gau	Gau-anangan
Nias	hohro	ichu	baba	talinga	tetetanga	tutuhru
Mentawej-Inseln	mata	. . . .	ngungu	gigie	kabei	. . . .
Engano	bahka	fanoh	oku	kalila	afa	minu-afa
Gorontalo	mato	ulingo	tunggielo	kulonga	palădu	tungongoao-lulu
Togean-Inseln	mata	ingu	wiewie	. . . .	palè	. . . .
Wammer	mata	tjurrin	fafei	takar	limeidi	. . . .
Wonumbai	matang	tjurun	wanrang	takar	limang	. . . .
Trangan	mata	tjurun	fafei	takar	limei	. . . .
Koor	matan	melin	huar	karong	liman	. . . .
Tijoor	jau	gangar	temar	tatiewăt	prè	. . . .
Keuinseln	. . . .	nierun	ngoën	arun	limat	kew.
Watubella	mata	huèdda	hulieda	tingago	. . . .	. . . .
Goram	matanin	ischonin	ilohinn	telinganin	imahnin	. . . .
Karufa	mata	sikai	uhru	taringa	nimangouta	tjerok
Nufoor	mgasi	snori	swari	knasi	rwasi	wapiesi
Andai	akuhwo	akwaueb	asautiam	akoroon	amau	amau-buĕb
Hattam	jimana	njauwăwaab	njauwăwă	tenenggova	indappadjua	indappadung
Humboldtbai	wendu	sugah	sumba	tienè	eijé-fugé	waja-fugé

	Brust	*Bauch*	*Fuss*	*Haus*	*Kano*	*Himmel*
Malaienländer	Dahda	Purut	Kakie	Ruma	Praau	Langit
Singkel	Tandan	Prutek	Nené	Sapoh	Bungké	Langit
Banjak-Inseln	Aroṗ	Besil	Pat	Luma	Wongie	Langkel
Nias	totoha	tahlu	kahé	omo	. . . .	benuha
Mentawej-Inseln	topot	bogah	dereh	lalep	abak	benua
Engano	amah	kudei	ah	ubah	lohah	. . . .
Gorontalo	duhnlèh	ombongo	oato	laihé	blotto	hulungo
Togean	. . . .	. . . .	wiedie	benua	. . . .	jängie
Wammer	. . . .	. . . .	ebei	balei	bokka	. . . .
Wonumbai	. . . .	. . . .	ebang	befu	lettej	. . . .
Trangan	. . . .	. . . .	ebei	both	lettej	. . . .
Koor	. . . .	. . . .	jain	ruma	hohri	. . . .
Tijoor	. . . .	. . . .	tulia	uma	. . . .	. . . .
Keininseln	bubuhru	ewuhnu	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .
Watubella	. . . .	. . . .	. . . .	ruma	soh	. . . .
Goram	. . . .	. . . .	nienne	ruma	angmahrẽn	. . . .
Karufa	gienga	ambo	ellă	tsaring	dageh	. . . .
Nufoor	aandeendi	snerri	wési	rum	panda-pubah	nanggi
Andai	kakeet	kapuri	akibatien	raar	penda-pooi	wamum
Hattam	njenggeda	nahentiaan	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .
Humboldtbai	geina	tarrie	betjarrie	. . . .	moangga	. . . .

	Sonne	*Mond*	*Stern*	*Donner*	*Wind*	*Blitz*
Malaienländer	Mata-harie	Bulan	Bintang	Guntur	Angin	Kilat
Singkel	Mato-arie	Bulan	Bintang	Borgas	Angin	Kilat
Banjak-Inseln	Mata-bolal	Bawa	Bintan	Gurru	Angin	Kilet
Nias	luwoh	bawa	döhfi	maugo-benua	angi	mĕnĕ-tepari
Mentawej-Inseln	sulu	lakko	pinpangan	lalehgu	rusah	mobuset benua
Engano	bakka-kaha	muna	pelua	lahu	bijuh	akanu
Gorontalo	matolu-dulaho	fulalo	poliama	bulongottu	dupotto	ilatta
Togean-Inseln	batu-mata-nueu	fuia	britūē	. . . .	ngoju	. . . .
Wammer	lara	fulan	tawan	erkadudum	ingin	erkala
Wonumbai	eram	fulan	tawan	erkadudum	ingin	erkala
Trangan	lara	fulan	tawan	erkadudum	ingin	erkala
Koor	lă	wuan	nara	. . . .	rangin	. . . .
Tijoor	olar	ulan	watrei	. . . .	anin	. . . .
Keininseln	lehr	uwan	nar	nahumuhri	nıut	. . . .
Watubella	olla	wulan	tou	. . . .	ègin	. . . .
Goraminseln	ollarra	wulan	wituina	dudung	angin	tenitir
Karufa	ohra	uran	omma	. . . .	loh	. . . .
Nufoor	orie	paik	altarua	kădădu	waam	wuwwer
Andai	prua	di	auwaam	krauw	auw	daantaan
Hattam	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .
Humboldtbai	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .

	Regen	*Wasser*	*Feuer*	*Stein*	*Fisch*	*Schlange*
Malaienländer	Hudjang	Ajer	Agie	Batu	Ikan	Ular
Singkel	Hudjan	Leij	Agie	Batu	. . . .	Nipé
Banjak-Inseln	Ohol	Uĕ	Ahé	Batu	. . . .	Sawa
Nias	tehu	idāno	alīto	batu	iah	ulo
Mentawej	urat	oinan	aluitet	. . . .	iwah	sabah
Engano	eiwo	lebo-lebo	obi	paku	kaiwau	sauda
Gorontalo	dehdi	taluhu	tulu	batu	tolă	tuliedu
Togeaninseln	hudjan	uë	api	. . . .	bau	ule
Wammer	gieĕn	waiar	au	fatu	sima	hugèa
Wonumbai	gieén	gaiar	au	fatu	sima	hugèa
Trangan	gieĕn	waiar	au	fat	djika	huwa
Koor	uran	wejer	iaap	waat	ikan	. . . .
Tijoor	uran	. . . .	ahi	. . . .	. . . .	. . . .
Keiinseln	deot	. . . .	naf	wat	wuut	rubai
Watubella	idamma	aar	èfi	watu	iĕn	. . . .
Goramgruppe	uran	ahraar	ahi	watu	iĕn	uaai
Karufa	kaṃa	ualar	lawi	langérah	dohndi	karoĭ
Nufoor	mekkem	waar	foor	kerru	iĕn	ikak
Andai	mbrieĕm	wam	. . . .	meduwang	mowau	antau
Hattam	. . . .	menaija	. . . .	tija	mikwawa	mauwa
Humboldtbai	. . . .	naan	aïe	. . . .	iotja	. . . .

	Kokospalme	*Banane*	*Bambusrohr*	*Rottan*	*schön*	*hässlich*
Malaienländer	Klappa	Pisang	Buhlu	Rottan	bagus	djellok
Singkel	Neoh	Gallu	Bulu	Rotang	monde	madjik
Banjak-Inseln	Wohnu	Gaul	Ohdie	rotan	. . . .	. . . .
Nias	töla-nohi	gaë	libuhŏ	ohé	sochi	lo-sochi
Mentawej	toitet	bako	mehgiab	sahsa	wehru	tamehru
Gorontalo	bongo	lambi	wawŏhu	huttia	mopiohu	dilamopiohu
Togeaninseln	bojugu	loja	balufuiju	. . . .	matau	mafussi
Wammer	nur	muku	ful	. . . .	äferie	käta
Wonumbai	nur	muku	ful	. . . .	äferie	djaugalir
Trangan	nur	kélar	ful	. . . .	äferie	käta
Koor	nuar	muk	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .
Tijoor	nijoor	udir	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .
Keiinseln	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .
Watubella	da	fudir	wanulu	. . . .	fia	. . . .
Goraminseln	niur	hudir	karawattu	. . . .	baban	gratta
Karufa	niju	hundu	oforetu	kuhwa	inengewie	namasauah
Nufoor	sraknam	beef	amin	brak	biĕ	buba
Andai	sravĭ	uwaat	. . . .	. . . .	speer	booi
Hattam	duja	svida	. . . .	. . . .	bainja	medingeja
Humboldtbai	niehm	ur	anăbré	. . . .	. . . .	. . . .

	kurz	*lang*	*gut*	*schlecht*	*hell*	*dunkel*
Malaienländer	pendèk	pandjang	baik	bussuk	trang	glap
Singkel	troh	pandjang	. . . .	. . . .	tarong	glap
Banjak-Inseln	wida	atarre	. . . .	. . . .	madem	melawa
Nias	atogo-dohgo	enau	sochi	lo-sochi	mochaga	agŏmigohmi
Mentawej	tete	narda	. . . .	. . . .	mopato	mogebgeb
Engano	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .
Gorontalo	limbu-limbu	haja-haja	mopiohu	mohlehto	mobawango	modiolomo
Togeaninseln	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .
Wammer	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	rarie	démur
Wonumbai	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	reirarei	hadjemmir
Trangan	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	rarie	démur
Koor	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .
Tijoor	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .
Keiinseln	but	bloat	buk	babur	waléan	. . . .
Watubella	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	massir	dodonggaran
Goraminseln	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	massir	glap
Karufa	tomba	marawar	. . . .	. . . .	niriawa	momat
Nufoor	kwamba	kwaim	biebe	speer	mambri	ifnŭrep
Andai	uwaaibaar	uwaai	barbor	speerbaar	kassingbaar	moor
Hattam	djaibi	djainjia	bainja	bailis	ninggaadbir	ngemuna
Humboldtbai	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .

	leicht	*schwer*	*todt*	*lebend*	*jung*	*alt*
Malaienländer	haringan	brat	matie	hidop	mudah	tua
Singkel	. . . .	. . . .	matie	ngelu	. . . .	. . . .
Banjak-Inseln	. . . .	. . . .	matie	. . . .	. . . .	. . . .
Nias	auha	abua	mätĕ	auri	aboiju	tatu-niha
Mentawej	menangka	mesanne	matean	baramata	. . . .	. . . .
Engano	karahaai	nua	kaă	kodo	kahpa	napua
Gorontalo	mohelo	mobubuheto	mate	tumu	bafulotau	tapanggola
Togean	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .
Wammer	maranie	diën	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .
Wonumbai	maranie	diën	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .
Trangan	maranie	diehn	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .
Koor	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .
Tijoor	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .
Keiinseln	. . . .	. . . .	mati	. . . .	wuka	ebtuan
Watubella	sedidei	illeman	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .
Goraminseln	essiban	melleman	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .
Karufa	. . . .	. . . .	namata	. . . .	kulah	tuaring
Nufoor	mianaijen	merbak	maar	kenèm	mguba	bikwaar
Andai	piabaar	boon	maar	dan	demaudbaar	kangjai
Hattam	mengumbii	behuna	maja	nengdaga	nekingejonga	dijema
Humboldtbai	. . . .	. . . .	mabu	. . . .	. . . .	. . . .

	süss	*bitter*	*laufen*	*machen*	*finden*	*bringen*
Malaienländer	manis	pahit	lahri	bekin	dahpat	bahwa
Singkel	. . . .	. . . .	sdun	baping	. . . .	. . . .
Banjak-Inseln	. . . .	. . . .	awula	gira-gira	. . . .	. . . .
Nias	ami	afèto	ahgoi	fadjogi	nosienda	ohé
Mentawej	mukeikei	mohpognie	nungan	galei	limongenotu	ake
Engano	moneh-moneh	kiohameh	kah	pafriu	. . . .	. . . .
Gorontalo	molingo	paätta	. . . .	mohuttu	. . . .	modehlo
Togean	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .
Wammer	. . . .	. . . .	defarafa	dadollar	daga	dafo
Wonumbai	. . . .	. . . .	djala	kudongar	daga	daffo
Trangan	. . . .	. . . .	fopafa	tonger	daua	mfo
Koor	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .
Tijoor	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .
Keiinseln	baslowir	masie	. . . .	ud	. . . .	tahad
Watubella	. . . .	. . . .	dafelāru	. . . .	. . . .	. . . .
Goraminseln	. . . .	. . . .	tahatāru	towei	terori	dohdie
Karufa	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .
Nufoor	preh	sparmar	fraar	pafrucr	. . . .	. . . .
Andai	keïm	waujbaar	biaar	. . . .	. . . .	. . . .
Hattam	dibijema	epaua	iboda	. . . .	. . . .	. . . .
Humboldtbai	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .

	stehlen	*gehen*	*stehen*	*schlafen*	*sehen*	*sprechen*
Malaienländer	mentjurie	berdjallan	bediri	tidohr	lihat	bielang
Singkel	menangko	midallan	tgendag	. . . .	tengen	kata
Banjak-Inseln	. . . .	lumalao	omiedu	niorla	. . . .	. . . .
Nias	menāgo	fahnno	medijio	morro	feigi	mohēdè
Mentawej	menango	bedutui	suruke	mereb	djo	tibboi
Engano	pabeha	edi-edi	hehelu	panuko	pipinai	pagunan
Gorontalo	motao	molalar	dimuhulo	modoluhu	moohnto	moloïja
Togean	. . . .	. . . .	. . . .	porre	. . . .	mottatoi
Wammer	denangar	tabanan	tartamère	dehnie	dasei	. . . .
Wonumbai	djananga	kubana	kordamerer	konie	deüssi	. . . .
Trangan	nanga	kubana	kordamerer	monin	dèssé	. . . .
Koor	. . . .	tageb	. . . .	toba	. . . .	. . . .
Tijoor	bleus	tagie	merierie	gehit	takon	. . . .
Keiinseln	. . . .	atbah	. . . .	entub	enkïd	. . . .
Watubella	. . . .	dafanna	. . . .	dunēf	issinie	. . . .
Goraminseln	tahelèus	tatagi	tamaririe	teihi	tetoöl	. . . .
Karufa	. . . .	teitangki	teimeriedi	dedumdumba	teiti	iwar
Nufoor	krau	nebraan	orès	enèf	mam	bebisjara
Andai	kerri	kaar	kaas	komaboon	kasiehm	kaparaap
Hattam	ujaja	naauwaan	njauweh	njemana	njingădei	njebuahmbu
Humboldtbai	. . . .	. . . .	. . . .	anu	wendu	. . . .

	lachen	*tödten*	*essen*	*trinken*	*schlagen*	*kaufen*
Malaienländer	tatahwa	bunu	makan	minum	pukul	bəlie
Singkel	tatawa	bunu	mangan	minum	pulul	tobor
Banjak-Inseln	amehgun	bunu	mangan	uh	hantam	belie
Nias	maigi	bunu	mănga	bahdu	bidji	mobohli
Mentawej	gahgah	melotje	mokom	loh	bohbo	menginang
Engano	nchoha	pedudiahn	fakinono	indjoh	. . . .	pahgélie
Gorontalo	moiï	. . . .	monga	mongilu	. . . .	niotalie
Togean	moggeele	. . . .	mokoni	mangino	mobombatie	. . . .
Wammer	. . . .	dofundie	dammenam	dran	dagoh	dagoh
Wonumbai	. . . .	dofundie	komenam	kohn	kogohlïe	kogohlie
Trangan	. . . .	dirfun	momenam	mon	kogohlie	kogohlie
Koor	. . . .	tarun	segaan	tiehn	. . . .	. . . .
Tijoor	. . . .	. . . .	gahanga	mnimon	. . . .	. . . .
Keiinseln	malit	grimati	. . . .	tihnu	. . . .	emfuhah
Watubella	. . . .	bunie	maua	deimu	malsawu	malsawu
Goraminseln	. . . .	tataara	taumenia	tinu	tehaas	tehaas
Karufa	triweriwi	tanamata	teika	teinum	misingie	tamangurie
Nufoor	mbrief	perum	aan	ienem	breer	kobis
Andai	kapra	kapaan	keēm	koot	batiēp	kasup
Hattam	njupa	njetauda	nejemą	indumiegjai	nataima	napaika
Humboldtbai	. . . .	mabu	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .

	roth	*weiss*	*schwarz*	*gelb*	*nein*	*ja*
Malaienländer	mejrab	puti	hitam	kuning	trahda	ada
Singkel	bara	benda	berang	gressing	malle	ueh
Banjak-Inseln	awahla	maodin	medem	kuning	baon	enga
Nias	oijo	afusi	aito	aũso	lō-ŏ	eh
Mentawej	mabohgat	mebulau	mesurau	mnkienu	tamei	onon
Engano	kaki-aki	kuhudau	kimona	kimékek	keba	oh
Gorontalo	mehla	. . . .	moitomo	molalāhu	jahlo	oð
Togean	mearro	buija	meta	makunie	. . . .	. . . .
Wammer	kuikui	erren	borie	erkunin	. . . .	. . . .
Wonumbai	koikoi	erren	borie	erkunina	. . . .	. . . .
Trangan	koikoi	ereren	burrie	kunkunir	. . . .	. . . .
Koor	wulwuhl	. . . .	midan	. . . .	. . . .	. . . .
Tijoor	merra	mahudi	medan	. . . .	. . . .	. . . .
Keiinseln	wulwul	ngingiar	métan	tohm	. . . .	. . . .
Watubella	tatai	mafuti	meétten	uning	. . . .	. . . .
Goraminseln	mehra	mahuti	mèttan	uning	. . . .	. . . .
Karufa	oamba	raha	meita	unie	maratei	oro
Nufoor	piĕrper	piupper	paisim	namiar	roba	ju
Andai	retau	paau	geroom	sieĕn	eibaar	karuwer
Hattam	mengojaan	netniĕnja	nemunaan	nengoja	hibi	ju
Humboldtbai	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .		. . .

	ich	*du*	*er*	*mein*	*1*	*2*
Malaienländer	gua	kweh	dieja	guapunja	satu	dua
Singkel	aku	rona	ieja	akudassa	sada	dua
Banjak-Inseln	rehu	riu	dio	. . . .	assa	dua
Nias	jaohto	jaohgo	jaʼja	hōgu	sara	dua
Mentawej	kai	kam	kasia	akusebakatnia	sara	donga
Engano	ua	barăe	dé	. . . .	bahai	aduą
Gorontalo	waü	ieo	kotieje	ualaü	oïnta	oluo
Togean	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	issa	dua
Wammer	aku	kani	nai	kanan	ètu	ruà
Wonumbai	aku	owèla	nai	kanang	ètu	ruep
Trangan	aku	kau	jai	kinang	ètu	rua
Koor	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	kélé	rua
Tijoor	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	sa	roti
Keiinseln	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	famahej	. . . .
Watubella	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	iha	rua
Goraminseln	as	au	i	aümigu	sa	roti
Karufa	la	wei	lako	. . . .	simoksi	rueiti
Nufoor	aja	au	i	jed	saï	suru
Andai	nanun	uwaar	riën	buni	uëm	jaar
Hattam	noria	biëh	riena	dedai	ngoom	njana
Humboldtbai	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .

	3	4	5	6	7	8
Malaienländer	tiga	ampat	lima	anam	tudju	delapan
Singkel	telu	ampet	limau	anam	pitu	walu
Banjak-Inseln	telu	ampe	lima	anam	fitu	walu
Nias	tehlu	ofa	lima	ono	fitu	walu
Mentawej	telo	epat	lima	enen	pito	walo
Engano	akalu	aopa	alieba	akiena	alieba-adua	alieba-akelu
Gorontalo	otohlu	opatto	olimo	olomo	opitu	oalu
Togean	toga	opo	limo	ono	pitu	wapu
Wammer	lasie	ka	lima	dobu	doābem	karua
Wonumbai	lasi	kai	lima	dubie	dubemie	karuë
Trangan	lasie	kaua	lima	dubie	dubèm	karua
Koor	täl	paät	lima	nähn	piet	wah
Tijoor	tohlu	hat	lim	onon	fitu	alu
Keiinseln	tihlu	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .
Watubella	tohlu	fatta	lima	onon	fitu	alu
Goraminseln	tohlu	haat	liem	onon	fitu	alu
Karufa	tohru	bahdi	rimi	rom-simoksi	rim-rueiti	rim-tahru
Nufoor	kior	fiak	rim	onem	fik	waar
Andai	kaar	taar	meswai	kassuēm	kassiaan	kaskaar
Hattam	ningaai	betai	muhing	bridagoom	briwébetaai	briwéningaai
Humboldtbai	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .

	9	*10*	*15*	*20*	*50*	*100*
Malaienländer	sembielan	sapuhlu	lienablad	duapuhlu	limapuhlu	saratus
Singkel	siwah	sapuhlu	sapuhlu-lima	duapuhlu	limapuhlu	taratus
Banjak-Inseln	siwah	fuhlu	fuhlu-lima	duafuhlu	limafuhlu	saratus
Nias	siwa	fuhlu	félé-lima	dua-fuhlu	limafuhlu	otu
Mentawej	siwa	pulu	pulu-limo	dongapulu	limongapulu	siegatu
Engano	alieba-aoza	tahapulu	tahapulu-alieba	kahai-takka	Aduai-takka-ka-hei-pulu	aliemai-takka
Gorontalo	otiejo	mopulu	mopulu-wauwoli-	dulapulu	limolopulu	mahètutto
Togean	tjieo	sampuiju	sampuiju-limo [mo	dijompuiju	limopuiju	sadu
Wammer	téra	ur	urfafeige-melima	ufaferua	limaferua	ratieja
Wonumbai	térei	uwafa	uwafa-melima	urfaferuë	limaferua	ratieja
Trangan	sehra	urfafei	urfafei-melima	urfafeirua	limafafeirua	ratieja
Koor	siwah	sapul	sapu-mĕlĭm	utrua	limapul	raas
Tijoor	sia	utjă	utja-melim	uturua	limutja	rătja
Keiinseln	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .
Watubella	sia	utuha	utua-melima	utrua	lima utuha	ratua
Goraminseln	sia	wutga	wutja-silim	wuturu	liemwutja	rătga
Karufa	rim-bahdi	putja	putja-rimi	siumput-rueiti	siumput-rimi	raht
Nufoor	siuh	samfur	samfur-sisserim	samfur-di-suru	samfur-di-rim	utin
Andai	kastaar	kameswai	meswai-paap	remetaunjaan	remetau-meswai	. . . .
Hattam	briwémenui	simnaai	simmuhing	semenatjaan	. . . .	. . . .
Humboldtbai	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .

Druckfehlerverzeichniss und Verbesserungen.

Leider war es dem Verfasser in Folge seiner weiten Entfernung vom Druckorte unmöglich, die ganze Handschrift nachzusehen und eine erschöpfende Correktur selbst zu erledigen, wodurch eine Anzahl Druckfehler stehen blieben, um deren Richtigstellung gebeten wird. Uebrigens lese man:

Seite	V	Zeile		
Seite	V	Zeile	10	unten: Waigeu statt Waigeii.
,,	11	,,	5	oben: Djaga-Djaga statt Dgaga-Dgaga.
,,	22	,,	15	unten: Hulubalang statt Hulubatang.
,,	32	,,	18	oben: Erstürmung von Parik statt Erstürmung Parik.
,,	32	,,	15	unten: Residenten statt Präsidenten.
,,	36	,,	1	oben: Residenten statt Präsidenten.
,,	36	,,	5	unten: Singa-Manga-Radja statt Singa-Maha-Radja.
,,	41	Abbildung:		Zauberstock statt Kriegspanier.
,,	41	Zeile	5	oben: Ajer-besaar statt Ayis-besaar.
,,	47	,,	16	unten: Rantau-gadang statt Rantan-gadung.
,,	53	,,	20	unten: Bei starker statt Bei solcher.
,,	58	,,	11	unten: mangkássarische Rottanmützchen statt magassarische Rottonmützchen.
,,	60	,,	2	unten: Simatjar statt Simatjas.
,,	62	,,	2	u. 3 unten: Die Wörter darauf und über streichen.
,,	68	,,	6	oben: Thon statt Boden.
,,	68	,,	10	unten: Elaeocarpen statt Elaeocarpen.
,,	75	,,	10	oben: nach statt noch.
,,	79	,,	12	unten: kleiartigem statt bleiartigem.
,,	83	,,	13	oben: Summen statt Smmen.
,,	84	,,	13	oben: Atar statt Ata.
,,	87	,,	14	oben: Tana-datar statt Tana-datan.
,,	87	,,	12	unten: Fuss statt Fluss.
,,	94	,,	1	unten: Anonaceen statt Anoraceen.
,,	95	,,	4	unten: Krater statt Lrater.
,,	97	,,	2	unten: Ebolution statt Evolution.
,,	99	,,	1	oben: Halbinsel statt Halbinseln.
,,	101	,,	9	oben: der Kalong statt das Kalong.
,,	154	,,	7	oben: Dorfvorsteher statt Dorf.
,,	155	,,	6	unten: leiht statt leicht.
,,	174	,,	5	unten: von dem statt vor dem.
,,	188	,,	13	unten: Katjapungan statt Katjapangun.
,,	215	,,	12	unten: Spiegelgefecht statt Spiegelfeste.
,,	216	,,	13	oben: nimmer statt immer.
,,	220	,,	6	unten: stolidus statt stololidus.
,,	226	,,	3	oben: Bolango statt Balongo.
,,	226	,,	20	oben: 45 Grad statt 45 Fuss.
,,	264	,,	11	oben: Kema statt Klema.
,,	273	,,	14	oben: celebensis statt celensis.

Seite 273 Zeile 19 unten: Passo statt Posso.
„ 275 „ 4 oben: megalorhynchus statt megalorhinehus.
„ 275 „ 10 oben: fulvus statt hulvus.
„ 275 „ 10 oben: Temminoki statt Timminoki.
„ 278 „ 14 oben: caledonicus statt caldonicus.
„ 286 „ 4 unten: Kapala-Soa und Orang-tua statt Kapala-Soaund und Orang-Tuan.
„ 289 „ 2 unten: 1861 statt 1868.
„ 295 „ 5 oben: Kumélang statt Kume-lang.
„ 297 unterste Abbildung: Südostküste statt Nordostküste.
„ 303 Zeile 19 oben: ulysses statt fulysses.
„ 354 „ 4 oben: Tijoor statt Tigoor.
„ 364 „ 1 unten: similis statt simitis.
„ 370 „ 4 oben: keraudreni statt kerandreni.
„ 370 „ 8 unten: Microglossum statt Macroglossum.
„ 371 „ 20 unten: Psittacula statt Pstactcula.
„ 388 „ 19 unten: Derselbe führt statt führt.
„ 395 „ 3 oben: gurneyi statt gurnyi.
„ 396 „ 13 oben: Caloenas statt Calvenas.
„ 399 „ 5, 12 u. 16 unten: spanisch statt portugiesisch.
„ 401 Abbildung: spanischen statt portugiesischen.
„ 402 Zeile 1 unten: spanisch statt portugiesisch.
„ 403 „ 12 oben: das Wort unterirdisch streichen.
„ 404 „ 2 oben: Sula-takomi-di-bawa statt Sula-ta-di-bawa.
„ 412 „ 10 oben: Nufoor statt Mefoor.
„ 414 „ 7 oben: nun für nur.
„ 437 „ 5 oben: goesianum statt gochianum.
„ 445 „ 1 oben: platt statt glatt.
„ 451 „ 5 oben: } Rum-slam statt Rumsram.
„ 456 Abbildung: }
„ 460 Zeile 1 oben: „während die andere Pfeil und Bogen trug“ statt „mit der nach Aussengekehrten Waffentragenden“.
„ 476 „ 5 unten: Leeseite statt Windseite.
„ 482 „ 1 unten: Kwawi statt Kwawa.
„ 490 „ 13 unten: Scheidung statt Absonderung.
„ 519 „ 3 unten: Ruine statt Räume.
„ 520 „ 9 unten: nordostwärts statt nordstwärts.
„ 531 „ 2 oben: Strombus statt Strompus.
„ 553 „ 11 unten: Euthyrhynchus statt Enthyrhynchus.
„ 552 „ 10 unten: resplendens statt resplendescens.

Weiterhin ist bei allen auf i endigenden Namen von Dörfern, Flüssen, Bergen u. s. w. das e am Ende zu streichen und lese man:

Atjeh, Atjeher, atjehisch;
Malakka;
Mangkassar, mangkassarisch;
Mohamadaner;
Malaisch;
Tuluti;
Singalang;
Tandjung;
Teluk;
Ajer;
Rottan;
Kano;
ketjil. —

Druck von Gressner & Schramm in Leipzig.

Nord-Amerika,

seine Städte und Naturwunder, sein Land und seine Leute.

Von

Ernst von Hesse-Wartegg.

Mit Beiträgen von Udo Brachvogel, Bret Harte, Theodor Kirchhoff, Friedrich Ratzel, Henry de Lamothe, Charles Nordhoff, Bayard Taylor und Anderen.

Dreihundert Illustrationen.

Es schildert dies Werk den transatlantischen Continent, der ja Millionen unserer Landsleute zur zweiten Heimath wurde, in Wort und Bild. Alle Theile der Vereinigten Staaten und Canadas, von Florida bis Oregon, von Texas bis Labrador werden darin berücksichtigt.

Der gewaltige nordamerikanische Continent, gleich ausgezeichnet durch den Reichthum seiner Produkte, wie die Intelligenz seiner Bewohner, wird in diesem Werke für deutsche Leser eingehend, treu und in anziehender Form geschildert. Die Wunderländer Californien, Colorado und Nevada, die Felsengebirge mit ihren Parks und Canons werden darin zum ersten Male und von vielen charakteristischen Illustrationen begleitet, dem Publikum erschlossen.

Die Schilderungen umfassen nicht nur die größten und berühmtesten Städte und landschaftlichen Schönheiten des großen Continents, sondern auch hauptsächlich das

Leben der verschiedenen Gesellschaftsklassen und Menschenrassen, das Leben und Treiben in den Gold- und Silberminen Colorados und Nevadas, in den Kohlen- und Petroleum-Distrikten Pennsylvaniens, das Flußleben auf dem Mississippi und Missouri, das Emigrantenleben in den Prairien, die Lebensweise, Sitten und Gebräuche der Neger, Indianer und Chinesen u. s. f. — Alles aus den berufensten Federn.

Zahlreiche Original-Illustrationen von der Hand erster Künstler machen besonders diesen Theil des Werkes äußerst interessant und anziehend.

Sämmtliche Schilderungen sind nach eigener Anschauung und beruhen auf eigener Erfahrung.

Das Werk, etwa 800 Seiten Lexiconformat umfassend und mit Hunderten von schönen Illustrationen geschmückt, gelangt in drei rasch aufeinanderfolgenden Bänden zur Ausgabe, von denen

Band I. Die amerikanischen Oststaaten,
„ II. Den großen Westen und die Felsengebirge und
„ III. Californien und den amerikanischen Süden

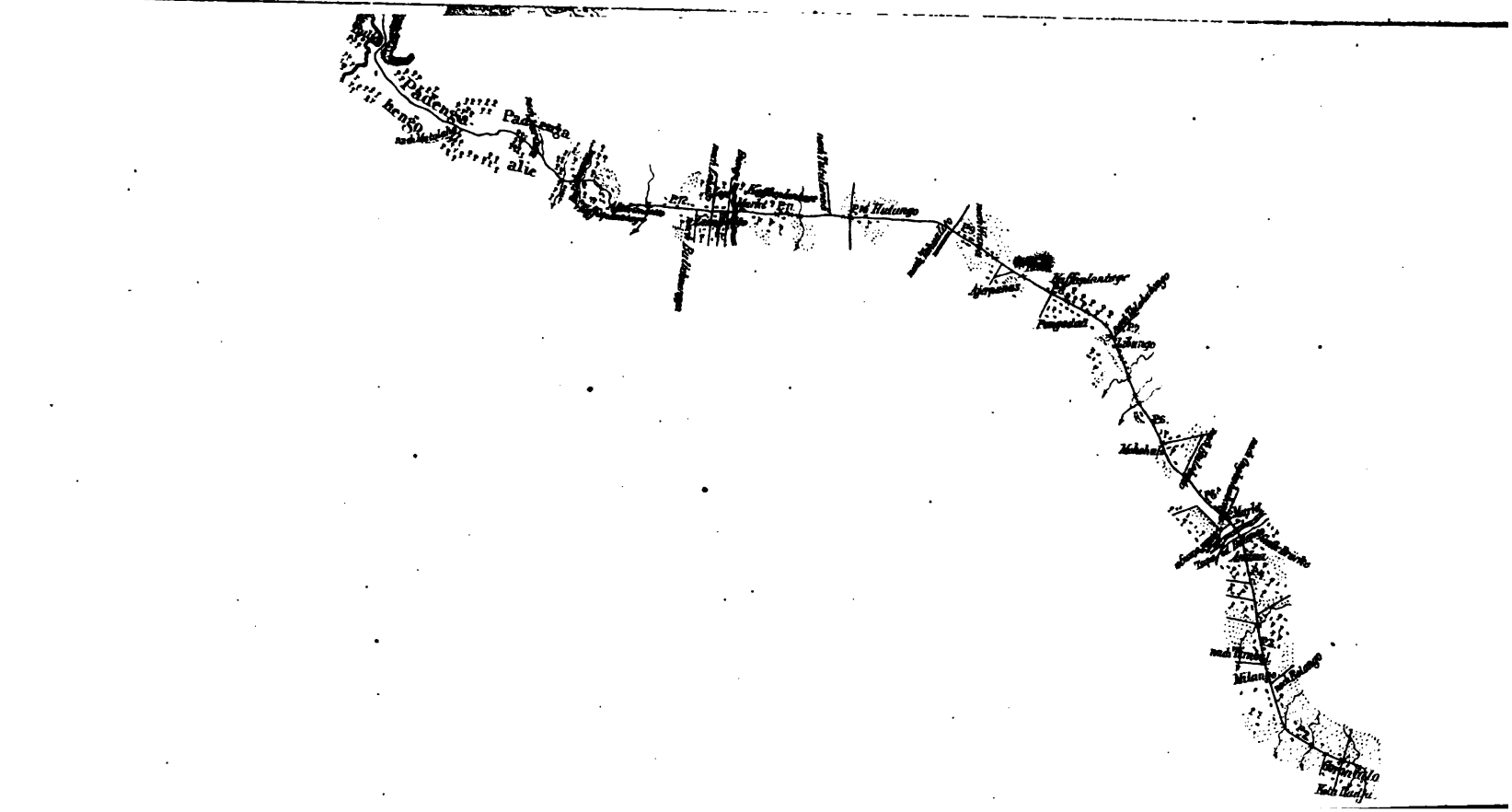
enthalten wird.

Der Preis wurde so billig als möglich gestellt: complet broschirt 20 Mark, in Prachtband 24 Mark. Jeder Band ca. 7 Mark.

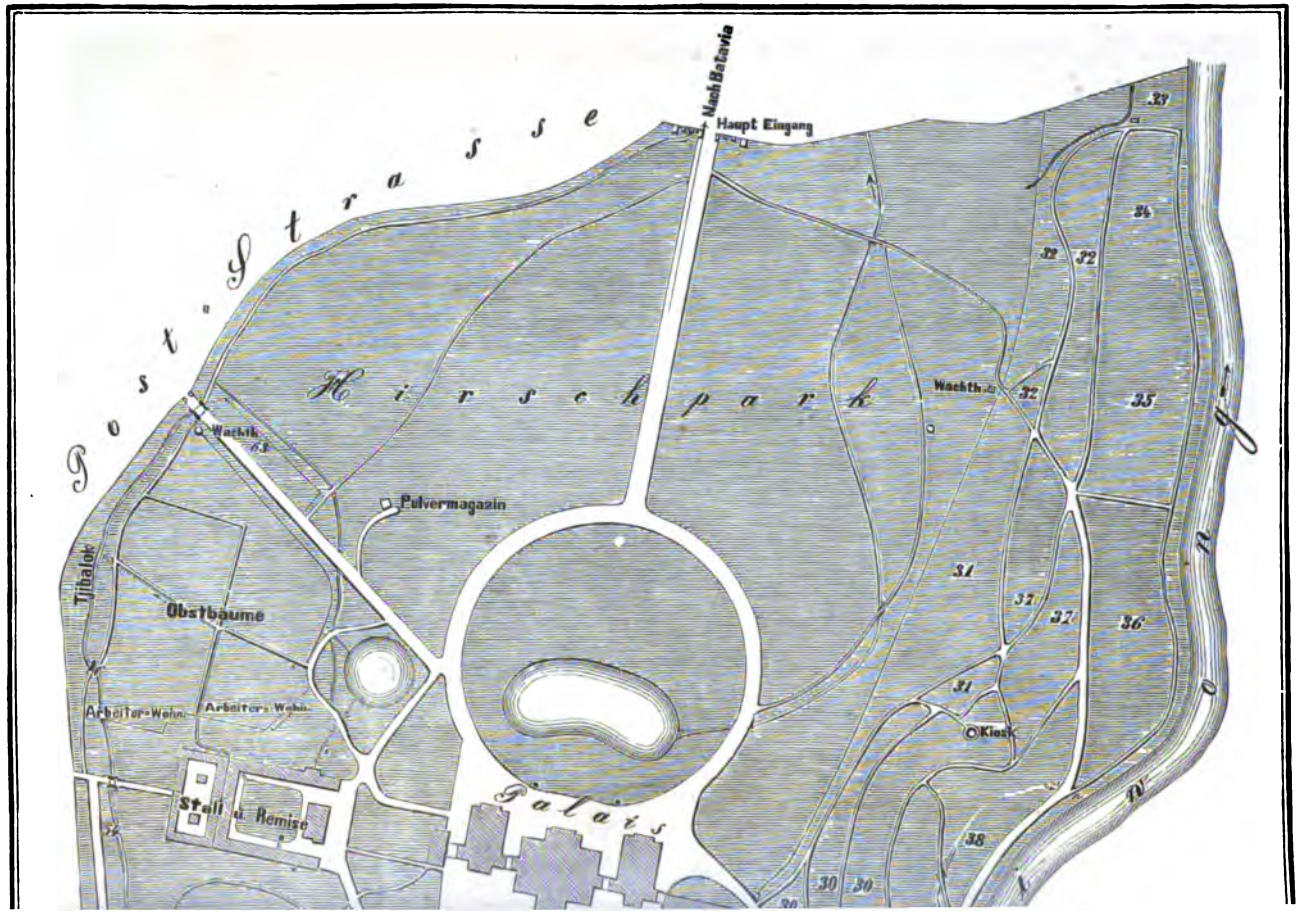
Herausgeber und Verlagshandlung scheuten keine Kosten, das Buch textlich wie bildlich zu einem schönen und gediegenen Prachtwerke zu gestalten. Möge es sich diesseits wie jenseits des Oceans einer freundlichen Aufnahme erfreuen und diesseits viele unrichtige Vorstellungen über die Vereinigten Staaten verbessern!

Gustav Weigel,
Buchhandlung in Leipzig.

☛ In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes kann das höchst interessante Buch eingesehen werden.



Plan des Pflanzengartens zu Buitenzorg.


Post-Strasse
Nach Batavia
Haupt Eingang
Hirschpark
Wachth.
Pulvermagazin
Tjibalok
Obstbaume
Arbeiter-Wohn.
Arbeiter-Wohn.
Stall u. Remise
Palais
Kiosk
Wachth.
32
32
32
32
32
31
31
30
30
38
35
36
34
33